Deutsche Rundschau

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

47442
99

Band III.

(April — Mai — Juni 1875.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam Seyffardt'sche Buchh.	Kopenhagen Wilh. Prior's Buchh.	New-York Stechert & Wolff.	Rio de Janeiro E. & H. Laemmert.
Athen Karl Wilberg.	London A. Siegle.	New-York E. Steiger.	Rom Loescher & Comp.
Bern Huber & Comp.	London Trübner & Comp.	Paris Sandoz & Fischbacher.	Rotterdam van Hengel & Eeltjes.
Brüssel C. Muquardt's Hofbuchh.	Mailand Ulrico Hoepli.	Petersburg Carl Ricker.	Stockholm Samson & Wallin.
Bukarest Sotschek & Comp.	Moskau Edmund Kunth.	Riga J. Deubner.	Wien Faesy & Frick.
Christiania Albert Cammermeyer.	Moskau Alexander Lang.	Riga N. Kymmel.	Yeddo H. Ahrens & Comp.

AP
30
D4
Bd.3

Inhalts-Verzeichniß

zum

dritten Bande (April — Mai — Juni 1875).

		Seite
I.	E. von Dincklage, Erich Lennep. Erzählung	1
II.	Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet und herausgegeben von Professor Max Müller in Oxford	38
III.	W. Preyer, Die Hypothesen über den Ursprung des Lebens	58
IV.	Max Maria von Weber, Die Geographie der Locomotivconstruction	78
V.	Max Huybensz, Die Einwirkungen der Börsenkatastrophe von 1873 auf das sociale Leben in Wien	102
VI.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	122
VII.	Angelo de Gubernatis, Gino Capponi und die Geschichte der Florentinischen Republik	128
VIII.	Louis Ehlert, Eduard Hanslick über die moderne Oper	131
IX.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. — Die Theater	135
X.	Otto Gumprecht, Aus den Berliner Concertsälen	143
XI.	Heinrich Laube, Wiener Theater	149
XII.	Politische Rundschau	154
XIII.	Berthold Auerbach, Nannchen von Mainz. Eine rheinische Geschichte	161
XIV.	Julius Rodenberg, Das ehemalige Kurfürstenthum Hessen. Heimatherinnerungen	187
XV.	Georg Brandes, Ferdinand Lassalle vor der Agitation. (Schluß.)	213
XVI.	Ludwig Friedländer, Die „Revue des deux mondes" über Preußen und Deutschland während der Zeit des Norddeutschen Bundes	237
XVII.	von Meerheimb, Die Metzer Bibliothek in Berlin	250
XVIII.	Rudolph Lindau, Schiffbruch. Eine Erzählung aus Japan	261
XIX.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	274

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XX. Wilhelm Goldbaum, „Das Wiener Stadttheater" von Heinrich Laube 283
XXI. Zu dem von Max Müller herausgegebenen „Briefwechsel Schiller's mit dem Herzog von Augustenburg" 287
XXII. Karl Frenzel, Berliner Chronik. — Die Theater 289
XXIII. Otto Gumprecht, Aus dem Berliner Opernhaus und den Concertsälen 295
XXIV. Heinrich Laube, Wiener Theater 301
XXV. Eduard Hanslick, Die musikalische Saison in Wien 1874—1875 307
XXVI. Politische Rundschau 315
XXVII. Joseph Victor Scheffel, Die Mär vom Rockertweibchen, wie sie im Schwarzwald die Mutter den Kindern erzählt 323
XXVIII. Ottokar Lorenz, Kirchenfreiheit und Bischofswahlen. I. 333
XXIX. H. Hüffer, Mittheilungen über H. Heine. Nebst bisher ungedruckten Briefen und Gedichten desselben. — I. Aeußerungen Heine's über die musikalische Bearbeitung seiner Gedichte. — II. Zu Heine's Gedichten. — III. Zusätze; Heine und Johann Baptist Rousseau 351
XXX. Gerhard Rohlfs, Expedition in die libysche Wüste im Winter 1873/74 377
XXXI. Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten 392
XXXII. Adolf Bock, Berlin im Grünen 404
XXXIII. Giacomo Leopardi's Gespräche. Deutsch von Paul Heyse. — Herkules und Atlas. — Ein Professor der Humanität und Sallustius 411
XXXIV. Otto Girndt, Ein heimliches Verhältniß. Humoreske. I. 416
XXXV. Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau 444
XXXVI. Ottokar Lorenz, Gefficken über „Staat und Kirche" . . 451
XXXVII. Karl Gutzkow, Georg Herwegh 455
XXXVIII. Rudolph Genée, Das Gastspiel der Meininger in Berlin 457
XXXIX. Otto Gumprecht, Rubinstein's „Maccabäer" und Schluß der musikalischen Saison in Berlin 464
XL. Heinrich Laube, Wiener Theater 471
XLI. Politische Rundschau 477
XLII. P. Thompson, Präsident Lincoln und die amerikanischen Eisenbahnen 484

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Erster Jahrgang. Heft 7. April 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam Seyffardt'sche Buchh.	Kopenhagen Wilh. Prior's Buchh.	Moskau Alexander Lang.	Riga N. Kymmel.
Athen Karl Wilberg.	London A. Siegle.	New-York Stechert & Wolff.	Rio de Janeiro E. & H. Laemmert.
Bern Huber & Comp.	London Trübner & Comp.	New-York E. Steiger.	Rom Loescher & Comp.
Brüssel C. Muquardt's Hofbuchh.	Mailand Ulrico Hoepli.	Paris Sandoz & Fischbacher.	Rotterdam van Hengel & Eeltjes.
Christiania Albert Cammermeyer.	Moskau Edmund Kunth.	Petersburg Carl Ricker.	Stockholm Samson & Wallin.

Tamunda
F. Basedow.

Wien
Faesy & Frick.

Yeddo
H. Ahrens & Comp.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	**E. von Dincklage**, Erich Lennep. Erzählung	1
II.	**Schiller's** Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet und herausgegeben von Professor **Max Müller** in Oxford	38
III.	**W. Preyer**, Die Hypothesen über den Ursprung des Lebens	58
IV.	**Max Maria von Weber**, Die Geographie der Locomotivconstruction	78
V.	**Max Huybensz**, Die Einwirkungen der Börsenkatastrophe von 1873 auf das sociale Leben in Wien	102
VI.	**Friedrich Kreyssig**, Literarische Rundschau	122
	a) Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von Wilhelm v. Giesebrecht. Bd. IV.	
	b) Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Von Heinrich von Sybel. Band V, 1. Abth.	
	c) Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800. Von Adolf Schmidt.	
	d) 1815—1871. Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden. Von Dr. Oskar Jäger. Band I—III.	
	e) Philosophische Zeitfragen. Populäre Aufsätze von Jürgen Bona Meyer. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.	
	f) Die religiöse Frage. Wider Eduard von Hartmann. Von Johannes Huber.	
VII.	**Angelo de Gubernatis**, Gino Capponi und die Geschichte der Florentinischen Republik	128
VIII.	**Louis Ehlert**, Eduard Hanslick über die moderne Oper	131
IX.	**Karl Frenzel**, Berliner Chronik. — Die Theater . . .	135
X.	**Otto Gumprecht**, Aus den Berliner Concertsälen . .	143
XI.	**Heinrich Laube**, Wiener Theater	149
XII.	Politische Rundschau	154

Erich Lennep.

Erzählung von E. v. Dincklage.

Cap. I.

Die Fremden.

Der Arzt eilte die sehr enge und sehr unsaubere Stiege des Dorfwirthshauses empor, mehr noch von Neugier als von Theilnahme getrieben, und trat nach kurzem, hastigem Pochen in die unwohnliche Schlafkammer oben, noch unwohnlicher gemacht durch allerhand umher gestreutes Handgepäck und diejenigen, so gut es in Eile möglich, herbeigeschafften Gegenstände, die ein plötzliches Erkranken nothwendig macht. Dr. Schohmaker — er hatte als braver Emsländer auch einen richtigen plattdeutschen Namen — Dr. Schohmaker trat an die geräumige Wandbettstelle, in welcher die Kranke lag, und ergriff, unter flüchtigem Gruße gegen die Anwesenden, die bleiche, leblose Hand der ältlichen Frau, die man hier, in Ermangelung einer besseren Unterkunft, einquartirt hatte. Während Dr. Schohmaker anscheinend die sehr schwachen, kaum merkbaren Pulsschläge unter seinen strammen, wohlgenährten Fingern suchte, schielte er mit halb zugekniffenen Augen über die silberne Brille hinweg auf die beiden Begleiter seiner Patientin, und ehe er noch über die Diagnose der Krankheit den leisesten Lichtstrahl glücklicher Combination verspürte, war er schon über das Familienverhältniß seiner Gruppe im Reinen. Die blonde, magere Frau mit dem stillen Gesichte, die geduldig und liebevoll den Kopf der Kranken an ihrer Schulter stützte, war die Schwiegertochter derselben. Schohmaker, obwol ein einfacher Dorfarzt, verstand sich ein wenig auf Physiognomik: in diesem schlichten Frauenantlitz stand nicht der selbstleidende Schmerz einer Tochter, da war mehr die milde Theilnahme, die umsichtige Besorgniß einer barmherzigen Schwester. Die graublauen Augen ruhten stillabwartend auf dem Gesichte des Arztes, indeß sie flüsterte: „Die Kranke sprach noch ganz heiter, bis der plötzliche Schreck sie erbleichen und verstummen machte: als ich sie anblickte, war sie besinnungslos, und wir mußten sie hierher tragen; gewiß hätte sie, trotz ihrer Kränklichkeit, die Reise gut überstanden, wenn nicht das Eisenbahnunglück — —!“

„Eisenbahnunglück!“ unterbrach der anwesende Herr seine Promenade im Kämmerlein auf und nieder, die er behende und erregt wie ein eingesperrtes wildes Thier ausführte; „wie kann man es ein Unglück nennen, wenn irgend etwas an der Maschine zerbricht und der Zug einfach stehen bleibt?“

„Für sie war es ein Unglück,“ entgegnete die Frau mit sanfter Festigkeit, „denn sie wird den Schrecken vielleicht nicht lange überleben.“

Der Herr blieb wie angewurzelt stehen, sein gebräuntes, bewegliches Gesicht erbleichte einen Moment, dann sagte er laut und zürnend: „Frauen erschrecken immer ohne Ursache!“

„Hoffen wir das Beste!“ äußerte der Arzt, seine gewöhnliche Umschreibung der Phrase: für den Tod ist kein Kraut gewachsen! Zugleich legte er die bleiche Hand auf das dicke, blaugewürfelte Federbett und schritt dem einfachen Tannentische zu, um schleunig ein Recept zu schreiben. Während er eine Handtasche und eine Reisedecke bei Seite schob, um Platz zu gewinnen, faßte er den unruhigen Herrn scharf in's Auge. Derselbe war groß, dunkel, gewissermaßen ein hübscher Mann, wenn er nicht etwas zu sehr nach dem Vagabonden, oder, wenn man will, genial, oder — der Doctor erinnerte sich gern seiner Studentenzeit — gar zu „verkneipt“ ausgesehen hätte. Er mochte etwa dreißig Jahre zählen, Haar und Bart waren ungewöhnlich lang und, obwol mit sichtbarer Vorliebe gepflegt, dennoch wirr und ungeordnet. Der Anzug war gleichfalls fein und anständig, aber es saß Alles so, als wäre es ohne Nachdenken angelegt und in einem Sturmwinde verweht und verschoben. Das Versöhnende dieser zerfahrenen Erscheinung waren ein paar runde, dunkelblaue, luftig-intelligente Augen, die alles Mißtrauen der übrigen Thatsachen niederleuchteten. Während Schohmaker eine alte doppelzüngige Feder in das vertrocknete Dintenfaß tupfte, dem er mit dem für die Ohnmächtige herbeigeholten Essig zu Hilfe kommen mußte, vollendete er innerlich die Biographie der Familie neben sich: ‚Er ist aus gutem Hause, auch die Alte ist fein, aber ein Taugenichts ist er, das steht fest. Die Jüngere — jung ist sie nicht mehr — hatte Moses und die Propheten, war ein simples Bürgermädchen, und der feine Herr nahm sie um des schnöden Mammons willen; er bäumt sich gegen ihre Ruhe — hilft nichts, unsere blonden Frauen reden langsam, aber sie wissen, was sie wollen, da geht keine Silbe verloren — und sie ist eine von uns — sie ist von emsländischer guter Art.‘

Während dieser Betrachtungen malte der Arzt einige seiner Runen auf das Blättchen Papier, zeichnete darunter einen Schnörkel, von welchem kein Mensch mit Bestimmtheit hätte sagen können, was er bedeuten solle, und fragte dann den erregten Herrn: „Wie ist der wertheste Name Ihrer Frau Mutter —?“

„Meiner Mutter — zum T—, was wollen Sie mit meiner Mutter?“

„Nun, jene Dame — das Recept —“

„Ah so — ich vergaß. Jene Dame ist meine Mutter nicht, ich weiß gar nicht, wie sie heißt — ich habe nie mit ihr geredet und half sie nur daher tragen.“

„Hm,“ machte der Doctor und schrieb das laufende Datum, „Ihre Frau Gemahlin scheint doch unterrichtet zu sein.“

„Meine Gemahlin — alle Wetter, Sie wissen mehr als ich selbst; wo — wer ist meine Gemahlin?"

„Jene Dame, ich vermuthete —"

„Jene Dame? Ha, ha, ich kenne sie gar nicht, sah sie zuerst, als ich ihr beistand, die Kranke hierher zu schaffen."

„Ah — so —" wunderte sich der Arzt innerlich und trat an das Bett, um von jener Dame den werthen Namen der Patientin zu erfahren.

„Ich bedauere sehr, Herr Doctor," entgegnete die Blonde, „ich kenne diese Frau nicht weiter und saß mit ihr seit der vorletzten Station, an der ich einstieg, im Coupé. Sie sagte, sie komme aus Böhmen und reise nach Norderney, um die Seeluft zu genießen; das ist Alles."

„Und Ihr eigner werther Name?" inquirirte der Jünger des Aesculap in äußerster Neugier weiter.

„Was geht denn Sie der Name dieser Dame an?" fuhr der andre Herr unwirsch dazwischen.

„Nun — man muß sich doch an Jemand halten können!" erklärte der Arzt und nahm eine Prise. Der junge Herr fuhr mit den Händen rasch nach seiner Westentasche, von da zu einigen anderen Taschen und ließ sie dann langsam und enttäuscht sinken. Inzwischen bat die Blonde: „Beeilen Sie das Recept, lieber Doctor, ich stehe für Alles, ich werde die Kranke nicht verlassen, mein Name ist Margarethe Lange, ich bin die Tochter des Hauptmanns Lange, ohne Zweifel kannten Sie ihn, er starb vor zwei Jahren."

„O — sehr angenehm," versetzte der Arzt mit ganz verklärtem Gesicht, „sehr angenehm; freilich, wer sollte Hauptmann Lange nicht gekannt haben — ich laufe inzwischen selbst zur Apotheke!"

Ganz elektrisirt trabte der Biedermann zur Thür hinaus, indeß der Reisende neben Margarethe Lange vor die „Butze" (Schlafstelle mit Bretterverschlag) getreten war: „Sie sind Gretchen Lange?" sagte er mit Beziehung, „ich bin Erich Lennep. Die alten emsländischen Namen haben für jeden Landsmann guten Klang."

„So? — Erich Lennep!" wiederholte sie gleichfalls mit besonderer Betonung und rieb dann wieder die Stirn der Kranken, die leise zu stöhnen begann, mit Essig.

„Wohin reisen Sie denn, Fräulein Lange?" fragte Erich und hielt ihr die Schale mit dem Essig.

„Ich wollte zu meiner Tante, der Wittwe Weenpohl, meines Vaters Schwester, und woher kommen Sie?"

„Wittwe Weenpohl zu Niehuus — schwer reiche Bäuerin, ich weiß. Woher ich komme — aus Italien und Ungarn — ich komme her von allerwärts."

Gretchen schwieg mit einer Miene, als wollte sie verschweigen, wie sehr sie die Leute bedauere, die von allerwärts kommen, und netzte die Lippen der Kranken mit etwas Wasser. „Wenn Sie auf Niehuus sind und ich bei meiner Mutter, kann ich Sie öfters sehen; wir sind dann Nachbarn, kaum anderthalb Stunden Entfernung, wenn man scharf austritt."

„Ich kann diese da nicht verlassen, bis — bis sich ihr Zustand ändert," sagte Gretchen, „sie hat Niemanden und ist fremd."

„Ich hoffe — ich glaube," verbesserte sich Erich Lennep, „es wird sich bald ändern." Noch kaum hatte ihn der Gedanke an den Tod erschreckt, und jetzt wieder schien es ihm nicht unangemessen, die Fremde sterbe bald, damit er Gretchen in Niehuus besuchen könne. Der Aufenthalt auf dem Landbesitz seiner Mutter war ihm stets so sehr langweilig, daß ihm jede Abwechselung hoch willkommen; dieses Mal besonders lockte ihn das Wiedersehen sehr wenig, seine Rückkehr in's Vaterhaus war seit vielen Jahren keine freudige mehr, denn er brachte der verwittweten Mutter nichts mit als die zertretenen, verlorenen Hoffnungen, welche sie einst in stolzer Zuversicht in ihn setzte.

Dr. Schohmaker kam jetzt in fliegender Hast zurück. Während er sich um die Kranke beschäftigte, murmelte er immer von Neuem: „Gretchen Lange, Tochter des Hauptmanns Lange — Patientin kann hier nicht bleiben, das ist unmöglich, aber wohin? Mein Haus ist das einzige, indeß meine Frau — offen gestanden, sie liebt die unnützen Ausgaben nicht, und wer weiß, ob die Dame, wenn sie," er zuckte die Achseln, „oder wenn sie" — er legte den Kopf mit geschlossenen Augen auf die Seite — „genug, ob sie geneigt oder im Stande sein wird, die Kosten der Verpflegung — —"

„Wenn sie es nicht ist," sagte Gretchen Lange gelassen, „so stehe ich für Alles ein — sind Sie zufrieden?"

„Ob ich zufrieden bin, wenn die Tochter, die einzige Tochter des Hauptmanns Lange so spricht? Ich müßte doch ein Hauptnarr sein, wenn ich nicht — jetzt kommt sie zu sich — so, legen Sie den Kopf etwas auf die Seite, wir müssen versuchen, ob sie ein wenig schluckt."

Die Leidende erholte sich allmälig so weit, daß man daran denken konnte, sie in Schohmaker's Haus zu transportiren. Frau Dr. Schohmaker, geb. Meier, aus dem Osnabrückischen, empfand allerdings nicht den mindesten Enthusiasmus für unmotivirte Gastfreundschaft, und als Herr Erich Lennep sich ohne Weiteres in ihrem Hause mit einquartirte, befiel die Aermste ein langer, trockener Husten, den ihr Gatte für unheilbar hielt, obwol gänzlich gefahrlos.

„Sie werden es erklärlich, ja vom historischen Standpunkte aus beinahe als zwingende Nothwendigkeit erkennen, Madame," sagte Herr Lennep ernsthaft, indem er seine Reisetasche zwischen die beiden vergoldeten Vasen mit Papierblumen auf den Tisch der Visitenstube legte, „daß ich obdachlos, oder, was noch mehr sagen will, pfenniglos zu Ihnen komme; es ging den meisten ungewöhnlichen Männern gleich mir: Dante aß sein Festungsbrod in Thränen, Machiavell erlitt Kerker und Folter, Galilei peinliche Inquisition, Ugo Foscolo starb als Flüchtling in England — ich weiß das Alles mit Gewißheit, denn ich komme direct aus Italien, auf meinem Haupte ruht noch ganz frisch der Segen des heiligen Vaters und ich bin nicht Derjenige, welcher Ihnen einen Antheil an demselben vorenthält, denn — —"

Die geborne Meier unterbrach ihren Husten und seine Rede, indem sie vorwurfsvoll rief: „Ach, was wird Ihre treffliche Mutter dazu sagen!"

„Zu dem Segen, Verehrteste?"

„Nein, dazu, daß Sie keinen Pfennig in der Tasche haben."

„Gesetzt, mia bella, ich hätte einen oder auch mehrere — das könnte nichts ändern! Ein Goldstück läßt sich derart ausspinnen, daß man mit den Fäden eines Louisd'or oder Friedrichsd'or oder Napoleonsd'or Roß und Reiter umspinnen kann; aber die Pfennige, das schnöde Kupfer — man wirft es einem Bettler in den Hut, und hat man keinen Pfennig mehr, so zerschneidet man, wie der heilige Martin, den eigenen Mantel, oder man flüchtet zu irgend Jemand, der unser Freund ist, oder es werden will."

„Lassen Sie meine Frau ihren Beschäftigungen nachgehen!" unterbrach Herr Dr. Schohmaker das bedrohlich werdende Mienenspiel seiner gebornen Mejer. Er hielt dabei zwei lange, weiße Thonpfeifen in der Hand, und heimliches Wohlgefallen an dem Aerger seiner Frau zuckte koboldartig um seine Mundwinkel — „kommen Sie in den Garten, wir wollen eine Friedenspfeife rauchen!"

„O Sie Schelm, Sie Schelm!" sagte der Arzt im Schutze der Stachelbeerbüsche, „wer hätte das heute Morgen von Ihnen gedacht (paff! paff!) — Sie kleiner Schelm!"

„Heute Morgen — hm, das war etwas Anderes, kranken und sanften Frauen gegenüber bin ich immer höchst reizbar und verdrießlich — ich weiß nicht, wie mich benehmen."

„Oho — und doch waren Sie der Einzige, welcher, der kranken Frau beizustehen, seine Reise unterbrach."

„Und eine neue Fahrkarte lösen muß!" vollendete Lennep, „ja, wissen Sie, lieber Freund, die Sache ist, ich bin bei Weibern, will sagen wehrlosen Weibern, ganz außerordentlich weichherzig, geradezu nervös, — und nun gar, wenn eine Frau sterben will! Doctor, der Tod — glauben Sie, daß die fremde Frau da —" er deutete auf die Giebelstube, deren Fenster zwischen den Apfelbäumen sichtbar waren, „glauben Sie, daß sie bald stirbt?"

„Ohne Zweifel drei, vier Tage noch — ich habe Gretchen Lange aufgefordert nach Papieren zu suchen, die den Namen der Fremden darthun; wenn sie Angehörige hat, muß man telegraphiren. Uebrigens wird sie morgen früh wahrscheinlich zum klaren Bewußtsein zurückkehren; das Leiden besteht in einem schon seit längerer Zeit entwickelten — —"

„Um Gottes Willen, Doctor," rief Erich entsetzt, „lassen Sie sich nicht einfallen, mir Krankheiten zu erklären, ich würde viele Nächte kein Auge zuthun, oder doch von all' den Gräßlichkeiten träumen! Leben wir, um den heiteren Spiegel unserer Phantasie mit abschreckenden Vorstellungen zu trüben? — Nein, nein! Wir sind bestimmt, dem Dasein so viel Freude und Genuß als immer möglich abzuringen, und bei mir ist der Lebensgenuß ein Cultus geworden; ich betrachte mich als eine Art umgekehrten Dalai Lama's; denn wie die Buddhisten die Läuterung der Seele, den Uebergang in den unendlichen Weltgeist durch den Schmerz erreichen wollen, so trachte ich, mich in Freude und Lebenslust aufzulösen und, wenn das Ende kommt, im Berufe, d. h. mit dem Glase in der Hand, zu sterben!"

Dr. Schohmaker konnte sich zwar nicht eben eines üppigen Haarwuchses rühmen, aber er faßte unwillkürlich nach dem Rest seines Schopfes, wie um sich selbst vor dem Ertrinken in Grundsätzen zu retten, die er nie den Muth

gehabt hatte, zu denken, geschweige denn laut werden zu lassen. Wie die Chinesen ihren Kindern gleich nach der Geburt den Kopf zwischen zwei Bretter klemmen, um ihm eine künstliche Form zu geben, so war Schohmaker's Wesen von Klein auf zwischen die Bretter des Herkommens und der bürgerlichen Gewohnheit eingeklemmt; er hatte wol den Wunsch, nie den Muth gehabt, die Bretter, welche seine Natur zusammenpreßten, herab zu reißen — und nun wandelte neben ihm ein Mann, der erblaßte, wenn man ihm eine Krankheit beschrieb, und der seine göttlich bequemen Grundsätze so selbstverständlich vorzeigte, wie seinen Reisepaß. Vergebens, daß sich Schohmaker erinnerte, er sei ein angesehener, gemachter Mann, Gatte der gebornen Mejer und ihrer Mitgift von baaren 30,000 Thalern, Familienvater und Kirchenvorstand — das Herz wollte ihm nicht schwellen neben dem Sausewind, der keinen Pfennig in der Tasche, aber auch keine Sorge zwischen all' dem übrigen gelehrten Krimskrams in seinem Kopfe hatte. In den alten Fabeln dürfen die Kinder der Luftgeister kein Metall mit sich tragen, um nicht durch die Schwere desselben zum irdischen Staube niedergezogen und gebannt zu werden. So schritt auch Erich, ein Sohn der Luft, dahin!

„Das hat so seine zwei Seiten," entgegnete der Arzt, indem er, nach kurzer Entgleisung, wieder in die goldne Mittelstraße einlenkte und heftig rauchte.

„Ach was — zwei Seiten — *eine* große, starke, mächtige, unüberwindliche Saite — so eine Paganinisaite genügt; ich habe immer die sogenannten Taugenichtse anziehender gefunden, als die Tugendspiegel, nur keine Halbheiten. Und jetzt, Doctorchen, lassen wir diese Fragen ruhen und erzählen Sie mir ein wenig von dem verstorbenen Hauptmann Lange; es ist so mancher Wind über meine Perrücke geweht, — Nord und Süd, Bora und Scirocco — daß mein Gedächtniß mich nach dieser Richtung hin im Stiche läßt. Was für ein Mensch war dieser Hauptmann!"

„Ja, amice, darüber ließen sich Bücher schreiben; aber mit einem Worte ausgedrückt, war er ein verrückter Mensch, dessen Kopf, wie ein Bienenkorb mit Bienen, mit tausend Sonderbarkeiten angefüllt war. Seine verschiedenen Marotten lieferten den Anecdotenschatz für die ganze Umgegend. Lange Zeit war er beschäftigt, seine fünf Sinne zurück zu dressiren, bis zur Urkraft des unverweichlichten Menschen. Man sah den Hauptmann wie einen Jagdhund umhergehen, um, vermöge des Geruches, Spuren aufzunehmen; er steckte unter keiner Bedingung Abends Licht an, um sein Auge in der Dunkelheit zu üben; er aß nur kalte, wo möglich rohe Speisen, und die Eichel spielte bei diesen Mahlzeiten eine große Rolle. Das Häuschen des besagten Lange ist von oben bis unten wie ein Tollheitsalbum; auf dem Dache steht ein Observatorium, denn die Urmenschen studirten den Lauf der Gestirne, und ein entsprechender Berg, diese Wissenschaft zu betreiben, befand sich nicht in Oberems; alle Fenster des Gebäudes sind mit Lüftungsapparaten versehen, Hof und Garten sind von Wasserleitungen durchschnitten und die Wände des innerhalb einer hohen Mauer belegenen Hauses sind mit Landkarten, allen möglichen Meridianen und Radien und den Zeichen des Thierkreises bedeckt. Am Plafond seiner Wohnstube zeigt sich eine compaßartig gemalte Windrose, und der Zeiger inmitten derselben

regulirt sich nach der Windfahne auf dem Dache. Alle diese und unzählige andere Dinge stellte Hauptmann Lange eigenhändig im Laufe von etwa achtundzwanzig Jahren her, die er größtentheils allein in seiner Zauberburg verlebte. Umgang hatte er nicht, seit er einsah, daß die Eingebornen von Oberems kein Verständniß für seine Bestrebungen hatten; seine Frau starb nach kurzer Ehe, und man hielt ihn für einen Weiber-, wenn nicht Menschenfeind, obwol er im Grunde niemals irgend Jemandem zu nahe trat."

„Und Gretchen war ihr Leben lang in diesem Gefängnisse?"

„Nein, Gretchen wurde bei ihrer Tante in Niehuus erzogen, eigentlich kann man sagen von derselben adoptirt, denn man hielt den Hauptmann für mittellos. Seinen Thorheiten huldigend, schien er ganz der Tochter vergessen zu haben, bis die Tante — Sie kennen dieselbe, eine höchst energische Bäuerin — sich eines Tages beikommen ließ, ihrem Bruder die Leviten zu lesen und in dieser Ermahnungs- und Besserungsrede die Behauptung auszusprechen, aus Gretchen würde all' ihr Lebtage nichts geworden sein, wenn der Vater sie selbst erziehen wollte. Der Hauptmann — Niemand weiß eigentlich genau, wann und wo er Hauptmann wurde, aber man nannte ihn so — genug, der Hauptmann sah sich das hochaufgeschossene Mädchen aufmerksam an und sagte dann: Du siehst, Dein alter Vater hat Niemanden, als Dich, auf der Welt, aber da ich ein Sonderling bin, lasse ich Dir die Wahl, mit mir zu leben, wie ich lebe, oder mit Deiner Tante nach Niehuus heimzukehren und mich nie wieder zu sehen, denn auch Deine Tante hat zum letzten Mal diese Schwelle betreten; ich störe keines Menschen Frieden und Thun, so werde ich auch meine Freiheit zu hüten wissen! — Gretchen blieb bei ihrem Vater und führte seitdem das Leben einer Einsiedlerin, wie er, bis er starb."

„Um sie als Bettlerin zurück zu lassen!" fiel Erich ein.

„Nein, in dieser einen Beziehung scheint er ganz zurechnungsfähig gewesen zu sein, oder war es sein einziger Freund, der Advocat Görtmann, für ihn? Genug, er hinterließ ein nicht unbedeutendes, sicher belegtes Vermögen."

„So! — Und der Advocat Görtmann verwaltete dasselbe, vermuthlich, um sich jetzt die Tochter mit sammt dem Capital zu nehmen?"

„Ach bewahre, Görtmann ist ein Jugendfreund des Hauptmanns, ein Greis; da die beiden Männer durch eine Entfernung von etwa sechs Meilen Landes in verschiedenen Orten getrennt lebten, so haben sie sich seit dem Tode der Hauptmannin Lange, die eine Verwandte Görtmann's war, nicht mehr Auge in Auge gesehen."

„Ich habe meiner lieben Heimath viel Originalität zugetraut," lachte Lennep, „aber nicht so viel! Sechs Meilen, sechs Meilen! . . . Hören Sie, Freund Schohmaker, wenn ich überhaupt Anlage hätte, irgend etwas auf der Welt zu werden, irgend etwas, das ich nicht mühelos von Gottes Gnaden geworden wäre, ich wünschte Haideschäfer oder Dorfarzt zu sein. Die Erzväter des alten Testamentes können ihren Abendtrunk nicht beschaulicher genossen haben, als Ihr und Euresgleichen!"

Cap. II.

Wanderers Heim.

Seit Frau Lennep Wittwe geworden war — damals war ihr einziger Sohn Erich noch kaum ausgewachsen, und sein junges, unbärtiges Gesicht sah dem seiner schönen imposanten Mutter ungemein ähnlich — seit jenem Tage hatte sie stets Schwarz getragen; vielleicht dachte man nur so, aber der Glaube war verbreitet, sie hätte in dieser Beziehung ein Gelübde abgelegt. Obwol Frau Lennep eine Liebesheirath im umfassendsten Sinne des Wortes geschlossen hatte, denn sie, die Tochter eines hochgräflichen Hauses, ließ sich von einem Studenten entführen, war ihre Ehe keine glückliche, und eben das, was gewöhnlich auch gelockerte Ehebande wieder fester knüpft, die Geburt eines Kindes, eines blühenden Knaben, diente unter dem Dache des Gutsbesitzers Lennep nur dazu, unzählige Zwistigkeiten hervor zu rufen. Der kurze Aufschwung, den die Leidenschaft für eine schöne, junge, hochgestellte Dame in Gerhard Lennep hervorgerufen hatte, sank alsbald wieder auf das Niveau bürgerlich-biederer Lebensanforderungen herab, indeß das seit den Zeiten der Kreuzzüge an große Emotionen und weltgeschichtliche Unternehmungen gewöhnte aristokratische Blut der jungen Frau Lennep sich dagegen sträubte, mit der kleinbürgerlichen Masse in Schritt und Tritt durch's Leben zu wandern. Anfangs ließen sich die vulkanischen Stoffe an unbedeutenden Capricen genügen; als aber die Erziehung des Sohnes in den Vordergrund trat, da wurden sich die Eltern nicht nur ihrer entgegengesetzten Naturbedingungen vollständig bewußt, sondern jede Aeußerung einer der kämpfenden Ansichten ward zugleich eine Beleidigung des andern Theils. Erich hatte inmitten dieses Zwiespaltes den glücklichen Instinct, sich seiner Mutter, die im Manne vorzugsweise den Cavalier schätzte, anzuschließen. Der Kleine erhielt früh ein Reitpferdchen, einen Hund, und wurde vor Nichts nachdrücklicher gewarnt, als vor „bäurischen" Sitten. Niemand machte Frau Lennep ihren Platz als Gutsbesitzersfrau streitig, weniger, weil sie wirklich die wohlhabendste Frau der Gemeinde war — die Bäuerin Weenpohl auf Niehuus und Andere besaßen ausgedehntere Ländereien — als deshalb, weil man sie überhaupt als Nichtacclimatisirte in scheinbarer Nichtbeachtung ihrer Wege gehen ließ. Ganz und gar aber können die Berührungen zwischen Leuten in gleicher ländlicher Lebensstellung nicht ausbleiben, namentlich wenn dieselbe Kirche sämmtliche Inhaber der weitläufig vertheilten Höfe zum Gottesdienste vereint. Kleine Reibereien blieben auf die Länge nicht aus, und zumeist war es eben die Wittwe Weenpohl, Gretchen Lange's Tante, welche den Handschuh aufnahm, den Frau Lennep ihren bäurischen Gefährtinnen hinwarf. Als einmal Erich zur Vesperzeit auf seinem Pferdchen den Kirchgängern entgegentrabte, wandte sich seine Mutter den neben ihr aufschauenden Frauen zu und fragte: „Ist er nicht schon ein kleiner Herr?" Die Witte Weenpohl entgegnete vierkantig: „Ein ganzer Bauer wäre hier mehr am Platze, als ein kleiner Herr, der ein halber Affe ist!" — Alexandra Lennep war doch nicht hochmüthig genug, um sich vollständig über dergleichen Kränkungen hinwegzusetzen; sie fühlte, daß sie nicht so geachtet würde, wie sie es, trotz ihrer Selbstüberhebung, wünschte und auch ver-

diente. Sie war einmal nicht zur Frau eines schlichten Hofbesitzers erzogen, und die Nationalitätseigenschaften der Umgebung, ja des eigenen Gatten, liefen ihrem Naturell schnurstracks entgegen. Gerhard Lennep, in mißverstandener Friedensliebe, verstummte nach und nach mit seinen Rathschlägen; Frau Weenpohl sagte: „Seine Frau hat ihn abgebissen!“ und spielte damit auf einzelne schüchterne Individuen unter den Hausthieren an, die nicht wagen, keck wie die Gefährten zum Futter zu dringen, weil einige Stärkere es sich zur Aufgabe machen, sie bei jedem derartigen Versuch zu beißen und fortzudrängen. In der Blüthe seiner Jahre, sechsunddreißig, ergriff Lennep ein Fieber, und er legte sich mit dem Bewußtsein auf's Sterbebett, daß die Finanzen seiner Familie durchaus nicht so stünden, als sie stehen sollten; aber aus Friedensliebe hatte er ja geduldet, daß Alexandra Luxus und Schulden machte. Frau Lennep hüllte sich in Schwarz und nahm die Dinge geschickt genug in die Hand; Erich ritt nicht mehr, sondern besuchte wie die andern Jünglinge seines Alters die hohe Schule, nur mit dem Unterschiede, daß der junge Lennep besonders leicht lernte und eine glückliche Begabung allen Andern voraus besaß, er war der Stolz seiner Lehrer. Einer dieser Professoren gedachte, in wohlmeinender Absicht, den Weg des vaterlosen Jünglings zu ebnen, und wandte sich an Erich's gräflichen Großvater mit der Vorstellung, der alte Herr müsse seiner Pflicht, dem begabten Enkel zu einer Carrière zu verhelfen, nachkommen. Alexandra hatte bisher in keinerlei directer Beziehung zu den Ihrigen gestanden. Jetzt, sei es, daß die versöhnende Zeit gewirkt, oder die natürliche verwandtschaftliche Anhänglichkeit gesiegt, genug, es kam eine Aussöhnung zu Stande, für Erich's Studien wurde ein großmüthig bemessener jährlicher Beitrag ausgesetzt, und als wenige Jahre darauf der alte Herr starb, erhielt die Wittwe Lennep ihren vollen Antheil des väterlichen Vermögens. Für einige Jahre verschwanden nun Mutter und Sohn von dem Grundbesitz des verstorbenen Gerhard Lennep, und als sie dann wiederkehrten, sagte man sich, das großväterliche Erbtheil Erichs sei verschwunden und verschwendet, er selbst habe seine Studien vor ihrer Vollendung an den Nagel gehängt und sei nun zu alt, um dieselben wieder aufzunehmen. Man sagte so, und man that das mit vollem Recht. Das Landleben wollte dem jungen Herrn nach einem Aufenthalt in Wien und Paris nicht mehr behagen, und so führte er ein recht zweckloses Dasein und reiste, so gut und so schlecht es gehen wollte, mit Hilfe der Geldmittel, welche seine Mutter, die wieder auf dem Dorfe lebte, auftreiben konnte, in der Welt umher. Die letzten Jahre hatten Frau Alexandra alt gemacht, obwol sie noch immer eine schöne, noble Erscheinung war. Daß Erich einen Tag später, als er sich angemeldet hatte, bei seiner Mutter eintraf, setzte diese nicht in Erstaunen; er kam immer früher oder später, als es seine Anmeldungen bestimmten, und dieses Mal umfaßte der Verzug nur vierundzwanzig Stunden. Selbstverständlich machte sich Erich mit Hilfe eines kleinen „Darlehns“ bei Dr. Schohmaker wieder auf die Reise; der Doctor war der Meinung, wenigstens sei es rathsam, von zweien Uebeln das kleinere zu wählen und sich einen ungemein durftigen Kostgänger baldmöglichst vom Halse zu schaffen. Erich freute sich in sorglosester Art des Wiedersehens und erzählte in seiner impulsiven, schwunghaften Weise Dieses und Jenes, was ihm eine längere

Reise zugeführt. Wie es seiner Mutter ergangen, ob sie Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen habe — er fragte nicht danach, er wandte die Unterhaltung geflissentlich von diesem Thema ab, denn sein Naturell sträubte sich gegen alles Trübe, Unangenehme, und daß Frau Lennep nichts Heiteres mitzutheilen habe, das wußte er. Aber bei dem Zusammensein zweier Personen in ländlicher Einsamkeit ist auf die Länge das Vermeiden eines so nahe liegenden Gegenstandes sehr schwierig. Fürchtete die Mutter anfangs ihres Sohnes reizbare und durch jede unliebsame Zumuthung erzürnte Natur, oder hoffte sie, er selbst werde das erste Wort sprechen? Genug, es vergingen einige Tage, bis neben der traulichen Abendlampe die Wittwe ihre schöne, gepflegte Hand auf den Arm ihres Sohnes legte und in etwas beklommenem Tone fragte: „Du hast also nichts für Dich finden können, Erich, das heißt keine Stellung, die Deinem Geschmack und Deiner Begabung angemessen Deine Zukunft sichern könnte?"

Erich fuhr empor, sein kaum noch so heiteres Antlitz röthete und verdüsterte sich: „Wir leben nicht mehr in den Zeiten Saul's," sagte er, die Weingläser klirrend zurückschiebend, „wo man spazieren ging, um einen Esel zu suchen, und fand eine Königskrone, und, obwol ein lockerer Vogel, bin ich dennoch kein Finkler, dem die Großen des heiligen deutschen Reiches ein Scepter auf den Vogelheerd legten. Der venetianische Löwe hat ausgebrüllt und das goldene Buch ist geschlossen, selbst die spitze Dogenmütze blieb mir somit unerreichbar — wie gesagt, es sind böse Zeiten für den Romantiker, auch die zarte Frau Minne blickt aufmerksamer auf den Geldbeutel, als auf das Herz des geliebten Gegenstandes — weniger glücklich, als der Postillon von Lonjumeau und viele Andere, die so schön und so froh, hat in fernen Landen keine Prinzessin ihr Auge auf mich geworfen, ich bringe von meinen Kreuz- und Querzügen eben nur mich selbst, Dein Hauskreuz, zurück!"

„So hoch, als Du meinst, waren meine Erwartungen nicht gespannt," entgegnete die Wittwe gezwungen lächelnd, „eine Stellung als Privatsecretär irgend eines hohen Herrn, als Reisebegleiter eines jungen Menschen, der die Welt sehen soll, als — nun welche anständige Stellung es immer sei, wäre mir willkommen gewesen; Dir fehlt es nicht an Kenntnissen, Du hast gute Manieren — —"

„Laß das ruhen, Mama, diese Dinge erwartet man stillschweigend! Aber weshalb fremdes Brod essen? Kann ich nicht, wie weiland Cincinnatus und Kaiser Josef II., hinter dem Pflug gehen und . . . ."

„Nein, mein Sohn," sprach Frau Lennep leise und senkte den Kopf, „leider kannst Du das nicht; Dein väterliches Besitzthum war schon vor unserer Erbschaft überschuldet, von der Erbschaft selbst hast Du, in Folge meiner mütterlichen Schwäche, einen andern Gebrauch gemacht, als Du solltest, Deine letzte große Reise hat den Rest verzehrt — und nun — —"

Erich erbleichte und starrte sie an: „Und nun?" drängte es sich mühsam über seine Lippen, „und nun bist Du, Du — meine Mutter — eine Bettlerin! O schmählich, schmählich, daß es dahin kommen mußte, durch *mich* kommen mußte; aber Mama, ich bitte Dich, weine nicht, es wird Alles gut gehen; Du hast Recht, ich kann arbeiten und werde arbeiten, für Dich — für Dich —

morgen, nein, heute noch thue ich die ersten Schritte, um meiner schönen Mutter Stirn wieder froh und frei zu sehen!"

Er umfaßte die anmuthige Frau enthusiastisch und sein Gesicht glühte vor Unternehmungseifer. Alexandra strich ihm die Haare aus der Stirn, die weichen, dunklen, leicht gelockten Haare, und flüsterte: „Dein Entschluß macht mich namenlos glücklich, mein Erich, mein theures Kind; ich werde nun ohne Sorge um Dich einen schweren Schritt thun, der Dich wenigstens jener Nothwendigkeit, auch für mich zu arbeiten, überhebt."

„Welchen Schritt, Mutter, um Gottes Willen, welchen?"

„Der General Graf Brauneck, mein Cousin, ist vor einem halben Jahre Wittwer geworden; er bedarf einer Frau, die seine Töchter und seinen Haushalt leitet, und hat mir seine Hand angetragen."

„Und Du wolltest?" — rief Erich aufbrausend und schlug mit der Faust auf die Tischplatte. „Ist meine Mutter gut genug zur Gouvernante und Haushälterin eines alten tyrannischen Geizhalses? Nein, soweit ist es noch nicht gekommen, Herr General! Es lebt noch ein gewisser Erich Lennep, dessen bürgerliche Existenz der Herr Graf vielleicht vergessen haben, der sich aber, außer eines anschlägigen Kopfes, zweier gesunder Arme rühmen kann! Nicht wahr, Mama, Du begnügst Dich lieber mit dem Stücke Brod, das Dein Sohn erwarb, als daß Du Dich an die prunkende Tafel jenes herzlosen Egoisten setzest — freilich Rang und Stand kann ich Dir nicht bieten!"

„O, mein Sohn!" rief die Wittwe gerührt, „Du fragst noch, was ich wähle?"

„Bei Gott, Mutter, Du hättest einen besseren Sohn verdient, als ich einer bin, aber der heutige Tag rettet mich! Es fehlte mir der Impuls, die Anregung zu einer rechten Thätigkeit, sie ist da — und ich zeige Dir zum ersten Mal im Leben, wer ich bin!"

„Der General hatte Deiner nicht vergessen," sagte die Mutter so vorsichtig, als wenn man Spiritus in eine Flamme gießt, „er macht unsere Verbindung von der Bedingung abhängig, daß Du nie auf längere Zeit oder häufiger der Gast seines Hauses seiest — der heranwachsenden Töchter wegen, wie er sagt! — erbietet sich aber, Dir zu einer bescheidenen Stellung in irgend einer Provinzialstadt zu verhelfen —!"

„O, wirklich — wie gnädig," knirschte Erich, „er hängt mir die Stellung an's Bein, wie man einem bösen Stier den Knüppel anhängt, damit er sein auf dem angewiesenen Weidegrunde ausharre. Danke! Danke! Ich bitte Dich, Mama, setze Dich daher und schreibe ihm, Du bedürftest seines Almosens, seiner so vorsichtig verclausulirten Anerbietungen nicht, schreib' es gleich, ich werde keine ruhige Minute haben, bis Du geschrieben hast!"

Frau Lennep schluckte einen Seufzer hinunter und sagte mit der Unsicherheit einer kleinen Nothlüge: „Abends greift das Schreiben meine Augen an, auch haben wir noch drei Wochen Zeit — Graf Brauneck ist auf einer Inspectionsreise in die nördlichen Provinzen begriffen!"

Erich hatte ihre Worte nur halb gehört, seine Gedanken durchwühlten bereits das Erdreich, in welches er das Fundament seines neuen Lebensbaues

legen wollte. Er erinnerte sich seiner Schul- und Universitäts-Freunde, um durch ihre Hülfe vielleicht die Kluft zu überbrücken, die zwischen seinen Studien und einer siebenjährigen Unthätigkeit lag. Diese damals jungen Leute waren jetzt, mit wenigen Ausnahmen, alle in Amt und Brod, theils glückliche Familienväter, und bei der Revue, welche er im Geiste über sie ergehen ließ, brach er in die Bemerkung aus: „Ein Gutes hat es doch, Mama, sie sind alle würdige, gesetzte Leute, doch ich bin ein junger, ein freier Mann geblieben. Nehmen wir an, ich wäre durch die Examina gefallen — besser, ich machte gar keine!"

Die nächsten Tage vergingen in fieberhafter Thätigkeit, es wurden Briefe geschrieben und unzählige Pläne gemacht, die aber, wie die Eintagsfliegen, sammt und sonders das Vesperläuten nicht überlebten. Nach acht Tagen, — viel zu spät für Erich's Ungeduld, er war der Post schon meilenweit entgegengelaufen und hätte beinah' gewaltsam den Briefkasten erbrochen — nach acht Tagen die erste Antwort: kalt — höflich-nichtssagend! Ihr folgten eine ganze Reihe ähnlicher von hoch- und niedriggestellten Persönlichkeiten. Die einflußreicheren antworteten zum größten Theile gar nicht. Erich trank sehr viel und seine Mutter wagte des Generals nicht mehr zu erwähnen. Endlich kam ein Brief, der Besseres, als nur leere Versprechungen bot, derselbe war von einem früheren Mitschüler, jetzt Caplan im Städtchen Oberems, geschrieben. Erich hatte sich nicht etwa an ihn gewandt, der geistliche Herr erfuhr aus dritter, vierter Hand die Wünsche des „fidelen Lennep" und forderte ihn auf, sich zu einer Schriftführerstelle beim Stadtrathe in Oberems zu melden, die nicht schwierig zu verwalten sei und dreihundertundsechzig Thaler per Annum abwerfe. Frau Lennep, welche ihrem Sohne über die Schulter in den Brief geblickt hatte, machte sich auf einen Zornesausbruch gefaßt, aber Erich blieb ganz ruhig, schaute auf die sauberen Zeilen und sagte vor sich hin: „Oberems, richtig, Gretchen Lange und das Häuschen des tollen Hauptmanns!"

Ehe noch irgend ein fernerer Entschluß zu Tage treten konnte, wurde der ziemlich unerquickliche Familienrath zwischen Mutter und Sohn dadurch unterbrochen, daß eine Kutsche vor das in den letzten Jahren an keine Besuche gewöhnte Landhaus fuhr und aus derselben sich Doctor Schohmaker herausbog, um mit lauter Stimme einen verblüfften Holzhacker zu fragen, ob Frau Lennep und Herr Erich Lennep zu Hause seien? Einen glücklicheren Moment, als denjenigen, welcher Erich einer ernsten Ueberlegung entzog, konnte Doctor Schohmaker gar nicht treffen; mit drei Sätzen war der junge Mann am Wagen und Schohmaker, der in Abwesenheit seiner Frau immer ein sehr kräftiges Organ hatte, rief: „Da ich an Ihrer Thür vorbeifahre, wollte ich Sie fragen, ob Sie mich nach Niehuus begleiten wollen; es sind anderthalb Stunden bis dahin, die der Fuchs gemessen hat, und zu Zweien macht sich das Ding besser! Wie geht's, wie steht's?"

„Steigen Sie aus, Doctorchen, ein Glas Wein thut wohl auf den Reisestaub! Ist doch Niemand krank in Niehuus?"

„I bewahre! Kerngesund, ich gehe nur wegen der Geschichte — wer hätte das gedacht?"

„Welche Geschichte — ? ich weiß von nichts!"

„Unmöglich — Alles ist voll davon und Sie, in unmittelbarer Nähe der glücklichen Erbin, sind wie aus den Wolken gefallen?"

„Erbin — wer — wessen Erbin?"

„Wer? Gretchen Lange! Wessen? Der kranken Frau, die sie in meinem Hause zu Tode pflegte! Die alte Person lebte noch vierzehn Tage und ließ Gretchen gar nicht zur Ruhe kommen. Eines Tages verlangte Gretchen, ich solle eine Depesche an den alten Advocaten Grötmann — Sie wissen ja! — schicken, und richtig kommt keine vierundzwanzig Stunden später der alte Knabe in eigener Person daher, ich denke, mich rührt der Schlag, und als sich die Madame und der Rechtsverdreher nun gar eine Stunde zusammen einschlossen, da sagte meine Frau: ‚Du, Doctor, wir sind dumm gewesen, daß wir nicht das Beste vom Besten für die Alte gaben, aber jeder hat doch seine Sachen lieb, und wenn auch Gretchen Lange Alles bezahlte, so war doch kein großer Vortheil abzusehen!' Richtig, nach einer halben Stunde werde ich hinaufgerufen und der Pastor wird geholt, das Testament wird unterschrieben, wir zwei prangen als Zeugen, sie nimmt das Abendmahl und im Handumdrehen ist sie todt. Das Kurze und das Lange ist nun: die Verstorbene hatte sich mit ihrer Sippschaft überworfen, war gleichsam von derselben fortgeflüchtet und vermacht ihrer Pflegerin 80,000, denken Sie nur, achtzigtausend Thaler! Wenn Gerechtigkeit in der Welt wäre, so müßte Gretchen Lange mit mir theilen, aber das Geschöpf ist in ihren reifen Jahren noch wie unmündig und Grötmann hat Alles in den Händen, da ist nichts zu machen. Mir ist nun angezeigt, ich könne den Betrag meiner Rechnung abholen und da bin ich — nun, zu kurz komme ich eben nicht, aber sehr ärgerlich ist es doch!"

Während dieser Unterhaltung hatte der Doctor ein halbes Dutzend Gläser geleert und Erich umarmte flüchtig seine Mutter, um den Doctor nach Niehuus zu begleiten.

Frau Lennep erwartete ihres Sohnes Rückkehr bis spät in die Nacht. Endlich kam er in sehr heiterer Stimmung und lobte die Familie Weenpohl und Gretchen Lange und den Doctor Schohmaker und Alle und Alles. Darauf wollte er sich erheben, um zu Bett zu gehen, seine Mutter hielt ihn aber zurück und sagte mit zitternden Lippen: „Erich, Du vergißt, daß ich dem General Brauneck spätestens morgen früh mit der Post, die um zehn Uhr abfährt, antworten muß — was soll ich ihm schreiben, mein Sohn?"

Erich setzte das Licht, welches er angezündet hatte, wieder auf den Tisch, zupfte an seinem Halstuche und sagte: „Alles in Allem erwogen, liebe Mama, lebst Du in der Residenz noch immer zehn Mal angenehmer, als hier in der Einsamkeit; Du hast das Landleben nie geliebt und dort trittst Du in die Lebenskreise zurück, für welche Du erzogen bist."

„Du aber —" sagte sie stockend — „wirst dann kein Elternhaus mehr haben — bedenke unsere Trennung."

„Ach, Mama, es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht wird! Meinethalben sei außer Sorgen, ich denke, ich nehme die Stelle in Oberems an, morgen früh gehe ich wieder hinaus nach Niehuus, um mit dem Arzte und Gretchen

Lange die Sache zu besprechen — weißt Du, Mutter, Gretchen hat jetzt ein Vermögen von hunderttausend Thalern — das wäre so eine Frau für mich!"

Alexandra Lennep nickte nur, sie konnte nichts sagen, Schlag auf Schlag fiel es auf ihr innerstes Herz, gleichmüthig gab ihr Sohn sie einem freudlosen Ehebunde hin, unbedenklich wünschte er sich die Nichte der Bäuerin Weenpohl, das erste, beste unbedeutende Mädchen, zur Frau — weil sie zufällig Geld geerbt hatte. Das war der Sohn, der ihr eine verlorene Jugend, der ihr ihre goldnen Illusionen ersetzen sollte, ein charakterloser, selbstsüchtiger Mensch, dessen gute Vorsätze nicht länger dauerten, als Schnee an der Sonne!

Nachdem Erich gegangen war, trat Alexandra vor ein Steindruckbild, das im vergoldeten Rahmen über ihrem Schreibtisch hing, das Portrait des verstorbenen Gerhard Lennep, eins jener zahllosen Studentenbilder, die vor Erfindung der Photographie von den Universitäten aus durch die Welt flogen — es war ein hübsches, frisches, gutes Gesicht, das da vor der Wittwe. Sie schaute mit ihren schmerzlich brennenden Augen hinauf und flüsterte: „Du bist ein verklärter Geist, Du warst stets nur Güte für mich — Du vergiebst es mir, daß ich Dein Leben vergiftete, weil ich einer unseligen Verblendung folgte — wenn Du dereinst unser Kind von mir forderst — ich kann nur meine schwere, grausame Buße für mich reden lassen."

Cap. III.

Der Schriftführer in Oberems.

Wie eine unscheinbare Flamme endlich einen großen Wasserkessel zum Kochen bringt, so bahnte der Schriftführer Lennep in dem stillen, sehnsuchtslos stagnirenden Städtchen Oberems eine neue Aera an; von ihm, als dem zersetzenden Element, ging eine gesellige Bewegung aus: ein Thee-Wechselfieber, eine Kränzchen-Epidemie, eine Liebhabertheatersucht, eine chronische Schwäche für Singvereine, nervöse Musikliebhaberei — kurz, eine Menge höchst erregter Zustände schreckte die Jugend aus ihrem althergebrachten und schon in den Kinderschuhen und Holzschuhen geübten Gleichschritt. Niegeahnte Gesellschaftsspiele und Pfänderauflösungen spannten die Intelligenz der Backfische, die kaum der Klostererziehung entnommen waren, bis zu einer beunruhigenden Höhe; der einzige Schuster des Städtchens, der seine Kunst bis zu perlgrauen Zeugstiefeln empor ausübte, fertigte dieselben gleich in halben Dutzenden und segnete die längst in Gott ruhenden Erfinder der Quadrillen und Lanciers, denn diese schwierigen Tänze verlangten zahllose Proben und Vorstudien, bis sie auf maskirten und unmaskirten Bällen losbrachen und in ganzer Vollendung die Herzen der tanzenden Töchter und Mütter entzückten. Aber nicht bloß die Jugend empfand die beseligende Nähe des „Maître de Plaisir" (auch Plesirpeter genannt), sondern auch noch eine andere, in stiller Zurückgezogenheit wirkende Menschenklasse, die sich bis dahin, so viel immer möglich, in die unsichtbar machende Tarnkappe nächtlicher Straßendunkelheit verbarg — nämlich die im Wirthshaushinterstübchen verstohlen zechenden Nachtschwärmer, kamen zu Ehren, sie bildeten plötzlich eine ganze Kaste, die mit aufgeschlagenem Visir einherstolzirte und sich förmlich als

Pionier-Corps der Aufklärung und modernen Sitte betrachtete. Selbst mit der Geschäftsführung des neuen Magistrat-Secretairs ging es leidlich, denn der Caplan besorgte theilnehmend das, was sein leichtlebiger Schützling bei Seite schob, und wie verschieden auch die Grundstimmung der biederen Eingeborenen von derjenigen des Schriftführers sein mochte: seine frohe, sichere Art, sein anständiges, gutes Herkommen und seine Gutherzigkeit besiegten alle Fragen. Nicht ganz ohne Einwirkung blieb auch die Thatsache, daß Erich Lennep, obwol vor der Hand in einer sehr geringen Stellung, dennoch seinem Wesen und seiner Sicherheit nach vermuthlich irgendwelche angemessenere finden werde, was keine Schwierigkeiten haben konnte, da Erich's Stiefvater, der General von Brauneck, eine angesehene Persönlichkeit bei dem Regenten des Landes war. Die Leute von Oberems, die Väter, die Mütter und die Töchter dachten so; daß aber grade dieser General Brauneck seinen ganzen Einfluß aufzubieten bereit war, um den Stiefsohn von seinen hochadeligen Kreisen, von der Residenz und seiner Mutter fern zu halten, das konnte wirklich Keiner so leicht ahnen. Der junge Löwe des Tages lebte somit in doppelter Rücksicht auf Credit, einmal auf den alltäglichen des Geldborgens, andrerseits auf den einer glänzenden Zukunft. Man sprach und las in Oberems auch mitunter von Schwindlern, aber keine Seele dachte sich unter einem Schwindler ein eingeborenes Landeskind, das geläufig plattdeutsch redete und mit Passion Buchwaizen-Pfannkuchen und Schwarzbrod aß — bei Leibe nicht! Erich selbst hätte es wissen können, daß er auf dem Glatteise spazierte, welches keine Balken unter sich hat, aber er fand seine Handlungsweise höchst natürlich; sein Glücksstern, war er überzeugt, würde schon in irgend einer Himmelsgegend wieder aufgehen, und wenn nun diese Pfahlbürger auch wirklich Opfer für ihn brachten — was that's? Sie wußten ohne sein Zuthun nicht einmal einen vernünftigen Gebrauch von ihrem Gelde zu machen! Manchmal kam sich Erich wie ein doppelter Mensch vor und er fragte sich, ob er Abends im Tanzkränzchen, wo er der blonden Bürgermeisterstochter, der braunen Assessorin und allen anderen Damen angenehme Dinge oder Bosheiten (welche sie nicht verstanden) sagte — ob er hier der wahre Mensch sei, oder dort im kleinen, wunderlichen Häuschen des tollen Hauptmanns, Gretchen gegenüber, wo er weniger redete, als zuhörte. Sie und ihre Magd saßen spinnend neben dem brennenden Kamine, an den Wänden waren die großen, bunten Landkarten befestigt, und im Büchergestell standen die alten, wuchtigen Folianten, einer neben dem andern, und blinzelten mit ihren rothen Titeln auf dem Rücken erwartungsvoll hernieder, dazu surrten die Räder und Gretchen sprach von alledem, was ihr Vater getrieben und sie gelehrt hatte, und dazwischen pickte die große Kunstuhr, welche an der Spiegelwand stand; sie hatte ein schön vergoldetes Zifferblatt, über welchem der Mond gewissenhaft auf und nieder ging; unter dem Zifferblatt erschienen, eben so pünktlich, Monat und Datum des laufenden Jahres; im Schutze des großen Stundenzeigers durcheilte schweigsam der kleine Secundenzeiger seine Bahn, und oben über dem Allen thronte das eben über den Gestirnen herrschende Bild des Thierkreises. Mittags und Mitternachts flötete die Uhr den Ypsilantiwalzer oder die rührsame Oginskipolonaise. Erich saß rauchend auf einem niederen

Schemel und die blauen Dampfringe brachten einen Wechsel des Ausdrucks in Gretchens stillen, farblosen Zügen hervor, indeß ihr Rad gleichmäßig weiter surrte, die Uhr gleichmäßig weiter pickte und ihre Stimme ernst und doch wohlwollend weiter klang. Erich hatte hunderterlei Studien ergriffen und wieder fallen lassen, Gretchen waren nur einige Zweige des Wissens erschlossen worden, in diesen war sie aber dagegen um so sicherer und umfassender daheim. In den langen Jahren der Zweisamkeit mit ihrem Vater, welche die Welt getrost Einsamkeit nannte, hatte ihr Geist keine Nahrung, ihr Herz keine Beschäftigung gehabt, als die stillen Folianten, deren Sein der Vater ihr erschloß mit jenem Fanatismus, den er im Ergründen seiner Lieblingsbeschäftigungen, im Ausbeuten seiner krankhaften Vorstellungen entfaltete. Was der rastlose Geist des tollen Hauptmanns hier geschaffen, es brachte über den haltlosen, leichtfertigen Schriftführer eine träumerische Ruhe; wenn Gretchen mitunter das Spinnrad bei Seite schob, um mit ihm zum Observatorium emporzusteigen, da vergaß er, daß die Hand, welche ihm die funkelnden Sterne zeigte und deutete, welche Sternbilder vermittelst des Teleskopes gleichsam heranzog und fesselte, auch über funkelnde Goldstücke und den glänzenden Mammon, der ihm so bitter fehlte, zu gebieten hatte. Ueberhaupt trat der Reichthum so ganz und gar bei Gretchen in den Hintergrund, daß Erich unwillkürlich, wenn er sie aufsuchte, sich mehr den augenblicklichen Eindrücken, den dies schlichte Mädchen und ihre Umgebung hervorbrachten, hingab, als daß er kam, weil seine ganze Zukunft davon abhing, ob er sie gewinnen könne oder nicht. Er sie gewinnen? Er, der Liebling der Frauen, der gewandte, junge, hübsche Mann — konnte das schwer sein einem verblühten, weltfremden, geisteseinsamen Mädchen gegenüber? Anfangs hatte er nicht gezweifelt, sie werde entzückt über seine Aufmerksamkeiten sein; dann aber gewahrte er, daß weder der neue Reichthum, noch der neue Verehrer — denn sie hatte natürlich Verehrer, welche ihr Gold anzog, wie der Honigtopf die Wespen — irgendwelche Veränderung in ihr und ihren Gewohnheiten hervorbrachten; kam er zu der Einsicht, daß, im besten Falle, Gretchen die Gebende, er, Erich, der Nehmende war, wo es sich um die Frage handelte, für welchen Theil diese Heirath ein Glücksfall sei. Nicht etwa zarte Besorgniß für Gretchens Zukunft verhinderte ihn, die Güte, welche sie ihm entgegenbrachte, in ein wärmeres Empfinden hinüberzuziehen; nein, die Neugier, sie kennen zu lernen, die Ehrfurcht vor einem Wesen, dem Aeußerlichkeiten so wenig imponirten, hielten ihn Woche nach Woche fest auf dem Schemelplatze, ohne daß er seinen Absichten irgendwie Nachdruck gegeben hätte. Mitunter brach ihr gegenüber seine joviale Laune in hellen Flammen aus und umsprühte sie wie ein lustig knatterndes Feuerwerk, und sie lächelte dann, ihre Wangen rötheten sich ein wenig und sie blickte und lauschte zu ihm hinüber, bis die Kunstuhr zehn schlug und die Magd aufstand, die verstäubten Flachsfäserchen von der Leinenschürze schüttelte, ihr Rad in den Winkel trug und mit einer großen, eisernen Feuerstulpe, einem crinolinenähnlichen Gegenstande, zurückkehrte, den sie über die zusammengeschürten Kohlen deckte, eingedenk des alten Nachtwächterverses:

Bewahrt Eu'r Feuer und Eu'r Licht,
Daß in der Stadt kein Schaden geschicht!

Erich versetzte diese Ausräucherung stets in die beste Laune und er nannte die Magd beharrlich „den Canadier", weil sie gleich diesem, wie's im Liede heißt: „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte!"

„Es ist eine alte Bauernsitte, um Zehn schlafen zu gehen!" lächelte Gretchen halb verlegen, aber sie gebot dem Canadier niemals, diesen Schlußact der häuslichen Thätigkeit über den Glockenschlag hinaus zu schieben.

Zwischen Erich und Gretchen gestaltete sich ein fast geschwisterliches Verhältniß. Wie es Menschen giebt, die kein weißes Blatt liegen sehen, ohne darauf zu zeichnen und zu kritzeln, so zeichnete der Schriftführer nach und nach die bunten Bilder seiner Vergangenheit auf die unbeschriebene Tafel, die ihm Gretchens Herz zu sein schien. Er machte sich nicht etwa besser, als er es war, er versteckte seine Fehler nicht, im Gegentheil, ihr leises Kopfnicken oder fragendes Aufblicken veranlaßte ihn nicht selten, noch einen tüchtigen Pinselstrich, einen nachtschwarzen Schatten in das bereits vollendete Bild zu retouchiren. Das war weniger Speculation auf die Anziehungskraft der Gegensätze, als eine blasirte Freude am Effectvollen, Ungeheuerlichen. Die Oberemser achteten nicht sehr auf Erich's Umgang mit Gretchen, die Letztere war mehr ein traditionelles als irgendwie direct eingreifendes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, und nachdem man sich genugsam über ihre Erbschaft ausgesprochen, beschäftigten sich nur noch Diejenigen mit Gretchen, welche irgend ein Interesse an diesem ihrem Gelde nahmen. Und wenn selbst er, der nachher noch Stunden und Stunden in der Weinstube saß, bei seinem Abendbesuch betroffen worden wäre — Niemand hätte etwas Ernsteres als höchstens eine Geldanleihe vermuthet, denn man hatte sich nun einmal eingebildet, Erich müsse demnächst zu den Residenzregionen auf den Fittigen stiefväterlicher Allmacht entschweben und Oberems sei gleichsam nur ein vorbereitendes Fegefeuer für die Wonnen des Hoflebens.

Es war ein eigenthümliches Werben, das Erich anbahnte, ein Werben wie beim Pfänderspiel — Ich falle, ich fall' in den Brunnen! — Wie tief? — Fünfzig Klafter! — Wer soll dich herausziehn? — Ja, sie sollte ihn herausziehn, diese Margarethe Lange, es interessirte ihn, wie sie das nur anfangen werde, denn fünfzig Klafter sind eine bedeutende Tiefe; aber es hatte auch noch Niemand gefragt: Wer soll dich herausziehen? und er selbst konnte den bittenden Ruf: „Ich liege hier fünfzig Klafter tief, zieh' mich gefälligst empor!" nicht finden. Er suchte nicht etwa nach der passendsten Phrase; impulsiv, wie er es war, erwartete er eine Inspiration und lebte sich bis zu derselben weiter, wie man in einem spannenden Roman fortliest, um die Entwickelung, die man sich auch schon füglich selbst sagen könnte, zu erreichen.

Eines Tages kam sie so unerwartet, wie der Dieb in der Nacht. Erich hatte eine seiner weiten, nachmittäglichen Promenaden gemacht und im fernen, noch unbelaubten Walde die ersten Anemonen gefunden, die bescheidenen Frühlingsboten eines dürftigen Erdreichs, das sich nur mühsam ein fröhliches Wachsthum abringt. Er hatte noch nie ein Feldbouquet gesammelt; die Damen, welche er bislang mit Blumen beschenkte, zogen kunstvolle Sträuße, mit Blüthen und Blättern ohne Stiel und von Blonden umwallt, den Wildblumen vor — heute, im Gedanken an Gretchen, welche ihm gestern hocherfreut ihre bereits grünende

Kresse, ihre neugierig hervorschauenden Früherbsen und allerlei sonstige Kräuter in ihrem, von unzähligen kleinen Wasserleitungen durchsickerten Garten gezeigt hatte — in dem Gedanken, daß dieser Garten keine Blumen aufwies, sammelte er so eifrig Blüthen, daß ihm die langen, wirren Haare in dicken Strähnen beim Bücken über's Gesicht fielen. ‚Sie ist eine geborene Nonne,' sagte er vor sich hin, ‚kein Wunder, wenn ich demnächst, ein zweiter Toggenburg, vor dem grünen Eisenthor stehe, das ihre Clausur verschließt, „die du suchest, trägt den Schleier, ist des Himmels Braut" — hoffen wir das Beste, nämlich, daß der Himmel sie mir nicht fortnimmt. Für einen armen Teufel von Schriftführer ist sie eben gut.'

Doch war es ihm ernster zu Sinne, als er sich's selbst sagte, und er ordnete die Blumen dreimal, damit sie einen hübschen Eindruck machten, die hohen Flußufer der Ems kletterte er hernieder, um sie zu netzen, so daß der Förster, der am anderen Ufer auf Raubvögel fahndete, schon ein überlautes „To hop!" erschallen ließ, glaubend, der Plesirpeter wolle sich, zum Schaden der Bierhalle und der Honoratiorenweinstube, ertränken und zwar in dem Wasser, worin, wie Kopisch ja auch wußte, „ertränket sind all' sündhaft Vieh und Menschenkind."

Mit dem Anemonenstrauße überreichte er auch das andere, sein Herz; als sie lächelte und sich freute und in die jungen Blumenaugen sah, da nahm er ihre Hand und sagte: „Steht es in den Himmelssternen und den Blumensternen und in Gretchen Lange's Herzen geschrieben, daß sie dem Einsamen ihre Liebe, dem Verirrten eine Heimath geben will?"

Sie wurde so bleich, als wollte sie neidisch das Weiß der Blumen beschämen, und dann sagte sie stockend: „Ich kann es nicht, Erich, ich kann Ihnen nicht das bieten, dessen Sie bedürfen, ich bin nur eine schlichte Bäuerin; aber geben Sie mir dennoch ein Recht an Sie, das Ihrer Schwester! Lassen Sie mich glauben, es lebe Jemand, der auf meine Sorge angewiesen ist!"

Er richtete sich straff in die Höhe. „Du irrst, Gretchen Lange," sagte er und er war schön in seinem stolzen Mannesbewußtsein, „Du irrst, ich kam nicht als Bettler um Deine Ducaten und Banknoten, ich kam um Dein Herz — eine Abfindung für meine Hoffnungen giebt es nicht. Du hättest mich retten können, Du hättest mir den Faden reichen sollen, der mich aus dem Labyrinthe eines hohlen, nutzlosen Daseins leitet — Du willst es nicht, wolan, so darf ich glauben, das Schicksal habe mich aufgegeben, und will mit Sang und Klang bis zu Ende gehen!"

Er warf seinen Strohhut auf den Kopf und verließ, ohne umzuschauen, den Garten. Hätte er umgeschaut, er wäre vielleicht geblieben; aber er blickte nicht um und die Anemonen sanken aus Gretchens zitternden Fingern wie geknickte Wünsche zu Boden.

Cap. IV.

Die Collecte.

Als der Förster glaubte, Erich Lennep wolle sich ertränken, hatte er ernstere Gründe, als eine hypochondrische Schwarzseherei zu dieser Vermuthung. Der Schriftführer hatte nämlich bekanntermaßen „mehr Schulden, als Haare auf

dem Kopfe," wie der Förster gern den Uneingeweihten mittheilte, indem er voll schöner Entrüstung hinzufügte: „Daß dich das Füchslein beißt! wenn ich so in der Patsche steckte, wie der, ich schösse mir gleich eine Kugel vor den Kopf!" Inzwischen lag ihm in Wirklichkeit nicht daran, daß Erich auf diese tragische Art seinen bescheidenen Platz im Magistrate verlasse; viel erwünschter war es ihm, den Plesirpeter moralisch unmöglich vor den Schönen der Stadt zu machen, denn er, der Förster, mußte es mit kochendem Grimme empfinden, daß er, der Schriftführer, ihn aus seiner Position als „junger Herr" von Oberems geworfen hatte. Wol waren noch ein blonder Auditor und ein Provisor vorhanden, aber der Auditor schielte, und der Provisor kam stets in eine Parfümwolke gehüllt zum Vorschein, er hatte Halstücher in allen Farben des Regenbogens, dazu eine kornblaue Sammetweste und er trug tiefrothe Handschuhe. Ueberzeugt von dem vortrefflichen Eindruck seiner Erscheinung, brachte er übrigens sehr wenig vor. Heftig verliebt in das blonde Bürgermeisterfräulein, mußte er diese Leidenschaft sorgsam verstecken, denn die Tochter seines Principals war entschlossen, ihn zu erobern und zu heirathen, sobald er eine Apotheke habe und falls sich ihr keine bessere Parthie biete. Die Zwei fürchtete der Förster nicht. Zwar heute noch „gehender", stand er doch bereits an der Schwelle des „reitenden" Försters, also im Range weit über Erich und was die geselligen Talente anlangte, so tanzte der Förster, daß den Damen „die Sohlen von den Schuhen flogen". Außerdem hatte er stets in der Brusttasche zwei reingewaschene Batisttücher mit bunten Rändern; auf dringendes Bitten zog er dieselben hervor, knotete sie so, daß sie kleinen Männlein mit Federn auf dem Turban glichen, steckte diese Kunstwerke auf seine Finger und ließ sie, wie Marionetten, sich gegen einander verbeugen und in verschiedenen Tonlagen reden. Seit einem halben Jahre hatte die Wäscherin selbige Batisttücher nicht mehr zur Wäsche bekommen, die jungen Damen vergaßen, Erich's wegen, ganz und gar die reizende Komödie von dem Großtürken Schnurripopoli und seiner Gemahlin Rosalinde, die eines Rendez-vous wegen, das sie dem schönen Omar Effendi gab, in einen Sack gesteckt wird, um unter lautem Geschrei im Bosporus zu ertrinken, ein Trauerfall, der noch glücklicher Weise dadurch verhindert wird, daß ein vorüberschwimmender Delphin sich die Unglückliche aufladet und zum Schlosse Omar's trägt. Die jungen Damen haßten den groben Schnurripopoli von Herzen, obwol die älteren Herren meinten, er sei doch gewissermaßen in seinem Rechte. Diese unentschiedene Frage schwebte lange und schlief jetzt ganz ein. Der Förster wartete die Zeit, welche seine Rachegelüste kühlen sollte, mit der Ausdauer eines Vorstehhundes ab. Jetzt jedoch war der Moment da; die Rechnungen der verschiedenen Gasthöfe, die Erich besuchte und nicht bezahlte, waren angeschwollen wie Bächlein beim Zergehen des Schnees, noch schäumten sie innerhalb der Ufer dahin, aber das leiseste Hemmniß konnte die Wasser, eine localisirte Sündfluth, aus dem natürlichen Bette austreten lassen. Nichts war leichter, als den Inhabern der Kreide die Thatsache mitzutheilen, General Graf Brauneck habe unverblümt jede Verantwortung für seinen Stiefsohn zurückgewiesen — der Förster hatte treffliche Berichterstatter! — aber Erich besaß zu viele Gönner, welche bereit sein konnten, in der Stille diese Schulden zu decken, vor Allen fürchtete der Förster

Gretchen Lange's Vorliebe für den Schriftführer. Als guter Waidmann hatte der Grüne die Spur des jungen Lennep auch bis in die kleine Feste der Erbin verfolgt und die Magd hatte ihm gern berichtet, was sie wußte. Der biedere Schütz hatte, ehe der Störenfried Erich einzog, höchst selbst seine Netze über Gretchens Taubenschlag gespannt, aber als er die Schlinge ungeduldig zuzog, die Antwort erhalten, welche man als stehend bereits in Oberems kannte — Gretchen Lange sei nicht gesonnen, sich zu verheirathen, und die Kinder und Enkel ihrer Pflegemutter würden sie dereinst beerben. Erst längere Zeit nach dieser Niederlage erfuhr der Förster, daß Gretchen und Erich alte Bekannte seien, was ihn freilich weniger erzürnte, als daß diese Bekanntschaft sich von Neuem wieder anknüpfte. Ein gewöhnliches Concursverfahren wegen einiger hundert Thaler fruchtete hier nichts, ja möglicher Weise waren noch Hülfsmittel von der Mutter oder dem väterlichen Besitz, den die Gläubiger verwalteten, zu erwarten. In dieser Lage überhörte der Gehende „des Rechten Warnen und ließ vom Linken sich umgarnen!" Der Linke rieth ihm, ein wohlmeinendes Circular aufzusetzen, des Inhaltes: „Einer unserer Freunde befindet sich in drückender Schuldenlast, er, der nie säumte, uns Freude und Erheiterung zu bringen, darf auch unsere Hand nicht verschlossen finden, wo es gilt, seine Existenz zu retten und ihn von einer Sorge, die, mehr als das, eine Lebensfrage ist, zu befreien." — Nach dieser Einleitung unterzeichnete sich der „Gehende" mit einer Freundesgabe von zwanzig Thalern, ein bei seiner Einnahme nicht unbedeutendes Opfer. Die Collecte ging unter dem sogenannten Siegel der Verschwiegenheit von Hand zu Hand, denn die Sache wurde mit größtem Zartgefühl betrieben, es kam eine hübsche Summe zusammen, die endlich dem Caplan überreicht werden sollte, um sie auf irgend eine schonende Weise in seines Schützlings Hände zu fördern. Ehe aber dieser Augenblick erschien, ward Erich plötzlich in die Residenz gerufen, seine Mutter war gefährlich erkrankt. Der Caplan verbürgte sich inzwischen für die Rückstände des Enteilenden und benutzte die Zwischenzeit, um auch Gretchen Lange für die Collecte zu gewinnen. Das Mädchen hörte geduldig an, wie die Sache gekommen sei und sich entwickelt habe und dann — weigerte sie sich, einen Beitrag zu geben, das erste Mal, daß sie nicht freudig zahlte, was der geistliche Herr von ihr forderte. Endlich versprach sie, sich zu besinnen, und behielt die Liste einstweilen zurück. Am nächsten Morgen ward der Förster durch ein ziemlich ansehnliches Schreiben überrascht, das die Lange'sche Dienstmagd ihm einhändigte. In demselben lag die mitten durchgerissene Collecte-Liste und daneben der folgende, in ungeübten Lettern abgefaßte Brief: „Hoffentlich war Ihre Absicht gut, Herr Förster, doch ist Ihre Mühe unnütz; Erich Lennep, mein Verlobter, wird mir die Ordnung seiner Geldangelegenheiten anvertraun. Gretchen Lange."

Wie ein elektrischer Schlag zuckte diese Nachricht durch ganz Oberems, die verschiedensten Ansichten wurden laut. Gretchen hörte nichts von alledem, sie saß in ihrem Zimmer und nähte und die Kunstuhr tickte und die Vögel bauten draußen ihre Nester. Sie hatte Erich seit Wochen nicht gesehen, sie hatte ihm mit vollem Bewußtsein entsagt; als sie aber erfuhr, welche, wenn auch wohlgemeinte, Kränkung ihm die Stadt anthun wollte, da wollte — mußte sie ihm

beistehen. Sie saß die ganze Nacht im Observatorium und grübelte, auf die schlafende Welt hinab, zu den Sternen emporblickend, was zu thun sei, und dann that sie das Einfachste und wartete geduldig auf das, was nun kommen würde.

Erich kehrte schon im Anfang der folgenden Woche zurück. Seine Mutter war außer Lebensgefahr und in ihrem Hause keine Stätte für ihn, weich und zornig, mit Thränen und zusammengebissenen Zähnen sagte er ihr Lebewohl und sie hielt ihn nicht zurück, durfte ihn nicht zurückhalten! Wie ein Träumender machte er sich auf die Reise; ermüdet von Angst und Nachtwachen, entschlossen, die bösen Erinnerungen der Letztzeit zu verscheuchen, wobei ihm einige Flaschen Madeira zu Hilfe kommen mußten, führte ihn der Bahnzug durch die Provinzen dahin. Er erwachte erst recht, als er Oberems vor sich sah — ihn schauderte, was erwartete ihn hier? — tödtlich langweilige Alltäglichkeit, endlose Rechnungen, die er nicht zahlen konnte — er hatte wieder Freiheit gekostet, er wollte um jeden Preis frei sein, er wollte — ja er wollte in die weite Welt fliehen, lieber betteln, als so weiter leben! Aber schon hatten ihn die Omnibuskutscher der Hotels, welche in Holzschuhen auf dem Perron standen — es regnete nämlich auch noch zum Ueberfluß — erkannt und begrüßt, schon trat dieser und jener Bekannte heran und erkundigte sich in fremder und gezwungener Art nach dem Ergehen seiner Mutter. — Erich schaute von Einem auf den Andern, es war sicher etwas vorgefallen und dieses Vorgefallene reichte eben so sicher aus, seine Stellung unhaltbar zu machen. Hier, öffentlich, war keine Auskunft zu erlangen, der Schriftführer riß sich los und rannte, ohne rechts und links zu blicken, zu seinem Schützer, dem Caplan. Keuchend und wortlos sank er hier in des geistlichen Herrn Lehnsessel und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Ist sie todt —?“ fragte der Caplan seinen Gast, indem er ihm theilnehmend die Hand auf die Schulter legte.

„Wer ist todt?“ fuhr Erich auf.

„Wer — ich fürchtete Frau Lennep — wollte sagen die Frau Generalin, Deine Mutter — —“

„Nein, nein, sie lebt, ich komme nur, um Dir zu sagen, daß ich in meiner hülflosen Lage den Entschluß faßte — —“

„Weiß schon — weiß schon!“ unterbrach der Caplan neckend.

„Natürlich weißt Du, was Jeder weiß! Es muß anders mit mir werden!“

„Nun, mit Gottes Hülfe —! Ich kann Dir inzwischen die Mittheilung nicht ersparen, daß die hiesigen Honoratioren, um Dir aufzuhelfen und aus dem besten Willen, auf Antrieb des Försters eine Collecte für Dich veranstalteten, in welcher an 322 Thaler — — —“

„Hölle und Teufel, eine Collecte für mich? Wen habe ich um Geld gebeten, wem habe ich geklagt, ich sei arm? Das ist eine Beleidigung, die ich nicht so hinnehme —!“

„Ruhig, ruhig, mein Freund! die Herren sahen das selbst ein und zogen ihre Beiträge zurück — Du hast ja auch für hiesige Ansprüche allen Ueberfluß; ich hoffe nur, Du wirst einen guten Gebrauch von dem Deinen machen!“

Erich war an's Fenster getreten und biß sich die Zähne in die Lippen:

„So, zurückgezogen? — Bei Gott, dreihundert zwei und zwanzig Thaler ist wenig, ich habe in einer Viertelstunde das Doppelte und mehr verspielt, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, ein armer Teufel wie ich dünkt sich allerdings eine Art Cröfus mit dreihundert Thalern — zurückgezogen! — also aufgegeben haben sie mich — vielleicht bin ich auch für den lumpigen Schreiberposten nicht mehr gut genug. Aber ich werde Niemandem im Wege stehen, ich räume das Feld und verlasse Euch wie unser Vorfahr, der Amsivarier-Häuptling den römischen Feldherrn, der ihn überwunden und sein Häuflein mit starker Heeresmacht erdrückt hatte. Er sagte: Gönnen uns die Römer nicht so viel Erde, um darauf zu leben, so müssen sie uns so viel Platz geben, um darauf zu sterben! — Ein hochweiser Magistrat sollte das alte rumpelige Stadtthor zum Hungerthurm einrichten für abgesetzte Schriftführer, ich werde denselben als Ugolino's seliger Erbe gleich einweihen! Es sind bessere Männer, als ich, verhungert, der bekannte Maler Andrea del Sarto — —"

„Um Gottes und aller Heiligen Willen, Erich, ich verstehe Dich nicht; hat Deine Braut nicht Vermögen genug, um Dich auch ohne Deine Stelle zu ernähren? Du setzest Dich für und wider nichts in Zorn!"

„Meine Braut?" staunte Erich, rasch vortretend.

„Allerdings, Gretchen Lange hat eigenhändig neben der Collectenliste an den Förster geschrieben, sie, als Deine Verlobte, glaube allein das Recht zu haben, sich in Deine Geldangelegenheiten zu mischen — ein Mädchen, wie Gretchen, macht keine Scherze mit so ernsten Dingen —!"

„Hast Du den Brief gesehen?" fragte Erich und schüttelte den geistlichen Herrn gewaltsam hin und her.

„Freilich habe ich ihn gesehen, es war darin von einem Geheimniß keine Rede!"

Erich ließ seinen Beschützer so plötzlich los, daß dieser gegen ein Büchergestell taumelte und mehrere Kirchenväter mit Gepolter zu Boden fielen; er aber, der diese Verwüstungen in der Theologie angerichtet hatte, stülpte seinen Hut auf, ließ alle Thüren angelbreit offen und stürzte hinaus auf die Gasse.

Es mußte sich treffen, daß Gretchen's Magd, die durchaus keine Vorliebe für eine strenge Clausur hatte, sich eben neben der Gartenpforte ein Stelldichein mit dem Hausknechte der grünen Gans, eines Ausspanns für Fuhrleute, gab; Erich konnte, ohne zuvor zu schellen, in's Haus gelangen. Gretchen saß arbeitend am Fenster; als sie ihn erblickte, wollte sie ihm einige Worte sagen, indeß auch er einen Gruß für sie bereit hatte. Aber Keiner von Beiden hielt die beabsichtigte Ansprache, denn die Kunstuhr hatte eben zwölf, Mittag, geschlagen und trompetete jetzt den Ypsilantiwalzer; Anfangs waren die zwei Leute verblüfft, dann lachten sie und reichten sich die Hände. Es war eine sehr lustige Verlobung.

„Ich danke Dir, Gretchen," sagte nach dem Schlußaccord Erich, „Du hast über mich wie ein guter Schutzgeist gewacht, ich werde über Dich wachen und Dich schützen mein ganzes Leben lang; Du rettest nicht nur meine bürgerliche Stellung, sondern auch meine Seele!"

Gretchen sah ihn zuversichtlich an und sagte: „Mein Vater selig hat mich

zwar den Lauf der Sterne gelehrt, aber von ihrer Deutung auf unser Leben sagte er nichts, obwol ich davon in den Büchern las. Als aber Alles so kam mit Deinen Angelegenheiten, wie es gekommen ist, da glaubte ich, auch mein Schicksal in den Gestirnen zu lesen, da sah ich dort oben mein Loos mit dem Deinen vereinigt!"

Erich setzte sich in den alten Sorgenstuhl neben dem Kamine, der jetzt mit einem kleinen Vorhange geschlossen war, und verbarg sein Gesicht in den Händen; nach alle den Aufregungen der Letztzeit kam jene weiche Stimmung über ihn, die er fürchtete und der er so gern auswich: „Du bist sehr gut, Gretchen," sprach er fast grollend, „aber hast Du auch bedacht, daß Du eines Tages diesen Schritt bereuen kannst und dann doch aushalten mußt?"

„Ja," entgegnete sie, „ich kenne Dich und habe auch das bedacht; ich muß nicht ausharren, was immer komme, sondern will es auch, mit Gottes Hülfe!"

„Und mit Gottes Hülfe sollst Du Deinen Edelmuth nicht zu bereuen haben!" sagte er mit aufwallendem Gefühl, eilte zu ihr hin und umfaßte und küßte sie.

Der Canadier draußen war nicht ganz so glücklich; der Hausknecht der grünen Gans neigte sehr zur Eifersucht und beschuldigte sie eines zarten Gefühls für einen gewissen Schustergesellen. Da sich die Magd etwas getroffen fühlte, zankte sie heftig dagegen und die Zwei trennten sich im Zorne.

Cap. V.

In der Ehe.

Die Abendsonne fiel durch zwei hohe Fenster mit modernen großen Scheiben in ein Zimmer, das trotz dieser Feuervergoldung und einer hübschen neuen Ausstattung gar unwirthlich aussah, ähnlich wie der Meeresstrand nach einer Verderben bringenden Sturmfluth. Alles, was der Raum Bewegliches enthielt, war ausgeworfen und wild umhergeschleudert. Auf dem neuen Fußteppich lagen ein paar schmutzige Reitstiefeln mit Stulpen und silbernen Sporen, unter dem Tische Hut und Handschuhe, auf dem Ofen die Reitpeitsche, der Schreibtisch mit hübscher Holzschnitzerei war von vergossenem Weine überfluthet und in diesem kleinen Weinsee standen ganz- und halbgeleerte Gläser, daneben Bücher und Schreibmaterialien, theils durchweicht, theils durch einen glücklichen Zufall zur Erde geschleudert. Sopha, Stühle, Stockhalter — Alles war mit verschiedenen Kleidungsstücken bedeckt, und über dem Allen lagerte ein kalt gewordener Tabacks- und Cigarrenrauch, wie denn die Fensterbank und die geschnitzten Consolen mit Cigarrenenden und abgestoßener Asche bedeckt waren. Es war Erich Lennep's Zimmer. Die Stille, welche darin herrschte, war keine wohlthätige, auch die Sonne zog ihre Strahlen mißmuthig von diesem Schauplatz einer auf den Sandbänken des Lebens gescheiterten Kraft zurück und die Dunkelheit deckte, wie eine liebende Mutter, ihren bergenden Mantel darüber. Nach einer Weile nahten Tritte, durch die geöffnete Thür fiel ein Lichtschimmer herein, der sich mühsam durch die unlautere Atmosphäre arbeitete — das waren

nicht die hastigen, ungeduldigen Schritte des ehemaligen Schriftführers, es war ein leise zutretender, beinah' zagender Fuß, welcher nahte. Einen kurzen Blick warf Gretchen Lennep umher, einen Blick, der sich wie verwundert abwandte, und dann öffnete sie das Fenster, ordnete, wischte und rückte die Möbel, bis alles aufzuathmen schien in freundlicher, friedlicher Ruhe. Aber diese Ruhe breitete sich nicht über Gretchen's Züge. In zwei rastlosen Ehejahren hatte sie gelernt, daß weder der sanfte Einfluß ihrer opferwilligen Hingabe, noch der zwingende Ernst ihres Wesens Erich's ungeregelte Natur in eine gleichmäßige Bahn zu bannen vermochten. Nicht, als ob er böswillig oder hartnäckig gewesen wäre — er zankte und eiferte zwar, wenn sie ihm Vorwürfe machte, aber je toller er gelärmt hatte, desto eher kam er in voller Zärtlichkeit zu ihr zurück und versicherte ihr, sie habe vollständig recht und er werde nicht ferner die Nächte umherschweifen, oder hinter der Flasche verbringen, sondern seine Zeit benutzen zu angemessener Beschäftigung. Zwei Tage etwa schien er dann glücklich in Ausführung dieser Vorsätze, er war voll Witz und Heiterkeit und kindlich ergötzten ihn seine kleinen Neckereien mit Gretchen. In diesen Tagen war er dem Schicksal und seiner Frau dankbar für seine sorgenfreie Lebenslage; Musik und Lectüre, selbst die astronomischen und geographischen Studien, die Gretchen mit ihm theilte, schienen ihm, der für Alles Talent hatte, eine wirkliche Unterhaltung zu gewähren. In dieser glücklichen Stimmung legte er sich Abends nieder, voll von Plänen für den nächsten Tag, und — eine Stunde später hörte Gretchen, wie er vorsichtig seine Thür öffnete, die Treppe hernieder schlüpfte und das Haus verließ. Einmal war sie ihm bei dieser Flucht entgegen getreten. Es gab eine entsetzliche Scene; er warf ihr vor, sie wolle ihn zum Sclaven machen und in ihre Narrenburg einsperren; sie wisse nichts von der Welt, noch von den Sitten gebildeter Leute — sie möge es versuchen, seine Freiheit zu beeinträchtigen, und er werfe ihr den ganzen Plunder vor die Füße und gehe auf und davon. Seitdem behandelte sie ihn mit einer an Furcht grenzenden Vorsicht und hütete sich, ihm jemals in Wort oder Miene zu zeigen, wie unaussprechlich sie litt. Sie kleidete sich seit ihrer Heirath eleganter und theilte des Ortes Geselligkeit, wenn es Erich wünschte.

Oberems hatte in letzter Zeit einen ganz neuen Unterhaltungscharakter angenommen, indem es zur Cavallerie-Garnison wurde. Der Förster, obwol jetzt in der That „reitend", wurde von den eleganten, säbelklirrenden Lieutenants total verdunkelt, Erich aber, der Stiefsohn des Generals Graf Brauneck, der wohlbestallte Rentier, der Mann, der zu leben und zu genießen wußte, wurde alsbald dem Officierkreise in intimster Weise liirt, er ritt, er fuhr, er spielte mit ihnen und Frau Alexandra durfte sich getrost rühmen, einen Cavalier erzogen zu haben. Die gelangweilten Cavallerieofficiere waren für Gretchen Lennep gefährlichere Gegner, als sie es jemals einem feindlichen Heere sein konnten, ihr Einfluß vernichtete rasch alle Friedens- und Zukunftshoffnungen, zu welchen Erich's Verhalten als Verlobter und angehender Ehemann berechtigt hatte. Gretchen versuchte Alles und Jedes, um Erich dem unerquicklichen Treiben zu entziehen, aber was sie sagen und thun konnte, machte immer geringeren Eindruck auf ihn, und mit Schaudern sah sie eine Katastrophe heranziehn, welche

das leidliche Einvernehmen ganz und gar vernichten mußte. Die Bewohner von Oberems wußten gar wol, wo Frau Lennep der Schuh drückte, und wunderten sich nur, wie geschickt sich Gretchen verstelle; denn sie erschien, seit die Dinge zum Uebles neigten, eher lebendiger und angeregter, als daß sie irgend eine schmerzliche Resignation verrathen hätte. Aber sie verstellte sich nicht — die Sache war, daß sie, die Einzige von allen vernünftigen Menschen, den Glauben an Erich's Besserung in sich aufrecht erhielt. Sie hatte in Oberems keine intimen Freundinnen und fand keine Freude im Verkehr nach Außen, aber gelegentlich kam sie mit ihrer Tante und Pflegemutter, der Wittwe Weenpohl, zusammen, und diese sagte: „Kind, wie man sich bettet, so schläft man; ich warnte Dich, soviel ich konnte; jetzt liegt das Ei in den Nesseln, und wenn Görtmann und ich nicht Hals und Kopf daran gesetzt hätten, daß Du wenigstens nicht mit ihm in Gütergemeinschaft lebst, so würde es schon heute schlimm um Dein Vermögen aussehn — habe ich Recht oder nicht?"

„Du hast leider Recht!" seufzte Gretchen, „aber ich bereue es dennoch nicht, Erich geheirathet zu haben, Tante. Es ist wahr, ich trage schwere Sorge um ihn; indeß, es ist mir wie eine Gewißheit, wie ein Evangelium, daß es einen Weg geben muß, ihn zum guten Menschen zu machen, nur daß ich die Art und Weise noch nicht gefunden habe!"

Nein, Gretchen hatte die Art und Weise, trotz unermüdeten Suchens, auch noch jetzt nicht gefunden. Nachdem sie Erich's Zimmer geordnet hatte, schloß sie das Fenster wieder und ließ die Vorhänge herunter, dann verriegelte sie die Thüren und begab sich an den Schreibtisch. War das arme Gretchen eifersüchtig? Vielleicht. Sie hatte schon aus den verschiedenen Rocktaschen Papiere gezogen und zusammengelegt, jetzt suchte sie andere aus dem Papierkorb, in welchem dieselben zusammengeballt lagen, und aus den Auszügen. Sie glättete diese Papiere, durchlas sie, theilte sie in verschiedene Pakete und blieb mit aufgestütztem Kopfe vor diesen Blättern sitzen; sie sah nicht, daß ein großer Dieb am Lichte dasselbe beinah' in Tropfen auflöste — war Gretchen eifersüchtig? Ach nein, die Papiere da waren Rechnungen, die Briefe mehr oder minder grobe Mahnbriefe, die Erich stets ungemein aufreizten in dem Bewußtsein, daß ihm jede freie und directe Verfügung über Gretchen's Vermögen versagt war. Wie oft, wie oft hatte sie schon diese verstreuten Blätter gesammelt und sich mit den Gläubigern vereinbart; aber es war, als ob für jede Rechnung, die das schwer erkaufte „Saldirt" unter ihre Colonnen aufnahm, gleich zehn neue wieder in die Lücke sprängen — nicht selten die Bezahlung für Gegenstände, nach denen der Wunsch längst wieder verkühlt war, wenn sie aus irgend einer größeren Stadt eintrafen, flüchtige Einfälle, unnütze Versuche, wechselnde Capricen.

Wenn sie vor dem weinenden Lichte trockenen, brennenden Auges da saß und an ihr kleines, jetzt verödetes Vaterhaus zurückdachte, so kam es ihr vor, als wäre sie gar nicht dieselbe Person, die sie einst als Gretchen Lange war. Nach ihrer Verlobung ging sie zu ihrer Tante und zu dem alten Görtmann, die ihr beide dringend und flehend riethen, dieser Heirath zu entsagen; sie weigerte sich, und Erich's warme Briefe wogen eine Welt von Warnungen und

Vorstellungen auf. Auch die Generalin Gräfin Brauneck schrieb ihrer lieben Schwiegertochter auf einem Briefbogen, den ein prachtvolles gekröntes Wappen zierte; Alexandra hatte sich augenscheinlich gemüht, herzlich zu sein, und diese Mühe that der Empfängerin weh. Die Hochzeit wurde auf Niehuus bei Tante Weenpohl gefeiert. Die Gräfin kam auch und verlebte dort einen schrecklichen Tag zwischen den Offenherzigkeiten der alten Bäuerin und den ungeschickten Huldigungen des stark angetrunkenen Doctor Schohmaker. Anfangs war Erich gar bescheiden, der eig'ne Herd im kleinen Häuschen dünkte ihm Goldes werth, er verbesserte die Miniatur-Wasserleitungen im Garten und legte zwei Blumenbeete und einen kleinen Springbrunnen an. Eines Tages reiste ein alter Bekannter durch Oberems, und Erich verplauderte mit ihm eine ganze Nacht im Wirthshause. Seitdem fing er an, sich nach Aufregungen zu sehnen und Alles daheim zu beschränkt, zu alt, zu unfreundlich zu finden. Er ward von Andern oft gefragt, warum er kein neues Haus baue; neben dem alten lag ein großes Stück Landes, das durchaus zum Bauplatz geeignet und gleichfalls Lange'sches Eigenthum war. Erich zuckte die Achseln und meinte, seine Frau habe eine große Vorliebe für ihr Vaterhaus. Eines Tages machte Gretchen selbst aus freien Stücken den Vorschlag und forderte ihren Mann auf, mit einem Architekten den Bauplan zu entwerfen. Eigenthümlicher Weise konnte Erich, der sich so vielfach unbedachtsam zeigte, in Dingen, welche ihn interessirten, ungemein umsichtig und praktisch sein; sein biegsames Wesen fand sich mit genialer Schnelle in neue Situationen. In dieser Weise leitete er den Bau, und da er sich ganz der Aufsicht desselben widmete und sich auf diesen Zweck völlig concentrirte, so stieg das neue Haus wundersam schnell empor.

Gegen den Herbst trat ein Hinderniß ein, die Ems war ungemein niedrig und die Dachziegel, welche zu Schiffe aus Ostfriesland kommen sollten, blieben Woche auf Woche aus; noch ehe man dieselben bekam, trat inzwischen ein heftiger und andauernder Regen ein, der dachlose Bau litt sehr durch denselben, und es zeigte sich, daß die Keller nicht wasserdicht, sondern der Ueberschwemmung ausgesetzt waren. — Erich verwünschte das ganze Unternehmen, wendete keinen Blick auf die Handwerker und war sehr froh, als ihm Gretchen vorschlug, eine Herbstreise nach München und Wien zu unternehmen. Bei seiner Rückkehr war es Winter und inzwischen die Garnison eingerückt. Wenn er einen Abend bei seiner Frau daheim blieb, so beklagte er sich über sein Bettelleben und über die Nothwendigkeit, bei jeder Flasche Wein die paar Groschen, welche sie koste, berechnen zu müssen. Von dem, was Gretchen ihm aussetzte, würde jede Familie in Oberems sehr anständig mit Kind und Kegel gelebt haben — aber Erich kam nicht aus. Gretchen meinte, sie habe noch keinen so bitter kalten Winter als diesen erlebt; das kam, ihr Herz litt unter der Kälte. Im Frühling wurde es besser. Es handelte sich um die Ausstattung und Einrichtung des neuen Hauses. Es wurde Alles neu geschafft; denn, selbst wenn die Einrichtung der kleinen Burg für das neue städtische Gebäude gepaßt hätte, wollte doch Gretchen diese Stätte unberührt lassen — sie ließ ihren Mann also gewähren und er folgte verschiedenen Eingebungen, so daß doch keine rechte Harmonie zu Wege kam. Ein Einweihungsfest durfte nicht fehlen, und die Herren

Cavalleristen ließen sich Speis und Trank munden. Gretchen war als Wirthin zu unbedeutend — Erich sah ein, seine Gesellschaften würden nie etwas Anderes, als Abfütterungen sein, und in seiner Weise, rasch zu beschließen, theilte er sofort seine Ansicht mit, daß er die Unterhaltung ohne Damen der gemischten Gesellschaft unendlich vorziehe. Ohne Damen aber macht sich's leichter im Wirthshaus als daheim, wo die Hausfrau hinter der Thür steht. Erich ging jetzt immer aus, denn Gretchen war ja nicht im Stande, eine Soirée anständig einzurichten. Daß sie es nicht konnte, kränkte Gretchen nicht, aber daß er keine Geduld mit ihr hatte und ihr Ungeschick als Schild über seinen Leichtsinn hielt, das machte ihr Herz bluten.

Erich wies von nun an jeden Rath, jede Einrichtung seiner Frau unwirsch genug mit dem Einwurf zurück: „Ihr wißt Euch bei gar nichts zu benehmen und macht lauter Dummheiten!" Dummheiten macht eine Emsländerin aber nicht, sie ist dazu viel zu vorsichtig und würdevoll; freilich zu brilliren hat sie nicht gelernt, es würde ihr sogar verdacht werden, wenn sie zu sehr hervorträte. Dummheiten, das wußte Gretchen, hatte sie nie gemacht, und die eine, Erich geheirathet zu haben — wenn es eine solche war —, sie konnte dieselbe, trotz alledem, nicht bereuen!

Ach, sie hätte ihm diese Rohheiten auch nachgesehen, wenn nur nicht noch Schlimmeres drohte: Erich's Ausgaben kannten kein Maß und Ziel mehr, es mußte etwas geschehen. Entweder zog der Wohlstand des Hauses in wenig Jahren von dannen, oder Lennep mußte verhindert werden, Schulden zu machen, mit andern Worten, er mußte creditlos gemacht werden. Gretchen zog für ihre eigne Person die Armuth dem letzteren Schritte vor, aber was hätte aus Erich werden sollen, wenn er zum zweiten Male gezwungen wurde, in beschränkte Verhältnisse zurückzutreten? Das wagte sie sich nicht auszumalen, und ihre Stirne wurde immer glühender, und sie seufzte aus tiefer, gepreßter Brust.

Gott sendet frommen Duldern seine Engel, er läßt den Hungernden in der Wüste der Verzweiflung noch immer Manna finden — dieser Engeltrost, dieses Manna sind die verheißungsvollen Pläne zur Abhülfe oder Erleichterung des Uebels. Gretchen hatte schon oft gemeint, es wäre Alles erschöpft, was auf Erich einwirken konnte; auf einmal kam ihr eine neue Idee, die vielleicht hätte das erste Mittel zum Zweck sein sollen — Erich hatte eine Mutter, diese Mutter mußte — mußte ja Gretchen's natürliche Verbündete sein. Eine so feine, so vornehme Frau, wie die Gräfin, fand ohne Zweifel den rechten Weg zum Herzen des Sohnes leichter, als die einfache Frau desselben. Gretchen war gewohnt, jeden Vorschlag, den sie Erich machte, anfangs verworfen zu sehen, und sie, die nie intriguirt hatte, bildete sich eine besondere Weise, ihrem Gebieter die nothwendigen Mittheilungen mundgerecht anzurichten. Als er Morgens, übernächtig, mit verwirrten Haaren und in nachlässigem Anzuge zum Frühstück kam, sagte sie beim Eingießen der zweiten Tasse, nachdem sie sah, daß seine Cigarre gehörig angeraucht war: „Du hast immer gewünscht, Deiner Mutter das neue Haus zu zeigen; wenn sie jetzt käme und wir gäben ihr zu Ehren eine Gesellschaft, so könnte sie alles anordnen und die Gäste gehörig empfangen! —"

„Unsinn, was soll sie hier — ich habe nie gewünscht, sie in meine Misère

einzuweihen — sie hat nie gewünscht, unser Gast zu sein! Laß doch nicht immer die Schlüssel fallen!" —

Ja, Gretchen hatte sie fallen lassen, sie klirrten eine Menge Gegengründe zu Boden, wie man in der Schweiz die Gewitterwolken durch Schüsse sprengt.

„Später in der Jahreszeit," nahm Erich nach einer Pause das Wort, „ist Oberems zu abscheulich; wenn sie kommen will, muß sie bald kommen; im nächsten Monat geht auch die Garnison zum Manöver und es ist an keine Gesellschaft zu denken. Bring' mir Papier und Feder, Gretchen, ich will gleich schreiben und den Brief selbst mit zur Post nehmen. Richte nur Alles recht hübsch für sie ein, meine gute Frau; denkst Du nicht, wir geben ihr das grüne Eckzimmer mit dem Schlafcabinet, es hat eine hübsche Aussicht und Sonne — sieh nicht so ernst aus, Greti, Du sollst froh sein, komm, gieb mir einen Kuß, nicht wahr, das grüne Eckzimmer?"

„Freilich, das grüne Eckzimmer!"

Sie hatte noch der Rechnungen von gestern erwähnen wollen, aber sie dachte nicht mehr daran; ihr war wie der Erdscholle, welche der kalten Frostnacht vergißt, wenn die warme Sonne des Tages wieder auf ihr ruht. Gretchen war so dankbar, so dankbar für jede Freundlichkeit, und manchmal, wenn sie allein war, sagte sie leise, leise vor sich hin: „Ich glaube, er hält doch sehr viel von mir, trotz alledem," und dann erröthete sie und blickte erschrocken umher, ob sie belauscht sei.

Gräfin Alexandra nahm die Einladung nach Oberems sofort an; es war ihr eine große Beruhigung, daß Erich, wenigstens was den Geldpunkt anlangte, so wohl geborgen war. Natürlich konnte seine Ehe keine überaus glückliche sein, dazu berechtigte Gretchen's Bildung und Erscheinung nicht; er aber konnte sich ja dafür vielfache andere Zerstreuungen schaffen. Hatte doch Alexandra selbst auch mit der Gewißheit geheirathet, für ihr Herz nichts zu gewinnen; dennoch, sie bereute es nicht, sie war in ihre ursprüngliche Lebensstellung, zu ihren Standesgenossen zurückgekehrt, sie überging gern die Mittheilung, daß sie ehedem eine schlichte Frau Lennep war, und ward in ihrem Umgange ungemein exclusiv. Sie hatte nicht auf Liebe von Seiten ihres Gatten gerechnet, sie wußte, was für Rücksichten ihn zu dieser zweiten Ehe getrieben hatten, und gab sich Mühe, ihre Stellung nach jeder Seite hin auszufüllen. Mit dem General und den Stieftöchtern stand sie auf gutem Fuße, sie repräsentirte vollständig regelrecht und leitete den Haushalt, so gut es gehen wollte; es wollte freilich auch gar nicht gut gehen, denn Graf Brauneck war ein Knauser, der viel verlangte und wenig dafür zahlte. Alexandra kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß der Geiz als der gefährlichste Feind des Hausfriedens zu erachten sei.

Gretchen hatte sich zwar vorgenommen, ihre Schwiegermutter baldmöglichst in's Vertrauen zu ziehen, als diese aber in starrer Seide einherrauschte, neben sich eine ebenfalls seidenrauschende Kammerjungfer, da drängte sich ihr das Wort zurück und sie hoffte, Alexandra, welche ja selbst so viel unter Erich's Verschwendung gelitten hatte, werde selbst das erste Wort sprechen, die erste Frage an sie richten. Zudem war Erich so heiter und liebenswürdig, und um seine Mutter zu unterhalten, wurde so vielerlei erdacht, daß Gretchen alle Hände voll

Arbeit hatte. Dann kam die Gesellschaft, sie fiel wunderhübsch aus, die Gräfin sah in ihrem lichtblauen Atlas mit Spitzen überworfen brillant und jugendlich aus, Alles umgab sie und huldigte ihr, indeß Gretchen unbehelligt nach der Bewirthung sehen konnte. Als die Gäste sich entfernt hatten, nahm Alexandra Gretchen's Hand und sagte: „Wenn Sie nicht zu müde sind, mein liebes Kind, so möchte ich Sie bitten, mich noch eine Viertelstunde in meine Gemächer zu begleiten; die Zeit meines Hierseins ist leider so kurz bemessen, und wir sind noch gar nicht dazu gekommen, vertraulich mit einander zu plaudern."

Gretchen fühlte ihr Herz fast schmerzhaft laut schlagen — der Augenblick, der ersehnte, entscheidende war also endlich gekommen. Alexandra streckte sich graziös in einen Lehnsessel und winkte der Hausfrau, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Es ist mir lieb," nahm die Aeltere wieder das Wort, „die treffliche Frau meines Sohnes, der mein Mutterherz so vielen Dank schuldig ist, genauer kennen gelernt zu haben. Ich erkenne lobend Ihre schönen häuslichen Eigenschaften und beklage, daß trotzdem, wie mir Erich vertraute, sein Ehebündniß kein ungetrübtes, friedliches ist."

„Sie kennen Erich's Gemüthsart — —" stammelte Gretchen.

„Ja, und eben weil ich meinen Sohn kenne, der so viele liebenswürdige Seiten hat, möchte ich Ihnen von Herzen rathen, eine böse Klippe des häuslichen Glückes zu meiden, einen Stein des Anstoßes, über den die Eintracht so leicht strauchelt und zusammenbricht, da, wo ein Theil allein und unbedingt über die Finanzen zu verfügen hat, wie Sie z. B. über Ihr Vermögen — ich bitte Sie inständig, Erich nicht zu knapp zu halten, weder in seinen Ausgaben noch in seinem Thun und Lassen; eine Natur, wie die seine, will nicht beschränkt sein!"

„Ich versichere Sie, liebe Mama, daß Erich's Ausgaben sehr, sehr bedeutend sind," vertheidigte sich Gretchen.

„Sie vergessen vielleicht, meine Liebe, daß Erich's Maßstab derjenige der großen Welt ist, der Ihrige aber einem Städtchen angehört, das man füglich ein Dorf nennen könnte. Vergessen Sie nicht, daß es stets peinlich für einen Mann von Gefühl ist, von seiner Frau abzuhängen, und daß nur das größte Zartgefühl dieses an und für sich unnatürliche Verhältniß überbrücken kann. Denken Sie nicht, meine geliebte Tochter, ich mißkennte Ihre so vorzüglichen Eigenschaften, noch glauben Sie, Erich wäre im Stande, dieselben zu übersehen — ich rede als ältere Frau aus Erfahrung und ermahne als Ihre und Erich's treue Mutter, es würde mich innig erfreuen, Gretchen, wenn Sie in mir einen Ersatz der eignen, so früh verstorbenen Mutter erblicken könnten!"

Im Beginn der mütterlichen Rede wallte eine heiße, unaufhaltbare Entgegnung in Gretchen's Brust empor, am Schluß derselben aber wich dieser Drang, sich auszusprechen, einer eisigen Kälte, sie fühlte sich von dieser Frau wie durch Welten getrennt. Es kam ein Stolz, eine Selbstständigkeit über sie, welche ihrem sanften Wesen bisher fern lagen, sie erhob sich, reichte ihrer Schwiegermutter die Hand, welche kalt wie eine Todtenhand war, und entgegnete fest: „Ich werde den Weg gehen, den mein Gewissen mir vorschreibt!"

„Sie sind angegriffen!" rief Alexandra, sich rasch erhebend, sie umschlang

die junge Frau und küßte sie. Hätte sie das zehn Minuten früher gethan — jetzt war es zu spät, das Vertrauen war dahin.

„Es steckt mehr in ihr, als man denkt!“ murmelte die Gräfin, als sich die Thür hinter Gretchen geschlossen hatte.

Nach der Abreise der Mutter ging Erich die alten Wege, und der Besuch der vornehmen Frau hatte nur dazu gedient, daß Gretchen immer und immer hören mußte: „Mama benimmt sich so und so, sie drückt sich so und so aus“ — oder gar: „Mama, die doch eine sehr einsichtsvolle, gebildete Dame ist, meinte auch, Du müßtest Dein Benehmen gegen mich ändern ꝛc.“

Gretchen durchlebte den Winter, als wäre sie tief, tief vergraben unter der Lawine des Kummers und der Herzensnoth, mit welcher Erich sie überschüttete.

Cap. VI.

In der Zwangsjacke.

Im wunderschönen Monat Mai des nächsten Frühlings brach unter den Cavalleriepferden des Kreises Oberems eine böse und ansteckende Krankheit aus, so daß die Garnison vorläufig dislocirt wurde und im Städtchen gleichsam nur der todte Staub, den sie von den Füßen geschüttelt hatten, Roß und Reiter, zurückblieb. Erich war sehr verstimmt und gelangweilt, er behauptete, die ganze Luft sei von bösen Miasmen angefüllt, er fühle sich krank und müsse die Taunusbäder gebrauchen. Nach einer Cur von sechs Wochen machte er Gretchen seine Adresse bekannt, theilte ihr mit, daß die bessere Luft ihm sehr wohl thue und daß er baldmöglichst eine Geldsendung erwarte. Gretchen antwortete, wie folgt: „Lieber Erich! Beikommend erhältst Du die gewünschte Summe. Ich freue mich, daß es Dir gut geht, kann mich aber nicht eines gleichen Wohlseins rühmen; ich leide viel an heftigen Kopfschmerzen und fieberhaften Zuständen, der Arzt befürchtet, es möchte ein Nervenfieber daraus werden. Bis in den Tod Deine getreue Frau. P. S. Verzeih die Kürze, das Schreiben wird mir schwer und ich kann meine Gedanken nicht recht sammeln. D. O.“

Erich erschrack; er hatte die Absicht, sofort heim zu reisen, und packte bereits seinen Koffer, da trat ein Bekannter in sein Zimmer, lachte, daß er solches Gewicht auf Gretchen's Brief lege, der offenbar berechnet sei, ihn aus der Nähe der Spielbanken zu entfernen. „Frauen bilden sich immer Krankheiten ein, wenn sie übler Laune sind,“ sagte der kluge Mann, „und selbst wenn sie, Ihre Frau, unwohl ist, ein Mann versteht nichts von Krankenpflege.“

Erich konnte nicht umhin dem klugen Manne Recht zu geben; er packte also seine Effecten wieder aus und beruhigte sein Gewissen mit einem freundlichen Briefe, den er Gretchen schrieb. Es traf keine Antwort ein; anfangs ängstigte ihn das, dann aber überlegte er wohlweislich, wenn Gretchen in wirklicher Lebensgefahr wäre, würde man ihn jedenfalls herbeirufen, mithin war die Krankheit vorübergezogen, und Gretchen schrieb so ungern Briefe, das wußte er. Wahrscheinlich würde er nun doch, aus guten Gründen, zurückgereist sein, wenn nicht statt der ewigen Kassenebbe, die ihn heimzutreiben pflegte, so weit er zurück denken konnte, ihm in diesen gesegneten Tagen die launische Fortuna

gelächelt hätte; sie füllte ihm Abend für Abend die Taschen, wie gute Großmütter ihre Enkel mit Näschereien zu versehen pflegen, damit die lieben Kinderchen fein wiederkommen und die Alte nicht vergessen. Erich war für einige Zeit der Mann des Tages, man zeigte ihn den Fremden und diese folgten seinem Satz und notirten sich die Nummern, welche er wählte. Erich hatte sich lange, lange nicht so wohl und gehoben gefühlt; wenn nur Gretchen da wäre, um seine gute Stimmung zu theilen, er war doch oft recht hart gegen sie gewesen, aber er wollte sie nun auch prächtig beschenken! Jeden Morgen kaufte er für sie ein, Schmuck, Spitzen, Kleiderstoffe — eines Tages, wenn sie aufstand, sollte sie Alles in ihrem Zimmer ausgebreitet finden und ihn liebevoll und zärtlich daneben, aber fortreisen, wenn man endlich, endlich am Gewinnste ist — nein, das hieße aller Vernunft in's Gesicht schlagen, und er spielte nicht für sich, er wollte seinem Gretchen eine runde Summe heimbringen und er sah sie schon gerührt und erstaunt vor sich stehen. Natürlich wurde der glückliche Spieler immer kecker und sicherer, so raubte ihm denn schließlich ein einziger Abend, was er durch Wochen gewonnen hatte, und er konnte froh sein, andern Morgens in irgend einer Westentasche ein Paar vergessene Goldstücke zu finden, mit denen er sein Quartier zahlte und sein Billet zur Rückreise löste. Die Ueberraschung für Gretchen war sehr zusammen geschmolzen, aber die Geschenke waren doch da und er richtete seine Ankunft auf den frühen Morgen ein, um sie recht in Erstaunen zu setzen. Es war fünf Uhr, als der Zug im Morgennebel hielt und „Oberems, sechs Minuten!" in's Coupé gerufen wurde. Eine plötzliche und unheimliche Erinnerung jener Ankunft vom Krankenlager seiner Mutter stieg in Erich auf. Er trat auf den Perron, und ihm entgegen kamen der Förster und der Forstgehülfe, die den Zug zu einer Inspectionstour benutzen wollten.

„Nun, wie steht's — wie sieht es in Oberems aus, was macht meine Frau?" fragte Lennep.

„Nun, in Oberems ist Alles beim Alten, bis auf! —" der Förster stockte verlegen und der Forstgehülfe stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

„Nun?" drängte Erich, „ist etwas geschehen? Sie erschrecken mich!"

„O, nichts, nichts!" entgegnete schon im Einsteigen der Förster, als wollte er allen Fragen entfliehen.

Erich wandte sich, sagte, er werde das Gepäck holen lassen, und schlug einen Feldweg ein, der durch Gartenhecken zu seinem Hause führte. Da lag es, groß und stattlich, die Vorhänge vor Gretchen's Schlafzimmerfenstern waren noch fest geschlossen, das freute ihn, denn gewöhnlich war sie früh aus den Federn. Auch die Thür war noch verriegelt. Aber die Gartenbeete, welche das Haus umgaben, sahen gar verwildert aus, und auf der Bank unter der Veranda lag ein Steckenpferd. Erich schellte in seiner Ungeduld lauter, als er es gewollt hatte. Schlurfende Schritte nahten, eine unwirsch und ungekämmt darein schauende Magd öffnete und sah ihn befremdet an. Erich kannte sie nicht.

„Ist Frau Lennep schon aufgestanden?" fragte er.

„Sie irren sich wol," sagte die Person schnippisch, „hier wohnt keine Frau Lennep, hier wohnen der Herr Hauptmann von Sattelmeier und die ganze Familie schläft noch!"

„Seit wann wohnt der Herr Hauptmann hier?“ stieß Erich athemlos hervor.

„Seit vierzehn Tagen, wir sind hier jetzt in Garnison, weil die Cavalleristen die Krankheit bekommen hatten. Na, wundern Sie sich nur nicht so, Infanterie ist auch eine schöne Waffe!“ — Damit schloß sie die Thür des Hauses.

Erich legte die Hand an die Stirn — war Gretchen todt? — hatte man ihre Leiche über diese Schwelle getragen? — Nein, nein, das müßte er ja wissen, nein, nein, er athmete tief auf, Gretchen war in das kleine Haus gezogen und hatte das große vermiethet, der vielen Ausgaben wegen. Unter anderen Umständen hätte er wol getobt, aber jetzt war ihm diese Vorstellung ein Labsal. Noch zehn Schritte weiter geeilt, da lag das Häuschen. Es sah doch recht freundlich aus, und schon stieg blauer Rauch aus dem Schornstein, er konnte sich nur ohne Weiteres zum Frühstück setzen — freilich, eine musterhafte Hausfrau war sie. Er läutete. Mit einem leisen Aufschrei erkannte ihn die Dienerin — „Jesus, Marjosef — unser Herr ist da!“

„Still, still, ich will die Frau überraschen!“

Aber die Frau hatte ihn schon gehört; während er die Hausthür aufdrückte, öffnete sich drinnen die Stubenthür, mit einem Satz war er im engen Hausflur, er breitete die Arme aus — und ließ sie erbleichend wieder sinken: nicht Gretchen, sondern Tante Weenpohl stand vor ihm. Er hatte diese ungenirte Tante nie leiden können, er fürchtete sich fast vor ihrer groben Aufrichtigkeit, und jetzt stand sie da und sah ihn mit einem nichts weniger als freundlichen Gesichte an.

„Wo ist — wo ist Gretchen?“ zitterte es von Erich's Lippen. Die Wittwe faßte ihn derb am Arme, zog ihn in die Stube und verschloß die Thür.

„So?“ sagte sie langsam und wiegte den großen Kopf, „Er weiß also nichts — hat Ihm Gretchen nicht geschrieben, daß sie krank sei?“

„Mein Gott, sie schrieb, sie fürchtete krank zu werden!“

„Nun ja, sie wurde es auch.“

„Steinigen Sie mich nicht — um der Barmherzigkeit Willen, wo ist Gretchen, wenigstens tragen Sie keine Trauer! — —“ Er hielt sich mit den Händen an den Stuhllehnen aufrecht.

„Er kann gleich selbst lesen, wo das arme Kind ist,“ sagte die Alte, setzte ihre Hornbrille auf und kramte zwischen allerhand Zeitungen und Gebetbüchern umher. Endlich zog sie einen Brief hervor, schlug ihn auseinander und hielt ihn Erich hin. Alles verschwamm vor seinen Augen, erst, nachdem er sich gewaltsam aufgerafft hatte, las und begriff er: „Liebe Frau Wittwe Weenpohl! Gestern bin ich von meiner traurigen Reise zurückgekehrt, Gretchen ist in der Anstalt sehr gut untergebracht, sie muß in der Zwangsjacke bleiben, bis eine gründliche Besserung oder entscheidende Aenderung eintritt. Meine Frau grüßt bestens. Ich bin hundemüde. Schohmaker, Dr. med.“

Erich taumelte wie ein schwer Trunkener gegen die Wand: „Herr des Himmels — Gretchen im Irrenhause, in der Zwangsjacke — es kann nicht sein!“

„Warum kann es nicht sein, frage ich?“ knurrte die Alte, „hatte ihr Vater

nicht auch etwa einen Sparren? na, und der hatte nicht ein Zehntel von dem Kummer zu tragen, den Er, Musjö, auf das Kind gehäuft hat; die führte ja ein Leben, daß sich ein Stein erbarmen mußte! Da ist es schon besser, bewußtlos sein, als diese ewige Marter — na, nun hat er's ja denn auch glücklich fertig gebracht!"

Erich war wie vernichtet, er nickte nur mit dem Kopfe, reden konnte er nicht.

„Es kann Ihn nicht wundern, daß ich hier bin," nahm die Wittwe wieder das Wort. „Weil Gretchen keine Kinder hat, so bin ich ihre natürliche Erbin; da sie selbst nicht mehr nach dem Rechten sehen kann, so bin ich von Gottes und Rechts wegen am Platze. Seinen Antheil hat er schon drei- und vierfach verpraßt, und wenn ich nicht das gute Herz hätte und mir an der Ehre des Mannes läge, so könnte er schon morgen oder übermorgen an der Straße verhungern. Aber Kost und Quartier gebe ich Ihm hier, und im Uebrigen ist jetzt wieder die Schriftführerstelle vacant, ich habe schon deshalb mit dem Bürgermeister geredet — na, das Schuldenmachen hat von selbst ein Ende, wenn der Credit hin ist!"

Erich hörte die Rede, aber sie verwunderte und erschreckte ihn nicht neben der furchtbaren Vorstellung, das arme Gretchen, die sanfte, stille Dulderin, in der Zwangsjacke zu denken.

„Wann" — fragte er schüchtern, „wann hat Schohmaker sie abgeholt?"

„Es mag so ein vier Wochen her sein, sehe Er nur das Datum an, und, was ich noch sagen wollte, wir haben den Leuten nicht in die Ohren gehängt, was dem Kinde fehlt, genug daß sie einer Luftveränderung benöthigt war und daß ich inzwischen ihre Angelegenheiten besorge — ich habe Zeit genug, in Niehuus schaffen Kind und Kindeskind und die Alte kann sich getrost in den Großvaterstuhl setzen. Es wäre wol gut, wenn Er gleich heute Morgen zum Bürgermeister ginge, Musjö, und ihm zu wissen thäte, daß die Reise endlich einmal abgemacht ist. Punkto zwölf wird gegessen, wer da ist, rückt an den Tisch, von Warten bin ich keine Freundin und habe es auch nimmer nicht gethan."

Erich, der sonst so reizbare, nervöse Erich, dem Gretchen so selten etwas nach Wunsch machen konnte, hörte das Alles an und ließ sich, zwei Stunden später, wie ein Schulknabe zum Bürgermeister schicken. Der Bürgermeister that sehr herablassend und versprach, mit einigem Achselzucken, Herrn Lennep die Schriftführerstelle vorläufig — auf Probe zu geben. Ueber Erich's bleiches Gesicht lief ein Zucken der Erregung, dann aber verbeugte er sich und dankte dem Vater gemeiner Bürgerschaft zu Oberems.

Am nächsten Morgen waren die Herren Senatoren zu einer Rathssitzung noch nicht vollständig versammelt, als sich die Thür des dunklen Rathhaussaales öffnete und eine gebeugte Gestalt gesenkten Hauptes eintrat, um sich an den Platz des Schriftführers, unten am grünen Tische, zu begeben. Die Männer sahen einander an und erhoben sich, um Erich die Hand zu schütteln. Man munkelte natürlich bereits allerhand über Frau Lennep's Krankheit und den Stand ihres Vermögens, aber es mußte Furchtbareres geschehen sein, als man voraussetzte, denn der junge, kräftige, einst so lebenslustige Mann saß stumm

und theilnahmslos da, mitunter fuhr er auf und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin; was er murmelte, war furchtbarer als ein Schrei der Verzweiflung — wenige Worte, aber gegen diese wenigen war der Name des Todes ein harmonischer Klang — die Worte lauteten: „Gretchen in der Zwangsjacke!"

Auch ohne die steten Mahnungen der derben Tante Weenpohl, welche ihn schon Morgens aus dem schweren Schlummer weckten, würde Erich seinen Posten gut verwaltet haben; er hätte selbst den Verstand verloren, menschenscheu und ruhelos, wie er war, wenn ihn nicht eine Pflicht zur Arbeit gezwungen hätte. Mit kindischer Sorgsamkeit malte er Buchstaben an Buchstaben, Zahl an Zahl, seine Bücher waren wie Schreibvorlagen, so sauber; da stand, daß der Nachtwächter seine vierteljährige dienstliche Ablohnung erhalten, daß die Wetterfahne, welche auf dem Rathhaus erneuert war, funfzehn Gulden kostete, und der Preis der gleichfalls erneuerten Dachrinne zur Ableitung des Regenwassers — da war genau verzeichnet, wieviel Kühe und Rinder jeder Bürger auf den Gemeindeanger trieb, und dergleichen mehr. Der Caplan war Erich's einziger Umgang, vor ihm löste sich seine schmerzliche Reue manchmal in Thränen auf. Zuweilen brach sich freilich die alte, selbstwillige Natur in dem Schriftführer Bahn. Als er von der Löhnung des ersten Quartals, die ihm ausbezahlt wurde, ein Kostgeld vor die Tante Weenpohl hinlegte und ihr nebst vielen gerechten Vorwürfen über ihre Fühllosigkeit ankündigen wollte, er sei entschlossen, ihre Nähe nicht länger zu ertragen, da er von seiner Arbeit leben könne und werde, wo es ihm beliebe, da überschüttete sie ihn mit einer solchen Fluth von Vorwürfen, daß sie den nervösen Mann förmlich windelweich redete: „So, Er Taugenichts," zeterte sie, „nachdem Er das Vermögen der Familie verspielt, vertrunken und in unnützen Schnurrpfeifereien vergeudet hat, nachdem Er einen Engel von einer Frau gequält hat mit seinen kindischen Launen, bis sie krank ist zum Gotterbarmen, nachdem Er nie Hand und Fuß, so lange Ihn Gott in die Welt gesetzt, zum Wohl und Gedeihen der Mitmenschen gerührt hat — nach alle dem will Er noch mit Handschuhen angefaßt werden und verlangt Er Achtung? O, mein Lieber, die Achtung wird nicht angeboren, sie will erworben sein; mache Er, daß ich Ihn achten kann, und ich will Ihn gern achten! Uebrigens hat Er Schimpf und Leid genug über die Familie gebracht, und wie wir keinen Flecken auf Seinen Namen geworfen haben, so bleibe auch Er jetzt fein still unter diesem Dache; wenn Gott der Herr uns Gretchen wieder zuführt, muß sie die Getreuen auf dem Posten finden!"

Ja, sie hatte Recht, Erich mußte auf dem Posten bleiben, um so mehr als jetzt auch wieder ein Brief Schohmaker's einlief, der die Kranke in der Anstalt besucht hatte. „Sie ist wohler und ruhiger," hieß es, „wir können wieder hoffen! Herrn E. Lennep bitte als Antwort auf seine Briefe an mich mitzutheilen, daß vor Jahresfrist schwerlich daran zu denken ist, Patientin schriftlich oder durch persönliches Erscheinen an ihn, als den Urheber der Krankheit, zu erinnern!"

Also doch eine Hoffnung! Erich richtete sich auf, aber im guten Sinne, er trug seine unerfreuliche Lage wie ein Büßer das härene Gewand, es ist für ihn da, und er für dasselbe. Lüftete er es dennoch einmal, so war Tante Weenpohl

flugs mit ihrem Beichtspiegel bei der Hand, oder sie versuchte es im Guten und sagte: „Wer weiß, ob wir nicht in etwelchen Monaten unser Gretchen wieder da haben!“

Auf Anrathen des getreuen Caplans verfaßte Erich einige Zeitungsartikel, die sehr wohl aufgenommen wurden und ihm nach und nach an verschiedenen Blättern die Mitarbeiterschaft sicherten. Sein Ehrgeiz erwachte wieder, er fühlte, daß in seinen Kenntnissen bedeutende Lücken entstanden waren, und benutzte seine freien Stunden, um längst begrabene Studien wieder aufzunehmen. Er wohnte im Giebel unter dem Observatorium, in dem Stübchen, das auch der tolle Hauptmann bewohnt hatte. Das Wesen des alten Sonderlings wurde ihm klarer und klarer, er verstand, daß dem Manne das Leiden nicht im Kopfe, sondern im Herzen saß. Im Frühling arbeitete Erich im Garten, damit Gretchen ihn recht blühend und frisch finde; wie er sich dieser Aufgabe so recht und mit eigner Hand arbeitend widmete, beobachtete er auch den Nutzen der kleinen Wasserleitungen, und nach und nach erwachte eine Hochachtung vor dem, wenn auch engbegrenzten Schaffen und Streben seines Schwiegervaters in seiner Brust.

In diese Frühlingszeit fiel wieder ein Bericht über Gretchen's Ergehen. Derselbe war von einer Dame, die ihrem Namen den Titel einer „Vorsteherin der Anstalt“ zufügte, in liebenswürdigster und eingehendster Art geschrieben. „Die liebe Kranke wandelt bei jedem Sonnenblick zwischen den Beeten des Gartens umher und ruht oft unter den Zweigen der Linde, die sich allmälig belauben, in ihrem bequemen Sessel. Sie liest und lernt viel und mit großer Ausdauer, der Arzt läßt sie gewähren und meint, ihre Gedanken wären ihre schlimmsten Feinde und Alles, was ihren Geist anderweit beschäftigt, willkommen zu heißen. Frau Lennep wird von den andern Kranken vergöttert; wirklich scheint sie sich, wie eine in neues Erdreich gesetzte zarte Pflanze, zu entfalten; namentlich ist ihr das Verständniß für Poesie durch unsere winterlichen Vorlesungen recht aufgegangen und kann sie sich in eine reine, edele Dichtung ganz verlieren. Sie ist in der That ein Wesen, für dessen irdische Existenz man immer fürchtet, weil es so reif für ein besseres Dasein scheint.“

Mit diesem Briefe schloß sich Erich einen ganzen Tag ein, und dann eilte er zum Buchbinder, um dort ein elegantes Album zu kaufen, auf dessen weiße Seiten er Gedichte schrieb, diejenigen unserer Dichter, und daneben schüchterne Versuche seines eignen Talentes, Liebeswerbungen, wie der Jüngling sie an die ihm unerreichbar hoch scheinende Geliebte, an das Ideal seiner Träume richtet. Hatte ihn stets das „Versagte“ gelockt, so war sein ganzes Wesen jetzt in Sehnsucht nach der Verlorenen aufgelöst, sie war ihm schon eine Verklärte.

Endlich erschien Dr. Schohmaker, machte einige derbe Späße, die Erich so gemein vorkamen, als hätte er nie dergleichen gehört, und kündigte dann dem vor Erwartung Zitternden an, wenn er sich recht geduldig und vernünftig halten wolle, so solle er sein Gretchen wiedersehen. Der Anstaltsarzt gestattete eine Probe, von der das künftige Loos der Patientin abhänge. Erich gelobte, sie wie eine Heilige zu behandeln, und Tante Weenpohl meinte: „Nun, ich glaube, wir können ihm bei Kleinem die Zwangsjacke ausziehn!“

„Mir?“ staunte Erich.

„Nun ja, habe ich Ihn nicht bändigen und den Kappzaum anlegen müssen wie einem jährigen Fohlen?“ fragte sie.

Gretchen saß unter der Linde, sie trug ein helles Kleid, eine Tracht, zu der sie sich daheim, als unter den Bauern nicht landesüblich, nie entschließen konnte. Aber es stand ihr gut, sie war so viel zarter geworden und ihre Wangen waren wie von leiser Röthe angehaucht. Die weißen, gepflegten Hände lagen auf dem braunen Scheitel eines jungen Mädchens, das vor ihr auf einem Sessel kniete und liebevoll zu ihr aufblickte; zwei andere, gleichfalls elegant gekleidete Damen waren beschäftigt, eine rothe Acazienblüthe in Gretchen's blonden Flechten zu befestigen. Die Blicke der letzteren Damen flogen oft zu einem Eckfenster hinüber, dessen Gardinen herabgelassen waren, auch Gretchen erhob einmal das Auge, das so mild und tief geworden war und unter welchem ein Schatten des Leidens lag, ihre Gedanken aber weilten offenbar in weiter Ferne — doch hätten sie eben an jenem Fenster haften sollen, hinter welchem Erich und Dr. Schohmaker standen, Erich bis in's Innerste der Seele bewegt.

„Jetzt hole ich sie!“ sagte vergnügt der Doctor.

Er ging hinab, schwenkte den Hut und grüßte in seiner lauten Weise.

Ein tiefes Roth überflog Gretchen's Antlitz, sie erhob sich und eilte ihm entgegen: „Ist er da?“ fragte sie stotternd.

„Er ist da — es ist gelungen!“ war die selbstbewußte Antwort.

„Endlich!“ seufzte sie und nahm seinen Arm, weil ihre Füße sie nicht mehr trugen.

Selbst die Augen des Dr. Schohmaker wurden feucht bei dem Wiedersehen des Ehepaars. Als nach tausend Liebesworten Erich immer und immer wieder ihre Hände küßte und: „Armes Kind, armes Herzenskind! —“ dazu flüsterte, brach aber der Arzt in den Ausruf aus: „Ach zum Teufel, in den Händen steckt die Krankheit nicht, in Herz und Lunge war sie!“

Erich blickte Gretchen an und sie fragte: „Wußtest Du das nicht? Ich war an dem Rande des Grabes, und nur eine mildere Luft und größte Ruhe retteten mich, und jetzt bin ich genesen.“

„Aber — die Zwangsjacke —“ sagte Erich leise.

„Wie?“ rief Gretchen, „haben die beiden guten, bösen Menschen Dir gesagt daß — — o mein Erich, nein, das, das habe ich nicht gewollt! Sieh, Du über Alles Geliebter, meine Krankheit, wie schwer und gefährlich sie sein mochte, betrübte mich nicht so tief, war nicht so schwierig zu heilen, als Deine Maßlosigkeit. Als ich glaubte, sterben zu müssen, da rief ich: Was liegt an meinem Dasein, hier unten, wenn vielleicht sein Gemüth durch meinen Tod geheilt wird? — Aber ich durfte das nicht hoffen, ich wußte ja, wenn Du es auch leugnetest, ich hatte doch immer noch Einfluß auf Dich, und wenn ich nicht mehr war, so bliebst Du zurück wie ein ankerloses Schiff. Dennoch wußte ich, glaubte ich fest, Gott habe mir diese Krankheit gesendet, um mein unsägliches Leid um Dich in Freude zu wandeln. „Trennung! —“ rief ich,

als der Arzt eine Luftveränderung verlangte, „Trennung wird ihn sein armes Weib entbehren lassen.“ Dann kam Tante Weenpohl und behauptete, ein kleines Mittel helfe nicht, wenn ich verspräche, Dich ganz ihrer Leitung zu überlassen, so hoffe sie, Dich von Dir selbst wieder zu gewinnen. Aber das, Dr. Schohmaker, das Eine“ ... sie stockte, „hätten Sie dem Aermsten ersparen sollen.“

„Ach was, Kinder,“ sagte Schohmaker vergnügt, „ich konnte ihm gar nichts ersparen, und die Alte und ich mußten ihm zusetzen, wo es nur ging; solche Geister, wie diejenigen, von denen der „fidele Lennep“ besessen war, räumen nicht so leicht das Feld. Uebrigens wart Ihr ja auch beide in der Zwangsjacke, er und sie, beide, beide, Kinder, Gretchen freiwillig und wie eine gebundene Märtyrerin, Erich unfreiwillig — nun, das Ende krönt das Werk, ich habe mich nie über eine glückliche, mit fester Hand ausgeführte Operation so sehr gefreut, als über diese.“

Erich hatte Gretchen's blonden, blumengeschmückten Scheitel an seine Schulter gelegt und ihr wie gebannt in die Augen geblickt. Jetzt erfaßte er mit dem rechten, freien Arm den corpulenten Medicus, zog ihn mit in die Umarmung und sagte: „Bruderherz, ich kann Dir nicht mit Worten sagen, wie ich Dir und der Tante danke, aber daß ich verändert bin, wirst Du sehen — Du sollst mir viel, viel von Gretchen's Krankheit erzählen und genau vorschreiben, was ich zu ihrer Pflege thun kann. Gretchen, Du hast viel gelitten um mich.“

„Klage nicht — jubele!“ sagte Gretchen aus tiefer Brust, „das Glück ist nie und mit nichts zu theuer erkauft — und wir sind glücklich! Wir waren getrennt als Vereinte und die Trennung hat uns nun auf ewig verbunden.“

„Kinderchen!“ rief Dr. Schohmaker und machte sich mit seinem rothen Foulard zu thun, „Ihr redet wunderschön, aber mir ist öde im Magen, sintemal ich seit heute Morgen nichts als Reisestaub genossen habe — mithin —“

„Armer Doctor,“ sagte Gretchen und eilte zum Schellenzug.

„Wir bleiben im kleinen Hause, nicht wahr?“ flüsterte Erich, „ich habe all' Deine Lieblingsblumen gepflanzt, und in der Laube lese ich Dir — —.“

„Nun?“ fragte sie.

„Sein Testament! —“ lachte Schohmaker.

„Lese ich Dir,“ vollendete Erich erröthend, „die Gedichte vor, die ich an Dich machte.“

„O —“ sprach Gretchen leise und wurde sehr bleich.

„Gemach — gemach! —“ warnte Schohmaker, „auch die Freude soll dem Patienten zugemessen werden.“

Schiller's Briefwechsel

mit dem

Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Prof. **Max Müller** in Oxford.

Wenn wir im geräuschvollen, ja betäubenden Treiben der Zeit, in der wir leben, uns dann und wann einige stille Stunden erkämpfen und in den Gedenkbüchern unserer Väter und Großväter nur etwa hundert Jahre zurückblättern, so tritt uns eine Welt entgegen, die oft mehr wie Dichtung als Wahrheit aussieht. Nicht nur die Männer und Frauen scheinen aus einem andern Geschlechte zu stammen, es weht ein ganz andrer Geist durch ihr Leben, durch ihr Fühlen, ihr Denken und Schaffen. Wie die Griechen von einem goldenen Zeitalter sprachen, um es von der eisernen Gegenwart zu unterscheiden, so fühlen auch wir, daß die Menschen vor hundert Jahren aus ganz anderem Stoff gemacht waren, als wir es sind. Geister wie Schiller und Goethe könnten in unsrer Atmosphäre kaum noch athmen; Dinge, die zu ihrer Zeit möglich waren, sind uns kaum noch begreiflich. Die Welt ist hart und eisern geworden; damals war sie goldig und weich. Die Menschheit hatte Flügel, Glauben an Ideale, und gehoben von ihnen schwebte sie hinweg über die rauhen Pfade des Lebens, den Blick in das Blaue, in das Ueberirdische, in das Ewige gerichtet. Wir marschiren zu Fuß durch Dick und Dünn, die gerade, staubige Pappelallee des Geschäftes und Berufs entlang, und unser Blick reicht kaum noch bis an die alte Brücke, die uns doch endlich, mögen wir es wollen oder nicht, in das Blaue, in das Ueberirdische, in das Ewige hinüberführt.

Wer es sich vergegenwärtigen will, was für eine schöne Welt dort untergegangen, wie klein und doch wie groß das goldene Zeitalter vor hundert Jahren war, der gehe doch einmal nach einer schwülen Abendgesellschaft in unsern Haupt- und Residenzstädten, wo man Alles hat, was Geld erkaufen kann, nur nicht Menschen, nach der alten Wunderstadt von Weimar. Mit den feenhaften Bil-

dern seiner Jugend, wie er sie aus Goethe's und Schiller's eigenen Schilderungen geschöpft, suche er nach den Palästen und Villen, nach den hellen Fenstern, nach den hohen Treppen mit ihren Nischen und Bildsäulen, nach den Borkenhäusern, nach den Sammlungen von Kunstwerken, Waffen, Naturalien, Büchern; ja er steige in die Gruft hinab, die reichste auf Erden, wo Carl August in Mitten von Goethe und Schiller ruht: — Staunen und Wehmuth werden ihn ergreifen, wenn er die armselige Bretterbühne des Lebens betrachtet, auf der jene Heroen einst wandelten. In diesem Stübchen wohnte Schiller, auf diesem Bette schlief Goethe! Jetzt würde kaum ein Diener damit zufrieden sein. Und hier, wo Alles jetzt so klein, so still, so freudlos scheint, hier schäumten und spritzten einst die Wogen des Geistes so hoch, daß der Wellentanz in immer wachsenden Kreisen bis an die fernsten Gestade der Erde schlug. Hier glänzte der schöne Götterfunke, die Freude am Leben, hier wüthete der Uebermuth, hier schwelgte die Liebe, hier bäumte sich der Genius, daß die Alltagsmenschen vor Angst die Augen zudrückten und zur Seite traten; und hier klärte und verklärte sich doch endlich Alles, noch ehe die Sonne am Mittag stand, zu weiter Meeresstille und glücklicher, glorreicher Fahrt. Ja, das Leben war dort und damals so reich, so sonnig, so himmlisch, wie Menschen es nur machen können durch sich, durch Geist, durch Kunst und Liebe. Es fehlte auch dort nicht an Schatten und Dunkel. Auch die großen Menschen können nicht immer groß sein. Das vergißt man so oft.

Goethe hatte seine kalten, lieblosen Stunden. Er konnte selbst gegen Schiller den Geheimrath spielen. Aber wer konnte sich herrlicher über seine Schwächen erhaben zeigen als Goethe, nachdem er in dem lange gemiedenen Schiller den lang gesuchten, ebenbürtigen Freund erkannt?

Auch Schiller litt an engherzigen Anfällen. Bald dürstet er nach Goethe, bald ist er in seiner Nähe unglücklich. Bald fühlt er sich wohl im Nimbus des Hofes, bald schämt er sich der Sinnestäuschung, die ihm das Gewöhnliche in falschem Glanze erscheinen ließ. Schiller's Geist litt an Schiller's Körper, und wie wahr, wie rührend drückt er das Bewußtsein seiner eigenen Schwäche, das Leiden und den Kampf seines Genius aus, wenn er sagt, es ist schwer für einen kranken Menschen, gut zu sein.

Freilich war Wieland in seiner Jugend wie in seinem Alter voll von Schwachheiten, aber wo haben wir jetzt einen so liebenswürdigen Alten, wie er war, Alles hinnehmend, selbst unverdienten Tadel leicht verzeihend, das Alte und Vergangene schätzend und rühmend, aber auf noch Schöneres hoffend für die Zukunft. Wie bezeichnend für ihn, den Günstling der Großmutter, wenn er in seinem 72. Jahre, bei Ankunft der Großfürstin Maria Paulowna, der Braut ihres Enkels, des Erbprinzen von Weimar, ausruft: „Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiß eine neue Epoche für Weimar angehen, sie wird durch ihren allbelebenden Einfluß fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalia vor mehr als 40 Jahren angefangen hat."

Herder war stolz, oft unzufrieden, vielleicht nicht frei vom schlimmsten aller menschlichen Uebel, vom Neid; aber der alte Riesengeist bricht immer wieder

durch, und wo haben wir jetzt einen General-Superintendenten, so willig, den himmlischen Hauch in aller Poesie, den heiligen Geist in aller Religion, das Göttliche in allem Menschlichen anzuerkennen?

Es finden sich ja auch wol jetzt noch schöne Seelen und gnomische Hofdamen, aber wo haben wir eine Gnomide wie die Göchhausen? wo eine Seele aus so feinkörnigem Marmor wie die Frau von Stein?

Es fehlt uns nicht an kühnen, geistreichen Fürstinnen, aber wo lebt eine Amalie, eine Louise? Wir haben Fürsten, die mehr als Fürsten sein wollen, aber wo ist die robuste Kraft, der Schwung, die Wahrheit, die Treue eines Carl August?

Man wagte viel damals. Warum? Weil man sich selbst, noch mehr, weil man den Andern traute. Man schuf das Größte aus dem Kleinsten. Die Seele besaß noch die bezaubernde Vergrößerungskraft, die alles Irdische zum Himmlischen erhebt, die das Leben als das schönste Geschenk des Himmels fühlt, das man gar nicht genug lieben, schätzen, gar nicht genug, so lange es währt, in vollen Zügen genießen kann.

Um diese heroische Vergangenheit unsers Volkes in ihrer ganzen Fülle zu würdigen, brauchen wir die Gegenwart nicht tiefer herabzusetzen, als sie wirklich ist. Dem Historiker gilt es nur, die Thatsache festzustellen, daß jene Heroen von andrem Schrot und Korn waren als *οἷοι νῦν βρότοι εἰσιν*. Unser Leben ist nüchterner geworden, aber auch ernster; härter, aber auch geduldiger; wir haben weniger freundliches Licht, aber auch weniger Irrlichter; weniger Jubel und Genuß, aber vielleicht auch weniger Thränen und Seufzer. Fest steht, wir sind nicht mehr derselbe Schlag wie vor hundert Jahren. Nicht nur die Alten, nein, ebenso, und oft noch mehr, die Jungen sind alt geworden mit dem Jahrhundert. Hoffen wir trotz alledem, hoffen wir, wie der alte Wieland, auf eine neue Jugend des deutschen Geistes, schöner noch als die, welche uns aus den Werken unsrer Classiker verklärt entgegen strahlt. Und wenn wir selbst nach Jugendmuth und Jugendkraft uns sehnen, schöpfen wir Frische, auch in dieser geistig dürren Zeit, aus dem lebendigen Bronnen der Geschichte, der uns erquickt wie die Erinnerung schöner Jugendträume, und Jeden, der es nur will, in eine Welt versetzt, an der sich auch der Seelenmüde erholen, erheitern und erheben kann.

Es ist noch nicht hundert Jahre her, da veranstaltete der dänische Dichter Baggesen ein Fest, dessen Erzählung, so oft wir sie in den zahlreichen Lebensbeschreibungen Schiller's lesen, uns immer wieder wie eine Mythe klingt. Der schwärmerische Däne war im Jahre 1790 von der Schweiz auf seinem Heimweg nach Jena gepilgert, um den Professor Schiller persönlich kennen zu lernen. Schiller selbst war leidend und wol gegen den überschwänglichen Enthusiasmus des dänischen Besuchers etwas verschlossen. Baggesen aber knüpfte einen Freundschaftsbund mit Reinhold und erfuhr wol durch ihn die kläglichen Verhältnisse, in denen Schiller mit seiner jungen Frau zu leben hatte. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, predigte Baggesen Schiller und nichts als Schiller. Wie er es that, kann man sich vorstellen, wenn man liest, wie er „unsere philosophischen Messias, die Christus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde" zusammen

würfelt. Trotz alledem predigte er weiter und fand Zuhörer, die er schnell zu seinem Glauben bekehren konnte, unter ihnen den dänischen Staatsminister, Graf Schimmelmann, seine Frau, und vor Allen den Herzog Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg. Baggesen war nicht zufrieden damit, aus Schiller's Dichtungen vorzulesen, er ersann sich eine Schillerfeier, die im Juni in Hellebek, einem schön gelegenen Seeort, einige Meilen nördlich von Kopenhagen, „am donnernden Weltmeer," gehalten werden sollte. Dort sollte das Lied an die Freude gesungen, Scenen aus Schiller's Werken vorgelesen und vorgestellt werden; man wollte in Natur und Dichtung schwelgen, so wie man es damals nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark verstand. Da plötzlich, als man schon im Abreisen war, kam die Nachricht nach Kopenhagen, daß Schiller gestorben sei, ein Gerücht, das auch in Deutschland damals weit verbreitet war. Baggesen, von Schmerz überwältigt, sinkt seiner Frau in die Arme. Die Freunde können sich aber zu Haus nicht beruhigen, sie müssen an's donnernde Weltmeer. Alle Vorbereitungen zum Feste waren getroffen, und obgleich auch der Himmel gegen das Fest verschworen schien und ein Gewitter wüthete, brach man auf nach Hellebek, um dort die Freudenfeier in eine Todtenfeier umzuwandeln. Schon auf der Hinfahrt klärte der Himmel sich auf, die See glänzte im Sonnenschein, der mächtige Kullen blickte majestätisch von der schwedischen Küste herüber, und in ernster, wehmüthiger Stimmung setzten sich die Freunde zum Mahl. Man erholt sich allmälig von dem Schrecken, Minister und Dichter mit ihren Frauen und Freunden erwärmen sich am Feuer des Weins, und als der richtige Augenblick gekommen, erhebt sich Baggesen und trägt des todten Dichters Lied an die Freude, „Freude, schöner Götterfunken", den versammelten Freunden vor. Musikchöre, die im Grünen versteckt waren, fielen ein, alle Anwesenden stimmten den Chorgesang an, und zum Schluß trug Baggesen die beiden folgenden Verse vor:

Unser todter Freund soll leben,
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben,
Hier in Hellas Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu sein,
Bis zum Wiedersehn dort oben.

Es war noch nicht genug! Schäfer und Schäferinnen erschienen im Balletcostüm und führten einen Reigentanz auf. Alles unter freiem Himmel. Man las, man sang, man jubelte, man weinte, man konnte sich nicht trennen. Das Todtenfest währte drei ganze Tage.

Klingt das nicht wie griechische Mythologie? Und doch ist es nur 80 Jahre her, daß Staatsminister mit ihren Freunden ein solches Fest im Freien feiern konnten. Man hat viel über dieses Fest gelächelt, aber die Menschheit verdankt diesem Feste die schönsten, reichsten Früchte des Schiller'schen Genius.

Schiller war zu damaliger Zeit wirklich todtkrank, und auch als er sich

wieder erholte, geistig todtmüde. Er war in der Wüste des Lebens dem Verschmachten nahe. Zwar war er gestärkt von dem Karlsbad nach Jena zurückgekehrt, aber die Sorgen hingen wie dunkle Wolken an seinem Himmel, und es schien, als ob Don Carlos das letzte Kind seiner Muse bleiben sollte. Da traf zuerst ein Brief von Baggesen an Reinhold ein, der das dem lebenden Dichter gefeierte Todtenfest beschrieb. Man zeigte Schiller den Brief, der ihm das Bewußtsein gab, wie er, der Unglückliche, oft an sich selbst Verzweifelnde, in der Nähe und Ferne verehrt und geliebt werde. „Ich zweifle," schrieb Reinhold, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe."

Aber noch schönere, frischere „nektarische Blumen" sollten für Schiller auf fernem dänischem Boden erblühen. Baggesen theilte dem Minister Alles mit, was er von der drückenden Lage Schiller's wußte; der Minister theilte es dem Herzog von Holstein-Augustenburg mit, und am 27. November 1791 wurde von beiden Männern ein Brief an Schiller gerichtet, der, so oft man ihn liest, uns mit Bewunderung, nicht nur für die edelmüthige Freigebigkeit, sondern noch weit mehr für den hohen, edlen Sinn, den feinen Tact und die wahre, warme Menschenliebe dieser Männer erfüllt. Es fehlt auch jetzt nicht an Männern, die in der Stille denselben Gebrauch von ihrem Reichthum machen. Mir selbst ist einmal eine größere Summe zu einem ähnlichen Zwecke, und ich kann wol sagen, mit ähnlichem, gutem Erfolge, zur stillen Beförderung anvertraut worden. Aber welcher Herzog, welcher Minister schreibt jetzt einen solchen Brief? Und man glaube nicht etwa, daß dieser Brief von einem geistreichen Privatsecretär verfaßt war. Ich theile ihn hier zum ersten Mal aus dem Concepte von der Hand des Herzogs mit, ohne etwas an der Orthographie oder am Styl des Originals zu ändern. Ich bemerke nur, daß einige Stellen erst jetzt ihre richtige Gestalt gewinnen. So z. B. schrieb der Herzog im ersten Satze: „Den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte." Wie ein vernünftiger Mann, scheute er sich nicht, dasselbe Wort zwei, ja drei Mal zu gebrauchen, wenn derselbe Gedanke so oft auszudrücken war. Nur ein Schulknabe würde meinen, daß etwas gewonnen werde, wenn man statt des zweiten „Werken" ein anderes Wort gebrauche. Dennoch hat man beim Druck des Briefes entweder statt „Werken" „Zwecken" gesetzt, was keinen Sinn giebt, oder das Wort ganz ausgelassen. Noch schlimmer ist man mit einem spätern Satze umgegangen. Der Herzog spricht von einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche ihm die Delicatesse von Schiller's Empfindungen einflößt. Er fährt dann fort: „Wir würden diese (d. h. die Delicatesse Ihrer Empfindungen) sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Misbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf." Dies ist klar gedacht und scharf ausgedrückt. Statt dessen lesen wir in den bisherigen Drucken: „Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, ꝛc." Dies ist matt und verschwommen in der Auffassung wie im Ausdruck.

Doch hier ist der ganze Brief:

1.

Brief des Herzogs und des Grafen Schimmelmann an Schiller.

(Nach dem Concept von der Hand des Herzogs.)

Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekannt, aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken[1] stempeln konte. Sie fanden[2] in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich sehr bald[3] an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied Ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl der[4] guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bey Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens. Wir fassen[5] es ab, mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend[6] edler[7] und gebildeter[8] Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Misbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre, durch alzuhastige[9] Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen[10] Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll, allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns[11] die Freude gönnen Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Rthlr. an.

Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir wissen dieß zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen mehr als die Gränzen **eines** Erdballs[12] umfassen. Sie haben **hier** nur[13] Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große, die durch einen solchen[14] Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth[15] fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe[16] genießen wollen. Hier bey uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen[17] für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt die der Sitz einer Regierung, zugleich ein großer Handelsplatz[18] ist und sehr schätzbare Bücherssammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind[19] nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste unseres Staates[20] angestelt zu werden[21], so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so kleineigennützig diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung[22] zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freyen Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen Ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsch muß jede andere Betrachtung nachstehen.

---

[1]) Zwecken. [2]) finden. [3]) bei ihrer Lesung. [4]) von. [5]) faßten. [6]) in der Tugend. [7]) edlen. [8]) gebildeten. [9]) allzuhäufige. [10]) eine große. [11]) uns wohl. [12]) des Weltalls. [13]) haben nur. [14]) solchen. [15]) Stolz. [16]) Ruhe Ihres Geistes. [17]) Befriedigung. [18]) eine große Handelsstadt. [19]) sind hier. [20]) des Staates. [21]) seyn. [22]) Hauptbedingung.

Schiller nahm das Anerbieten an, und wer Schiller's Geistesstimmung vor und nach Ankunft dieses Briefes genau betrachtet, dem wird es klar sein, daß wir seine Genesung, seinen wiederkehrenden Lebensmuth, die neue Entfaltung seiner schöpferischen Thätigkeit ganz allein dem Herzog von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann verdanken. Wir treten damit sowol dem Herzog von Weimar, als Schiller's Freunden, namentlich Körner, durchaus nicht zu nahe. Sie thaten, was sie konnten, Körner sogar mehr, als er konnte. Aber bei Allem, was sie für ihn thaten, fühlte Schiller den Druck der Schuld und der Verpflichtung. Hier kam die Hülfe wie vom Himmel, ja noch schöner als vom Himmel, von Menschen, die ihn liebten und verehrten, die er persönlich nicht kannte, aber von Menschen, die so waren, wie er, der Dichter, einen Marquis Posa sich gedacht. Das Geschenk machte ihn nicht arm, sondern reich. Das Gefühl der Dankbarkeit drückte ihn nicht, sondern erhob ihn und feuerte ihn an, durch neue Thaten sich der Liebe seiner unbekannten Freunde nur noch würdiger zu machen. „Nicht an Sie," so schreibt er selbst, „sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege."

Was Schiller selbst auf diesem Wendepunkt seines Lebens fühlte, wußten wir bisher hauptsächlich aus seinem Schreiben an Baggesen; und auch dieses muß der Vollständigkeit wegen hier von Neuem abgedruckt werden. Es ist vom 16. December 1791.

2.

Brief Schiller's an Baggesen.

Jena den 16. Dec. 91.

Wie werd ich es anfangen, mein theurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen die edle und einzige Handlungsart Ihrer vortreflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe.

Ja, mein theurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von H. und des Grafen S. mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu seyn, was ich nach dem mir gefallenen Maaß von Kräften leisten und seyn kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dieß schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichre, Zukunft macht mir bessre Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortrefliche Prinz, der sich von freyen Stücken entschließt, dasjenige bey mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer

machen können, daß er diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zwecks verfehlte, bleibt sie was sie war. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd ich und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor 10 Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anders als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, eh ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hält, aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bey aller geahndeten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes, unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke andrer Schriftsteller, weil ich die Hofnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwey oder drey stille Jahre gegeben, die ich frey von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen, und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehen Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfieng, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabey war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hofnungen den Kampf mit dem Schicksal zu wiederhohlen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dännemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst; ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gehabt hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freye Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine

verlohrene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hofnungen zu rechtfertigen, die zwey vortrefliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verstattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist — und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich in mir zu einer schönen Blüthe für die Menschheit entfalten!

Ich komme auf die zweyte Hälfte Ihres Wunsches — theurer vortreflicher Freund, warum kann ich diese nicht eben so schnell erfüllen als die erste? Unter der Unmöglichkeit, die Reise zu Ihnen sobald als Sie wünschen auszuführen, kann gewiß niemand mehr leiden als ich selbst. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität, das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten — wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbads werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer bessern Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Academie zu bezeigen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches seyn kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunsch nicht entgegen seyn, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich erst bey Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das weitere sorgen.

Bis dahin, theurer Freund, lassen Sie uns einander so nahe seyn, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten, und meinen halberstorbenen Geist an Ihrem frischen feurigen Genius zu wärmen wird stets ein Bedürfniß meines Herzens seyn. Nie so lang ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne diese Absicht, bei meinem Wiedereintritt in's Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich wieder in etwas zu erhohlen, so erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren frische nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum erstandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beschreiben, was Sie mir waren — und jenen Vorgang selbst! Er war für den Abgeschiedenen bestimmt und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!

Verzeihen Sie diesen langen Brief, mein vortreflicher Freund, der leider noch dazu fast nur von mir selbst handelt. Aber zu Eröfnung unserer Correspondenz mag es hingehen, damit Sie mit Einem mal mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan sei! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne alle Präliminarien, von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch eine Reihe von Proben verdienen lernen sollte. In einer Welt, wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andre Gesetze als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuren Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Correspondentin gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwey glänzende Erscheinungen schwebten Sie beide, schnell doch unvergeßlich, an uns vorüber. Die Gestalten sind lang verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige

Schiller.

So oft ich diese Briefe las, so oft sagte ich mir: Was für ein Verlust, daß der Briefwechsel zwischen dem Herzog und Schiller nirgends vorhanden ist. Daß eine solche Correspondenz Jahre lang fortgeführt wurde, ist bekannt, ebenso daß Schiller's „Aesthetische Briefe" zunächst in Briefen an den Herzog abgefaßt waren. Aber diese ganze Correspondenz, hieß es, war im Brande des Schlosses in Kopenhagen verloren gegangen. Jedoch auch nach diesem Brande dauerte der Briefwechsel fort. Wo sind also diese spätern Briefe hingekommen? Vergebens suchte ich nach Auskunft, bis ich mich endlich bei Abfassung eines Aufsatzes über Schiller (Essays, dritter Band, pag. 73; Leipzig, Engelmann.) an den Enkel des Herzogs, den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein wandte, und S. K. H. ersuchte, Nachforschungen nach diesen Briefen im Hausarchiv der herzoglichen Familie anstellen zu lassen. Er sowohl wie der ältere Bruder des Prinzen, der jetzige Herzog von Schleswig-Holstein, nahmen beide das wärmste Interesse an der Sache, und ich kann heute den Freunden Schiller's wenigstens einige der verloren geglaubten Schätze mittheilen. Es fehlt noch immer Vieles. Die Hoffnung ist nicht aufgegeben, daß dieser oder jener Brief noch zum Vorschein komme. Aber schon was jetzt wiedergewonnen, sollte der Oeffentlichkeit nicht länger vorenthalten werden, und wird hier, mit Erlaubniß des Herzogs, dem Druck übergeben.

Hier ist zunächst der erste Brief, welchen Schiller, drei Tage nachdem er an Baggesen geschrieben, an den Herzog und den Grafen Schimmelmann richtete:

3.

Brief Schiller's an den Herzog und den Grafen Schimmelmann.

Erlauben Sie, Verehrungswürdigste, daß ich zwey edle Nahmen in Einen, und zwar in Denjenigen zusammenfasse, unter welchem Sie Sich selbst in Rücksicht meiner vereinigt haben. Der Anlaß bey welchem ich mir diese Freiheit nehme, ist an sich selbst schon eine so überraschende Ausnahme von allem Gewöhnlichen, daß ich das reine idealische Verhältniß, worein Sie zu mir getreten sind, durch jede Rücksicht auf zufällige Unterschiede herabzuwürdigen fürchten müßte.

Zu einer Zeit, wo die Ueberreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwey schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmüthige Anerbieten, das Sie mir thun, erfüllt ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art mit der Sie es thun, befreyt mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwerth zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröthen müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich, empfangen zu können. Ihr Zweck dabey ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie Sich in dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst und läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrtesten, daß nur die Ueberzeugung, von mir verstanden zu seyn, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaubte ich mir, dieß zu sagen.

Aber der nahe Antheil, den ein allzuparteyisches Wohlwollen für mich an Ihrer großmüthigen Entschließung hat, der Vorzug, den Sie vor so vielen andern mir ertheilen, mich als das Werkzeug Ihrer schönen Absicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfnissen eines Ihnen so fremden Weltbürgers herabsteigen legen mir gegen Sie die persönlichsten Pflichten auf und mischen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der innigsten Liebe. Wie stolz machen Sie mich, daß Sie meiner in einem Bunde gedenken, den der edelste aller Zwecke heiligt, den der Enthusiasm fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit ist die Begeisterung, welche in Thaten sich äußert, über diejenige erhaben, die sich darauf einschränken muß, zu Thaten geweckt zu haben. Wahrheit und Tugend mit der siegenden Kraft auszurüsten, wodurch sie Herzen sich unterwürfig machen, ist alles was der Philosoph und der darstellende Künstler vermögen — wieviel anders ists, die Ideale von beiden in einem schönen Leben zu realisiren. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künstlers abfertigt: „Sie haben gethan, was ich nur mahlen konnte!“ —

Aber, wenn ich es auch vergessen könnte, daß ich selbst der Gegenstand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die schöne Aussicht zur Vollendung meiner Entwürfe verdanke, so würde dennoch in mir eine Verbindlichkeit von sehr hoher Art gegen Sie übrig bleiben. Eine Erscheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegentheil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unaussprechliche Wollust ist es für den Mahler der Menschheit, im wirklichen Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem innern verklären und seinen Schilderungen zu Grunde liegen muß. Aber ich fühle, wieviel ich durch Uebernehmung der großen Verbindlichkeit verliere, die Sie mir auferlegen. Ich verliere durch sie die süße Freiheit, meiner Bewunderung Sprache zu geben, und eine so uneigennützig schöne Handlungsart mit gleich uneigennützigem Gefühl zu verherrlichen.

Die Möglichkeit, Ihnen denjenigen in Person darzustellen, den Sie Sich so tief verpflichtet haben, wird das Werk Ihrer großmüthigen Unterstützung seyn. Durch diese werde ich mich in den Stand gesetzt sehen, meine Gesundheit allmählig wieder zu gewinnen, und die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Climas zu ertragen. Gegenwärtig bin ich noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgesetzt, die mir den Genuß der reinsten Lebensfreuden schmälert, und nur sehr langsam, wie sie kam, wird zu heben seyn. Unter den vielen Entbehrungen, wozu sie mich verurtheilt, ist diese keine der geringsten, daß sie die glückliche Zeit verzögert, wo mich der lebendige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwey Herzen fesseln wird, die mich jetzt noch aus unsichtbarer Ferne, wie die Gottheit, beglücken, und, wie diese, meinem Dank unerreichbar sind. In dieser schönen Zukunft zu leben und mit seinen Wünschen und Träumen diesem Zeitpunkt voran zu eilen, wird bis dahin die liebste Beschäftigung seyn

Ihres tief verpflichteten und
ewig dankbaren
Jena, 19. Dec. 91. Fridr. Schiller.

Nach diesem Brief folgt eine lange Pause, und das nächste Schriftstück, welches wir besitzen, ist ein Brief vom Herzog an Schiller, vom 19. März 1793. In diesem Briefe erwähnt der Herzog mindestens zweier Briefe von Schiller, die beide verloren sind.

4.

Brief des Herzogs an Schiller.

Copenhagen d. 19. Maerz 1793.

(Nach dem Concepte von der Hand des Herzogs.)

Die beyden ersten Stücke der Horen und die diese beyden Stücke begleitenden Briefe habe ich erhalten. Es bedarf in der That einer Entschuldigung, daß ich Ihnen,

wehrter Herr Hofrath, den Empfang derselben bis jetzt nicht angezeigt habe; allein gehäufte Geschäfte und öfteres Uebelbefinden haben mich den ganzen Winter über zu einem trägen Briefsteller gemacht. Mein verspäteter Dank ist indeß darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Er gebührt Ihnen wegen der Gesinnungen die Sie gegen mich hegen. Möchte ich diese Gesinnungen doch einigermaaßen verdienen!

Ihre aesthetischen Briefe habe ich mit Vergnügen in den Horen wiedergefunden. Da Sie aber wegen meiner Unbekanntschaft mit der Terminologie und wohl auch mit dem Inhalte der kritischen Philosophie für mich manche Dunkelheiten enthalten, die erst bey wiederhohlter ruhiger Lesung verschwinden werden, so schweige ich lieber gegenwärtig noch über diese Briefe. Im Sommer, auf dem Lande mit mehrerer Muße und weniger Zerstreuung werde ich diese Lectüre wieder vornehmen.

Es ist mir eine nicht geringe Freude in Ihrer Denkart über das was der Menschheit Noth ist so viele Uebereinstimmung mit meinen Ueberzeugungen zu finden. Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß von einem Menschen ausgehen. Geschieht dies nicht, so wird jedes politische Gebäude, sey es auch noch so schön, in Kurzem verfallen und ungezähmten rohen Leidenschaften, vielleicht zu einer annoch bequemeren Behausung dienen. Es kommt weniger auf die Form, es kommt auf den Geist an, durch welchen diese Form Leben erhält. Ist dieser Geist der Geist der Humanität, dann wird die Verbesserung erfolgen, die äußere Form mag beschaffen sein wie sie will. Diesen Geist der Humanität zu wecken, zu erhalten, zu verbreiten, ist auch in Ihr Loos gefallen, edler Mann, und ich hoffe und erwarte daß Ihr neuestes litterarisches Unternehmen eben so wie einige Ihrer vorhergehenden Arbeiten diese Beförderung seyn wird. Meine Interessen und meine Wünsche werden Sie stets begleiten.

Schiller's Antwort auf diesen Brief fehlt, ebenso ein Brief des Herzogs, den Schiller im August erhielt und beantwortete. Sechs andere Briefe, die Schiller im Laufe des Winters von Ludwigsburg nach Kopenhagen schickte, sind gleichfalls verloren, wahrscheinlich beim Brande des Schlosses in Kopenhagen. Das nächste, was wir finden, ist ein Schreiben von Schiller, vom 10. Juni 1794, als Antwort auf einen uns verlorenen Brief des Herzogs vom 4. April desselben Jahres. Ein früherer Brief des Herzogs scheint nie an Schiller gelangt zu sein, und er entschuldigt sich deshalb beim Herzog.

5.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Prinz!

Das gnädige Schreiben Euer Durchlaucht an mich vom vierten April d. J. welches an den Rath Reinhold beygeschlossen war, ist wegen der früher erfolgten Abreise des letztern aus diesen Gegenden nach Kiel zurück, und von da erst aufs neue hierher gelaufen, wo es mir vor einigen Tagen in die Hände kam. Dieß allein ist Ursache, gnädigster Prinz, daß ich den Innhalt desselben erst heute beantworten kann.

Ew. Durchlaucht erwähnen darin eines Schreibens an mich, das bis jetzt noch unbeantwortet sey. Dieß beunruhigt mich sehr, da ich von keinem neuern Brief Ew. Durchlaucht an mich weiß, als der mir im August des vorigen Jahres nach Schwaben ist nachgeschickt worden. Daß aber dieser Brief nicht unbeantwortet geblieben, dieses bezeigt eine Copie des meinigen die ich zurückbehalten habe, und eine Anzahl von sechs andern Briefen, die ich in dem verflossenen Winter von Ludwigsburg aus an E. Durchlaucht abgehen ließ, und welche die Fortsetzung meiner Betrachtungen über das Schöne und Erhabene enthalten. Entweder müßten also meine Briefe, oder das Schreiben von Ew. Durchlaucht an mich verloren gegangen seyn. Der erste Verlust ist nicht sehr bedeutend, besonders da ich alle meine Briefe aus Ab-

schriften wieder herstellen kann; aber jede Zeile, die von der Hand Ew. Durchlaucht an mich verloren geht, ist ein Verlust, den nichts mir zu ersetzen im Stand ist.

Die Nachricht von dem unglücklichen Brande in Kopenhagen, der die königliche Burg in die Asche legte, war sehr erschütternd für mich, und mußte es um so mehr seyn, da ich mir wohl vorstellen konnte, daß dieses Unglück auch Eure Durchlaucht sehr nahe mit betreffen mußte. Bey dem weisen und großmüthigen Gebrauche, den Sie von Ihrem Eigenthum zu machen pflegen, ist jeder Verlust, den Sie erleiden, ein Unglück für Tausende. Daß aber dieses physische Uebel so viele moralisch gute Folgen nach sich zog, muß jeden Freund Dänemarks und überhaupt jeden Weltbürger wieder mit den Beschlüssen der Vorsehung versöhnen; denn die Liebe eines guten Volks zu seinen Regenten, die bey dieser Gelegenheit sich so glänzend entdeckte, ist ein unendlich größeres Gut, als alles, was ein Raub der Flammen werden konnte. Dieser schöne Zug der Bürger Dänemarks, und die Bemerkung Ew. Durchlaucht darüber interessierten mich so sehr, daß ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten möchte, einen öffentlichen Gebrauch davon machen zu dürfen, weil es einen lehrreichen Wink für alle Regierungen enthält, und der Dänischen besonders ein sehr schönes Denkmal setzt.

Das Verlangen Ew. Durchlaucht, meine verloren gegangene Briefe wieder zu besitzen, ist unendlich schmeichelhaft für mich, und ich werde keine Zeit verlieren, es zu erfüllen. Wie gern wollte ich, wenn meine Lage es erlaubte, meiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit entsagen, um mich dem angenehmen Geschäfte, Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, ganz und ohne Einschränkung widmen zu können. Alles was ich erforsche oder bilde, sollte in einen Brief an Ew. Durchlaucht eingekleidet seyn, und in Ihrer für Wahrheit und Schönheit so empfänglichen Seele würde ich mit Freuden jede Gestalt meines Geistes und jede Empfindung meines Herzens niederlegen: ein Glück, um welches ich Baggesen oft und vielmals beneidet habe.

Mit den Gesinnungen der reinsten Verehrung und Devotion ersterbe ich

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 10. Jun. 1794. Fr. Schiller.

Der nächste Brief Schiller's vom 20. Januar 1795 enthält die Glückwünsche des Dichters zu der Ernennung des Herzogs als Unterrichtsminister in Dänemark. Schiller bittet zugleich um Erlaubniß, die Briefe, welche er an den Herzog gerichtet, und die im Brande verunglückt waren, in neuer Fassung und vollendeterer Form seinem Wohlthäter zueignen zu dürfen.

6.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Mit dem lebhaftesten Antheil, den alles mir einflößt, was auf das Wohl der Menschheit Beziehung hat, habe ich die glückliche Veränderung vernommen, welche Euer Durchlaucht einen Ihrem hohen Verdienste gebührenden und Ihrem wohlthätigen Triebe so angemessenen Wirkungskreis eröfnet hat. Das Wohl vieler Menschen ist jetzt in Ihren Händen, und Ihr großes und edles Herz, welches von jeher aus eigener freyer Neigung für das Beßte der Menschheit thätig war, hat nunmehr auch von dem Schicksal einen äußern Beruf und eine würdige Sphäre dazu erhalten. Wie würde ich das Geschick meiner deutschen Mitbürger preisen, wenn es überal einer solchen Fürstenhand anvertraut wäre, und mit welcher Sicherheit könnte man sich alsdann für die Erfüllung aller der Volksglückseligkeit verbürgen, welche bis jetzt leider nur eine Idee der Philosophen und eine Phantasie der Dichter gewesen ist.

Die Achtung, die ich der Bescheidenheit Ihres Herzens schuldig bin, verstattet mir nicht, das Bild auszumahlen, das meine prophetische Einbildungskraft sich von

der Regierung eines eben so gefühlvollen, als philosophisch denkenden Fürsten verspricht. Aber ich habe in dem Character des Don Karlos und Posas mein Herz reden lassen, und was ich dort nur als Dichter träumte, das spreche ich hier als der Zeitgenosse Friedrich Christians mit der gegründeten Ahndung aus, daß alles das Gute, was nur immer die Umstände möglich machen durch Sie und in Ihrer Sphäre realisirt werden wird.

Längst schon war es mein Wunsch, den Gefühlen der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die mir in so hohem Grade von Eurer Durchlaucht sind aufgelegt worden, einen öffentlichen Ausdruck zu gestatten; aber ich wollte solches nur an der Spitze eines Werkes thun, das Ihres verehrten Nahmens nicht unwürdig wäre. Alle meine Kräfte verwende ich schon seit langer Zeit auf diese Arbeit, und wenn es mir nicht ganz mißlingt sie dem Ideal gemäß auszuführen, das ich mir vorzeichnete, so bitte ich Eure Durchlaucht um Ihre gnädigste Beystimmung, daß ich solche mit Ihrem Nahmen kröne.

Als ich im vorigen Jahre damit umging, eine Abschrift meiner in Kopenhagen verunglückten Briefe zu besorgen, drangen sich mir so viele Unvollkommenheiten darinn auf, daß ich mir nicht mehr erlauben konnte, solche in ihrer ersten Gestalt wieder in die Hände Eurer Durchlaucht zu geben. Ich unternahm deßwegen eine Verbesserung, welche mich weiter führte, als ich dachte, und der Wunsch etwas hervorzubringen, das Ihres Beyfalls würdig wäre, veranlaßte mich, jenen Briefen nicht nur eine ganz neue Gestalt zu geben, sondern auch den Plan derselben zu einem größern Ganzen zu erweitern.

Von dieser neuen Ausführung sind in der Schrift, die ich Eurer Durchlaucht ehrfurchtsvoll überreiche, einige Briefe abgedruckt, um darüber das Urtheil der Kenner zu vernehmen, ehe ich die letzte Hand an das Ganze lege. Möchten Sie, gnädigster Herr, in dieser kleinen Probe mein aufrichtiges Streben nicht verkennen, einer Schrift, die ich an Sie zu richten wage, alle Vollkommenheiten zu ertheilen, die mir erreichbar sind.

Mit tiefster Devotion und Ehrfurcht ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena den 20. Jan. 1795. F. Schiller.

Die ästhetischen Briefe, die nun in den Horen erschienen, wurden dem Herzog regelmäßig übersendet, und die nächsten Briefe Schiller's sind nicht viel mehr als Begleitschreiben zu denselben.

7.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Ich habe es vor einigen Wochen gewagt, Ew. Durchlaucht das erste Stück meiner Monathschrift, welches den Anfang meiner aesthetischen Briefe enthält, in Unterthänigkeit zu überreichen. Erlauben Sie mir nunmehr, gnädigster Herr, Ihnen auch die fernere Fortsetzung dieser Schrift, der ich kein höheres Glück wünschen kann, als daß sie Ihres Beyfalls würdig seyn möge, zu Füßen zu legen.

Höhere Angelegenheiten, ich weiß es, als diese litterarischen sind, beschäftigen jetzt Ihre Aufmerksamkeit; aber wenn Ihr Geist, nach wichtigern Geschäften, nach einer Erhohlung umher blickt, so dürfen sich die Musen Ihnen nahen und Sie finden im Genusse der Wahrheit und der Schönheit ein Vergnügen, das nur den Edelsten aufbehalten ist.

Möchte auch ich dem Geist und dem Herzen Eurer Durchlaucht etwas anzubiethen haben, das Ihrer nicht ganz unwürdig ist.

Mit unbegrenzter Devotion und Ehrfurcht ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigster

Jena, den 4. Maerz 1795. Fr. Schiller.

Eine Antwort des Herzogs vom 19. März 1795 fehlt. Er scheint in derselben seinen Beifall über die Horen ausgedrückt zu haben, zugleich mit der Bemerkung, daß die Sprache etwas dunkel und schwerfällig sei. Hierauf erwidert Schiller in einem Briefe vom 5. April 1795, der einige treffende Bemerkungen über die Schwierigkeiten der deutschen Sprache enthält.

8.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr,

In dem Briefe vom 19. März, womit Euer Durchlaucht mich beehrten, lese ich die für mich höchst aufmunternde Versicherung, daß Ihnen die ersten Stücke meines neuen Journals nicht misfielen, ja daß ihre eignen Ueberzeugungen mit dem Haupt-Innhalte meiner aesthetischen Briefe übereinstimmend sind. Muthiger fahre ich nun in dieser Arbeit fort, und erbitte mir bloß Ihre gnädigste Erlaubniß, Ihnen jedes neu herauskommende Stück dieser Zeitschrift überreichen zu dürfen.

Was Eure Durchlaucht in Ansehung der Schwierigkeit des Vortrags bemerken, ist sehr gegründet, und es verdient allerdings die größte Aufmerksamkeit der Schriftsteller, die erforderliche Gründlichkeit und Tiefsinnigkeit mit einer faßlichen Diction zu verbinden. Aber noch ist unsere Sprache dieser großen Revolution nicht ganz fähig, und alles, was gute Schriftsteller vermögen, ist auf dieses Ziel von Form hinzuarbeiten. Die Sprache der feinen Welt und des Umgangs flieht noch zu sehr vor der scharfen, oft spitzfindigen Bestimmtheit, welche dem Philosophen so unentbehrlich ist, und die Sprache der Gelehrten ist der Leichtigkeit, Humanität und Lebendigkeit nicht fähig, welche der Weltmann mit Recht verlangt. Es ist das Unglück der Deutschen, daß man ihre Sprache nicht gewürdigt hat, das Organ des feinen Umgangs zu werden, und noch lange wird sie die übeln Folgen dieser Ausschließung empfinden.

Sollte es mir indeß auch nur im Kleinen gelingen, zu Ausbreitung philosophischer Begriffe im Kreise der schönen Welt beyzutragen, so würde ich jede Anstrengung, welche meine Untersuchungen mich kosten für reichlich belohnt achten.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Ew. Herzogl. Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 5. April 1795. F. Schiller.

Am 9. Juni desselben Jahres schreibt Schiller von Neuem, indem er dem Herzog das fünfte Stück der Horen übersendet und das sechste mit elf neuen ästhetischen Briefen ankündigt.

9.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr,

Wie sehr wünschte ich, daß die Horen, davon ich Ew. Durchlaucht das fünfte Stück zu Füßen lege, Ihrer fernern Aufmerksamkeit nicht unwerth befunden werden möchten. An meinem Eifer das Gute zu sammeln, wo ich es nur irgend finde, fehlt es nicht, aber so reich Deutschland an Journalen und Schriftstellern ist, so arm ist es doch wieder an guten Autoren und an frischen gesunden Produkten des Genius und des philosophischen Geistes. Dieser Mangel ist mir, ich gestehe es, noch nie so bekannt gewesen, als seit Erscheinung meines Journals, an dem eine so große und nicht unwichtige Societät Antheil nimmt, und wo es dennoch so schwer hält, dem Publikum immer etwas Befriedigendes vorzulegen. Es gereicht zwar der Nation zum Ruhme, daß sie schwerer zu befriedigen ist, aber es wäre zu wünschen, daß die Geschicklichkeit der Schriftsteller diesen hohen Forderungen auch entsprechen möchte.

An Fortsetzung meiner aesthetischen Briefe habe ich mich diese ganze Zeit über beschäftigt, soweit meine Gesundheit es verstattete, und das sechste Stück, das gegenwärtig unter der Presse ist, wird eilf neue Briefe enthalten. Dürfte ich hoffen, daß diese Unterhaltung Eurer Durchlaucht bey Ihrem gegenwärtigen Aufenthalt auf dem Lande einige Stunden erheitern könnte, so würde ich darin eine süße Belohnung finden.

Mit den Gesinnungen der tiefsten Devotion und Dankbarkeit ersterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 9. Juni 1795. F. Schiller.

Auch das sechste Stück der Horen ist von einem Briefe Schiller's begleitet, worin er sich beim Herzog wegen des freien und die conventionelle Decenz verletzenden Tones der darin abgedruckten Goethe'schen Elegien entschuldigt.

10.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr,

Nicht ohne Verlegenheit wage ich es, Ew. Herzogl. Durchlaucht das Sechste Stück der Horen zu überreichen.

Die Elegien, welche es enthält, sind vielleicht in einem zu freyen Tone geschrieben, und vielleicht hätte der Gegenstand, den sie behandeln, sie von den Horen ausschließen sollen. Aber die hohe poetische Schönheit, mit der sie geschrieben sind, riß mich hin, und dann gestehe ich, daß ich zwar eine conventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Decenz dadurch verletzt glaube. Ich werde in einem künftigen Stücke des Journals mir die Freyheit nehmen, mein Glaubensbekenntniß über das, was dem Dichter in Rücksicht auf das Anständige erlaubt und nicht erlaubt ist, ausführlich abzulegen.

Möchte die Fortsetzung meiner Briefe über aesthetische Erziehung, davon dieses Stück eine große Lieferung enthält, von Ew. Durchlaucht nicht ohne Interesse gelesen werden. Ich nähere mich darinn immer mehr meinem Ziele, und hoffe mehreres, was in den vorigen Briefen noch dunkel geblieben ist, darin entwickelt zu haben.

In tiefster Devotion und Ehrerbietung ersterbe ich

Ew. Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 5. Jul. 1795. F. Schiller.

Das letzte Heft des ersten Jahrganges der Horen wird dem Herzog am 9. Januar 1796 überschickt, und in dem beigefügten Brief drückt Schiller selbst seine Unzufriedenheit mit der Ausführung dieses von ihm mit hoher Begeisterung begonnenen Unternehmens aus.

11.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Wenn die bisher erschienenen Lieferungen der Horen durch ihren speculativen Innhalt sehr oft ermüdend und unfruchtbar gewesen, so ist vielleicht dieses Neunte Stück, welches ich Euer Herzoglichen Durchlaucht unterthänigst zu überreichen wage, von einem mehr unterhaltenden Innhalt. Mehrere philosophische Ideen sind darinn in ein freyeres poetisches Gewand eingehüllt, und empfehlen sich vielleicht in dieser Gestalt dem Kenner des Schönen.

Nach einer langen Trennung von der poetischen Muse habe auch ich es wieder gewagt, in dieser Gattung Versuche zu machen und möchte es mir gelungen seyn, den Geschmack Euer Durchlaucht und der ganzen feineren Welt mit den bisherigen metaphysischen Uebungen auszusöhnen. Auf jedem Wege, in jeder Form suche ich

immer und ewig dasselbe, die Wahrheit. Gelingt es mir auch nicht auf allen, sie zu finden, oder der gefundenen Eingang zu verschaffen, so kann ich von einem Herzen, wie das Ihrige ist, wenigstens Anerkennung meines guten Willens und redlichen Eifers hoffen.

Mit den Gesinnungen der tiefsten Devotion ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, 5. Octob. 1795. Fridrich Schiller.

12.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Mit dem Monathstücke, welches ich Euer Herzogl. Durchlaucht hier unterthänigst überreiche, ist der erste Jahrgang meiner Zeitschrift geendigt und indem ich die zurückgelegte Bahn übersehe, fühle ich lebhaft, wie weit das wirklich geleistete hinter den gerechten Erwartungen der Kenner zurückbleibt. Ich muß befürchten, gnädigster Herr, daß Sie manche unsrer philosophischen Untersuchungen viel zu abstrakt und wissenschaftlich, manche leichtere Unterhaltungen nicht interessant genug gefunden haben werden, aber an meinem Eifer und guten Willen lag es nicht, daß Ihre Erwartung von beyden nicht mehr befriedigt wurde. Die Forderungen der Gelehrten und die Wünsche des Lesers von Geschmack sind einander gar zu oft entgegen gesetzt: jene verlangen Tiefe und Gründlichkeit, welche leicht eine Dunkelheit und Trockenheit erzeugt, dieser fordert Leichtigkeit und Schönheit, welche gar leicht zu Oberflächlichkeit verleiten. Die große Schwierigkeit, zwischen beyden Klippen glücklich vorbey zu kommen, wird die Mängel unserer Arbeit einigermaßen entschuldigen.

Ich gestehe Ihnen, gnädigster Herr, daß ich bey dieser Zeitschrift mir den Endzweck vorsetzte, die Seichtigkeit im Raisonnement und den geistlosen schlaffen Geschmack in Poesie und Kunst, welche in unsere Zeiten eingerissen haben, nach allen meinen Kräften zu bekämpfen, und den herrschenden Geist der Frivolität durch männlichere Grundsätze zu verdrängen. Mein Unternehmen kann mislingen, aber ich kann nie bereuen, es versucht zu haben.

Dürfte ich mir schmeicheln, vortrefflichster Fürst, daß Ihnen die Fortsetzung dieses Journals nicht gleichgültig seyn werde, mit um so mehr Muth und Vertrauen würde ich den neuen Kreislauf desselben beginnen.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Euer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 9. Jan. 1796. Fr. Schiller.

Nur noch ein Brief von Schiller hat sich bis jetzt gefunden. Er ist datirt vom 5. Februar 1796 und deutet an, daß der Herzog auch noch in diesem Jahre dem Dichter seinen zuerst nur auf drei Jahre versprochenen Jahrgehalt zugeschickt hatte.

13.

Schiller an den Herzog.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,

Der abermalige Beweis, den ich vor einigen Tagen durch den Kammerrath Kirstein aus Koppenhagen von der gnädigen Gesinnung Eurer Durchlaucht gegen mich empfangen, erneuert bey mir die Empfindung meiner tiefen und großen Verbindlichkeit und ruft mir alles, was ich Ihrer Großmuth schuldig bin, aufs neue lebhaft in's Gedächtniß. Da es für ein Herz wie das Ihrige, keinen höheren Lohn geben kann, als die Ueberzeugung, Gutes gestiftet und einen edeln Zweck wirklich erreicht zu haben, so darf ich es, ohne Gefahr einer Unbescheidenheit wagen Eure Durch-

laucht zu versichern, daß Ihre wohlthätige Absichten bey mir nicht verfehlt worden sind. Die Unabhängigkeit und Muße, welche ich bißher Ihrer Freygebigkeit verdankte, haben es mir möglich gemacht, trotz einer äußerst zerrütteten Gesundheit, meine Kräfte auf einen bedeutenden Zweck mit Beharrlichkeit hinzurichten, und soviel für meine eigene Bildung zu thun, als die Grenzen meiner Kräfte erlaubten. Ohne Ihre Großmuthsvolle Unterstützung hätte ich entweder diesen Zweck aufgeben, oder demselben unterliegen müssen.

Die Schritte welche ich in den letzten vier Jahren zu dem Ziele gethan habe, das vor meiner Seele steht, sind schneller und wichtiger gewesen, als alle, die ich vorher dazu habe machen können, und wem sonst als Ihnen, Vortreflichster, und Ihrem edeln Freunde danke ich dieses Glück. Mit gerührtem Herzen schreibe ich dieses nieder und das tiefe Gefühl meiner Verpflichtung wird unauslöschlich in meiner Seele leben.

Mit unbegrenzter Devotion und Verehrung ersterbe ich

Eurer Herzoglichen Durchlaucht

unterthänigster

Jena, den 5. Febr. 1796. Fr. Schiller.

Trotz aller Nachforschungen an verschiedenen Orten haben sich bis jetzt keine weiteren Briefe in den Archiven des Herzoglichen Hauses gefunden. Ich verdanke Herrn Professor Gödeke die Mittheilung, daß Schiller nach seinem gedruckten Kalender noch folgende Briefe an den Herzog von Holstein-Augustenburg richtete: am 11. März 1796, am 22. März 1796, am 27. März 1796, am 21. October 1796, am 25. November 1796 und am 16. Januar 1797.

Der Herzog starb am 14. Juni 1814, neun Jahre nach Schiller. Sein Name hat einen guten Klang in der Geschichte Dänemarks, und in den ruhmreichen Annalen seines eigenen Hauses wird er stets eine Ehrenstelle füllen. Er war es, der zum Nachfolger Carl's XIII. ausersehen, die Königskrone von Schweden ausschlug. Schwerlich aber hat der edle Fürst, als er, dem Zuge seines Herzens folgend, dem armen Professor Schiller in Jena einen Jahrgehalt aussetzte, daran gedacht, daß er dadurch seinen Namen auf die ehernen Gedenkbücher der Weltgeschichte schreiben würde, ja, was noch weit mehr ist, daß diese seine einfache, schöne That wie ein frischer Hauch die spätesten Geschlechter zu gleichem Thun beleben, daß sie fortwährend Schöneres gebären und, wie ein Samenkorn, zu höherem Loos erblühen werde.

So mächtig kann der Einzelne wirken, wenn er will, wenn er dem ersten Zuge des Herzens folgt, wenn er Glauben an sich und an die Menschen hat. Schon in meinem Aufsatz über Schiller (1859) (Essays, dritter Band, p. 73) war es meine hauptsächliche Absicht, recht klar nachzuweisen, wie Schiller's menschliche und dichterische Entwickelung meist durch den Einfluß großer Persönlichkeiten, mit denen ihn sein guter Stern zusammenführte, bestimmt worden war. Man hat das wollen in Abrede stellen, und was kann man nicht in Abrede stellen? aber Schiller fühlte dies selbst und sprach es einmal deutlich in einem Brief vom 23. November 1800 an die Gräfin Schimmelmann, die Frau des dänischen Ministers, aus: „Was ich Gutes haben mag," sagt er, „ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden; ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidendsten Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens."

Das unerwartete großmüthige Auftreten des Herzogs von Holstein-Augustenburg bezeichnet jedenfalls eines der entscheidenden Momente in der Entwickelung des Schiller'schen Genius, und es ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß, ohne diese Erscheinung, der Lebensweg des Dichters wahrscheinlich ein ganz anderer geworden wäre. Ein Dichter wird freilich geboren, aber er wird auch gemacht; er wird gemacht durch sein Volk, das ihn entweder versteht und liebt, oder nicht. Es ist ganz wahr, ein Volk macht keine Volkslieder, aber auch kein Dichter. Nur durch vereintes Wollen und Verstehen entsteht ein Volkslied, und ebenso eine Volksliteratur. Der Dichter selbst ist das Kind seiner Zeit, er muß seine Zeit und sein Volk verstehen, er muß Fühlung mit der Vergangenheit und Gegenwart und einen prophetischen Blick in die Zukunft haben. Er muß voran gehen, ohne sich umzublicken; aber das Volk muß ihm folgen können und folgen wollen, sonst verschwindet er wie ein Schatten, wie schon mancher Dichter verschwunden ist. Das war eben einer der schönsten Charakterzüge der Weimar'schen Glanzperiode, daß die Menschen noch die Kunst besaßen, das Schöne zu entdecken und das Unschöne zu überwinden. Man verstand zu genießen. Man liebte und lobte das Schöne, und weil man wußte, wie schwer die Kunst sei, so zischte man nicht bei jeder falschen Note, wie man es jetzt thut, um sein feines Ohr zu beweisen. Wie selten die Gabe der Bewunderung, wie schwer die Kunst des Lobes ist, das scheinen die nicht zu ahnen, durch deren Schuld der Name des Kritikers die fast ausschließliche Bedeutung des Tadlers erhalten hat. Als Baggesen und der Herzog von Holstein-Augustenburg und der Graf Schimmelmann den hohen Flug des Schiller'schen Genius bewunderten und ihrer Bewunderung einen thatkräftigen Ausdruck geben wollten, da gab es gewiß auch geistreiche Hofdamen und schriftstellernde Legationsräthe in Kopenhagen, die sagten: „Aber Durchlaucht, bedenken Sie, was Sie thun. Der Schiller ist allerdings in gewissen Schichten der Gesellschaft in Deutschland sehr populär. Aber es sind doch eigentlich nur wilde Studenten und überspannte Hofdamen, die für ihn schwärmen; bei competenten Richtern gelten seine Sachen für verfehlt. Er ist kein Classiker, wie Gellert oder Klopstock. Und, Excellenz, seine politischen und religiösen Gesinnungen! Wäre es nicht besser, zu warten und genauere Erkundigungen über den Dichter der Räuber anzustellen?" Das ist der Mehlthau, der alle frischen Regungen verdorren macht, während aufrichtige Bewunderung und Theilnahme, wie Frühlingsregen und Sonnenschein, die versteckten Knospen des Genius an allen Enden zur Blüthe und Frucht treibt. Es ist gar keine Frage, der Herzog von Holstein-Augustenburg hätte sich täuschen können. Schiller's Geist konnte den Leiden seines Körpers erliegen, ohne einen Wallenstein, ohne einen Wilhelm Tell geschaffen zu haben. Und was dann? Besser, sich hundertmal in der Bewunderung und Liebe zu täuschen, als den Muth zur Bewunderung und Liebe zu verlieren. Dieser Muth eben fehlt uns. Es fehlt uns nicht an Bewunderungswürdigem, es fehlt uns am Talent der Bewunderung. Wir haben große Dichter, große Künstler, große Gelehrte, große Staatsmänner, große Fürsten; was wir nicht mehr haben, ist ein großes, ein großmüthiges Volk.

Schiller und Goethe erscheinen uns jetzt von einem classischen Nimbus um-

geben. Man denkt, es verstehe sich ganz von selbst, daß solche Geistesheroen Anerkennung und Bewunderung fänden. Man lese aber nur die Journale aus damaliger Zeit, und man wird sich leicht überzeugen, daß auch Schiller und Goethe entdeckt werden mußten. Friedrich der Große sprach von Götz von Berlichingen als ces platitudes dégoûtantes; Goethe warf Schiller's Räuber und Fiesco in dieselbe Classe wie Heinse's Ardinghello. Ja noch später, als Goethe und Schiller bereits ihr literarisches Duumvirat angetreten und in den Horen eine kritische Dictatur zu üben suchten, fiel der gebildete Pöbel in den deutschen Zeitschriften ganz unbarmherzig über sie her. Es hat sich herausgestellt, daß Cotta, der Verleger der Horen, lobende Besprechungen der neuen Zeitschrift bei der damals einflußreichen Jenaischen Literatur-Zeitung bestellt hatte. Es scheint uns unbegreiflich, daß ein Mann wie Schiller sich zu solchen Erbärmlichkeiten herablassen konnte. Und doch, so war's; und ganz natürlich nahm ein mit solchen Mitteln unterstütztes Unternehmen ein klägliches Ende, trotz Schiller, trotz Goethe. Schiller klagt über die naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier der namentlich von der Schlegel'schen Partei gegen ihn gerichteten Kritik. Er schimpft ganz wie moderne Poeten über allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht für's äußerst Mittelmäßige, Augendienerei, Katzenbuckelgeberden, Leerheit, Lahmheit u. s. w., und erhielt natürlich ganz dieselbe Münze zurück. Ich erwähne dies Alles nur, um zu zeigen, daß, wenn das wahrhaft Große einmal entdeckt ist, Jedermann es bewundern kann, daß aber zu allem wahrhaft Großen zwei Kräfte gehören, eine schaffende und eine empfangende. Die Welt ist reich, auch jetzt noch; die Edelsteine sind da, aber was nützen sie, wenn das Huhn nur nach Gerstenkörnern scharrt? Ist das Meer schön für den Häringsfänger? Ist die Wüste schön für den Kameeltreiber? Sind die Berge schön für den laufenden Boten? Was uns fehlt, ist Sympathie, Mitgefühl, Mitfreude und Mitleid. Wir werden vielleicht nie wieder schwärmen lernen, wie der edle Herzog von Holstein, wie Graf Schimmelmann, Baggesen und seine Freunde. Aber was das jetzige Geschlecht lernen kann und soll, die Jungen ebenso wie die Alten — das ist Muth und Ausdauer, um das Schöne zu entdecken, Lust und Freude, um das Schöne zu verkünden, Hingebung und Dankbarkeit, um das Schöne zu genießen, — mit einem Worte, Liebe, im alten, wahren, ewigen Sinn des Wortes. Man schaffe nur den Staub der Eitelkeit, die Spinnewebe der Selbstsucht, den Schmutz des Neides weg, und das alte deutsche Menschenbild wird bald zum Vorschein kommen, so wie es war, als es noch „Millionen umschlingen" konnte. Die alte Menschenliebe, die wahre Quelle aller Humanität ist noch da, sie kann im deutschen Volke nie ganz verschüttet werden. Wer in diesen Jungbrunnen hinabsteigen, wer wieder zu sich kommen, wer wieder das sein kann, was er ursprünglich war — der liebt das Schöne, wo er es auch findet, der sagt mit Schiller, das Leben ist doch schön, der genießt und schwärmt, wenn nicht am „donnernden Weltmeer", doch in den wenigen stillen Stunden, die er sich dann und wann im geräuschvollen, ja betäubenden Treiben der Zeit erkämpft.

Die Hypothesen über den

Ursprung des Lebens.

Von

Professor **W. Preyer** in Jena.

Allgemein und mit Recht wird angenommen, daß einstmals — in einer freilich auch nicht annähernd angebbaren Vergangenheit — die Oberfläche der Erde viel zu heiß war, um diejenigen Processe, welche man jetzt Lebensvorgänge nennt, zu ermöglichen, daß sie also an keinem Punkte irgend einen Körper aufzuweisen hatte, der den Pflanzen und Thieren auch nur ähnlich gewesen. Folglich — so wird geschlossen — hat das Leben einen zeitlichen Anfang, und ein verbreiteter Glaube verlangt, daß lebende Organismen auf der Erde ähnlich den niedrigsten gegenwärtigen, oder ihnen gleich, aus nicht lebenden Körpern mindestens einmal entstanden seien.

Diese Art des Lebensursprungs wird von Vielen nicht blos für wahrscheinlich, für ein lösbares Problem der angewandten Mechanik gehalten, es wird sogar von Einzelnen die Urzeugung oder Entstehung der ersten Organismen ohne Eltern für absolut sicher erklärt, für so gewiß, wie der Satz: A = A, ohne daß jedoch der mit sehr vielen Namen (z. B. als Generatio spontanea, originaria, primaria, primitiva, automatica, aequivoca, univoca heteronyma, oder als Archigonie und Archibiose, Selbstzeugung oder Autogonie, oft auch als Abiogenesis und Heterogenesis) bezeichnete Begriff zu einer präcisen Definition sich hätte emporschwingen können. Man versteht darunter bekanntlich nur im Allgemeinen die Entstehung lebender Organismen, ohne daß andere Organismen da sind.

Wird die Urzeugung angenommen, so sind zwei Fälle möglich. Entweder sie hat in früheren Epochen, die weit hinter uns in der Vergangenheit liegen, stattgefunden und findet gegenwärtig nicht mehr statt, oder sie hat ehedem stattgefunden und findet gegenwärtig noch statt.

Zu Gunsten des ersteren Falles wird geltend gemacht, daß während der Abkühlung der Erdoberfläche ganz andere Zustände vorhanden waren als jetzt, andere Luft und anderes Licht, andere Vertheilung des Festen und Flüssigen, andere chemische Verbindungen und andere Temperatur der Meere. Es konnte also möglicherweise, so wird von namhaften Forschern behauptet, damals, unter so eigenthümlichen nicht wiederkehrenden Bedingungen, der eigenthümliche nicht wiederkehrende Vorgang der Urzeugung stattfinden, bis die Erdoberfläche, allmälig der jetzigen ähnlicher geworden, sich so weit verändert hatte, daß zwar lebende Körper *bestehen*, aber nicht mehr ohne Dazwischenkunft lebender Körper *entstehen* konnten.

Hier liegt offenbar die Achillesferse solcher Auffassung. Denn es ist unerfindlich, was, nachdem einmal die Bedingungen für die Zusammenfügung anorganischer (todter) Körper zu lebenden da waren, so daß Leben entstand und bestehen blieb, sich verändern sollte, so daß es zwar in seinen niedersten Formen fortdauern und sich weiter entfalten, aber nicht mehr durch Urzeugung, sondern nur noch durch Zeugung, sich erneuern konnte. Es ist kein Grund angebbar, weshalb, wenn *einmal* die Generatio spontanea stattfand, sie nicht auch gegenwärtig stattfinden sollte. Denn dieselben Bedingungen, welche zur Erhaltung des Lebens erforderlich und jetzt verwirklicht sind, mußten nothwendig auch bei der supponirten Entstehung des Lebendigen aus anorganischen Körpern verwirklicht sein, sonst hätte das Product der Urzeugung nicht am Leben bleiben können. Daher haben viele Forscher sich bemüht, und einige geben sich noch immer damit ab, durch das Experiment nachzuweisen, daß auch in unseren Tagen es möglich sei, aus unbelebten, für sich nicht lebensfähigen Körpern, belebte unter gewissen Umständen entstehen zu lassen, etwa wie man Krystalle aus Flüssigkeiten anschießen läßt. Aber so zahlreich und sorgfältig, so mannigfaltig variirt und sinnreich diese Versuche auch sind, keiner hat die Umstände, unter denen die gesuchte Heterogenie stattfindet, kennen gelehrt. Wenn auch nicht Wenige meinten die richtige Mischung, Temperatur, Lüftung zur Synthese der protoplasmatischen Körperchen (Mikrokokken, Bakterien u. a.) ermittelt zu haben, immer kamen andere, welche zum Theil mit bewundernswerthem Scharfsinn, wie namentlich Pasteur, bewiesen, daß die vermeintlich auf künstlichem Wege entstandenen Organismen schon vorher in der Mischung waren oder während des Experimentirens von außen hinzutraten, namentlich aus der keimreichen atmosphärischen Luft.

Angesichts der Thatsache nun, daß tausende von Experimenten der Art sämmtlich mit negativem Ergebnisse angestellt worden sind, ist es begreiflich, daß hier und da eine gewisse Entmuthigung sich geltend macht. Es werden zwar in den nächsten Jahren oder Decennien noch mehr solche Versuche angestellt werden, und namentlich wird man trachten die Bedingungen, welche auf dem tiefen Meeresboden allein realisirt sind, im Laboratorium künstlich herzustellen, aber zu Gunsten der Ansicht, daß ein positives Resultat überhaupt erzielbar sei, ist kein triftiges Argument beizubringen. Die Zahl der chemischen Elemente, die zu solchen Versuchen dienen können, ist eine kleine, und wenn auch die quantitativen Verhältnisse, die absoluten Mengen, die Druckgrade, die Temperaturen

einzelnen Ingredienzien höchst variirbar sind, so bleiben doch, mit Rücksicht namentlich auf die den Protoplasmabewegungen allein zuträglichen Wärmegrenzen, im Experimente die Mischungsmöglichkeiten innerhalb relativ enger Schranken eingeschlossen.

Sinkt aber die Wahrscheinlichkeit eines positiven Ergebnisses allein schon durch die wachsende Zahl der Experimente mit negativem Resultat, und sie ist in der That dermalen schon geringer, als sie in jüngster Vergangenheit zu sein schien, sie hat mit dem Fortschreiten der experimentellen Technik immer mehr abgenommen, so drängt sich die Frage in den Vordergrund — ähnlich wie beim Problem des perpetuum mobile, dessen Unmöglichkeit dargethan zu haben ein Triumph der neueren Naturlehre ist — ob es nicht lohnender sei, nach Beweisen für die Unmöglichkeit der Abiogenesis zu suchen, als nach solchen für ihre Wirklichkeit, ob etwa die Urzeugung nicht nur nicht nothwendig, sondern eine unzulässige Annahme sei?

Wer nämlich aus dem bereits vorliegenden experimentellen Material nur folgern wollte, daß zwar gegenwärtig auf der Erde keine Heterogenie mehr stattfinde, aber ehedem stattfand, kann, selbst wenn ein solcher Schluß statthaft wäre, sich nicht dabei beruhigen. Es hieße das erste Auftreten pflanzlicher und thierischer Organismen auf der Erde von vornherein für unbegreiflich erklären. Es würde auf diese Weise eines der Grundprobleme der Naturwissenschaft jedem Verständniß entrückt werden und die Entstehung des Lebendigen aus dem Todten zu einem Dogma. In diesem Falle bliebe immer die obige Frage zu beantworten, weshalb denn gegenwärtig die Urzeugung unmöglich sei, während sie früher factisch zum mindesten einmal auf der Erde stattgefunden habe. Was trat damals zu den damals wie jetzt unerläßlichen, sehr bestimmten und in enge Grenzen eingeschlossenen Lebensbedingungen hinzu, was jetzt fehlt und nicht mehr herstellbar sein soll? Licht, Temperatur, Luft, Bodenbeschaffenheit, Meeresbeschaffenheit u. s. w. müssen seit der Existenz der Pflanzen und Thiere sich, so sehr sie sich verändert haben, doch immer nur so verändert haben, daß die Lebensbedingungen vollkommen erfüllt blieben. Zu ihnen müßte diese Art des Urzeugungsglaubens ein mechanisches Mysterium hinzudichten, welches in gewissen Epochen der Erdgeschichte Leben schaffend auftrat und dann wieder verschwand.

Eine solche Auffassung ist so unbefriedigend, daß ich vielmehr frage: Sollte die Urzeugung auf unserem Planeten überhaupt — einst, jetzt und künftig — unmöglich sein?

Nachdem immer und immer wieder beobachtet worden, daß lebende Körper nur da erscheinen, wo schon Lebendes war und von dieser Regel keine Ausnahme jemals vorgekommen ist, wird der inductive Schluß, daß auch in der spätesten Zukunft sich etwas Lebendes, das nicht von Lebendem stamme, nicht finden werde, ebenso berechtigt erscheinen, wie der andere Inductions-Schluß, daß, da alle lebenden Körper, die bis jetzt beobachtet wurden, den Tod erlitten haben, auch alle noch lebenden und alle späteren, die erst leben werden, den Tod erleiden müssen. Diese beiden Generalisationen sind vollkommen gleichwerthig. Daß Alles, was lebt und leben wird, sterben muß, bezweifelt niemand; in Bezug

auf das Ende des Lebens herrscht Einstimmigkeit. Warum nicht in Bezug auf den Anfang des Lebens? Daß Alles, was gelebt hat und lebt, geboren wurde von Lebenden, und Alles, was leben wird, von Lebenden geboren werden wird, bezweifeln die Anhänger des Urzeugungsglaubens, obwol sie nicht eine einzige Thatsache zu ihren Gunsten aufzeigen können. Warum bezweifeln sie nicht, daß jeder lebende Körper sterben wird? Die Nothwendigkeit des Todes ist bisher nicht im mindesten deductiv bewiesen, und doch acceptiren sie dieselbe unbedenklich, weil der Tod ebenso oft wie ein lebender Körper beobachtet wird. Die Geburt, d. h. die Erzeugung durch Eltern, liegt aber gleichfalls ebenso oft vor, wie ein lebender Körper, und wenn auch die Nothwendigkeit der Geburt, als einzig möglichen Ursprungs desselben, nicht deductiv bewiesen ist, so ist das Gegentheil, daß er einen andern Ursprung haben könne, noch viel weniger bewiesen. Der Thatbestand ist dieser: Die Erfahrung lehrt:

Alle Organismen sterben,
Alle Organismen werden geboren.

Die Zahl der unterliegenden Einzelfälle ist für beide inductiv erhaltenen Sätze außerordentlich groß. Es sind die Objecte für beide sogar identisch. Also: Wer nach einem Organismus sucht, welcher nicht geboren wäre, sondern durch Urzeugung entstanden, d. h. aus todten Körpern zusammengesetzt, hat genau soviel Aussicht zu finden, wie Einer, welcher nach einem Organismus sucht, der nicht sterben könnte.

Diese Ueberlegung beruht, wie gesagt, darauf, daß die inductive Gewißheit der Geburt für alle Organismen ebenso groß ist, wie die inductive Gewißheit des Todes für alle Organismen. Und doch stellt man immer noch Experimente zum Beweise der Urzeugung an. Eher noch könnte das Suchen nach einem Stein der Weisen zur Verjüngung oder zur Umwandlung des Bleies in Gold auf Erfolg hoffen, als ein Versuch aus Wasser, Luft und Salz ein lebendes Thier oder eine Pflanze, einen Keim, ein entwicklungsfähiges Ei zusammenzusetzen.

Nur von einem Punkte aus scheint diese Darlegung angreifbar. Man könnte nämlich sagen, es sei nicht wahr, daß alle Organismen sterben. Unter gleichbleibenden Bedingungen kann eine Amöbe sich immerzu theilen, so sind stets zwei neue Amöben da, wo eine war, und die Mutter-Amöbe ist doch nicht todt, vielmehr ist hier Tod und Geburt ein und derselbe Vorgang. Aber diese ganz richtige Paradoxie trifft die vorliegende Frage nicht im mindesten. Denn erstens ist auch, wenn die Bedingungen sich so gleich bleiben könnten, daß die Theilung eine Zeit lang gleichmäßig in geometrischer Progression fortginge, schon durch die räumliche Begrenzung des Wassers, in dem sie stattfindet, einer unendlich oft sich wiederholenden Theilung eine Schranke gesetzt, d. h. die vielen Amöben finden schließlich nicht mehr genug Luft, Wasser, nicht mehr genug Raum, sie sterben; zweitens hört das Leben eines Körpers, der sich in zwei gleichartige Körper ohne Rest theilt, auf, der Mutterkörper ist nicht mehr vorhanden, es kann somit von einem Leben, einem Bewegungscomplex desselben nicht mehr die Rede sein. An seine Stelle sind zwei andere getreten, erzeugt worden. Das Leben überhaupt erlischt nicht, aber es erscheint nur in vergäng-

lichen Körpern, in einzelnen Organismen, und dieses Einzelleben erlischt allerdings, um in anderen Organismen wiederzuerscheinen. Nur die Körper sterben, nicht die Bewegung.

Wollte man die Amöbentheilung als eine Abschnürung auffassen, so müßten die zwei Theilproducte sich von einander, schon durch verschiedenes Alter, unterscheiden, was für die niedersten, wenn auch immer noch complicirten, doch in allen ihren Theilen sich gleichenden, Lebensformen nicht angenommen werden kann. Aber selbst mit dieser Annahme ist die Nothwendigkeit des Lebensendes jedes der beiden Theile gerade dieselbe wie eben; man müßte denn zu der Spitzfindigkeit greifen zu behaupten, einige von den sich theilenden oder einen Theil abschnürenden Stammwesen seien derartig vor allen anderen bevorzugt, daß sie, wenn durch Mangel an Raum auch die meisten umkommen, immer leben blieben auf Kosten der umgekommenen. Es sei nicht bewiesen, daß alle sterben, sondern nur, daß viele sterben müssen. Aber dies trifft deshalb nicht die obige Ausführung, weil sie davon ausgeht, daß eine solche Begünstigung eines Einzelwesens nicht aufzeigbar ist, indem das inductive Schlußverfahren vielmehr lehrt, daß auch der Allerbegünstigtste schließlich, nach einer meßbaren Zeit, von seiner Geburt an gerechnet, stirbt. Wer dies leugnet, behauptet, daß es einige unsterbliche Organismen gibt, diese Behauptung aber schwebt in der Luft, denn der Nachweis solcher Körper ist unmöglich. Wir sind immer, wenn man uns einen solchen aufzeigen wollte, berechtigt zu sagen: er mag sehr alt sein und noch sehr lange leben, aber er wird doch sterben, denn unsere Erfahrung gestattet das Gegentheil nicht. Und diese unsere Behauptung kann nie widerlegt werden, zumal wir die Nothwendigkeit des Todes — einer erblichen Eigenschaft jedes einzelnen Organismus — schon als eine unabweisbare Consequenz des Kampfes um das Dasein erkennen, wenn wir ihn als einen Kampf um den Raum weiter verfolgen. Doch dieses nur beiläufig.

Durch die obige Auseinandersetzung ist zwar die Unmöglichkeit der Urzeugung nicht deductiv bewiesen, weder einer gegenwärtigen, noch einer ehemaligen, noch einer künftigen, aber sie ist jedenfalls im höchsten Grade unwahrscheinlich geworden, nämlich ebenso unwahrscheinlich wie das Vorkommen eines lebenden Körpers, der nicht stürbe. Der inductive Beweis für die Unmöglichkeit der Urzeugung ist ebenso stringent, wie der für die Unmöglichkeit endloser Dauer eines Einzellebens. Wir sind also genöthigt, den ganzen Glauben an die Urzeugung, die Entstehung des Lebenden aus anorganischen (todten) Körpern zu verwerfen und nach einem anderen Ursprung der Pflanzen und Thiere uns umzusehen.

Wenn die Erdgeschichte von einer Zeit ohne lebende Pflanzen und Thiere berichtet und die Urzeugung als Quell des tellurischen Lebens ausgeschlossen ist, so bleibt die Möglichkeit zu discutiren, daß lebende oder lebensfähige und entwickelungsfähige pflanzliche oder thierische Körper von außen auf die Erdoberfläche gelangten und daselbst, als sie genügend sich abgekühlt hatte und die übrigen äußeren Lebensbedingungen realisirt waren, sich selbständig fortpflanzten. Eine solche Einwanderung aus dem Weltraume auf die Erde könnte heute noch vor sich gehen, so gut wie vor Millionen Jahrtausenden.

Diese Ansicht sprach, soviel ich finde, zuerst öffentlich aus Professor

Dr. Hermann Eberhard Richter in Dresden. Er schrieb im Mai 1865 in seiner Abhandlung zur Darwin'schen Lehre:

„Demnach halten wir auch das Dasein organischen Lebens im Weltreich für ewig; es hat immer bestanden und hat in unaufhörlicher Folge sich selbst fortgepflanzt, und zwar in organisirter Form, nicht als ein mysteriöser Urschleim, sondern in Gestalt lebender Organismen, als Zellen oder aus Zellen zusammengesetzte Individuen. Omne vivum ab aeternitate e cellula! Damit erledigt sich sogleich die Frage, auf welche Weise die ersten Organismen in die Welt gekommen seien? Da es deren immerdar irgendwo in der Welt gegeben hat, so fragt es sich blos: wie sind sie zuerst auf diesen oder jenen Weltkörper, nachdem er bewohnbar geworden, hingelangt? Und da antworten wir kühn: Aus dem Weltraume! Die Astronomie zeigt, daß im Weltraume Unmassen feiner Substanzen schweben: von den fast körperlosen Kometenschweifen bis zu den in unserer Atmosphäre erglühenden und häufig auf die Erde fallenden Meteorsteinen. In letzteren hat die Chemie außer den geschmolzenen Metallen noch Reste von organischer Substanz (Kohle) nachgewiesen. Die Frage, ob diese organischen Stoffe, bevor sie durch Erglühen des Aërolith zerstört wurden, aus formlosem Urschleim oder aus geformten organischen Gebilden bestanden haben, ist jedenfalls für letztere zu entscheiden. Denn dafür haben wir eine entsprechende Erfahrung in unserer Atmosphäre."

Nachdem an die in der Erdluft vorhandenen Pilzkeime und Infusorien erinnert worden, heißt es dann: „Wenn nun aber einmal mikroskopische Geschöpfe so hoch in der Atmosphäre der Erde schweben: so können sie auch gelegentlich, z. B. etwa unter Attraction vorüberfliegender Kometen oder Aërolithen, in den Weltraum gelangen und dann auf einem bewohnbar gewordenen, d. h. der gehörigen Wärme und Feuchtigkeit genießenden, andern Weltkörper aufgefangen, sich durch selbsteigene Thätigkeit weiter entwickeln."

Fünf Jahre später schreibt derselbe: „Andrerseits wird bei diesem raschen Dahinfliegen des Erdballs ein Theil der Erdatmosphäre durch den Widerstand jener Weltluft fortwährend abgestreift und in den Weltraum hinausgeführt, so daß der Erdball gleichsam einen Schweif verunreinigter Luft hinter sich herschleppt, ähnlich wie eine Eisenbahn-Locomotive einen Schweif von Rauch und Dampf hinter sich herzieht. In dieser verunreinigten Luft befinden sich aber nicht blos Gasarten, sondern auch Staub von mineralischem und organischem Ursprung; unter letzterem sind zu verstehen die Sporen, Keime, Hefezellen und Samen vieler Pflanzen, die Eier, Brut und Larven vieler kleinerer oder ganz mikroskopischer Thiere. Diese letztgenannten Lebensträger schweben im Weltraume herum, fallen gelegentlich auf einen andern Weltkörper nieder, und werden auf ihm, falls er die geeigneten Lebensbedingungen darbietet, die Träger neuer Lebensentwickelungen."

Endlich schrieb Richter im J. 1871 unter der Ueberschrift: „Mikrozoen des Weltraums":

„Es ist klar, daß allenthalben im Weltraum solche Geschöpfchen herumfliegen, welche in denselben auf zwei Wegen gelangen: 1) indem sie hoch in der Luft schwebend durch die rapide Vorwärtsbewegung der Erde (und ähnlicher bewohnter Gestirne) und durch den Widerstand, welchen die Weltatmosphäre leistet, aus der irdischen Atmosphäre abgestreift werden und hinaus ins Unendliche fliegen, — 2) indem sie in kreide- oder humushaltigen Bruchstücken beim Zerplatzen irgend eines Himmelskörpers hinaus in den Weltraum geschleudert worden sind. Lange hat man die kohlenstoffhaltigen Meteorsteine gekannt, lange schon (besonders seit dem Steinfall von Orgueil) gewußt, daß sie humus- und petroleumartige Stoffe enthalten; aber der neueste Meteorsteinfall in Schweden 1870 (wo die herabgefallenen schwarzen Humusbruchstückchen von weichem Schnee aufgefangen wurden und reichlich gesammelt werden konnten) hat diese Thatsache zur Evidenz bewiesen. Humus aber entsteht nur durch Vermoderung organischer Substanzen und Vermoderung ist nur durch Mitwirkung von Fermentpilzen denkbar. So beweist also dieser eine Fund, was wir schon längst predigten, daß im Weltraume (bei 100 bis 200° Kälte!) organisirte Körperchen herumfliegen, welche befähigt sind (wie wir oben bei den Kreidemikrokokken sahen), nach vielen Jahrtausenden wieder lebendig zu werden. Damit wird aber zugleich der Beweis geliefert, daß es nicht nöthig ist, eine erste Erschaffung von Organismen anzunehmen, und daß es noch unnöthiger ist, eine Generatio aequivoca zu postuliren, um zu erklären, wie denn das erste Leben auf unserm Erdball entstanden sei? Es ist eben gar nichts jemals entstanden oder geschaffen worden, sondern die Erde ist von andern Welttheilen her bevölkert worden und das Leben im Weltraum hat von jeher (ewig) bestanden und sich von jeher (ewig) durch eigene Thätigkeit (Plasma, Sprossen, Samen, Eier, Keime und dergl.) fortgepflanzt. — Hiermit ergibt sich sogleich, daß alles und jedes Streiten über Generatio aequivoca eine überflüssige und nichtige Scholastik ist."

In Bezug auf die Wiederbelebung der Kreidemikrokokken wird nur bemerkt, daß der beim Auflösen der Kreide in verdünnter Salzsäure bleibende Bodensatz aus mikroskopischen Organismen bestehe, und daß diese kleinen Wesen frisch aus der Kreide in Wasser gelangt, bisweilen „eine taumelnde und sogar schwimmende Bewegung" annehmen wie Algen-Schwärmer, Zuckerwasser und Glycerin nach Béchamp in Gährung versetzen und sich zu Kettchen und Fädchen entwickeln können. Indessen es fehlt jede Bürgschaft dafür, daß diese Wesen aus dem Inneren der Kreide stammen. Ich finde zwar bei mikroskopischer Betrachtung der Kreide in reinem Wasser eine sehr lebhafte „taumelnde und sogar schwimmende Bewegung" der einzelnen Partikel. Dieselbe beruht aber auf der Bewegung des Wassers. Es ist die Brown'sche Molecularbewegung, welche alle genügend kleinen festen todten Partikel unter gleichen Umständen zeigen. Und die „Kettchen und Fädchen" wird der Kundige gewiß nicht von hunderttausendjährigen wiederbelebten Kreidemikrokokken herleiten, sondern während der Beobachtung eingedrungenen Organismen zuschreiben.

Der Richter'sche Grundgedanke bleibt aber immerhin beachtenswerth und

wurde von anderen Forschern, unabhängig von ihm, wenig später gleichfalls gefunden.

So hat kein Geringerer als Helmholtz es als ein vollkommen richtiges wissenschaftliches Verfahren bezeichnet, wenn alle Bemühungen Organismen aus lebloser Substanz sich erzeugen zu lassen, scheitern, zu fragen, ob überhaupt das Leben je entstanden, und ob nicht seine Keime von einem Weltkörper zum anderen herübergetragen worden seien. Er hat ausdrücklich die Möglichkeit, daß organische Keime in den Meteorsteinen vorkommen und den kühl gewordenen Weltkörpern zugeführt werden, wo sie sich entwickeln, wenn sie günstigen Boden finden, in Vorträgen im Jahre 1871 ausgesprochen. Er macht darauf aufmerksam, daß die größeren Meteorsteine bei ihrem Fall durch die Atmosphäre sich nur in ihrer äußersten Schicht erhitzen, im Innern kalt bleiben; die in Spalten versteckten Keime könnten also der Verbrennung entgehen; „aber auch die oberflächlich gelagerten würden doch wol, wenn sie in die allerhöchsten und dünnsten Schichten der Erdatmosphäre gerathen, längst durch den gewaltigen Luftzug herabgeblasen sein, ehe der Stein in dichtere Theile der Gasmasse gelangt, wo die Compression groß genug wird, um merkliche Wärme zu erzeugen." Andererseits ist es nicht „unmöglich, daß ein durch hohe Schichten der Atmosphäre eines Weltkörpers fliegender Stein oder Steinschwarm einen Ballen Luft mit sich hinausschleudert und fortnimmt, der unverbrannte Keime enthält."

Im Sommer desselben Jahres bezeichnete Sir William Thomson in seiner Rede zur Eröffnung der Brittischen Naturforscherversammlung in Edinburgh eine solche Ansicht, zu der auch er selbständig gelangt war, als nicht unwissenschaftlich. Wenigstens findet er nichts Triftiges dagegen einzuwenden, daß zahllose Samen tragende Meteorsteine sich durch den Raum bewegen.

Diese neue Hypothese von der Belebung der Erde und anderer Planeten durch eingewanderte Mikrozoen des Weltraums, lebensfähige, organisirte Keime, Eier oder ganze Organismen, die ich der Kürze wegen zusammen Kosmozoen nennen will, bedarf, um sich zu halten, mehrerer Hilfshypothesen. Es wird nützlich sein in Erwägung zu nehmen, was sie nothwendig voraussetzt, und die Forderungen zu prüfen, ob sie der Erfahrung widersprechen. In erster Linie kommen vier solcher Voraussetzungen in Betracht.

Das Vorhandensein der Kosmozoen in den Aërolithen des gesammten Weltraums zugegeben, so wird zunächst postulirt, daß sie ihre Lebensfähigkeit sehr lange Zeit behalten. Leben können sie nicht, ohne daß wenigstens die allgemeinen äußeren Grundbedingungen alles thierischen und pflanzlichen Lebens erfüllt sind. Diese sind im Weltraum aber nicht erfüllt. Derselbe ist so niedrig temperirt, so luftarm, so trocken, daß von einem Leben, wie es unsere Erde zeigt, nicht die Rede sein kann, abgesehen von dem Mangel an Nahrung. Auch ist es nicht annehmbar, daß die supponirten Keime in der Weltluft oder in den Ritzen der Meteorsteine sich mit einer verdichteten Luft- und Dampfhülle, einem sehr schlechten Wärmeleiter, umgeben oder gar Nahrungsvorräthe für ihre Weltreise mitnehmen, wiewol es nicht undenkbar wäre, daß in dem Humus im Inneren eines auswendig starren Meteoriten eine Zeitlang wirkliches Leben stattfinden könnte.

Aber so abenteuerliche Hypothesen sind unnöthig, da es bekannt ist, daß auch auf der Erde überaus zahlreiche Organismen, Keime und Eier, Jahre lang, ohne die geringste Lebenserscheinung zu zeigen ihre Lebensfähigkeit behalten können. Ich habe (1872) solche pflanzliche und thierische embryonische und entwickelte Organismen, welche durch Entziehung wichtiger Lebensbedingungen in einen Zustand vollkommener Leblosigkeit gerathen, aber wiederbelebt werden können, anabiotisch und das Wiederbelebtwerden selbst Anabiose genannt.

Von allen Kosmozoen ist klar, daß sie anabiotisch sein müssen. Sie müssen lange Zeit hindurch ohne Luft, Nahrung, Wasser in der Kälte ausharren ohne zu sterben und leben nicht. Denn so ungenau auch bisher die Temperatur des Weltraums bestimmt worden ist, wir wissen, daß sie viel niedriger sein muß, als irgend eine terrestrisch natürlich vorkommende Temperatur. Aber darum wird man nicht behaupten dürfen, sie sei so niedrig, daß nothwendig die Structur der Kosmozoen irreparabeln Schaden nehmen müsse. Von dieser Seite erscheint die Hypothese nicht unhaltbar. Denn die Infusorien des rothen Schnee's, ja sogar viele Insecten, namentlich aber pflanzliche Eier können bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt des Wassers lange Zeit ihre Lebensfähigkeit bewahren, die Hefe bei -113^{0} keimfähig bleiben. (Schumacher 1874.)

Ferner ist nicht zu zweifeln, daß, wenn auch der Weltraum mit einer „Weltluft" angefüllt sein sollte, diese jedenfalls viel verdünnter sein muß, als die verdünnteste Luft unsrer Erdatmosphäre in den größten auf Bergesgipfeln oder im Ballon jemals erreichten Höhen, so daß unter keinen Umständen in nicht verdichteter Weltluft Athmung stattfinden kann. Aber ich habe sehr complicirt organisirte krebsartige Thiere (Macrobioten) wochenlang im vollkommen luftleeren Raume erhalten und dann wieder belebt.

Endlich ist es gewiß, daß nur minimale Spuren von Wasser in der Weltluft vorhanden sein können. In dem trockenen Weltraum können Organismen, wie wir sie auf der Erde vor uns sehen, nicht einen Augenblick leben. Bringt man aber anabiotische Wesen auf der Erde in einen trockenen Raum, so können sie erwiesenermaßen darin Jahrhunderte ausharren und wenn sie dann unter dem Einfluß der Wärme wieder mit Luft und Wasser versorgt werden, fangen sie an auf's Neue zu leben. Es können also, sei es in der Weltluft frei, sei es an Aërolithen haftend, leblose aber lebensfähige Keime und zwar in unermeßlicher Menge sehr lange Zeiträume hindurch existiren.

Jedenfalls wäre eine gründliche Untersuchung sämmtlicher Meteoriten in allen Cabinetten dringend wünschenswerth, ob nicht solche anabiotische Keime, die in der Wärme und Feuchtigkeit sich beleben, in ihrem Innern versteckt seien.

Die erste Voraussetzung, daß im Weltraum die Kosmozoen trotz Kälte, Luftleere, Trockenheit lebensfähig eine Zeit lang umherschweben können, ist also nicht unmöglich.

Die zweite Voraussetzung verlangt, daß ähnliche lebensfähige Keime, wie die Erde sie aufweist, auf anderen Weltkörpern vorkommen, was möglich ist. Alle bisher analysirten Meteorsteine sind aus bekannten chemischen Elementen, die sich in tellurischen Mineralien finden, zusammengesetzt.

Die dritte Voraussetzung postulirt ein Fortgeschleudertwerden der Keime

von einem Weltkörper weg in den Weltraum. Hierin liegt keine Schwierigkeit, wenn sie den Aërolithen anhaften sollten, was möglich ist. In Betreff aber des Fortgeschleudertwerdens der freischwebenden Kosmozoen aus einer Atmosphäre in den Weltraum hinein ist zu beachten, daß der Weltäther selbst eine äußerst verdünnte Atmosphäre sein kann und, bei der Stärke der Erdwinde z. B., es denkbar wäre, daß vollkommen trockene und sehr leichte Keime schnell emporgehoben und durch das heftige Wehen der Luft unter ihnen am Herabfallen verhindert würden, so daß sie allerdings durch einen Weltwind, d. h. eine Strömung der Weltatmosphäre, die durch die planetarische Bewegung schon bedingt sein kann, mit fortgenommen werden könnten.

Indessen ist diese Annahme nicht nothwendig und die Auswanderung der Keime in den Weltraum durch Zertrümmerung von bewohnten Weltkörpern, an deren unerhitzt abspringenden Theilen sie haften bleiben, für die ganze Hypothese vorzuziehen. Nur müßte man dann auch in den Meteorsteinen Keime finden.

Die vierte Voraussetzung erheischt eine Durchwanderung der Erdatmosphäre von Seiten der Kosmozoen ohne Verlust ihrer Lebensfähigkeit. Die Möglichkeit, daß die Reise in einem Meteoriten stattfindet, ist dadurch erwiesen, daß in der That humushaltige Aërolithen auf der Erde vorkommen. Der Humus müßte verbrannt sein, wenn alle Theile des Steines beim Eintritt in die dichteren Schichten der Atmosphäre durch die Reibung an der Luft glühend würden. Die Möglichkeit, daß frei im Weltraume schwebende Keime in den Bereich der Erdanziehung gelangen, ist gleichfalls vorhanden.

Die kosmozoische Hypothese kann somit, da sie nichts Unmögliches verlangt, soweit bisjetzt die Forschung reicht, nicht von vornherein verworfen werden. Es ist möglich, daß von irgend welchen bewohnten Himmelskörpern lebensfähige Keime wiederholt durch den Weltraum hindurch und durch den luftigen Mantel der Erde auf die Oberfläche unseres Planeten gelangten und, sowie diese genug abgekühlt war, sich entwickelten. Es ist möglich, daß die Einwanderung mittelst der Aërolithen, die in das Meer fallen, oder auch dadurch zu Stande kam und noch zu Stande kommt, daß in ihrem Lauf um die Sonne die Erde, was von frei umherschwebenden Kosmozoen in den Bereich ihrer Anziehung fällt, aus der Weltluft etwa mittelst eines Wirbelwindes an sich reißt. Auf diese Weise würde sogar ein gleichzeitiges Auftreten sehr ungleicher Organismen in verschiedenen Erdtheilen begreiflich und die Anforderungen an die natürliche Züchtung nicht mehr so enorm wie bei der Annahme, daß alle gegenwärtigen Organismen aus ganz gleichartigen Urkörperchen sich durch Concurrenz um die Lebenserfordernisse allmälig im Laufe von Aeonen gebildet hätten. Denn wenn einmal ganze Eier, Keime oder gar ein winziger entwickelter fortpflanzungsfähiger anabiotischer Organismus auf die Erde gelangte, so ist es weder nöthig, alle Pflanzen und Thiere von *einer* Urform abzuleiten, noch für das Zustandekommen derselben ausschließlich *einfache* Urkörperchen anzunehmen.

Es lassen sich noch mehr und zwar bedeutende Vortheile der Kosmozoen-Hypothese nennen, Vortheile zumal für die Descendenzlehre. Aber wer sich nicht mit dem Nachweise genügen läßt, wie pflanzliches und thierisches Leben

auf die Erde gekommen sein kann — angenommen jene Hypothese wäre bereits durch Thatsachen plausibel gemacht — der wird mit einer solchen Beseitigung des Problems vom Ursprung tellurischen Lebens nicht zufrieden sein. Denn selbst in dem günstigsten Falle, daß es sich wirklich so verhielte, wie die Hypothese besagt, wäre das Problem der ersten Entstehung pflanzlichen und thierischen Lebens nicht gelöst, vielmehr diese Entstehung nur von dem Erdball weg in ungemessene Fernen und ungemessene Zeiten verlegt. Wenn uns bewiesen würde, daß Keime von anderen Fixsternsystemen stammend die Erde bevölkern, so fragen wir: wie kamen die Keime auf jene anderen Himmelskörper? und wenn die Hypothese antwortet: wieder von andern Himmelskörpern, und so fort, dann können wir mit einer solchen Antwort nicht einverstanden sein, weil sie voraussetzt: entweder, daß doch schließlich auf irgend einem Weltkörper das Lebensfähige aus nicht Lebendem entstand, oder daß es zu jeder Zeit, soweit wir auch immer in die Vergangenheit zurückgehen mögen, fertige lebensfähige Keime ähnlich den gegenwärtigen, also protoplasmatische Körper gegeben habe.

Im ersten Falle ist die Urzeugung in ihrem ganzen Umfange wieder da, nur von der Erde fort auf andere Sterne verlegt. Nun ist aber für diese die eingangs dargethane hohe Unwahrscheinlichkeit der Urzeugung ebenso gültig, wie für unseren Planeten. Also eine solche Ausflucht muß abgewiesen werden.

Im anderen Falle ist das Postulat so wenig ansprechend, daß es nicht wird allgemein acceptirt werden können. Protoplasmatische Keime, ganze Pflanzen sollen ebenso alt sein wie die Sonne! In irgend einem Theile des Universum soll es noch, ehe unser Planetensystem sich bildete, schon fertige Eier, oder der Selbsttheilung fähige Amöben, Bakterien, Pilze gegeben haben, welche dann vertrocknet, kalt, Milliarden von Jahrtausenden im Weltenraume sich wartend umhertrieben, bis sie — etwa durch Kometen? — in den Bereich planetarischer Anziehungen geriethen! In der That, eine solche Zumuthung ist nicht geeignet, das Vertrauen zur Hypothese von den Kosmozoen zu erhöhen. Sie hält der anderen von der Generatio automatica die Wage bezüglich ihrer Unwahrscheinlichkeit. Sie hat das Unbefriedigende an sich, daß sie verlangt, wir sollten an die Existenz von fließendem, contractilem, athmendem, kurz von lebendigem Protoplasma, ähnlich dem jetzigen, zu allen Zeiten vor der Bildung des Planetensystems glauben!

Wir sind in ein schlimmes Dilemma gerathen. Beseitigt die Hypothese der Kosmozoen die Nothwendigkeit der Urzeugung auf der Erde, so ruft sie dieselbe sofort wieder in entlegene Welttheile zurück, oder sie verlangt, daß es zu jeder Zeit irgendwo im Weltall lebensfähige pflanzliche oder thierische Körper gegeben habe neben anorganischen, nicht lebenden Körpern.

Das Eine wie das Andere befriedigt nicht, weil beide Zumuthungen einem Verzichte, das Problem für lösbar zu halten, gleichkommen, indem sie Dogmen an die Stelle von Hypothesen setzen.

Aus diesem Grunde ist es geboten zu prüfen, ob die Alternative, welche den Ausgangspunkt der ganzen bisherigen Auseinandersetzung bildet, etwa falsch gestellt sei. Sie lautet: „Entweder sind lebende oder lebensfähige Organismen

auf der Erde aus nicht lebenden (todten, anorganischen) entstanden, oder von außen auf dieselbe gelangt."

Da wir uns aus logischen Gründen nicht entschließen können, das Eine oder das Andere zu adoptiren, so wird die noch übrig bleibende Möglichkeit zu discutiren sein, ob etwa die nicht organisirten todten Körper aus lebenden organisirten hervorgingen, statt umgekehrt, so daß an Stelle der Frage nach dem Ursprung tellurischen Lebens vielmehr die Frage nach dem Ursprung des Anorganischen auf der Erde tritt und das Lebendige zeitlich zuerst war.

In einem Vortrage über die Erforschung des Lebens (gehalten am 12. August 1872 in Leipzig, in der Eröffnungssitzung der Deutschen Naturforscherversammlung) habe ich hervorgehoben, daß der terrestrische Kohlenstoff, sei er frei, sei er in irgend welcher Verbindung mit anderen Elementen, meistens nachweislich, oft wahrscheinlicherweise, und in allen anderen Fällen möglicherweise durch Organismen hindurchgegangen sei. Auch vom meteorischen Kohlenstoff könne Letzteres nicht geleugnet werden. Ich betonte, daß dieses erst sicher festgestellt werden müsse, bevor von dem Wie? der ersten Entstehung des Lebens auf der Erde die Rede sein könne, und ich sagte (schon damals die Urzeugung ebenso wie die Einwanderung der Kosmozoen verwerfend) wörtlich: „Es gibt jedenfalls meines Erachtens keinen Beweis, auch nicht einmal einen Wahrscheinlichkeitsgrund dafür, daß vor dem Erscheinen des Lebens auf der Erde terrestrischer Kohlenstoff da war .... Ist demnach der nachweislich in allem Lebendigen enthaltene Kohlenstoff im chemischen Sinne ein Element, indecomponibel, unveränderlich, also auch nicht entstanden und unvergänglich wie alle Elemente, und sollte er in der That auf der Erde sich nirgends finden, wo nicht einmal Leben gewesen ist oder noch ist, so wird die Cardinalfrage der Physiologie: Wie entstand das Leben? noch viel schwieriger, als sie bisher bereits war. Entweder ist der Kohlenstoff kein chemisches Element, oder das Leben auf diesem Planeten wird seinen Ursprung nicht auf der Erde, sondern in kosmischen Regionen zu suchen haben." Hierin liegt schon der obige Gedanke. Denn es ist klar, daß, wenn der Kohlenstoff, dieser charakteristische Bestandtheil aller lebenden Wesen, nur da sich findet, wo Leben vorher war, unmöglich die Bestandtheile des Lebendigen das prius und das Lebendige des posterius sein kann, wie man bis jetzt allgemein angenommen hat. Vielmehr ist dann die Ansicht berechtigt, daß durch Lebensvorgänge allein, welche schon vor der Erdbildung waren, alles Anorganische als Product der Ausscheidung, Erstarrung, Verwesung, Abkühlung lebender Körper entstand, wie es auch gegenwärtig der Fall ist.

Eine solche Vorstellungsweise hat im folgenden Jahre in etwas anderer Form G. Th. Fechner in seinen „Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen" zu begründen gesucht. Da aber die ihm eigenthümlichen geistvollen Betrachtungen über diesen Gegenstand völlig abweichen von den Ueberlegungen, die mich zu demselben Resultat geführt haben, und seine Folgerungen andere sind, als ich ziehen würde, so begnüge ich mich hier mit dem Hinweise auf die mir in einer so precären Frage besonders erfreuliche

Uebereinstimmung bezüglich des einen Hauptpunktes, daß die anorganische Natur ein Product der Lebensthätigkeit ist.

Vor Allem kommt es hierbei auf den Unterschied des Organischen vom Anorganischen an.

Wenn man alle Unterschiede, welche die früheren und gegenwärtigen diesem Gegenstande zugewendeten Forscher zwischen lebenden Organismen und anorganischen Naturkörpern gefunden zu haben glauben, sorgfältig prüft, so ergibt sich, daß nur ein einziges Merkmal wirklich Stich hält, und zwar ist dasselbe durch die Thatsache gegeben, daß alle lebenden Wesen nur von anderen lebenden Wesen abstammen.

Alle anderen Unterschiede sind hinfällig. Eine bündige Revision der wichtigsten zeigt leicht weshalb.

Zuvörderst kann man nicht sagen, das Wachsen, welches eine Zeitlang alle Organismen zeigen, komme ihnen allein zu, denn auch Krystalle wachsen und man kann sie wachsen sehen, sogar die Geschwindigkeit ihres Wachsthums messen, wenn man sie aus ihren Lösungen sich bilden läßt.

Sodann hat man gemeint, die Bewegungen der Organismen fänden aus inneren Anlässen statt, während jede Maschine, eine Mühle, eine Uhr oder was immer für ein sich bewegender Apparat, nur durch äußere Einflüsse in Thätigkeit versetzt werden kann. Aber man übersah, daß auch sämmtliche Organismen aufhören zu leben, sowie man sie der Einwirkung äußerer Einflüsse, der Luft, dem Wasser u. s. w. entzieht. Dann steht die vermeintlich selbständige Bewegung der Lebensmaschine still.

Ferner ist geltend gemacht worden, daß für das Lebendige die ununterbrochene Bewegung unerläßlich sei, während die Uhr, auch wenn sie still stehe eine Uhr bleibe, die nur aufgezogen zu werden braucht, um dann weiter zu arbeiten. Auch dieses trifft nicht zu, da es unzählige Organismen gibt, die wie die Uhren Jahrelang leblos stillstehen und weiter arbeiten, wenn man sie aufzieht, d. h. anabiotische Organismen.

Auch das Fortpflanzungsvermögen der lebenden Wesen kann keinen durchgreifenden Unterschied abgeben, weil ein Unterschied zwischen lebenden Organismen und Maschinen aus anorganischen Theilen ausnahmslos für jeden einzelnen lebenden Körper gelten muß. Es ist aber bekannt, daß sehr viele Organismen das Fortpflanzungsvermögen nicht besitzen vom Maulthier angefangen hinab bis zu den kleinsten Thieren. Die Ameisensklaven sind Repräsentanten zahlreicher Insecten, die sich nicht fortpflanzen können, weil ihnen die Instrumente dazu fehlen.

Ein anderes Unterscheidungsmerkmal sollte die Fähigkeit aller lebenden Wesen abgeben, fremde Körper in sich aufzunehmen, welche sie dann in eigene Körperbestandtheile in ihrem Inneren verwandeln oder assimiliren. Selbst Brücke, der die bisher aufgezählten Unterschiede, so wie es hier geschehen, verwirft, sieht in dem ausnahmslos jedem lebenden Körper eigenen Assimilationsproceß einen durchgreifenden wesentlichen Unterschied desselben von den anorganischen Körpern. Aber man findet den Vorgang der Assimilation allenthalben in der Natur. Wenn das Eisen rostet, so assimilirt es den Sauerstoff und das Wasser der Luft,

und wenn es erhitzt wird Kohle. Der dem Gletscher entströmende Sturzbach durch die Thäler hinabgleitend, assimilirt die löslichen Theile der Ufer, die er, das Land zerfressend, sich auch, wenn sie felsig sind, nach und nach aneignet. Und dann: Was ist anderes als eine Assimilation das Einsaugen des Regens von Seiten der durstigen Erde? die Umwandlung des Holzes, der Blätter und Früchte in Asche beim Waldbrand? und die atmosphärische Luft assimilirt sie nicht fortwährend überall auf der Erde Alles, was flüchtig ist, Gase, Dämpfe, Rauch der mannigfaltigsten Art? und sie behält doch immer durch ihre Strömungen sehr nahe dieselbe Zusammensetzung im Ganzen. Der thierische und pflanzliche Stoffwechsel ist nicht identisch mit dem der Luft und der verwitternden Gesteine, gewiß nicht, aber ein Stoffwechsel, eine Assimilation und Rückbildung ist überall, wo Körper sind, und darin ein wesentlicher Unterschied zwischen belebt und anorganisch nicht zu finden. Die Geschwindigkeit und Größe des Stoffwechsels sind sehr ungleich, aber auch bei Pflanzen und Thieren sehr ungleich.

Außerdem suchte man in der Beendigung des individuellen Lebens durch den Tod ein Kriterium. Aber sterben nicht auch die Maschinen? Wenn sie abgenutzt sind, werden sie arbeitsunfähig, wie die Organismen, und schließlich hat jedwedes Ding, das einen Anfang gehabt, auch ein Ende.

Nicht einmal die geringere Dauer des Lebens der Organismen gibt einen graduellen Unterschied ab. Denn man kennt Riesenbäume, die mehrere Jahrtausende alt, das Entstehen und Vergehen ganzer Landstrecken und Inseln erlebten; und andererseits gibt es im anorganischen Gebiete genug ephemere Existenzen, die wie der Schnee und die Wolken, an bald vorübergehende Erscheinungen gebunden sind.

Kaum lohnt es noch, andere vermeintliche Unterschiede zu erwähnen, denn keiner hält Stich. Nur zweier sei noch gedacht. Man weiß, daß alles Leben der Thiere und Pflanzen an sehr bestimmte äußere Bedingungen gebunden ist: eine gewisse Temperatur und Luftbeschaffenheit, Nahrung und Wasser müssen da sein; aber die Existenz der Maschinen ist an ganz ähnliche Bedingungen gebunden. Die Locomotive wird oft genug als Beispiel citirt; sie bedarf desselben Sauerstoffs und Wassers wie wir, auch ihre Nahrung enthält Kohlenstoff wie unsere und auch sie bedarf der Wärme.

Wollte man endlich im Empfindungsvermögen einen principiellen Unterschied finden, indem man allen Organismen, auch den Pflanzen, dasselbe zuschriebe, so antworten wir, daß in diesem Falle nicht der mindeste Grund vorliegt, es den Steinen abzusprechen und zu sagen, der stoßende Stein empfinde Lust, der gestoßene Unlust. Von dieser Seite ist am wenigsten eine Entscheidung herbeizuführen, auch nicht durch Heranziehung des Reizbegriffs; denn die auf die Empfindungen folgenden und die unmittelbaren Bewegungen der Organismen oder ihrer Theile, welche sämmtlich nur auf Reize eintreten, sind nichts als Lage- und Formveränderungen, die mittelbar oder unmittelbar in Folge von Zustandsänderungen der Umgebung geschehen. Alle Bewegungen der anorganischen Körper aber treten gleichfalls nur ein, wenn in ihrer Umgebung Zustandsänderungen sind. Und in beiden Gebieten wird die Massenbewegung erst möglich, wenn die Zustandsänderung eine gewisse Geschwindigkeit besitzt. In letzter Instanz ist

jeder Reiz eine Geschwindigkeitsänderung. Man darf nur nicht wähnen, mit den Worten Reiz und Empfindung und willkürliche Bewegung sei bereits ein Lebensmerkmal gegeben. Es ist eben so wenig der Fall wie bei den Worten Athmung und Ernährung.

Leicht ließe sich an einer Reihe von Beispielen zeigen, wie alle bekannten im lebenden Protoplasma, und dadurch in allen Organismen, stattfindenden Vorgänge — die Strömungen, Stoffwanderungen und — Wandelungen bei der Ernährung und Athmung, die Wärmeentwickelung, die Gestaltänderungen, das zeitweilige Wachsthum, die Theilung und der Tod — auch in Systemen anorganischer Körper sich wiederfinden.

Ein nahe liegendes Beispiel ist das Meer, welches dieselbe Luft einathmet wie wir, vielerlei Dinge als seine tägliche Nahrung in sich aufnimmt und assimilirt, indem es sie auflöst, so daß sie constante Meeresbestandtheile werden. Auch das Meer kann als solches nur innerhalb enger Temperaturgrenzen bestehen, denn wenn es bei zu großer Abkühlung fest wird, zu großer Wärme verdampft, so erlischt sein Leben. Strömungen zeigen auch die Oceane im Innern. Flüsse führen ihnen Wasser zu wie Adern den nährenden Saft in die Körpertheile. An den Strand werden die Auswürflinge des Meeres, seine todten Theile, das Eis, Educte und Producte seines Stoffwechsels geworfen. Es producirt durch die Reibung seiner Wassermassen an einander Wärme und es verschluckt, wenn es kälter als die Luft ist, deren Wärme. Es erzeugt sich immer auf's Neue, wie Protoplasma. Und wie dieses, so verändert der Ocean fortwährend seine Gestalt. Er bewegt sich, bewegt sich wie die Organismen auch periodisch. Ihm ist der Reiz die Anziehung des Mondes und der Sonne, welche den Wechsel der Ebbe und Flut, gleichsam den Herzschlag der Erde, im Gang hält. Ob sie empfindet, sagt uns freilich die schäumende Woge nicht in der donnernden Brandung, verschweigt uns auch das leise athmende, schlafende Meer, in dem die Sterne sich spiegeln. Aber wir wissen auch nicht, ob die Amöbe es fühlt, wenn sie kalt ist, ob das embryonische Ohr den Ton hört, wie das geborene.

Die complicirte Structur ist allen Körpern eigen. Schon durch die Constanz gewisser Strömungen, constante Druck- und Temperaturunterschiede werden die Theile des Oceans ungleich, sein Luft- und Salzgehalt verschieden, und wenn man das organlose fließende formlose Protoplasma einen Organismus nennt, muß man auch das Meer so nennen. Zieht man es vor, die veränderlichen protoplasmatischen Ausläufer, welche Körnchen aus der Umgebung in das Innere ziehen, Organe zu nennen, so werden auch die Felsen abschleifenden und Schiffe verschlingenden Wogen des Meeres Organe heißen müssen. Kurz, es ist schlechthin unmöglich, eine allgemeine Eigenschaft oder Function, die wir allen Organismen, den niedrigsten wie den höchsten, ohne eine einzige Ausnahme, zuzuerkennen gezwungen sind, namhaft zu machen, die nicht auch mindestens einem für anorganisch erklärten Körpercomplexe zuerkannt werden könnte. Der Unterschied ist nur quantitativ. Ein principieller Unterschied existirt allein in Bezug auf den Anfang. Denn ein Meer ließe sich aus seinen Bestandtheilen durch Mischung zusammensetzen, ein Organismus nicht.

Auch das Feuer kann man im Allgemeinen lebendig nennen. Es athmet

dieselbe Luft, die wir athmen, und erstickt, wenn wir sie ihm entziehen. Es verzehrt mit unersättlicher Gier, was seine züngelnden Organe ergreifen, und nährt sich von seiner Beute. Es wächst mit langsamer Bewegung, im Dunkeln beginnend, wie der Keim unmerklich, dann glimmt es, entfaltet sich immer mehr wachsend schnell zu himmelanstrebender Lohe und pflanzt sich fort mit erschreckender Eile, überallhin Funken entsendend, die neue Feuer gebären. In allen strömt es empor und hinab, und überwältigt von der gewaltigen Energie des Flammenmeeres, welches die Stadt wie die Savanne nicht schont, welches den Wald eben so leicht wie die Flotte im Hafen ergreift, sehen wir staunend die großartige Bewegung der entfesselten Elemente in des Feuers Brunst und hören das Prasseln und Knistern, gleichsam die unheimliche Stimme des Ungeheuers, wie wenn es von der Lust am Zerstören uns Kunde gäbe. Bald aber ist das Werk der feurigen Assimilirung vollbracht. Die Glut erlischt nach und nach. Es fehlt an Nahrung und Luft. Der eben noch lebendige Organismus wird kalt, sein Tod ist nahe. Hier und da flackert es noch. Die schwache Flamme facht ein stärkerer Athemzug noch einmal zur hellaufleuchtenden Fackel an, dann hört die Bewegung auf, das Feuer ist gestorben. Kohle, Schlacke und Asche — die Leichentheile — zeugen nur noch von seinem Leben.

Auch diese Parallele gilt für alle dem Protoplasma zukommenden allgemeinen Eigenschaften außer dem ersten Anfang. Denn um Feuer zu erzeugen, ist Feuer nicht unerläßlich. Aber eine gewisse Art der Bewegung, die Wärme, ist für sein Zustandekommen allerdings unerläßlich, und hierin stimmt es mit den Organismen doch wieder überein, während die anorganischen Körper in der allerverschiedensten Weise entstehen, reines Wasser z. B. durch directe Verbindung von Sauerstoffgas mit Wasserstoffgas, durch Verdichtung des Dampfes, durch Schmelzung des Eises, durch zahlreiche chemische Zersetzungsprocesse. Anorganische Körper der mannigfaltigsten Art können direct zusammengesetzt werden aus Dingen, die ihnen völlig unähnlich sind. Feste Krystalle entstehen, wo die in allen ihren Theilen vollkommen flüssige Lösung verdampft. Das Steinsalz bedarf nicht des Steinsalzes, als eines Vorfahrs, um da zu sein, vielmehr setzen wir es künstlich zusammen aus Chlor und Natrium, die ihm ganz unähnlich sind. Alle Organismen aber stammen zunächst ab von Körpern, die ihnen ähnlich waren. Jedes Protoplasmakügelchen bedarf eines lebendigen Körpers, der ihm ähnlich war, als seines nächsten Ahnen, um da zu sein. Keine Pflanze, kein Thier ist — erfahrungsmäßig —, ohne daß andere, ihnen ähnliche Organismen vor ihnen waren. Verfolgen wir also rückwärts, in die Vergangenheit schreitend, die Ahnenreihe des niedersten Thieres, der niedersten Pflanze, so finden wir zuerst ihnen sehr ähnliche sich bewegende Gemenge von festen und flüssigen und gasigen Körpern, die aber ebenso in einigen Punkten von ihnen verschieden gewesen sein müssen, wie die Eltern von den Kindern überhaupt in vielen Eigenschaften verschieden sind. Jene Vorstufen hatten wieder ihnen ähnliche Vorstufen, die wieder in einigen Punkten unähnlich ihren Vorfahren und Nachfahren waren, und so gelangen wir schließlich durch Summirung der vielen kleinen Unähnlichkeiten zu lebenden Körpern, die von den gegenwärtigen nie-

dersten Lebensformen ebenso verschieden sind, wie beispielsweise der winzige Protoplasmaball von dem Manne, der aus ihm sich entwickelt.

Nun kommen wir aber, immer tiefer in die Vergangenheit der Erdgeschichte dringend, an eine Zeit, wo die Hitze, welche schon durch die Contraction des sich abkühlenden Planeten entstehen mußte, auch an der Oberfläche desselben so groß war, daß überwiegend heiße Gase und Flüssigkeiten und weniger feste Körper (wie der Kohlenstoff) da waren. Die Organismen dieser Zeit nicht mehr lebend zu nennen, haben wir kein Recht. Denn das organische Sichbewegen, Leben genannt, und das anorganische Bewegtwerden der Körper sind nur, wie soeben hervorgehoben worden, quantitativ, intensiv oder graduell nicht in ihrem innersten Wesen verschiedene Erscheinungsweisen der Bewegung überhaupt, Leben und Bewegung congruente Begriffe, das jetzige Leben der Erde nur eine besondere Art der Bewegung, sehr complicirte, in kleinem Raume ineinandergreifende Bewegungsvorgänge.

Anerkennt man demnach die verwickelte Bewegungsgesammtheit der Erde, ehe sie von Pflanzen und Thieren bewohnt war — da noch ihre hohe Temperatur nur elementare Zustände, dann nur die einfachsten Verbindungen der Elemente zuließ — als Lebensthätigkeit, so ist das Problem von dem Ursprunge der sich bewegenden und bewegt werdenden Körper, die wir Pflanzen und Thiere nennen, richtig gestellt, wenn wir nachweisen können, daß das Leben der feurigflüssigen Theile des mit einer glühenden Atmosphäre umgebenen Erdballs durch die Strömungen, den Stoffwandel, Temperaturwechsel u. s. w. zuerst zur Ausscheidung aller derjenigen anorganischen Körper führen mußte, welche wir jetzt als todte in und auf der Erde finden, ohne Spuren von thierischem und pflanzlichem Leben in und an ihnen zu entdecken, also namentlich zur Ausscheidung der schweren Metalle. Die diese letzteren ausscheidenden Aggregate waren ehedem die lebenden Organismen. Nothwendig mußten sie an der Oberfläche der im kalten Weltraum allmälig erkaltenden Erdkruste sich immer mehr verdichten, verändern und die von ihnen selbst ausgeschiedenen, erstarrten Producte ihre eigene intensive Lebensbewegung wesentlich hemmend beeinflussen.

Ferner. Die vor dem Auftreten der Pflanzen und Thiere vorhandenen lebenden Complexe, Flüssigkeiten und Luftmassen, mit den abgekühlten Ausscheidungsproducten früherer feuriger Lebensbewegung vermengt, müssen dann zu weniger beweglichen, weil selbst kühler werdenden Emulsionen sich verdichtet haben welche wahrscheinlich noch neben Sauerstoff reichlich Kiesel enthielten und mit dem, was man jetzt Protoplasma nennt, kaum eine andere Aehnlichkeit hatten, als daß sie athmeten, sich ernährten, sich bewegten, sich theilten.

Dann erst, als auch diese Combinationen im Laufe der Zeit an der Oberfläche der Erdkugel erstarrten, d. h. starben, kamen Verbindungen der bis dahin noch gasig und tropfbar-flüssig gebliebenen Elemente zu Stande, die nun nach und nach dem Protoplasma, der Basis des Lebendigen unserer Tage, immer ähnlicher wurden. Immer complicirtere Verbindungen, chemische Substitutionen, immer dichtere Körper, immer mehr verwickelte, ineinander greifende Bewegungen sich näher aneinander lagernder Theile mußten mit der Temperaturabnahme und Verminderung der Dissociationen eintreten und hierbei erst konnten die

durch die fortschreitende Differenzirung möglichen, sich gleichenden Anfangsformen des Pflanzen- und Thierreichs von Dauer sein.

Wir sagen also nicht, daß das Protoplasma als solches vom Anfang der Erdbildung an war, auch nicht, daß es als solches anfanglos anderswoher von außen aus dem Weltraum auf die abgekühlte Erde einwanderte, noch weniger, daß es sich aus anorganischen Körpern auf dem Planeten ohne Leben zusammengesetzt habe, wie es der Urzeugungsglaube will, sondern wir behaupten, daß die anfanglose Bewegung im Weltall Leben ist, daß das Protoplasma nothwendig übrig bleiben mußte, nachdem durch die intensivere Lebensthätigkeit des glühenden Planeten an seiner sich abkühlenden Oberfläche die jetzt als anorganisch bezeichneten Körper ausgeschieden worden waren, ohne daß sie wegen fortschreitender Temperaturabnahme der Erdhülle in die nach und nach auch an Masse abnehmenden heißen Flüssigkeiten wieder eintreten konnten. Die schweren Metalle, einst auch organische Elemente, schmolzen nicht mehr, gingen nicht wieder in den Kreislauf zurück, der sie ausgeschieden hatte. Sie sind die Zeichen der Todtenstarre vorzeitiger gigantischer glühender Organismen, deren Athem vielleicht leuchtender Eisendampf, deren Blut vielleicht flüssiges Gold, und deren Nahrung Meteore waren.

So wie das aus Wasser, Luft und den weniger dichten Elementen gemengte, dem Protoplasma schon ähnlichere Material gegeben ist, gibt die Descendenzlehre in Verbindung mit dem Darwin'schen Princip der allgemeinen Concurrenz in der organischen Natur die Mittel an die Hand, wie man sich vorstellen kann, daß Pflanzen und Thiere und menschliche Wesen sich daraus entwickelten. Ja, man könnte sogar, den Kampf um das Dasein auf alle Körper ausdehnend, den Nachweis versuchen, daß nothwendig mit der Abkühlung die Elemente des Protoplasma in gerade dieser Verbindung vermöge ihrer physischen und chemischen Eigenschaften und in der Hitze im Laufe der Jahrtausende durchgemachten Bewegungszustände übrig bleiben mußten.

Diese Auffassung von dem ersten Auftreten des Protoplasma im engeren Sinne auf der Erdoberfläche widerspricht nirgends der Erfahrung. Wird sie acceptirt, so ist selbstredend jeder Versuch, künstlich aus anorganischen Körpern Infusorien zusammenzusetzen, ebenso illusorisch, wie ein Versuch durch Mischen der Ausscheidungsproducte und Trümmer einer Dampfmaschine — aus Eisenfeile, Rost, Wasser, Asche, Rauch — die Maschine zusammenzusetzen, oder wie ein Versuch, aus vollständig ausgeglühter Asche und Schlacke das Feuer wieder zu erzeugen, welches sie ausschied.

Unser Ideengang schließt ferner zwar die Einwanderung lebensfähiger Keime von kosmischer Herkunft nicht aus, macht sie aber unnöthig. Die Annahme wird indessen so vollkommen durch die neue Stellung des Lebensproblems von dem Hauptmangel, welcher ihr anhaftete, befreit, daß sie als eine Möglichkeit die Mannigfaltigkeit der irdischen Lebensformen erklären zu helfen, Beachtung verdient. Denn das Protoplasma anderer Himmelskörper kann von dem des unsrigen verschieden sein, je nach ihrer Abkühlungsgeschwindigkeit, ihrer elementaren Zusammensetzung u. s. w.

Vor den anderen Meinungen zu bevorzugen ist die dargelegte Ansicht von der Anfanglosigkeit der Lebensbewegung, die mit der Wärme der bewegten Körper zu- und abnimmt, und von dem zeitlichen Anfang des Anorganischen als des Productes früherer Stoffwechselprocesse der Weltkörper, weil sie — abgesehen davon, daß sie zu neuer Forschung anregt, die geologische, chemische und biologische Studien vereinigen wird — auf einige bisher unvermittelt dastehende Thatsachen schon jetzt einiges Licht wirft.

Die Hauptelemente des Protoplasma und aller gegenwärtigen Organismen, die vier organischen Elemente im höchsten Sinne des Worts, Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, sind vor allen anderen chemischen Elementen ausgezeichnet dadurch, daß sie im freien Zustande die größten Temperaturunterschiede vertragen, ohne ihren Aggregatzustand zu ändern. Reiner Kohlenstoff ist der am wenigsten flüchtige und zugleich der am schwersten schmelzbare Körper, den wir kennen; seine drei Bundesgenossen konnten bisher im ungebundenen Zustande zu Flüssigkeiten nicht verdichtet werden. Der Wasserstoff hat von allen Elementen das kleinste Atomgewicht und die größte specifische Wärme. Der Stickstoff läßt sich besonders schwierig mit anderen Elementen direct chemisch verbinden. Der Sauerstoff ist das verbreitetste Element auf der Erde und er ist es, welcher durch die Verbrennungsvorgänge allerorten der vorwiegende Wärmeerzeuger wird. Diese und andere Eigenschaften stehen im Einklange damit, daß gerade die vier Elemente, welche zugleich die wesentlichen Bestandtheile der Atmosphäre ausmachen, in Verbindung mit wechselnden Mengen der anderen als ausscheidende lebende Körper übrig blieben bei dem Erlöschen der in der Hitze ausgedehnteren ursprünglichen Lebensthätigkeit aller Elemente.

Auch wird es verständlich auf dem Boden der neuen Anschauung, daß die anderen normalen essentiellen organischen Elemente, im Ganzen nur zwölf (außer den genannten vier noch Phosphor, Schwefel, Chlor, Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium und Eisen), deren Verbindungen die wesentlichen Theile der pflanzlichen, thierischen und menschlichen Körper in all' ihrer unübersehbaren Mannigfaltigkeit zusammensetzen, unter den 63 Urstoffen, in welche die Chemie die Gesammtheit der Körper zerlegt, mehrfach ausgezeichnet sind. Sie gehören z. B. sämmtlich in die Gruppe der 22 Elemente mit dem niedrigsten Atomgewicht. Doch diese und manche andere biochemische Beziehung gehört vor ein anderes Forum.

Zum Schlusse sei nur noch hingewiesen darauf, daß im Laufe der Jahrtausende auf jedem einzelnen Planeten mehr organisches anorganisch als anorganisches (durch Assimilation) organisch wird. Die bekannte Thatsache, daß ungeheuere Gebiete des Festlandes, nicht blos die zoogenen und phytogenen Ablagerungen im engeren Sinne, theils direct, theils indirect Producte der Ausscheidung, Erstarrung, Verwesung früherer Organismen sind, wird auf alle anorganischen Körper auszudehnen sein, nachdem wir den Begriff des Organismus erweitert haben. Es läßt sich kein todter anorganischer Körper nennen, der nicht einst einem, jenem Begriffe subsumirbaren Complex sich bewegender und bewegter Körper angehört hätte, oder sich von ihm herleiten ließe.

In der That, die Vermuthung liegt nahe, daß das Leben und die Wärme der Himmelskörper wie der Organismen im engeren Sinne nicht blos unabtrennbar aneinandergebunden denselben großen Gesetzen gehorchen, sondern in letzter Instanz derselben Quelle entspringen. Das intensivste Leben lebt die Sonne. Und wenn auch unsere kleine Erde nur ihr Trabant ist, so hat sie doch Licht von ihrem Licht, Wärme von ihrer Wärme, und in ihrem Schooße Leben von ihrem Leben; und es ist kein bloßes Phantasiespiel, zu meinen, daß auch wir Menschen ursprünglich dem Feuer am Firmamente entstammen. Wir fühlen die frühere Glut nicht mehr in den Adern, die Funken sprühen nicht mehr sichtbar um uns, die Wärme der Empfindung wird nicht zur Flamme, die Blitze des Geistes leuchten nicht und die Lohe der Leidenschaft erhellt nicht die Nacht. Aber wer kann sagen, ob nicht die Sprache in ihren Bildern uns mehr gibt, als Bilder? Seit der Entdeckung des Sauerstoffs wissen wir, daß das Leben der höheren Organismen mit einem Verbrennungsproceß die größte Aehnlichkeit hat. Unser Blut ist warm. Nur so lange es warm ist, denkt das Gehirn, und nur ein warmes Herz kann schlagen. Der elektrische Funke und das entzündete Pulver sind Werkzeuge des weltumgestaltenden Willens der Menschheit. Unser Wille verwandelt vielerlei Bewegungen in Wärme, zwingt das kalte Metall nur durch Hämmern zum Glühen — so kann auch umgekehrt, wie es das Gesetz von der Erhaltung der Arbeit verlangen muß, ein Theil der ewigen Wärme des Weltalls sich umsetzen in die lebendige Bewegung unserer Psyche jetzt und immer. Und eine solche Unsterblichkeit seelischer Bewegung wäre zudem der Welt nicht verloren.

Die Geographie der Locomotivconstruction.*)

Von **M. M. von Weber.**

Die Geschichte der Erfindung der Locomotive ist die einer Parthenogenesis. Fertig, ausgerüstet mit allen Gliedern und Eigenschaften, welche sie zu einem der gewaltigsten Organe der Culturentwickelung machen, sprang die eilende Maschine aus dem Haupte ihres glücklichen Erfinders, des genialen Compilators zwar bekannter, aber in ihrer Einzelanwendung verhältnißmäßig niederwerthiger Organe.

Die Erscheinung hat nur ihres Gleichen in der Erfindung der stationären Dampfmaschine, die James Watt als formlosen Embryo in die Hand nahm und als fertigen, streitbaren Mann von sich ließ, an dessen Rüstung das Nachdenken folgender Generationen kaum eine Niete einzuschlagen, eine Schiene zu richten wußte.

Jener wunderbaren Locomotivmaschine Georg Stephenson's, deren Leistungen ihren Schöpfer selbst verwirrten, die ihm so zu sagen unter den Händen davon flog, „dem Rocket", fehlte buchstäblich keiner der Theile, mit allen ihren specifischen Eigenschaften, welche Leben und Leistung unserer vollkommensten Locomotiven bedingen, und die Geschichte der Erfindung der Locomotive beginnt daher mit den ersten sanguinischen Phantasien von dampfgetriebenen Wagen, in denen sich die wunderbaren Prophezeihungen**) eines berühmten Poeten mit den großen positiven Ideen Watt's vergesellschaften,***) um nach dem kurzen Verlaufe von kaum zwei Menschenaltern mit der unvergeßlichen Preisfahrt zu Rainhill: — unendlich bedeutsamer als irgend eines jener olympischen Rennen, die ein Pindar seiner Epinikien werth hielt — im Wesentlichen zu schließen.

---

*) Einleitung in eine demnächst erscheinende „Geschichte der Locomotivconstruction" des Verfassers.

**) Darwin, Erasmus. Elston 1731—1802.

„Soon shall thy arm, unconquered steam! afar
Drag the slow barge and drive the rapid car."

***) Watt, James. 1784 Patent for the adaption of steam mechanism to the propulsion of carriages.

Was nach jenem 6. October 1829 in der Geschichte der Locomotiventwickelung kommt, ist lediglich ein Andersanordnen, Umgestalten, Verstärken, Vergrößern, rationeller Construiren der gegebenen Theile, verbunden mit der Hinzufügung einiger weniger, wirklich neuer Elemente und einem enormen Fortschritte in der technischen Ausführung der Maschine. Aber je kleiner die Schritte sind, in denen sich die Verbesserung der Locomotive von da ab bewegte, je weniger eigentlich Genialität sie erforderten, je häufiger daher derselbe Entwickelungsgedanke gleichzeitig an verschiedenen Stellen gehegt und mechanisch verkörpert werden konnte, um so schwieriger ist es, die spätere Geschichte der Entwickelung der Locomotive zu schreiben.

Sie kettet sich aus einer ununterbrochenen Reihe von Prioritätsconflicten zusammen, deren jeder für die Geschichte irrelevant, aber für die Erfinder bedeutsam genug ist, um öffentliche Reclamation gegen das niedergeschriebene Factum zu erheben.

Es darf daher die nachstehende Skizze einer Geschichte der Locomotivenconstruction*) als nichts Anderes betrachtet werden, als ein Aufruf, der die Wahrheit aus ihren Verstecken hervorlockt; als ein ballon d'essay zur Erforschung, woher wirklich der geistige Wind der Erfindung wehte; als ein Ansatz nach dem Principe der regula falsi, die, auf Grund unrichtiger Voraussetzungen, die Wahrheit finden lehrt.

Ueberblickt man das große Feld, auf dem die Locomotivenmaschine sich verbreitet und entwickelt hat, so documentirt sie sich zunächst als dem Zeitalter des Ortswechsels der Masse specifisch congenial, sodann als ein dem germanischen Geiste ausschließlich eingeborenes Kind. Kein anderer Völkerstamm hat zu ihrer Entstehung und Entwickelung auch nur mit einem Bolzen, einer Niete beigetragen, denn die bedeutsamen Elemente, welche französisches Talent beisteuerte, verdanken ihre Entstehung nicht dem im romanischen Geiste wurzelnden Bildungstheile des vielbegabten gallischen Mischlingsvolkes. Der germanische Wille hat sie ausdrücklich, als eines der Attribute seiner Weltherrschaft, geschaffen, als beredten Apostel seines Genius, als gewaltigen Pionier für sein Erdumschreiten von Ost nach West. Aber innerhalb der Grenze von dessen Weltreich hat diese Maschine überall, in den verschiedenen Provinzen desselben, einen verschiedenen, und zwar denjenigen Typus angenommen, der dem Wesen ihres örtlichen Zweckes entsprach.

Dadurch unterscheidet sie sich ausdrücklich von allen andern Maschinen.

Wie die Culturpflanze, wie das Hausthier, die den Menschen nach seinen Wohnsitzen in die verschiedenen Zonen begleiten und nach Klima und Bodengehalt, Pflege, Gebrauchsform und Zuchtsorgfalt sich modificiren und dadurch ihr Wesen unwillkürlich den vielgestaltigen Zwecken anschmiegen, neue Arten bilden, die der Gegend, deren geographische Bedingungen sie entstehen ließ, specifisch eigen blieben, so hat auch die Locomotivmaschine, dies eigentliche „mechanische Hausthier der Menschheit" unter allen technischen Vorrichtungen, ganz allein ihre eigene Geographie. Das Auge des Kenners unterscheidet un-

*) In der „Rundschau" nicht mit abgedruckt. D. Verf.

trüglich die deutsche, die englische, die amerikanische Maschine, wie es sich über das Vaterland des englischen, des arabischen, des ungarischen Pferdes nicht täuschen kann.

Und es ist nicht die Methode der Ausführung, die Handhabung der Werkzeuge, der verschiedene Grad der manuellen Fertigkeit allein, welche diese Unterschiede begründen, sondern vornehmlich die bedingenden Gedanken, welche bei der Construction leitend waren. Diese aber sind ihrerseits durch die Natur der Verkehre gegeben, denen die Locomotionsmaschine zu dienen hatte, und diese wieder bedingten sich durch eine complicirte Zusammenwirkung der Form der Handelsbewegung, der Beschaffenheit und des Werthes der zu transportirenden Gegenstände, des Werthes der Zeit und der Arbeitskraft, der Beziehung des Wassertransportes zum Landtransporte, der Vertheilung der Rohproducte über die Fläche des Landes, des Klima's, des Nationalcharakters und endlich der plastischen Gestalt der Oberfläche des Bereiches, über das die Verkehre sich bewegen sollen.

So sehen wir, unter dem Einflusse dieser Grundbedingungen, das große Reich der mit Locomotiven befahrenen Welt in vier Hauptprovinzen, vier Zonen der Locomotiv-Geographie, zerfallen, deren Producte, ihnen specifisch angehörig, die Bedingungen, unter denen sie entstanden, in ihrer gesammten Construction wiederspiegeln. Es versteht sich, daß diese Provinzen oder Zonen der Constructionsform ebensowenig fest abgegrenzt sind wie gewisse Erscheinungen des organischen Lebens, die im Allgemeinen an bestimmte Klimate geknüpft sind, ausschließlich in diesen zur Darlebung kommen. Tanne und Birke gedeihen im Himmelsstrich der Palmen unter der Bedingung starker verticaler Erhebung ihres Standortes.

So gehen auch die Grenzen der betreffenden mechanischen Anordnungsformen, theils durch die vielfältigsten Abschattirungen in einander über, theils zeigen sich vielenorts Enclaven und Inseln, welche die Eigenthümlichkeiten der einen Provinz oft, mehr oder weniger berechtigt, mehr oder weniger natürlich, künstlich oder gewaltsam in die andre verpflanzt, mitten in dieser erscheinen lassen. Diese locale Bedingung liefert nur den Typus, die Race; der Vermischung derselben mit andern, zu nützlicher Vermittlung der Eigenschaften, hat dann nie Etwas entgegengestanden.

Es kann natürlich an der Thatsächlichkeit des Gesagten Nichts ändern, daß Talentlosigkeit, Gedankenträgheit und Unklarheit der Ideen auch in diesem Bereiche ihr Wesen getrieben haben, und daß diesen trüben Geistern eben — „Locomotive — Locomotive" war. Diese trugen kein Bedenken, die Construction, welche auf der Prairiebahn, in den Urwald, über die Rocky Mountains, vorzudringen bestimmt war, dort natur- und sachgemäß entstand, auf die zahmsten Linien in den baltischen Ebenen zu überführen; spannten den Renner, den englisches „time is money" für die athemlose Hast des Laufes der Irish mail erzeugte, vor die Fiaker-Schnellzüge in Ost-Europa, bewegte die Eselcaravanen-Verkehre der ungarischen Flachlandbahnen mit jenen Elephanten, welche dazu geschaffen wurden, gewaltige Lasten hinter sich, die Alpen zu übersteigen, oder

die colossalsten Brennstoff- und Eisengewichte zwischen den Haupt- und Industrie-gegenden Europa's hin- und herzuschleppen.

Es ist dies das Walten desselben Genius des generalisirenden Unsinns, der die Armeeorganisation des Volkes von Denkern und Dichtern auf die Steppenhorden der Ukraine oder die Lügner der Gascogne zu übertragen und dann damit die Schlachten von Metz und Sedan zu schlagen versucht. In näherem Eingehen auf die Bedingungen, die bei der Entstehung und Abgrenzung jener Provinzen des Locomotivconstructions-Charakters maßgebend waren, finden wir, beim Uebertritt der Locomotivproduction aus ihren Quellenländern England und Amerika auf den europäischen Continent, neben den obengenannten natürlichen Motiven, noch ein weiteres, sehr einflußreiches, künstlich erzeugtes, ausgebreitet wirksam. Es ist dies die staatliche Oberaufsicht über alles Geschehende, die löbliche Tendenz der Staatsverwaltungen, von ihren Angehörigen Schaden und Nachtheil hintanzuhalten.

Diese verlangte, daß nur Erprobtes, behördlich wohl Geregeltes in der bürgerlichen Gesellschaft zur Verwendung komme, bezeichnete die Eigenschaften, die das zu Verwendende haben müsse, um für das öffentliche Wohl ersprießlich, in die bürgerliche Ordnung solid passend zu sein, durch Regulative und Gesetze und machte Jeden, der ihr irgend erreichbar war, für allen Schaden mit Habe und Namen verantwortlich, der aus dem Gebrauche des Neuen, nicht Regulativmäßigen, nicht behördlich Genehmigten, erwachsen könnte.

Hiezu kam, daß der Nationalgeist der polizirten continentalen Völker, mögen sie nun Germanen oder Romanen heißen, durch Jahrhunderte lange Bevormundung darauf hingeleitet, dahin „verzogen" war, die neue Idee, den verkörperten, ungewöhnlichen Gedanken, abweichend von dem andersgerichteten Sinne der anglo-germanischen Stämme, mit Mißtrauen zu betrachten, die Prüfung derselben von der väterlichen Vorsorge der Regierung geduldig zu erwarten und jeden kühnen Techniker, dem eine neue Construction, ein kühner Bau mißglückte, für alle Zeiten in ihrer Meinung fallen zu lassen, während die Anglo-Germanen im Gegentheil anzunehmen pflegen, daß Der viel Erfahrung gesammelt haben müsse, dem viel mißglückt sei.

So mußte es kommen, daß auch auf diesem Gebiete der Mangel an Freiheit seinen lähmenden Einfluß äußerte und Individuen wie öffentliche Institute den „nervus" für selbstständigen Fortschritt verloren.

Mit staunender Deferenz blickte man aus den „reglementirten" Ländern nach England, nach Amerika, als den Ländern der Erfindung κατ' ἐξοχήν hinüber, während der originale Gedanke in Bezug auf die Weitererfindung und Fortentwicklung der Locomotive hier nur überaus spärlich und fast blos in der Durchbildung der ausführenden Arbeit zum Ausdrucke zu kommen wagte.

Bedauernd muß es der Deutsche constatiren, daß weder die Erfindung eines wesentlichen Theiles der Locomotive, noch selbst eine eminente Verbesserung derselben, im Schoße der continentalen germanischen Stämme ihren Ursprung hat, und es ist ein leidiger Trost, daß sie dies Schicksal mit den andern Völkern des Festlandes der östlichen Hemisphäre theilen. Wenn daher auf den folgenden Blättern von der Entwickelung der Locomotivconstruction, der Idee des Loco-

motionsmittels, das, seinem ganzen Wesen nach, dem der Verkehre, denen es dient, dem Wege, auf dem es sich bewegt, congenial sein soll, auf dem europäischen Continente und in den alpinen Districten desselben die Rede ist, so können immer nur eklektische Bestrebungen, Zusammenstellungen bekannter Organe zur Gestaltung von Apparaten registrirt werden, die einem im engen Sinne aufgefaßten Zwecke erträglich genügten, fast niemals wirkliche Erfindungen. Die wenigen Erscheinungen, welche den Namen der letzteren verdienen, fallen auf französischen und schweizer Boden.

Mit dem wenigst begründeten Rechte wird der Name der „Erfindungen" den Constructionen vindicirt, die in den Gebirgsgegenden Europa's zum Betrieb der starken Steigungen, welche naturgemäß hier häufiger als anderwärts vorkommen mußten, ersonnen wurden. Daß dies überhaupt geschehen konnte, zeigt von Nichts als jener Ungeübtheit der technischen Welt im scharfen, logischen Unterscheiden, das ihrer ebenbürtigen Einreihung unter die ältern, classisch geschulten Berufsclassen der bürgerlichen Gesellschaft ein so schwer zu übersteigendes Hinderniß bereitet.

Die jetzt in praxi befindlichen Maschinen für den Betrieb der Gebirgsbahnen sind nichts weiter, als Maschinen von großer Zugkraft, und wesentlich in Nichts unterschieden von denen, durch welche man im Flachlande größere Lasten bewegt. Die Bezeichnung „Gebirgsmaschine" kann nur als vom Locale, wo sie dienen, nicht als von Eigenschaften hergeleitet, gelten gelassen werden, welche diese Maschinen specifisch charakterisiren sollen.

Nirgend war es wahrer, als in diesem Bereiche, daß das Gute nicht neu, das Neue nicht gut war.

Fischer von Rösslerstamme's originale, seitlich bewegliche Zahnradkuppelung, durch welche die, unter Engerth's Auspicien in die Preisbewerbung vom August 1861 eintretende Locomotive ihren originalen Charakter erhielt, mußte als praktisch unhaltbar aus dem Dienste entfernt werden; die Anwendung von Pius Fink's geistvoll construirter Transmission der Maschinenkraft auf die Tenderräder ist auf die ungarischen Montanbahnen beschränkt geblieben. Allem Anscheine nach wird dies Verhältniß auch fernhin ein ähnliches, die Erfindung, der Fortschritt, die neue Idee im Bereich der Locomotionskunst den Völkern beigesellt bleiben, die bei der Westwärtswanderung der Civilisation, in vollkommener Freiheit der praktischen Bethätigung ihrer Geistesarbeit, an der Spitze schreiten, während die administrativ sorgsam geregelte Verwendung, die compilatorische Adoptirung und die geistvoll-wissenschaftliche Detaildurchbildung des dort Geschaffenen sich offenbar als die Domaine der östlich wohnenden, polizirten, rein germanischen und romanisch gemischten Stämme kennzeichnet, deren specifischer Culturfortschritt nach andern Richtungen hin gravitirt.

Von den vier großen Provinzen, in welche die Geographie der Locomotiv-Construction zerfällt, wird die erste und älteste, die gleichsam der Brutheerd der Locomotiverfindungen gewesen und geblieben ist, von den Inseln Großbritanniens gebildet.

Die zweite besteht aus den unermeßlichen Landstrecken des „Reichs der Zukunft" und des „Vorwärts", der amerikanischen Union.

Die dritte wird von denjenigen Ländern des europäischen Continents gebildet, in deren Flachland und Hügelformation sich die Locomotivconstruction, von England herübertretend, zuerst ansiedelte und, unter der generalisirenden Einwirkung staatlich-polizeilicher Beeinflussung, einen gewissen eklektischen Charakter annahm, der nicht der directe Reflex der sachlichen Localbedingungen ist (Belgien, Deutschland, Oesterreich, Frankreich).

Die vierte endlich besteht aus den alpinen Regionen Europa's, in die sich das Eisenbahnwesen zu allerletzt erst verstieg.

In der Entwickelung und schließlichen Gestaltung des Locomotivwesens einer jeden dieser Provinzen spiegelt sich in großen und charaktervollen, buchstäblich eisernen Zügen das dort herrschende Bewegungsbedürfniß ab, wie es durch Bestand oder Werden der Verkehre geformt, durch den Nationalcharakter in seinem Tempo bestimmt, wie ihm durch das Mehr oder Minder des autochthonen Talents für die mechanische Construction, die höhere oder niedere Entwickelung der technischen Mache und die Mineralproduction des Bodens in verschiedenem Maße Genüge geleistet wird, wie es sich endlich im Kampfe mit Schwierigkeiten verhält, welche ihm die Horizontal- und Verticalprojection der Verkehrsstraßen und das Klima entgegenstellen.

Durch alle denkbaren Bedingungen war England dazu prädestinirt, die Wiege der Locomotivmaschine zu werden.

Auf einem fruchtbaren Boden, der ein unermeßliches Lager von Kraft und Stoff der Industrie, Kohle und Eisen, bedeckt, wohnte hier ein Volk, in dessen Adern das stahl- und eisenhaltige Blut der Sachsen, Dänen und Normannen zusammengeflossen war, ein Volk, das 300jährige Freiheitskämpfe zu einer Nation von festen Köpfen und Fäusten, hellen Geistern, lebhaftem Rechtsgefühl und eisernem Willen erzogen hatten, und das, dicht zusammengedrängt, auf hochcultivirtem und hochwerthigem Grundbesitz hauste.

Einunddreißig große Häfen, unter denen die bedeutendsten der Welt, umgürteten das Land mit einer Reihe von Sammelpunkten eines unermeßlichen Wohlstandes, der dort aus Colonialbesitzungen zusammenströmte, in deren durch alle Zonen erstreckten Landstrichen die Sonne nicht unterging, und in denen das kleine Inselland in der Nordsee das (nächst China) volkreichste Reich der Welt beherrschte. Die Massen, die sich leicht zur See bis in die Häfen gefunden hatten, trafen auf den verdrießlichsten Widerstand bei ihrer Weiterbewegung nach den Verarbeitungsstellen in das Land hinein. Zur Zeit Georg's II. kostete der Transport der Baumwolle von Liverpool nach Manchester das Zehnfache des Transportpreises von New-Orleans nach Liverpool. Die Wogen des Wohlstandes brachen sich an der Unvollkommenheit der innern Communication; die Verbesserung derselben wurde zur Aufgabe für den Nationalgeist. Hier waren keine Verkehre durch Verkehrsmittel zu schaffen oder zu wecken, sondern unermeßliche Transportmassen warteten auf die Schöpfung des Verkehrs- und die Erfindung des Locomotionsmittels, um sich an die Orte zu ergießen, wo sie in Reichthümer umgestaltet werden sollten.

Der Drang nach Schaffung einer „Inland-Communication", die der zur See einigermaßen ebenbürtig sein sollte, erreichte sein zwingendstes Maß, als

in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Erfindungen Watt's, Hergrave's, Arkwright's und Crampton's, England zum Emporium der Baumwollenmanufactur gemacht hatten, während fast gleichzeitig der Verlust der lebensvollsten Colonien, welche dieser gewaltigen Industrie den Rohstoff lieferten, England zu unerhörten industriellen Anstrengungen anspornte. Fast gleichzeitig bedeckte sich daher das Land, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und im Beginn des jetzigen, unter dem Einflusse des Genius des Bridgewater Herzogs, des eisernen Brindley und Macadam's mit einem Netzwerke bewunderungswürdiger Straßen und Canäle, deren Pflege und Benutzung das Klima begünstigte.

Die Intercommunication stieg auf neue, ungeahnte Vollkommenheit und hielt eine Zeit lang Schritt mit den Anforderungen des Verkehrs. Dadurch erhob sich aber auch der Preis der Arbeit und der Zeit auf eine Höhe, daß kein momentanes Geldopfer zu groß schien, um die Handarbeit zu verringern, jeden Zeitaufwand auf ein Minimum zu reduciren. Wenn aber bewußte Oekonomie und Nothwendigkeit die Sache der Intercommunication in England mächtig förderten, so gesellte sich ein kaum weniger wirksames, dem Nationalcharakter entsprungenes Agens zu ihnen, als Straßen und Fahrmittel eine gewisse Vollkommenheit erreicht hatten. Die Locomotion wurde zum Sport, d. h. zu einem jener ernsthaften Spiele, denen das englische Volk einen Theil der kraftvollen Gesundheit verdankt, welche die mens sana in corpore sano hausen läßt.

Derselbe Sport der Locomotion, der den Engländer die schnellsten und ausdauerndsten Pferde züchten, sich in den edelsten Schnellseglern auf der See tummeln, die Universitäten begeisterter im Regattaboot als im Hörsaale wetteifern läßt, spannte plötzlich die Kräfte der gesammten Gesellschaft der „Zehntausend" und der Masse, die sie im Thörichten und Klugen nachäfft, zur Vervollkommnung der Intercommunication an. Ein System von Stage coaches verbreitete sich in unglaublicher Schnelligkeit über das Land, die einander auf den prachtvollen Straßen, durch alle Mittel der Wagenconstruction, Pferdezucht und Trainirung und alle Künste der geschultesten Automedons, an Schnelle und Pünktlichkeit der Fahrt zu übertreffen suchten. Wetten von hohem Betrage wurden auf den „Blue Star" gegen den „Red lion" gemacht, das ganze high life einer Gesellschaft nahm Theil an der Auswahl der Pferde für ihre Stage coaches; eine schadhafte Stelle im unvergleichlichen Macadam einer Straße konnte die Zeitungen mit entrüsteten Klagen füllen.

In diese Zeit fiel die bekannte Katastrophe der Bridgewater-Canalgesellschaft, die durch Krämertyrannei und Monopolhochmuth die Industrie von Liverpool und Manchester zur Verzweiflung brachte und den Bau der Eisenbahn zwischen diesen gewaltigen Industrie- und Schifffahrts-Emporien fast gewaltsam hervorrief; und endlich jenes unvergeßliche Locomotivwettrennen zu Rainhill, durch das, nach manchen mehr oder weniger gerathenen Versuchen, die Dampfmaschine, die bisher fast nur Lastpferd vor dem Kohlenkarren gewesen war, auch zum edlen Carosse- und Rennpferde im Dienst der guten Gesellschaft gezüchtet wurde.

Die Locomotive blieb fortan nicht der obscure Apparat, der nur den in-

teressirt, dem er nützt, sondern er wurde, wie das Schiff es bereits lange war, Gegenstand der Affection des ganzen englischen Volkes, das sein Wachsthum und sein Gedeihen mit eifersüchtigem Vaterauge verfolgte. Sie war sein eigenstes Kind, und die Nation glaubte an ihrer Erziehung und Entwickelung mitarbeiten zu müssen.

Durchdrungen von diesem Geiste, den Zeitströmungen fast unbewußt Rechnung tragend, arbeiteten die zahlreichen und eminenten Constructeure, welche die Eigenschaften der Locomotivmaschine, in den zehn auf ihre Erfindung folgenden Jahren, den Intentionen des Nationalgeistes und den specifischen Anforderungen der englischen Verkehre entsprechend, ausbildeten.

In höherem Maße als in irgend einem andern Lande hielten bei diesen Bestrebungen die Ansprüche, welche der Personenverkehr stellte, denen des Güterverkehrs das Gleichgewicht. Eine vollkommene Trennung der Locomotivconstructionen, welche der einen oder andern Branche dienen sollten, wurde dadurch möglich. Der hohe Werth der Zeit und Arbeitskraft, verbunden mit dem Sportgefühl des Volkes, verlangte von den ersteren Schnelligkeit und Zeithaltungsfähigkeit in erster Linie; der niedere Werth des Geldes in dem reichen Lande ließ dagegen den Preis der Maschinen und ihrer Unterhaltung erst in zweiter Reihe erscheinen. Weniger prägnant, aber immerhin gebieterischer als anderwärts, traten bei dem hohen Durchschnittspreise der zu befördernden Stoffe und den kategorischen Anforderungen unglaublich rasch bewegter Märkte, die Wünsche in Bezug auf die Schnelligkeit der Beförderung auch bei den Constructionen der Maschinen für den Güterdienst hervor, während das Bedürfniß nach Anordnungen, welche den diversen Verkehrsgattungen in verschiedengradigen Mischungen dienen sollten, wenig lebendig war. Die Raschheit des Tempos des ganzen Verkehrs theilte denselben in viele, aber verhältnißmäßig nicht schwere Züge, die Dichtheit der Bevölkerung und der Bedeckung des Landes mit Häfen, Straßen, Canälen, industriellen und Agricultur-Centren reihte die Stationen sehr dicht an die Linien.

So sehen wir, einerseits, jene Construction von Schnellzugmaschinen entstehen, bei denen jede Rücksicht hinter der auf rapide und zugleich sichere und stätige Bewegung, hinter der Fähigkeit, ihre Last rasch in Bewegung zu setzen und anzuhalten, große Differenzen der Widerstände ohne Abminderung der Geschwindigkeit zu überwinden, zurücktritt. Andererseits werden gleichzeitig Güterzugmaschinen geschaffen, die sehr verschiedene, aber niemals extreme Zugkräfte zu entwickeln haben, mäßige Gewichte bei der Möglichkeit zeigen, eine ziemlich bedeutende Fahrgeschwindigkeit zu entwickeln. Wir begegnen nirgends im dauernden Gebrauche jenen enormen Remorqueuren, von deren Verwendung gewisse continentale Bahnen, nicht mit Unrecht, ökonomische Vortheile erwarten. Die Tender der Maschinen sind, mit Ausnahme derer der Schnellzüge von langem Cours, verhältnißmäßig klein (besonders der Kohlenraum wegen der großen Leistungsfähigkeit des Brennstoffes) und ihr Radstand, gestattet von der günstigen horizontalen Projection der Bahnen, sehr groß.

Die verhältnißmäßige Wohlfeilheit des Brennstoffes war das zweite Element, das auf die Construction der Maschinen bestimmend einwirkte. Man

trachtete in England, weit weniger eifrig als auf dem Continent, nach Erzielung des größtmöglichen Verdampfungseffects der Kohlen. Der englische Constructeur zog demselben die Stabilität, Zuverlässigkeit und sichere technische Herstellbarkeit des Dampfgenerators (des Kessels) und der zugehörigen Theile vor. Gleichzeitig wirkte auf seine Erwägungen das hohe Leistungsmaß der meisten englischen Kohlengattungen. So kam es, daß die Kessel kleiner (besonders kürzer), als auf dem Continente üblich, genommen wurden; daß die Stephenson'schen Patentkessel, die, wegen sehr großer Länge ihres cylindrischen Theiles, die Disponirung sämmtlicher Achsen zwischen Feuer- und Rauchkammer verlangten, weit weniger Verbreitung in ihrer Heimath, als z. B. in Deutschland und noch mehr in Oesterreich, gefunden haben; daß durchschnittlich das Verhältniß zwischen Rost und Feuerfläche größer in England, als anderwärts, gehalten wurde und die Längenausdehnung der Feuerkasten beschränkter blieb.

Unterstützt wurde diese Tendenz durch die seltenere Verwendung von für mehr als eine Dienstgattung geeigneten Maschinen.

In gleicher Weise wurde die Anbringung mancher Apparate verschmäht, welche, die Maschine complicirend, auf Brennstoffökonomie abzielten. Dem Mechanismus des veränderlichen Blasrohrs, der Construction des Schornsteines, des Aschkastenverschlusses wurde weniger Aufmerksamkeit gewidmet und die variable Expansion fand weit weniger sorgsame Anwendung, als auf dem Continente; der Abstellung des, bei dem vortrefflichen Materiale verhältnißmäßig schwachen Funkenwerfens, war fast gar kein Bestreben gewidmet.

Weit energischere Anstrengungen als die Erzielung der Oekonomie des Brennstoffes wurden durch das strenge Gesetz gegen das Rauchen der Locomotive in dieser Richtung hervorgerufen, ja während geraumer Zeit nach dem Erscheinen dieses Gesetzes im Jahre 1845 (Railway clauses consolidation Act. 8. Victoria c. 20. CXVI) schien sich die geistige Thätigkeit der englischen Locomotivconstructeure wesentlich hierauf zu beschränken, ohne daß das Problem wirklich gelöst worden wäre.

Ein drittes Element, welches auf die charakteristische Entwickelung der englischen Locomotivconstruction bestimmend Einfluß nahm, war der hohe Stand der Technik der Maschinenfabrikation zur Zeit, als die Locomotivmaschine erfunden wurde.

Den schwierigsten Aufgaben war bereits die Gießerei und Schmiederei gewachsen, und der Ingenieur, dem die Anwendung innenliegender Cylinder zur Erzielung compacterer Anordnung der Theile und ruhigeren Ganges seiner Maschinen wünschenswerth schien, brauchte von derselben nicht wegen Schwierigkeit der Herstellung von Krummachsen, Cylindergüssen ꝛc. Abstand zu nehmen. Die genial construirten, aber complicirten Rahmenwerke, die aus einem Stück getriebenen oder geschweißten Feuerkasten Eduard Bury's, die schmiedeeisernen Räder Taylor's, die Röhrenspeichen Rothwell's waren keine unlösbaren Aufgaben für dieselben. So durfte man die Locomotiven mit innenliegenden Maschinen sammt allen ihren, gerade für die erwähnten englischen Verhältnisse unschätzbaren Eigenschaften, als Regel adoptiren, während damals andere Länder, aus Rücksichten auf die Herstellungsschwierigkeiten, davon absehen mußten, nicht

ohne die unerreichbaren Trauben, *aus theoretischen Gründen*, für sauer zu erklären.

Ein ferneres Moment von Einfluß auf die englische Locomotivconstruction war die verhältnißmäßig nicht große Verschiedenheit der Bedingungen, unter denen Locomotiven in allen Haupttheilen des Landes thätig zu sein hatten. Fast über alle Linien der großbritannischen Inseln, mit Ausnahme derer in einigen Provinzen Schottlands und Irlands, ergoß sich derselbe hastige, an kostbare Zeit gebundene Verkehr mit großer Schnelligkeit im Güter- wie im Personentransport, der rasche Expedirung der Massen und kein Ansammeln derselben zu größeren Zügen gestattet, sondern ihren ununterbrochenen Fluß in zahlreichen, sich dicht folgenden Zügen erheischt. Ueberall bot das Längenprofil und die Horizontalprojection der, mit großem Aufwande, möglichst horizontal, möglichst gerade angelegten Bahnen nahezu dem Betriebe dasselbe Maß von Schwierigkeiten dar; nirgend schied sich das Terrain in Districte von ausgesprochenem Flachlands- und Gebirgscharakter.

Die bei der Construction gewonnenen Erfahrungen verallgemeinerten daher ihre Wirkungen in eminentem Maße und die Erfahrungen wurden ihrerseits um so viel reichhaltiger und gültiger gewonnen, je größer die Anzahl der Maschinen war, die sich in den Hauptprincipien ihrer Constructionen ähnelten.

Endlich concentrirte das Entstehen großer Betriebscomplexe mit colossalen Betriebsmassen und Betriebsmitteln, wie die der Netze der London- und North Western-, der South Eastern-, der Midland-, der Great Western-Bahnen, Sammlung und Verwerthung der Erfahrungen in einer und derselben Hand in solchem Maße, daß leitende Ideen bei der Entwickelung des englischen Locomotivbaues weit allgemeiner und klarer zum Ausdrucke kommen konnten, als irgendwo anders.

Diese Erscheinung trat in ihren Extremen, ja sogar in einer Art von Charge auf in den Locomotiven des genial-kostspieligen Experimentes des jüngeren Brunel: der Great Western-Bahn. Hier erhielten die Maschinen für den Personendienst einerseits Triebräder von 10 Fuß Durchmesser, kurze Kessel, Radstände von 20 Fuß, und andererseits für den Güterdienst (schon im Jahre 1845) Feuerflächen von über 2000 □Fuß, sechs gekuppelte 5füßige Räder, Cylinder von 24 Zoll Durchmesser und 28 Zoll Hub; so die Eile und Macht des englischen Verkehres frappant illustrirend.

In neuester Zeit hat die Tendenz auf Beschleunigung und Hebung der Regelmäßigkeit des Personendienstes zu einer Verallgemeinerung der Anwendung gekuppelter Maschinen für denselben geführt, die, mit einem Ueberschuß an Adhäsion und Verdampfungsfähigkeit ausgerüstet, dem Locomotivführer größtmögliche Herrschaft über den Zug, Zeitersparniß beim Ein- und Ausfahren, größere Sicherheit im Ueberwinden der atmosphärischen Hindernisse und damit die Thunlichkeit gewähren, *das* in ausgedehntem Maße zu gewährleisten, worauf das Volk des „time is money" höchsten Werth legt: die Einhaltung der planmäßigen Fahrzeit.

Die Physiognomie, welche die Locomotivmaschine bei ihrem Uebertritte in die zweite Provinz der Locomotivconstruction, nach Amerika, annahm, mußte

ein Reflex der Tendenzen sein, welche das gewaltig aufstrebende Land bei der Entwickelung seiner inneren Locomotion verfolgte, obgleich die leitenden Ideen zu der Construction der ersten in Amerika ausgeführten Locomotive an aus England bezogenen Modellen herangebildet worden waren. Die erste derselben, Baldwin's „Old Ironsides", die auf der Norristown- und Germantown-Bahn in wirklichen Dienst trat, war 1832 getreulich der damaligen Construction Stephenson's nachgebildet.

Die Bedingungen für die Locomotivconstruction waren hier, wie allenthalben, zunächst durch die physikalische Configuration des Landes gegeben. Ein Netz von natürlichen und künstlichen Wasserstraßen, das an Ausdehnung, glücklicher Vertheilung über das Areal, Reichthum der Verzweigung und Leistungsfähigkeit zu allen Jahreszeiten, ohne Gleichen in der Welt ist, brachte ein ungeheures buchten- und hafenreiches Littoral mit einem Lande in kräftigste Beziehung, das, bei einem Flächenraum von der vierfachen Ausdehnung Europa's, aus seinem jungfräulichen Boden die Producte fast aller Zonen, von der subtropischen bis zur arktischen, von der Baumwolle und Cocosnuß bis zur Terpentinkiefer und dem Nährmoose, in ungeahnter Fülle treibt, dessen Schoß unerschöpfliche Mineralschätze birgt, und dessen Bodengestalt zwischen den äußersten Extremen der unermeßlichen Ebene der Prairie und der Erhebung gewaltiger schroffer Gebirgsstöcke wechselt, die eine Fläche bedecken, achtmal größer als das Gebiet der Alpen und Pyrenäen zusammengenommen.

Mit der Ziehung einiger weniger Canäle war das große natürliche Wasserstraßennetz in solcher Weise zu vervollständigen, daß dasselbe dem colossalen Massentransport der Naturproducte der neuen Welt in allen Hauptrichtungen genügen mußte, und der Verkehr auf diesen Wasserstraßen, deren Gesammtlänge über 10,000 deutsche Meilen umfaßt, war, ehe die ersten Schienen mit Locomotiven auf amerikanischem Boden befahren wurden, durch eine Dampfschifffahrt unterstützt, die an Kühnheit, Schnelligkeit, technischer Ausbildung und Ausdehnung ihres Gleichen in der Welt nicht hatte.

Das Amt der Schienenstraßen mußte hier unter diesen unermeßlich weiten, jungen Verhältnissen ein ganz anderes sein, als in dem dicht zusammengedrängten Leben Europa's.

Dieselben durften sich, wenigstens für die Massenbewegung, nur als Zufuhrwege nach den Wasserstraßen betrachten und die Transportpreise auf allen Linien bedingten sich durch die Concurrenz mit diesen. Hingegen wurde die staatliche Entwickelung des Reiches, dessen Weltberuf es ist, den Wohnbereich der auf den Aussterbeetat gestellten, autochthonen Völkerschaften der westlichen Hemisphäre immer weiter nach Nordwest zurückzudrängen und das gewonnene Areal der Civilisation zu gewinnen, von der Fähigkeit der Bahnen, schnell und unwiderstehlich in die Prairie und den Urwald, über hohe Gebirgspässe und große Ströme ein- und vorzudringen, abhängig.

Es galt daher vor Allem, viele und wohlfeile Bahnen zu schaffen, die sich nach Herstellungs- und Betriebspreis in das System der Wassertransporte einschalten ließen, um dem Zustrom an Lebensstoff, Menschen- und Capitalkraft die Fähigkeit zu bieten, rasch in große Breite auseinander zu fließen. — Da-

gegen traten, Angesichts des niederen Preises der Zeit und des geringen Werthes der Sicherheit von Leib und Leben in einem halb von kühnen Abenteurern bevölkerten Staate, die Ansprüche an die Schnelligkeit und Sicherheit des Betriebes weit zurück. Die Gesammttendenz der Entwickelung des amerikanischen Eisenbahnwesens läßt sich nicht drastischer und schlagender charakterisiren, als durch eine im Senat der Vereinigten Staaten gethane Aeußerung Lincoln's, die zugleich für die große, echt staatsmännische Anschauung desselben zeugt.

Interpellirt, ob sich nicht „von Staatswegen" durch Zwang, solider und sorgsamer zu bauen, eine Abminderung der großen Zahl der Unfälle herbeiführen ließe, die damals das Reisepublicum Amerika's erschreckten, erwiderte er: „Wir „haben die Wahl, entweder solid, aber langsam und wenig, oder leicht, schnell und „viel zu bauen. Im ersteren Falle ersparen wir jährlich eine Anzahl Menschen„leben, im letzten Falle gewinnen wir enorm an Größe, Wohlfahrt und Stärke „des Gesammtstaates. Ich beklage die Opfer als Mensch; als Präsident der „Union muß ich rathen, sie zu opfern."

Also schnell und wohlfeil bauen! Dadurch wurde die ausgiebigste Benutzung der Landesproducte, Holz und Stein, zur Herstellung der Bahnen, die thunlichste Vermeidung der Einfuhrartikel, Eisen und Kohle, bedingt. So entstand die specifisch amerikanische Construction der Holzbrücke von nie vorher dagewesener Kühnheit der Construction nach Town's und Anderer Systemen, die specifisch amerikanische Anordnung der Gleise mit einer Profusion von Holz in Gestalt von starken Quer- und Langschwellen-Gerüsten, auf denen schwache Schienen (in Flach- und Brückenschienen-Gestalt) lagen, und endlich, als Folge von Alledem, die specifisch amerikanischen Constructionen der Locomotiven und Wagen.

Man hätte nicht daran denken können, diese Gleise, die, aus Holz mit möglichst wenig Eisen hergestellt, biegsam und verschieblich, fast immer ohne genügende, häufig ohne jede Ballastirung, auf nachlässig geschütteten Dämmen und flüchtig aufgeführten Bauten in unregelmäßigen Linien lagen, mit Fuhrwerken englischer Construction zu befahren, die das Vorhandensein einer, wenigstens annähernd normalen Fahrbahn voraussetzt.

Die steif verbundenen Sechs- und Vierräder-Systeme mit doppelten, weit auseinander stehenden Buffern, würden hier oft mit einem Theile ihrer Räder in der Luft geschwebt und sich mit den Buffern einseitig oder gar nicht getroffen, jedenfalls aber fast ununterbrochen Entgleisungen verursacht haben.

Die Amerikaner gaben daher ihren Betriebsmitteln die erforderliche Geschmeidigkeit, den Unregelmäßigkeiten der Vertical- und Horizontalrichtung der Gleise zu folgen, die engen Curven wohlfeil projectirter Bahnen zu durchfahren, durch Adoptirung der kurzen, getrennten, drehbaren Räder-Systeme, die sie in beliebiger Anzahl unter ihre Betriebsmittel vertheilten, so daß die Dimensionen der Räume, in denen Menschen und Waaren transportirt werden konnten, fast unabhängig wurden von denjenigen der Organe, die im Gleise zu rollen hatten und durch entweder völliges Weglassen der Buffer, indem sie die Fuhrwerke auf Stoß und Zug elastisch kuppelten, oder durch Verwandlung des in Europa gebräuchlichen Zwillingspaares derselben, in einen einfachen centralen Stoßapparat.

Sie gewannen so die Füglichkeit, ihren Wagen die Größenverhältnisse und Anordnungen zu geben, die ihnen den frappanten Charakter verlieh, welcher sie dem Schiff und fahrbaren Hôtel ähnlich machte, und deren sie bei den Reisen über unermeßliche, unwirthbare, dem Meere ähnliche Strecken bedurften.

Die Locomotiven erhielten eine durchaus eingeborene Anordnung, die sie in ihrem mechanischen Innern sowol, als in ihrer äußeren Erscheinung, bedeutsam von den englischen unterschied.

Zunächst wurde, Angesichts der enormen Beanspruchung der Achsen durch die Unregelmäßigkeiten der Gleise, das System der geraden Achsen und außenliegenden Cylinder, das die Engländer, aus guten Gründen, zu Gunsten der Krummachsen und der Innseitcylinder verlassen hatten, wieder aufgenommen und, begünstigt durch langsamere Fahrbewegung, für alle Gattungen von Locomotiven beibehalten, nachdem der erste Locomotivfabrikant Amerika's, Baldwin, selbst mit seiner sinnreichen Vereinfachung der gekröpften Achse Fiasco gemacht hatte.

Einen Zwang für Adoptirung schlichter Constructionen übte die Mangelhaftigkeit der einzelnen Herstellungskräfte aus, die zur Zeit, als Norris zu New-York und Baldwin zu Philadelphia ihre ersten Locomotiven bauten, einen Schmied, der Stücke Eisen von $1^1/_2$ Zoll Durchmesser zu schweißen verstand, als Seltenheit erscheinen ließ.

Die Feuerung mit dem fast ganz werthlosen Holze machte enge eiserne Siederöhren, eiserne innere Feuerkasten zuläßig und führte, vornehmlich in der mit echt amerikanischem Geiste geleiteten Werkstatt des mehrerwähnten Mathias Baldwin in Philadelphia, zu einer Reihe von Experiment-Constructionen mit stehenden Kesseln, Centrifugalgebläsen ꝛc., die sämmtlich von Roß Winans ausgingen. Eine der nach diesen Motiven gebauten Maschinen, die ihres sonderbaren Aussehens wegen auf den amerikanischen Bahnen den Spottnamen „Krabben" erhielten, kam auch nach Europa auf die Leipzig-Dresdener Bahn. Diese Constructionen machten sämmtlich der Verwendung des gewöhnlichen Stephenson-Booth'schen Kessels, und zwar mit ungewöhnlich langen Rosten, langen Röhren und schwachen Blasevorrichtungen, Platz.

Die Holzfeuerung bedingte auch die Anwendung von Funkenfängern in den Schornsteinen, welche dadurch die seltsame, unästhetische Birnenform erhielten, die den amerikanischen Maschinen das (sonst nur noch in wenig Ländern, darunter Oesterreich, vorkommende) so exotische Profil gibt.

Die Ausnutzung des Gewichtes der Maschinen für die Adhäsion wurde der Erhaltung derselben im Gleise zum Opfer gebracht und ein beträchtlicher Theil dieses Gewichtes auf die Räder drehbarer Hinter- und Vordergestelle gelegt, durch deren Beweglichkeit das Rädersystem der Maschine articulirt und für das Passiren der Ungleichheiten der Gleise geeignet gemacht wurde.

Fast niemals ließ man das Gesammtgewicht der Maschinen ausschließlich auf gekuppelten motorischen Rädern ruhen.

In neuester Zeit ist man auch in Amerika zur Verwendung drei- und vierfach gekuppelter Maschinen gekommen, ohne dabei das leitende, bewegliche Truckgestell wegzulassen. Man gibt aber diesen Maschinen, abweichend von dem Gebrauche in Europa, nur an den Rädern der Trucks und den hintersten Treib-

rädern Spurkränze, zugleich die Bandagen der Mittelräder sehr verbreiternd, so daß der Durchgang sehr langer Maschinen durch enge Curven ermöglicht wird.

Differirend auch mit der Ansicht der europäischen Ingenieure, welche, für europäische Verhältnisse mit Recht, in der Rigidität des Rahmens der Maschinen ein Hauptelement guter Construction und der Sicherheit des Laufes derselben erblicken, gaben die Amerikaner diesem Theile eine Anordnung aus Flacheisen und Stäben und sonst verhältnißmäßig nachgiebigen Organen, welche ihnen eine gewisse Geschmeidigkeit verlieh. Dieselbe erhielt das Maximum ihrer Entwickelung in Norris' biegsamen Rahmen (flexible frame), wo diese Geschmeidigkeit zum Constructionsprincipe wurde.

Eine außerordentliche Entwickelung der Geschicklichkeit in der Behandlung des vortrefflichen inländischen Holzkohlenroheisens, dem man einerseits fast die Ductilität des Schmiedeeisens, andererseits eine Härte der Oberfläche zu geben verstand, welche die des temperirten Stahls übertraf, führte, verbunden mit der gebotenen Oekonomie bei Herstellung der Locomotiven und der sorgloseren Anschauung der Gefahren, zu einer weit ausgebreiteteren Anwendung des Gußeisens bei Herstellung der arbeitenden Organe, als dies in Europa zulässig ist. Sehr viele derselben, deren Anfertigung aus Schmiedeeisen oder Stahl man hier für unerläßlich hielt, wurden dort aus jenem Materiale in allen Theilen außerhalb der Gleit- oder Laufflächen unbearbeitet, erzeugt.

Am specifischsten wirkte dies Verfahren auf die Construction und Herstellung der Räder ein. Dieselben wurden nicht, wie es damals in Europa üblich war, aus schmiedeeisernen Felgen und Speichen hergestellt, welche letztere in die gußeiserne Nabe festgegossen waren, während man sie mit Bandagen (tires) aus bestem, dichtestem Eisen bezog, (hier und da goß man auch, wie oben erwähnt, Nabe und Felgen oft in den complicirtesten Formen aus einem Stück Gußeisen, niemals aber fehlte dabei die schmiedeeiserne Bandage), sondern das Ganze der Räder wurde aus einem Stück Guß erzeugt und dabei, durch rasche Abkühlung von deren Laufflächen (vermittelst des Einflusses derselben in gut wärmeleitende Formen) dafür gesorgt, daß sie eine fast der Abnutzung trotzende Härte erhielten. Es ist nie in Europa gelungen, diese Fabrikation, welche mit großen ökonomischen Vortheilen verknüpft ist, in ganz gleicher Vollkommenheit nachzuahmen, obwol sich geschickte Fabrikanten an verschiedenen Orten (Grüson in Buckau, Ganz in Ofen ꝛc.) ernstlich darum bemühten und auch beträchtliche Ausbreitung des Fabrikates erzielten.

In gleicher Weise wie die Locomotiven wurden die, häufig schon der Aufnahme des nöthigen Holzes wegen, ungewöhnlich großen Tender, durch Unterbringung von drehbaren Theilgestellen (trucks), den Eigenthümlichkeiten der Bahnen adoptirt und mit 6 und 8 Rädern versehen.

Drei unerläßliche Theile der amerikanischen Locomotive sind es, welche nicht wenig dazu beitragen, ihr ihren eigenartigen Charakter, als echtes Kind ihres Landes, als „sich selbst helfender" Apparat zu verleihen. Erstens schiebt sie, bei ihrem Fluge auf unermeßlichen, durch Prairien und Urwälder hinführenden, fast unbewachten Bahnstrecken, über welche die wilde Heerde setzt und der Sturm die Waldbäume stürzt, das sonderbar gestaltete,

schneepflugartige Gerüst vor sich her, das „Pilot“ (Lootse) oder „cow catcher“ (Kuhfänger) genannt, Büffel und Baumstamm vom Gleise schleudert. Zweitens beleuchtet sie sich selbst weithin ihren unsichern Pfad mit der mächtigen Fanallaterne, die sie im Schornsteine führt, und drittens erhebt sie fast unablässig ihre warnende Stimme durch die große, auf ihrem Kessel angebrachte Glocke, mit der die meisten jener Signale gegeben werden, zu denen man in Europa die übeltönende Dampfpfeife mißbraucht. Diese in Europa fast ganz unbekannten Organe charakterisiren in Verbindung mit den ganz abweichenden Buffer- und Kuppelapparaten, welche sie führt, die amerikanische Locomotive eben so drastisch vor der europäischen, als es die Bau- und Verkehrserscheinungen überhaupt sind.

Diese Verschiedenheit trat noch frappanter in jener Periode hervor, wo das, in Europa fast bis in die neueste Zeit herrschende Vorurtheil gegen die wettergeschützte Unterbringung des Maschinen- und Zugpersonales, in Amerika bereits längst überwunden und die Maschinen mit ähnlichen, nur meist viel comfortableren Häusern zum Schutz der Führer und Heizer bedeckt waren, wie wir sie jetzt auf fast allen europäischen Bahnen, wo es das Klima erheischt, angewendet sehen.

Es ist selbstverständlich, daß die oben dargelegten physiognomischen Charakterzüge der amerikanischen Locomotiv-Construction nicht typisch geworden, noch weniger aber durch staatliche Vorschriften und Regulative in die Procrustesbetten unverbesserungsfähiger Schemata und Normalien gezwängt worden sind. Die eminente Entwickelung der Locomotivconstruction, wie die der gesammten Technik Amerika's, die das gewaltige Reich jetzt schon in diesen Beziehungen an die Spitze der Weltbewegung stellt, verdankt es, nächst dem Talente, welches dem anglogermanischen Stamme immanent ist, der Abwesenheit der staatlichen Regelung seines Schaffens und Thuns auf dem Felde der Technik.

Die Idee der amerikanischen Locomotiv-Construction ist daher den weit verschiedenen Bedürfnissen in den Gegenden des großen Landes praktisch-geistvoll und organisch angepaßt worden. Sie dient im Osten, in ihrer entsprechenden Modification, die reich an europäischen Anklängen ist, dem colossalen Verkehre der hochcivilisirten Staaten, der den aller europäischen Länder, außer England, weit übertrifft, überschreitet, zur Gebirgslocomotive der wirksamsten Art umgestaltet, die Black Hills, Windriver- und Rocky Mountains, und accommodirt sich hier der Heizung mit Kohlen, wie dort der mit Holz, hier dem heißen Klima Californiens, wie dort dem kalten Canada's.

Als die Eisenbahnen in die dritte Provinz ihrer Constructionsform, auf den europäischen Continent, übertraten, übernahmen sie hier ein Amt, das in innerem Wesen sowol, als nach Ziel, Form und Ausübung wesentlich von dem abwich, dessen sie in England und Amerika zu walten gehabt hatten.

Waren sie dort beziehentlich Producte und Werkzeuge des Verkehrsbedürfnisses und des Länderaufschlusses, so wurden sie hier außerdem noch zu wirksamen Organen des politischen und militärischen Staatsmechanismus.

Bedeutsam erhielt diese neue Form ihrer Tendenz dadurch Ausdruck, daß

die ersten Bahnen, welche auf dem europäischen Continente in's Leben gerufen wurden, ihre Existenz der (belgischen) Staatsgewalt verdankten.

Nicht wie in England und Amerika hatten die Bahnen hier Verkehren zu dienen, welche sich auf einem einheitlich regierten Territorium bewegten, sondern solchen, die sich an Macht und Reichthum rivalisirende, starke, energisch polizirte, limitrophe Staaten theils streitig machten, theils einander mit dem Bestreben zusandten, sich dabei gegenseitig möglichst viele Vortheile abzugewinnen.

Selbstverständlich mußten, gleichzeitig, diese Mittel zum raschen Transport großer Massen von Menschen und Lasten (Truppen und Kriegsmaterial) in einem solchen Complexe fortwährend gegen einander gerüsteter Staaten zu einem gewaltigen Werkzeuge des Angriffes und der Vertheidigung werden, welches die Verwaltung jedes Staates in diesem Sinne zu gestalten und zu vervollkommnen bestrebt war.

Die vornehmsten unter den dabei in Frage kommenden continentalen Staaten, Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Rußland, hatten übrigens, vermöge ihres gegenseitigen Bedingens und der von ältern Völkern, an deren Stelle sie getreten waren, überkommenen Traditionen, eine ganz andere staatliche Entwickelung erfahren, als jene sich individueller, ohne limitrophe Beeinflussung und nur unter der Einwirkung theils uranfänglicher, theils längst errungener, freiheitlicher Institutionen ausbildenden Staaten, Großbritannien und Nordamerika.

Aus dem, die Selbstbestimmung der Völker, Corporationen und Individuen erstickenden Drucke autokratischer, ja zum Theil sogar tyrannischer Regierungsformen, waren von den leitenden europäischen Continentalstaaten nur Deutschland, Frankreich, Oesterreich erst kürzlich und nach harten Kämpfen zu demjenigen Maße wirthschaftlicher Freiheit gelangt, das, wenigstens theilweise, auch in Fragen ihres Verkehrs, die Selbstbestimmung in die Hände der Völker legte.

Die Initiative in Angelegenheiten des Verkehrswesens war damit an die rechte Stelle gelangt.

Aber die oben angedeutete, gegenseitige politische Situation der intellectuell leitenden Staaten machte eine streng disciplinirte Staatsverwaltung und einen consequent gegliederten Regierungsorganismus, von dessen Einwirkung kein Theil des öffentlichen Lebens ausgeschlossen sein durfte, zur Bedingung der Machtstellung, ja der Existenz jedes einzelnen derselben.

Dieser Disciplin, dieser Polizirung konnte sich daher auch die Entwickelung des Verkehrswesens nicht entziehen.

Wir sehen dieselbe daher, im großen Unterschiede von den gleichartigen Vorgängen in England und Amerika, Schritt vor Schritt unter der Controle der regulirenden, normirenden, schematisirenden und reglementirenden Beaufsichtigung durch die Staatsgewalt vor sich gehen.

Begünstigt wurde dieser Vorgang durch den Umstand, daß in den Ländern des europäischen Continents fast sämmtliche Verkehrsanstalten außer den Eisenbahnen: Post, Telegraphie, Straßen, Stromregulirungen ꝛc., sich beinah ausschließlich in den Händen des Staates befanden.

Wenn nun auch diese Wechselwirkungen durch die bestehenden kategorischen Verhältnisse bedingt und daher relativ rationell waren, auch unläugbar ordnend und sichernd sich vielenorts bemerklich machten, so blieben sie doch nicht überall auf das streng Nothwendige beschränkt. Bureaukratische Ueberhebung und die dem Staatswesen immanenten, conservativen Tendenzen spielten ihre Rolle dabei aufdringlicher, als gut sein konnte. Die unausbleibliche Folge davon mußte eine Bevormundung der geistigen Thätigkeit bei der Gestaltung der neuen Verkehrsanstalten sein, die ihrerseits dem Walten des originalen Genius und des kühnen Versuches, das in England und Amerika das Eisenbahnwesen auf seine Höhe gehoben, ihm seine locale Physiognomie gegeben hatte, keinen, oder doch nur sehr beschränkten Raum gönnen durfte.

So ist es gekommen, daß die Construction des Weges und der Werke der Eisenbahn und der Fortschritt der mechanischen Entwickelung der Maschinen, der anderen Transportmittel und ihrer Organe dem continental-germanischen und dem romanischen Geiste nur die Erfindung von untergeordnetem Detail, daneben auch die theoretischen Durchbildungen von außen gekommener Ideen, und damit sehr viele ausgezeichnete und werthvolle Arbeiten, aber nicht eine einzige geistige That verdankt, die im Eisenbahnwesen, oder auch nur in der Locomotiv-Construction, Epoche machend aufgetreten wäre. Daß man als solche am wenigsten die, auf bloßer Verstärkung, Vergrößerung, Verschwerfälligung organisch ungeänderter Theile, auf Benutzung anderweit schon angewendeter Dimensionen und Anordnungen beruhende Schöpfung der sogenannten Gebirgsmaschinen-Construction bezeichnen kann, haben wir aber schon angedeutet und werden wir weiter unten noch ferner zu erläutern Gelegenheit haben.

Die in vieler Hinsicht dankenswerthen, weil Leben und Eigenthum sichernden, die Beziehungen zwischen Nehmer und Geber strenger regulirenden, staatlichen Oberaufsichtsbestrebungen wären, als nicht durchführbar, im Sande verlaufen, wenn sie nicht durch das System der Erziehung der Techniker und deren Auswahl für den öffentlichen Dienst vermittelst der Prüfungen, welche der Staat organisirte, reiche Mittel und Kräfte dafür gefunden hätten. Diese Erziehungs- und Prüfungsform ist der gesammten Idee der Einwirkung der öffentlichen Gewalt auf Entwickelung und Verwaltung des Verkehrswesens homogen, daher aber auch die eigentliche Wurzel des Mangels an fördernder Originalität und Genialität in der Eisenbahntechnik der polizirten europäischen Staaten, vornehmlich Deutschlands und Oesterreichs.

Das ganze, in der Idee tüchtige, in der Ausführung consequente und redliche deutsche Erziehungs- und Prüfungssystem hat, in seiner Vergleichung mit der englischen Form der Heranbildung der Techniker, die in vieler Beziehung weit mangelhafter als die deutsche ist, ein Analogon in der Kunstwelt. Die englische Form gleicht der Künstlererziehung im Mittelalter, wo ein großer Meister Jünger um sich versammelte und ihre Begeisterung, ihre Befähigung für ihr Fach, ihre Ausdauer, ihr ganzes Sein in Bezug auf ihre Thätigkeit in demselben ergründete, indem er, mit ihnen lebend und arbeitend, sie erst durch das ganze prosaische Handwerk der Kunst hindurchführte, ehe er ihnen selbstschöpferische Thätigkeit gestattete, dann aber auch, im Vertrauen auf ihren wohl-

erkannten Genius, nur durch Rath und Andeutung leitend, sie selbst und „aus eigner Kraft" auf diejenige Stelle in der Kunst klimmen ließ, deren Besitz ihnen von Gottes Gnaden vorbestimmt war.

Viele gingen dabei im Handwerke zu Grunde, aber es wurden auch große Meister fertig.

Die continentale technische Erziehungsform ist der der Kunstakademien unserer Tage analog, die viel braves Mittelgut ziehen, aber auf deren Boden das Genie entweder gar nicht wachsen, oder sich doch nur mit äußerster Anstrengung und unter der Gunst glücklicher Verhältnisse, der schematischen Verkümmerung erwehren kann, weil Lehre, Leitung und Prüfung durch den fern stehenden Meister für Alle dieselbe ist.

Das Eisenbahnwesen fand, bei seinem Uebertritte auf den Continent, in den leitenden Ländern ein mäßig entwickeltes Land- und Wasserstraßensystem vor, das nur ganz im Westen, in Frankreich, Belgien und Holland, die natürlichen Wasserläufe durch Canäle genügend unterstützte.

Das Littoral, von mäßiger Ausdehnung, war nicht reich an bequemen Häfen, die Industrie stand auf mittlerer Höhe, nur an wenig Orten lagen Kohle und Eisen dicht beisammen, die großen Consumtionscentren von Brenn- und Nahrungsstoffen waren weit von den Productionsstätten getrennt, unvergleichliche Brief- und Packet-Posteinrichtungen, von den Staaten selbst geschaffen und verwaltet, reducirten die Nothwendigkeit des Reisens; Zeit und Arbeitskraft standen im mittleren Werthe, wie Brenn- und Nahrungsstoffe. Die Bevölkerungsdichte war eine mittle, wie die Größe der Hauptstädte, die Hauptplätze der leitenden Länder standen (mit Ausnahme der Börsenverhältnisse) in nicht genügenden Beziehungen zu einander, um große Opfer für ungewöhnlich schnelle Communication zu motiviren; das Klima war gemäßigt, die Völkerstämme an fleißige geistige und leibliche Arbeit gewöhnt.

Sehr bedeutsam, das umgekehrte Bild von Amerika zeigend, dessen höchste Entwickelung im Osten und Südosten blüht, weisen die leitenden Continentalstaaten Europa's die dichteste Zusammenlage aller Verhältnisse, welche hohe Verkehrsentwickelung bedingen, im Westen und Nordwesten aus, während sich dieselben, nach Osten und Süden hin, durch Oesterreich nach Ungarn, Rußland, der Türkei einerseits, nach Italien und Spanien hin andererseits verästen und an Wirksamkeit abschwächen.

Wir sehen daher in West- und Nordwesteuropa, in Frankreich und Belgien, die gesammte Eisenbahnanordnung der englischen sichtlich genähert, während sie im Südosten, besonders in Bezug auf Construction des Oberbau's und der Stationen, primitivere Bauausführung und laxere Betriebsleitung an amerikanische Vorbilder erinnert. Doch geht die Aehnlichkeit nicht über gewisse äußerliche Erscheinungen hinaus. Im innern Wesen ist das Eisenbahnsystem dieser Districte Europa's vom Amerikanischen eben so verschieden, wie es der magyarische und slavische Geist vom anglo-amerikanischen ist.

Naturgemäß konnten die weiten Ideen der amerikanischen Eisenbahnpolitiker und Constructeure über freieste Wahl der kräftigsten und directesten Mittel zur Erreichung jedes Zwecks des Eisenbahnwesens hier keinen Boden finden. Auch

die amerikanischen Tendenzen auf Reisecomfort haben hier wenig Pflege empfangen.

Eine eigenthümliche Mischlingserscheinung zeigen die Staaten Europa's, deren Gesammt-Culturzustand sie zur Gestaltung einer, ihren Verkehrsverhältnissen congenialen Eisenbahnconstruction nicht befähigte und die es daher sich gefallen lassen mußten, diese Verhältnisse in Systeme eingezwängt zu sehen, welche die herbeigerufenen fremdländischen Errichter ihrer Eisenbahnen mitbrachten und gewohnheitsmäßig und nur ihren oder ihres Heimathlandes Vortheil im Auge behaltend, durch- und ausführten, ohne Rücksicht darauf, ob sie der Natur und dem Maße der in Rede kommenden Verkehre, oder den nationalen Eigenthümlichkeiten gemäß waren. So hat Rußland, dem sich durchaus das Anlehnen an die, unter äußerlich und räumlich so verwandten Bedingungen entstandenen, amerikanischen Constructionen empfohlen hätte, ein (abgesehen von der Spurweite) dem englisch-französischen ähnliches System erhalten. Aehnlich sind, unter völlig verschiedenen Umständen, die Erscheinungen auch in Italien und Spanien aufgetreten.

Am individuellsten mußte sich der continentale Constructionstypus in den Ländern entwickeln, in denen die oben aufgeführten Bedingungen hierfür am reinsten gegeben waren und denen die technische Befähigung zur Ausbildung desselben in mehr oder weniger vollem Maße beiwohnt: in erster Reihe Deutschland und in zweiter das cisleithanische Oesterreich.

Die hier herrschenden Mittelverhältnisse des Verkehrsmaßes, des Zeitwerthes, des Arbeitspreises erhielten folgerichtig ihren Ausdruck in der Construction und im Vorherrschen der „Locomotive für den gemischten Dienst", wie die englische Locomotivconstruction ihre Physiognomie durch die „Schnellzugmaschine", die amerikanische durch die „Gelenkmaschine" erhielt.

Das Mittelmaß der erforderlichen Geschwindigkeiten ließ die Ausseit-Maschine herrschend werden; theoretische Erörterungen über die zweifelhafte Stabilität der Krummachsen und, wenigstens beim Beginn des selbstständigen Locomotivbaues, der Blick auf die Schwierigkeit der Ausführung, endlich ökonomische Rücksichten, unterstützten diese Wahl.

Genügende Ausführung des Oberbaues und nicht widerstrebender Horizontalprojectionen ließen das steife Gestell, die stabilen Rahmen adoptiren.

Wissenschaftliche Praxis hieß das System der Lastausgleichung auf den Räderpaaren, durch Balanciers zwischen den Achsen, in ausgedehnterem Maße als irgendwo anders zur Anwendung bringen. Die nationale Tugend rationeller Oekonomie ließ alle Organe, welche auf Ersparniß an Brennmaterial abzielen, der sorgfältigsten theoretischen und constructiven Durcharbeitung unterwerfen. Zunächst findet der lange Stephenson'sche Kessel mit seiner Tendenz auf vollständigere Resorption der Wärme für die Verdampfung weit ausgedehntere Verwendung als in seinem Vaterlande, die Effecte der Schornsteinform, der Blaserohrconstruction, der Expansion, der Proportionen zwischen directer und indirecter Feuerfläche, der Modification der Kesselproportionen nach den Brennmaterialgattungen, werden mit einer Sorgsamkeit ohne Gleichen theoretisch bestimmt, praktisch beobachtet und constructiv verwerthet. Der Giffard'sche In-

jektor, die Lechatellier'sche Bremse, der Czobrezinsky'sche Blasehahn, jene drei Apparate, welche die originalsten Fortschritte der Locomotivenconstruction in den letzten 20 Jahren kennzeichnen, werden im Bereich der „Continentalen Provinz der Locomotivconstruction" in das Leben geführt.

Unterstützt durch die Intelligenz eines höher als anderwärts geistig geschulten Maschinenpersonales, dessen Eifer rationell angeordnete Prämiensysteme rege erhalten, erzielen die Locomotivenconstructeure das höchste in irgend einer Gegend der Welt erreichte Leistungsmaß der Construction in Bezug auf Oekonomie; und in gleicher Richtung wird das Ziel in Behandlung der Maschinen durch intelligenten Wechselgebrauch der Expansion, des Blaserohrs, der Aschekastenklappen, der Speisung, Wärmung und Heizung von jenem hochentwickelten Personale erreicht, welches, in dieser Beziehung, ohne seines Gleichen, selbst in England und in Amerika, ist.

Wenn nun aber durch diese Wechselwirkungen zwischen Können und Wissen der Constructeure, Schulung und Eifer der behandelnden Personale die continentale, vornehmlich die deutsche Locomotive auch der sachlich vollkommenste Apparat ihrer Gattung geworden ist, so läßt sich andererseits nicht läugnen, daß man, im Bestreben, allen möglichen Zwecken zugleich an derselben Maschine gerecht zu werden, über das Ziel hinausgeschossen und die Constructionen durch eine Menge von Griffen und Vorrichtungen complicirt hat, deren Nützlichkeit eine so untergeordnete ist, daß es zweifelhaft erscheint, ob die Einfachheit des Apparates allein nicht eine größere Tugend desselben sei, als die, welche alle diese kleineren Vorzüge zusammen aufweisen. Gewiß ist, daß unter den Einflüssen, welche auf die deutsche Locomotivenconstruction wirkten, die Gesammtzweckmäßigkeit der Anordnung der deutschen „Schnellzugmaschine" eben so weit hinter der der englischen zurückbleiben mußte, wie die deutsche „Maschine für gemischten Dienst" an Oekonomie der Leistung und Reife des Organismus die englische übertrifft, während wieder keine deutsche Maschine sich an Fähigkeit, schwierige Gleisstrecken und Pionirbahnen zu befahren, sich mit amerikanischen Constructionen gleichen Zwecks messen kann.

Es ist dies natürliche Consequenz des specifischen Gesammtcharakters der drei Constructionsprovinzen.

Aber auch bei Gleichheit der Constructionsverhältnisse sind die dadurch angestrebten Zwecke andere in anderen Provinzen. So hat man z. B. in Deutschland und England in neuester Zeit die Zugkraft der Schnellzugmaschinen durch Kuppelung mehrerer Achsen derselben vermehrt, die der Lastzugmaschinen bis an die äußerste Grenze dessen erhöht, was sich noch mit den Festigkeitsverhältnissen der Zugvorrichtungen verträgt.

In England, wo es, unter dem Drucke eines Zeitwerthes ohne Gleichen, gilt, viele kleinere Züge schnell hintereinander zu befördern, hat man durch jene Kraftvermehrungen zunächst nicht allein eine erhöhte Fahrgeschwindigkeit, ohne Vergrößerung, ja eher unter Abminderung der durchschnittlichen Belastung, sondern auch eine größere Herrschaft über die bewegte Last angestrebt, die eine Abkürzung der Zeit beim An- und Abfahren und ein pünktliches Zeithalten durch sicheres Ueberwinden atmosphärischer Einflüsse gestattet. Auf Basis dieser

Errungenschaften ist dann eine weitere Vermehrung der Zahl der Züge möglich, die der englischen Eisenbahn- und Verkehrsidee recht eigentlich congenial ist.

In der That hat sich die Zahl der Befahrungen jedes Punktes der Bahnen mit Zügen, die „Dichte der Verkehre" in der Sprache der Eisenbahn-Statistik genannt, auf englischen Bahnen in 15 Jahren von 9000 auf 17,600 per Jahr, also fast auf das Doppelte, erhoben.

Anders auf dem Continente, vornehmlich in Deutschland und Oesterreich, wo die Massenbewegung, den Lebensformen der Benutzer gemäß, in längeren Pausen geschehen darf, die ökonomische Ausnutzung der Zugkraft aber eine der Hauptzielpunkte der Bahnverwaltungen ist.

In Preußen z. B. ist in vollen 15 Jahren, von 1857 bis 1871, die durchschnittliche Stärke der Züge, der Zahl der in jedem derselben enthaltenen Achsen nach, zwar nicht gestiegen, sondern fast constant zwischen 42 und 43 geblieben, aber die Ladefähigkeit der Achsen hat sich von 57,1 Cent. (1857) beständig bis auf 87,2 Cent. (1872), also um 35 Proc., erhöht, während die Dichtigkeit des Verkehrs nur von 5000 auf 6500 Befahrungen per Jahr gestiegen ist. Die Ausnutzung der Maschinen ist daher in Bezug auf Belastung in bedeutendem Steigen gewesen, während die Fahrgeschwindigkeit aller Gattungen von Zügen in diesem ganzen Zeitraum nur um Bruchtheile einer Meile variirt hat.

Diesem Gesammtcharakter gemäß ist die continentale Locomotivconstruction zwar von den Extravaganzen in der Anordnung der Schnellzugmaschinen (zehnfüßige Treibräder, Crampton's Construction ꝛc.) frei geblieben, mit denen die englische Technik sich beschäftigt hat, weist aber, besonders in Frankreich und Oesterreich, durch die Verpflanzung der acht- und zehnfach gekuppelten, sogenannten Engerth-Maschinen in den Güterdienst der Flachlandbahn, die Construction der Schneider'schen Doppelgelenk-Locomotive ꝛc. Verirrungen in Anordnung der Lastmaschinen aus, die jenen an Sonderbarkeit nichts nachgeben.

Schließlich mag erwähnt sein, daß die mechanische Ausführung der aus den ersten Werkstätten Deutschlands, Nord-Frankreichs und Belgiens hervorgegangenen Maschinen, als ächter Producte wahren germanisch-ernsten Geistes, der der besten englischen wenig oder nichts nachgibt, während die Arbeit der südgermanischen Stämme den Stempel der Leichtlebigkeit eben erst abzulegen beginnt, die der romanischen, magyarischen und slavischen Völker noch als eigenartige nicht genannt werden kann.

Nur mit einem gewissen Zwange läßt sich die vierte Provinz der Locomotivconstruction, die „Alpine", von den übrigen abgrenzen. Ihre Enclaven sind über die ganze Eisenbahnwelt vertheilt. Die Centren der beiden Hauptbereiche liegen in den europäischen Alpen und in den Rocky Mountains in Amerika. Die Gebirgslocomotive hat, als solche, keine specifischen Eigenthümlichkeiten und erhält Physiognomie und Wesen bei ihrer Construction lediglich durch Betonung aller Elemente, welche für Vermehrung der Zugkraft maßgebend sind.

Als Richard Paton 1842 die große Maschine construirte, welche mit 6 gekuppelten Rädern, 35 Tons Gewicht, 1300 □Fuß Feuerfläche, außenliegenden

Cylindern von 18 Zoll Durchmesser und 22 Zoll Hub, Wasser und Brennstoff auf der Maschine, zwischen Feuer und Rauchkasten liegenden Achsen und sehr wirksamer Dampfbremse, Züge der Edinburgh- und Glasgow-Bahn von 3400 Centner Gewicht die geneigte Ebene mit 1 : 41 Steigung bei letzter Stadt emporförderte, löste er das Problem der Gebirgsmaschinen in allen Grundzügen so vollständig, als es heute überhaupt gelöst ist. Ein Hügelzug des schottischen Hochlandes ist daher der Geburtsort der Gebirgsmaschinen.

In einer Form von allgemeinerer Bedeutung trat die Frage der zweckmäßigsten Construction der Gebirgsmaschinen aber erst auf, als es galt, Süd- und Nord-Europa, über Alpen- und Pyrenäenpässe hinweg, durch Eisenbahnen in Beziehung zu bringen, und der Betrieb von Steigungen bisher ungeahnter Länge (wenn auch früher schon mehrfach ausgeführten Steigungsmaßes von 1 : 45 — 1 : 40 bei Harzburg, Marktschorgast, Glasgow 2c.) zur Ueberschreitung von Gebirgsstöcken großer Höhe und Breite unabweisbar wurde. An die Anwendung stehender Dampfmaschinen und Seilzüge, atmosphärischer Druckröhren und anderer, sonst für den Betrieb steiler Steigungen in Gebrauch genommener Hilfsmittel konnte, bei der schwierigen Horizontalprojection und der Ausdehnung der Alpen-, Appeninen- und Pyrenäen-Bahnen nicht gedacht werden.

Die Vertical- und Horizontalprojection der Alpenbahnen schien für die Maschinen zum Betriebe derselben Dampfgeneratoren von so großen Dimensionen zu erfordern, daß man glaubte, dieselben nicht auf ein steif verbundenes Rädersystem legen zu können, ohne den Radstand desselben in unzulässiger Weise zu vergrößern. Diese Anschauung sprach sich fast in allen den Projecten aus, welche die österreichische Regierung, in Folge ihrer Preisausschreibung für die Construction einer praktischen Gebirgsmaschine zum Betriebe der Semmeringbahn, im Jahre 1851 erhielt. Alle strebten, die Gesammtlast der Maschine nebst Tender für die Adhäsion zu verwenden, und mußten daher das colossale Untergestell der Maschine articuliren, die Kraft aber, über den Gelenkpunkt hin, durch solideste Organe übertragen. Den Preis bei der Bewerbung erhielt eine Construction von Maffei in München, welche diese Transmission mittelst einer Kette bewirkte, ein Organ, das indeß sehr bald den Dienst versagte. Praktisch verwendbarer zeigte sich eine Anordnung, bei der ein Theil des Kessels und des Tenders auf einem gesonderten Rädersysteme in drehbaren Rahmen ruhte. Auf dieses wurde die Kraft mittelst einer Zahnradkuppelung in losen Rahmen transmittirt. Die Idee hierzu rührte von Fischer von Röslerstamm her. Das System kam unter dem Namen des Technikers, der Mitglied der damaligen kaiserlichen Eisenbahndirection und leitender Ingenieur derselben war, Wilhelm Engerth, in Gebrauch, der demselben die für die Praxis verwendbarste Form gegeben hatte. Bald erwies sich aber auch diese Kuppelung als ihrem Zwecke nicht gewachsen. Sie wurde weggelassen und es zeigte sich, daß die Adhäsion des Rädersystems der eigentlichen Locomotive ausreichend für den Zweck war. Nichtsdestoweniger beließ man den ungemein unbehilflichen Hinterrahmen mit seinen Rädern unter den Maschinen dieser Construction, welche die Bezeichnung „System Engerth" behielt. Maschinen nach dieser Anordnung blieben in Gebrauch auf den Linien, deren Technik W. Engerth direct oder indirect beeinflußte, bis in neueste Zeit

geschickte französische Constructeure, welche an die Spitze der österreichischen Alpenbahnen traten, sie durch wirksamere und handlichere, sechs- und achtfach gekuppelte Maschinen ersetzten.

Vollkommener, als durch die Anordnungen Maffei's und Fischer's von Rösslerstamm, wurde das Problem der Utilisirung des Tendergewichts für die Zugkraft durch die Constructionen gelöst, die Wolf Bender beim Bau seiner Karpathen-Gebirgsmaschinen in Anwendung brachte. Ein Exemplar dieser Maschinen, „Steierdorf", erregte die Aufmerksamkeit auf der Pariser Ausstellung 1867.

Eine andere Physiognomie erhielt die Alpenmaschine in den Händen Robert Stephenson's, der sie für den Betrieb der steilsten Steigungen in Europa, die beim Uebergange über die Appeninen im Dei-Giovi-Passe bei Genua vorkommen, construirte. Auch er articulirte die Maschine, aber einfach und praktisch dadurch, daß er zwei complete Maschinen von genügend kurzem Radstande mit den Rücktheilen, beweglich, in solcher Weise zusammenkuppelte, daß sie von demselben Personal bedient werden können. Aber auch diese Construction erwies sich als zu complicirt und unökonomisch durch die Kleinheit der Dampfgeneratoren und die Unmöglichkeit völlig gleichmäßiger Bedienung beider Maschinen. Man kehrte daher auch auf dieser Gebirgsstrecke, wie auf denen der österreichischen Alpenpässe, zur vielfach gekuppelten Maschine zurück.

Von der Doppelmaschine Stephenson's mit 2 Kesseln und 2 Maschinen ist nur ein Schritt zu den Constructionen der Gebirgsmaschinen von Fairlie und von Meyer, die einem großen Kessel zwei wendbare Rädersysteme unterstellen, deren jedes von seiner gesonderten Maschine in Bewegung gesetzt wird. Die ökonomischen Mängel fallen hier zwar weg und die Apparate besitzen unstreitig große Leistungsfähigkeit, aber ihre Unbehilflichkeit und ihre Gefährlichkeit bei Ausgleisungen, ihre große Complication haben sie noch keinen Boden im Bereich der alpinen Locomotiven gewinnen lassen. Wir sehen daher in dieser Provinz der Locomotivconstruction, in dem Kreislauf der letztern von der Maschine Paton's aus dem Jahre 1843 an, durch die Systeme Engerth, Stephenson, Bender, Fairlie, Meyer zu der einfachen sechs- und achtfach gekuppelten Maschine, welche der Paton's so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, einen jener interessanten und lehrreichen Vorgänge sich vollziehen, an denen die Geschichte des Eisenbahnwesens nicht arm ist und die zeigen, daß die Zeitbestrebungen für Verbesserung und Vervollkommnung eines ursprünglich genial concipirten Apparates häufig auf großen, kostspieligen Umwegen, und durch mühsame Versuche, wieder zu einer ersten Idee, als der vom Genie instinctiv getroffenen, wahrhaft praktischen, zurückführen, natürlich eine Menge guter Lehren für die Detailconstruction und Behandlung mit sich bringend, die sie auf jenem langwierigen Wege gesammelt haben.

Indem wir diese flüchtige Contour-Skizze einer „Geographie der Locomotivconstruction" hier abschließen, können wir nicht umhin, ausdrücklich und wiederholt hervorzuheben, daß es uns nicht in den Sinn kommen kann, damit die Ansicht äußern zu wollen, daß gewisse Anordnungen der Locomotivmaschine an

gewisse Länder und Oertlichkeiten unabänderlich geknüpft seien. Dies ist durchaus nicht der Fall; es werden im Gegentheil überall da, wo dieselben Bedingungen für die Verwendung der Locomotive sich wiederholen, auch im Princip und allem Wesentlichen ähnliche Constructionen zu finden sein, stets jedoch nach dem Charakter des schaffenden Nationalgeistes modificirt.

Solche Oertlichkeiten werden sich aber eben dadurch, als ihrem Wesen nach, zu der großen Provinz gehörig kundgeben, in welcher jene Bedingungen in so ausgedehntem Maße und so oft wiederholt und prägnant ausgesprochen vorhanden sind, daß der entsprechende Grundtypus der Construction der herrschende, und die betreffende Gegend gleichsam zum Vaterlande desselben wurde.

Es verhält sich damit genau so wie mit den physiognomischen Typen der Nationalitäten. Die landläufige These heißt: die Germanen sind blond, die Romanen brünett. Sie wird nicht unwahr dadurch, daß es unter den Germanen brünette und unter den Romanen blonde Individuen gibt, und das physiognomisch gebildete Auge wird auch im brünetten Germanen diesen nicht verkennen, wie für den sachlich geschulten Blick das mechanische Constructionsprincip, die Factur, die gesammte Physiognomie der Locomotive englischer, amerikanischer oder europäisch-continentaler Provenienz sich untrüglich von jener scheiden wird, die unter ähnlichen Constructionsbedingungen, aber in einer andern Constructionsprovinz producirt worden ist.

Die Einwirkungen der Börsenkatastrophe von 1873
auf das sociale Leben in Wien.

Von
Max Hnybensz.

Als in der ersten Septemberwoche des Jahres 1869 die Wiener Börse von jener unerwarteten Katastrophe erschüttert wurde, welche in sechs Tagen einen Verlust von 300 Millionen Gulden forderte; als ein der Krone nahestehender Cavalier seine Insolvenz durch einen Dolchstoß wett machte, als alle Werthe erschüttert waren, Banken zusammenbrachen und die traurigen Folgen der Krise den Credit des Reiches zu erschüttern drohten — sagte eine Stimme in dem österreichischen Minister-Conseil: „Die Erfahrung ist bitter, aber nicht vergeblich erkauft; in Oesterreich ist der Börsenschwindel für immer begraben." Der Staatsmann, der diese Worte sprach, wird sich Jahr und Tag später an Seneca's Klage: „Quae fuerant vitia, mores sunt" erinnert haben. Ein Jahr hernach, als nämlich die außerordentlichen Waffenthaten des deutschen Heeres von der Wiener Börse durch eine stürmische Hausse escomptirt wurden, begann erst der Weizen der „Gründer" in die Halme zu schießen, eröffnete sich die Periode des sogenannten „volkswirthschaftlichen Aufschwunges" in Oesterreich.

Die Zahl und Art der Gründungen, die Kunstgriffe und Manöver, um Massen fictiver Werthtitel auf den Geldmarkt und unter das Publicum zu bringen, die Geheimnisse des Treibens der Maklerbanken, die Fusionen und Cooperationen von Actienunternehmungen zu schildern, muß der Feder eines berufenen und kundigen Financiers überlassen bleiben. Allgemein ist bekannt, daß dieser maßlose Börsenschwindel drei Jahre währte und dieser Zeit ein charakteristisches Gepräge gab, dann aber mit fast elementarer Gewalt zusammenbrach und unter seinen Trümmern den Wohlstand von tausenden Familien und eine Unzahl von Existenzen begrub. Die nachfolgende Schilderung beschränkt sich darauf, ein möglichst getreues Bild von jenen Erscheinungen des socialen Lebens zu geben, welche sich als eine Folge der großen Börsen- und Finanzkatastrophe darstellen. Der Verfasser hat, so weit es möglich war, amtliche

Quellen benutzt und sich vor dem Fehler gehütet, in Uebertreibungen zu verfallen; wenn aber dennoch dieses Bild die düstersten Schatten zeigt, so sind es eben nur die thatsächlichen Verhältnisse, welche sich darin ausdrücken.

Am 7. Mai 1873 artete die schon seit Wochen an der Wiener Börse währende Baisse in eine fürchterliche Panique aus. Von da an brachte jeder Tag eine lange Liste von Zahlungseinstellungen, hervorragende Börsenbesucher entzogen sich durch Selbstmord oder Flucht ihren Verpflichtungen und man berechnete den Verlust in den ersten zehn Tagen auf zweiundzwanzighundert Millionen Gulden. Dem größten Theile des Wiener Publicums fehlte das Verständniß für die Bedeutung und Tragweite dieses Ereignisses. Die allgemeine Stimmung neigte sich der Auffassung zu, die Börsenkatastrophe berühre nur den engeren Kreis der Jobber und professionellen Spieler, die ihr ohne Arbeit erworbenes Vermögen wieder verloren hätten. Dieser Anschauung gab ein weitverbreitetes Witzblatt Ausdruck, welches die Katastrophe in der Abbildung eines Börsianers symbolisirte, der, von seiner Equipage Abschied nehmend, sich wieder anschickt, mit getragenen Kleidern hausiren zu gehen. Die Journale der Regierung unterstützten diese Stimmung und bemühten sich, der von Oben erhaltenen Parole gemäß, den Beweis zu führen, die Börsenkatastrophe sei nur ein reinigendes Gewitter, bestimmt, den mit schlechten Papieren überhäuften Markt zu entlasten. Eine Gefahr für Handel und Gewerbe wäre umsoweniger zu befürchten, als man ja von der eben begonnenen Weltausstellung die besten Früchte für das commercielle und gewerbliche Leben erwarten dürfe. Eingeweihte mußten diese Beschwichtigungsartikel um so mehr in Erstaunen setzen, als der Regierung hinlänglich bekannt war, ein wie großer Theil der kaufmännischen Kreise direct oder indirect an dem Börsenspiele Theil genommen. Eine tief in das sociale Leben eingreifende Folge der Börsenkatastrophe sollte aber schon in den ersten Tagen der Krise für das außerhalb der eigentlichen Börsenkreise stehende Publicum fühlbar werden. Nicht nur Bankiers und Actienunternehmungen, sondern auch bemitteltere Private, die über Baargeld verfügten, hatten in den letzten zwei Jahren die sogenannten „Kostgeschäfte" betrieben. Der Geldgeber nahm Börsenpapiere in Depot und ließ sich dafür von dem Börsianer, der auf Differenz spielte und als momentaner Eigenthümer der Papiere erschien, das übliche hohe „Kostgeld" zahlen. Da, so lange der Schwindel anhielt, beispielsweise eine Baarsumme von zehntausend Gulden mit Leichtigkeit ein Zinsenerträgniß von 2000—2500 Gulden, d. i. 20 bis 25 %, abwarf, so läßt sich denken, daß Viele auf diese Leimruthe gingen. Es waren Hausbesitzer aus den Vorstädten, wohlhabende Geschäftsleute, Wirthe, Beamte, die einen ersparten Nothpfennig auf diese Art „fructificirten". Als nun die Krise eintrat, blieb diesen Personen das Depot von schlechten Börsenpapieren in Händen, die eigentlichen Besitzer der entwertheten Actien waren theils verschwunden, theils über Nacht zu Bettlern geworden. Es wurde hier Privatcapital, häufig genug das kleine ererbte Vermögen in Mitleidenschaft gezogen und manche Familie blutet noch heute an den damals erhaltenen Wunden.

Mit erschreckender Schnelligkeit traten die traurigsten Symptome des zum Ausbruche gelangten Krankheitsprocesses zu Tage; auch in der Handels-

welt krachte es in allen Fugen, große Firmen wankten, Niemand wollte Credit geben und das baare Geld, welches zwei Monate früher noch förmlich auf der Straße lag, war plötzlich verschwunden. Düstere Schatten auf die trostlose Lage des Geldmarktes, wie auf die sittlichen Gebrechen, welche eine entartete Periode erzeugt hatte, wurden durch einzelne Criminalfälle gegeben. Einer der ersten Beamten des vornehmsten Geldinstitutes wurde verhaftet und überwiesen, die colossale Summe von 430,000 Gulden veruntreut und zum Differenzspiel der Börse verwendet zu haben. Die Ueberschwänglichkeit in der Liebe wie im Hasse, im Vertrauen wie im Mißtrauen, welche den Wiener so sehr charakterisirt, kam auch hier zum vollen Durchbruche. Es erwies sich, wie das verderbliche Börsenspiel zu einer allgemeinen Leidenschaft geworden war, nicht nur Geldspeculanten von Profession, sondern alle Stände sich daran betheiligt hatten. Professoren, Handwerker, Lehrer, Geistliche, Fabrikanten, Officiere und Schauspieler befanden sich unter den Insolventen in Folge der Krise. Die Sicherheitsbehörde und die Gerichte hatten sich mit traurigen Fällen zu beschäftigen. Frauen hatten hinter dem Rücken ihrer Männer gespielt, geachtete Persönlichkeiten ihre Stellungen ausgebeutet, um Vortheile im Börsenspiele erzielen zu können, oder anvertraute Gelder in der Hoffnung auf großen Gewinn in schwindelhaften Papieren angelegt. Das Stigma dieser unheilvollen Tage bildete der Zusammenbruch des Börsen-Comptoirs von J. B. Placht, ein Ereigniß, das in seinen Einzelheiten und Folgen eine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Sturze der Spitzeder-Bank in München hatte. Unter der Ankündigung von Börsenspiel-Consortien mit „verbürgtem Gewinn" und der „höchsten Fructificirung" des Baargeldes hatte Placht Tausende von kleinen Leuten angelockt, ihm ihre Ersparnisse anzuvertrauen, die nun von der Katastrophe verschlungen wurden. Es soll hier keine Geschichte der Krise gegeben werden und darum ist es unmöglich, auf die Einzelheiten der Placht'schen Geschäftsgebarung einzugehen, so werthvoll dieselben auch in culturgeschichtlicher Beziehung sein mögen. Man darf aber ohne Uebertreibung bemerken, daß der Placht'sche Bankerott in Wien einen einstimmigen Aufschrei des Entsetzens hervorrief. Wir können es als eine Thatsache anführen, daß die Regierung damals Straßenunruhen befürchtete und der Polizeidirector Herr v. Le Monnier außerordentliche Vorkehrungen für den Fall der Ruhestörung traf, der jedoch glücklicherweise nicht eintrat.

J. B. Placht, früher Officier, dann Bankbeamter und wegen des Verdachtes der Defraudation entlassen, gründete ohne Fond ein Börsencomptoir und daß diesem so übel beleumundeten Individuum, welches keine Garantie bot und bieten konnte, Einlagen im Gesammtbetrage von drei Millionen in das Haus getragen wurden, verräth eine geradezu verblüffende Naivität des Wiener Publicums. Uebrigens gebietet die Gerechtigkeit, hervorzuheben, daß die Provinzen ein stattliches Contingent zu den betrogenen Gläubigern stellten. Im Laufe des Sommers 1873 wurden noch andere Börsen-Comptoir-Inhaber verhaftet, welche sich die schamlosesten Betrügereien erlaubt hatten. Höchst bezeichnend erscheint, daß diese sämmtlichen Industrieritter bedeutende Summen auf-

boten, um in den Spalten obscurer Wochenblätter sich in Lobesartikeln feiern zu lassen. Einer derselben wurde den Gerichtsacten zufolge als der „finanzielle Messias Oesterreichs" in einem Wochenblatte gepriesen. Ein Anderer ließ sich durch die Druckerschwärze zur „bedeutendsten Finanzcapacität Mitteleuropa's" ernennen.

Während des Sommers und Herbstes von 1873 gestalteten sich die Folgen der Geldkrise für das sociale Leben noch nicht drückend. Die Weltausstellung brachte, wenn auch nicht den erwarteten massenhaften, doch immerhin einen sehr lebhaften Fremdenverkehr, die vielen im Frühjahre begonnenen Bauten wurden zu Ende geführt, die Kleingewerbetreibenden hatten Beschäftigung, mit einem Worte, die allgemeine Lage entsprach zwar nicht den überspannten Hoffnungen von ehedem, konnte aber doch für das Gros der Bevölkerung eine befriedigende genannt werden. Nach dem Schlusse der Weltausstellung und mit dem Eintritte der strengeren Jahreszeit änderte sich die Situation; auf die Festzeit folgte die Ernüchterung und in erster Reihe waren es die Arbeiterverhältnisse, welche die Aufmerksamkeit der maßgebenden Gesellschaftskreise, wie der Regierung auf sich zogen. Diese Zustände waren ernst genug, um allseitige Bedenken hervorzurufen. Nicht blos im Laufe des Ausstellungsjahres, sondern schon von früher her hatten sich große Arbeitermassen in Wien angesammelt, welche daselbst leichten und guten Verdienst fanden. Besonders zahlreich waren die Arbeiter der Baugewerke vertreten, da man am Schlusse einer Periode stand, in welcher Außerordentliches für die Erweiterung und Verschönerung der Stadt geleistet worden war. Neben hervorragenden Privatbauten waren in dem jüngsten Triennium drei großartige Unternehmungen, der Bau des Weltausstellungsgebäudes, der Hochquellenwasserleitung und die Donauregulirungsarbeiten, begonnen und zum Theile vollendet worden. Die Schwindelperiode brachte zu derselben Zeit die Gründung der Baugesellschaften, welche, so schwere Anklagen gegen dieselben vom finanziellen Standpunkte auch erhoben werden mögen, für die Erweiterung der Stadt Erstaunliches in kurzer Zeit geleistet haben. Wie viel gebaut wurde, möge aus der folgenden amtlichen Zusammenstellung erhellen:

	1871	1872	1873
Neubauten	352	336	230
Umbauten	104	20	85
Zubauten	288	550	432
Adaptirungen . . .	380	368	525
	1124	1274	1272

Hierzu kommen in den Vororten circa 400 Neubauten. Aber selbst diese große Bauthätigkeit steht in keinem Verhältnisse zu der ungeheuren Steigerung der Baumaterialienpreise und der Arbeitslöhne. Die Ziegel kosteten 1869 19–21 fl. pr. Mille, 1872–1873 erreichte der Preis 38–42 fl. pr. Mille. Cementkalk war 1870 zu $1^1/_2$ fl. pr. Centner am Platze, 1873 wurde der Centner mit $3^1/_2$—$4^1/_2$ fl. bezahlt. Der Taglohn eines Maurers betrug 1869 $1^1/_2$ fl., 1872

bis 1873 $2^1/_2$—3 fl., der eines Handlangers war in derselben Zeit von 80 Xr. auf $1^1/_2$ fl. gestiegen. Jetzt war der Rückschlag eingetreten, alle Hände feierten. Zum Glücke löste sich diese drohende Angelegenheit viel leichter, als man erwarten durfte. Der größte Theil der böhmischen Arbeiter kehrte in die Heimat zurück, ebenso die vielen Italiener, welche bei den Weltausstellungs- und Wasserleitungsbauten Verwendung gefunden hatten. Die Sicherheitsbehörde unterstützte die Entlastung der Hauptstadt von beschäftigungslosen Arbeitern, indem sie denselben die Alternative stellte, entweder einen regelmäßigen Erwerb auszuweisen, oder in die Provinz zurückzukehren. Mittellose Individuen wurden in ihre Heimat befördert. Von den fremden oder zugezogenen Arbeitern hatte man sich verhältnißmäßig leicht entlastet; aber viel größere Schwierigkeiten boten die einheimischen gewerblichen Arbeiter, deren man sich nicht so schnell zu entledigen vermochte. Die Gewerbe waren zum größten Theile unbeschäftigt; für die Zeit der Weltausstellung waren große Waarenvorräthe angefertigt worden, die nicht den erhofften raschen Absatz fanden, sondern noch die Magazine füllten. Die zahlreichen Weber- und Seidenarbeiter waren die nächsten Opfer der Krise, dann wurden die Beschäftigten der zahlreichen Etablissements für Galanteriewaaren in Leder und Bronce davon getroffen. Die Erwartung, mit dem Erscheinen des Frühjahres 1874 werde sich der Handel lebhafter gestalten, erfüllte sich leider nicht. Die Gewerbekrise hatte einen chronischen Charakter angenommen und schleppte sich von Vierteljahr zu Vierteljahr, und besonders schwierig gestaltete sich die Lage der Kleingewerbetreibenden, welche nicht die Mittel besaßen, um die geschäftslose Zeit zu überdauern, sondern ohne eine rasche Verwerthung ihrer Arbeit nicht zu existiren vermochten. Es konnte daher nicht verwundern, daß aus den gewerblichen Kreisen die bittersten Klagen über die Nothlage ertönten. Der einzelne ledige Arbeiter konnte seinen Platz verlassen und in einer anderen Stadt Verdienst finden, der Kleingewerbetreibende war schon meist durch Weib und Kind an die Scholle gekettet. Und doch war die schlimme Lage des Kleingewerbes nicht die übelste Seite der Krise; litt doch die Großindustrie noch schwerer an der allgemeinen Handelsstockung. Die Schließung der Fabriken hatte schon Ende des Jahres 1873 begonnen und erstreckte sich auf die verschiedensten Branchen, auf Wien wie auf die Kronländer. Ueber die Zahl der in Wien entlassenen Arbeiter fehlen leider genaue statistische Ausweise; nach der Schätzung des Gewerbebureau's der k. k. Polizeidirection dürfte sich die Zahl derselben auf 40—50,000 belaufen haben. Besonders hart betroffen waren die Eisen- und Maschinenarbeiter, da nicht nur die Wiener Fabriken, sondern auch die steirischen und kärnthnischen Etablissements die Zahl der Arbeiter auf ein Minimum beschränkten oder diese ganz entließen.

Die Masse der beschäftigungslosen Arbeiter und der Umstand, daß in Folge der Weltausstellung Wien zum Sammelpunkte von internationalen Abenteurern und sonstigen zweideutigen Existenzen geworden war, legte der Sicherheitsbehörde schwere Verantwortung auf. Zum Glücke befindet sich die Leitung der obersten Polizeibehörde in den Händen von Männern, welche heute mit Befriedigung auf ihre Wirksamkeit in dieser schwierigen Periode zurückblicken können. Wir

haben schon bemerkt, daß die Polizei nach dem Grundsatze verfuhr, alle zugereisten Individuen, welche sich über ein gesichertes Einkommen oder einen ehrlichen Erwerb nicht zu legitimiren vermochten, sondern eine Gefahr für die Sicherheit des Eigenthums bildeten, in aller Stille auszuweisen. Dieser mit eiserner Consequenz durchgeführten Maßregel war es zu danken, daß die Eigenthumsverletzungen keine größere Ausdehnung annahmen, als in normalen Jahren. Aber die Gerechtigkeit verlangt, daß wir auch der einheimischen Arbeiterbevölkerung, welche unter dem Drucke der Geschäftslosigkeit und der Arbeitseinstellung am schwersten litt, für ihr Verhalten die ungetheilteste Anerkennung aussprechen. Wider alle Erwartung trieb die Noth hier nicht zu verbrecherischen Handlungen; die bedeutendste Eigenthumsverletzung der Jahre 1873 und 1874 (Einbruch in einen Juwelenladen in der Spiegelgasse, wobei Pretiosen im Gesammtbetrage von 50,000 fl. entwendet wurden) geschah nicht durch Einheimische, sondern durch drei Italiener aus Bergamo. Auch Excesse und tumultuöse Ansammlungen, die befürchtet werden mußten, unterblieben, wie gesagt. Hingegen hatte die Polizei mit einer andren sehr traurigen Folge der entsittlichenden Periode des Schwindels viel zu schaffen. Wir haben hier einen wunden Fleck im Wiener Leben zu berühren, den wir nicht übergehen dürfen, wenn anders wir ein wahrheitsgetreues Bild entwerfen wollen. Hatte das Uebel doch schon seit einem Jahrzehnte in wahrhaft schreckenerregender Weise zugenommen und es verdient hervorgehoben zu werden, daß von der Sicherheitsbehörde wiederholte und dringende Eingaben an die Staatsregierung gerichtet wurden, um demselben durch Maßregeln auf legislativem Gebiete, wenn man es auch nicht ganz ausrotten könne, doch wenigstens gewisse Schranken zu ziehen. Von Seiten der Staatsregierung wurde die Nothwendigkeit, in dieser Beziehung gesetzliche Cautelen zu schaffen, auch anerkannt; aber die Minister waren durch die unaufhörlichen staatsrechtlichen Wirren, durch administrative Fragen aller Art so sehr in Anspruch genommen, daß ihnen keine Zeit blieb, diese Angelegenheit zu behandeln. Außerdem mußten die unangenehmen Erfahrungen, welche man in dem Nachbarlande Baiern bezüglich der Eliminirung gewisser Gesetzesparagraphen gemacht hatte, zur Vorsicht mahnen. In Wien bilden nicht jene unglücklichen Geschöpfe, welche man in geliehenen Modeanzügen auf der Straße sieht, eine Gefahr für die Gesellschaft; sondern bedrohend ist jene außerordentliche Verbreitung des „socialen Uebels", welches sich nicht selten bis in das Innere der Familien erstreckt. Der Börsenschwindel hat außerordentlich viel zu dieser Sittenverwilderung beigetragen. Die Gerichtsverhandlungen haben unanfechtbare Beweise geliefert, wie junge Leute, die ihrem Alter nach auf die Schulbank gehörten, Maitressen hielten, wie Angestellte von Banken den drei- und vierfachen Betrag ihres Jahresgehaltes stadtbekannten Hetären als Appanage auswarfen. Die Schaar dieser Unglücklichen recrutirte sich vornehmlich aus den sogenannten Theaterschulen, denen mitunter Leute vorstanden, die das „dramatische Studium" als ein bequemes Schild für ihr trauriges Gewerbe benutzten. Mädchen aus anständigen Häusern wurden in diesen Instituten auf die Bahn des Lasters gedrängt, ohne daß die Eltern von der Schande ihres Kindes eine Ahnung hatten. Nach dieser Seite hin hat die Börsenkrisis allerdings wie ein „reinigendes

Gewitter" für das Wiener Leben und die Wiener Gesellschaft gewirkt; aber traurig sind dennoch die Spuren der Verheerung. Wie hatte sich die Physiognomie des heiteren und lebenslustigen Wien in diesen düsteren Tagen auf einmal verändert! Alle Welt begann zu sparen, den Luxus zu verbannen und sich einzuschränken. Die ältesten Leute constatirten, daß nur zweimal in diesem Jahrhunderte eine ähnliche Veränderung in Wien sich vollzogen habe. Das Erstemal nach dem furchtbaren Kriegsjahre von 1809, das Zweitemal nach der Einnahme Wiens im Jahre 1848 und während des gleichzeitigen Revolutionskrieges in Ungarn. Das schwere Kriegsjahr von 1866 war in Wien lange nicht so empfindlich gefühlt worden, wie die Consequenzen der Geldkrise. In dieser Zeit drängte sich viel wirkliches und unverschuldetes Elend in der Donaustadt zusammen. Der Bankerott zahlreicher Banken und Actienunternehmungen, wie der im Allgemeinen verminderte Geschäftsverkehr brachten ausgedehnte Entlassungen von Beamten und Comptoiristen mit sich. Es constituirte sich ein eigenes Comité, um diesen durch die Krise betroffenen Personen Hilfe zu bieten. Aber auch die Leichtigkeit, mit der sonst in Wien für wohlthätige Zwecke bedeutendere Summen einzufließen pflegen, hatte sich in Folge der Zeitumstände vermindert, und das Comité verfügte daher nicht einmal über so viel Mittel, um nur den älteren und verheiratheten Beamten genügende Hilfe zu bieten. Zudem ward die Wohlthätigkeit der Besitzenden nach den verschiedensten Richtungen hin in Anspruch genommen; war doch nur schwer eine Familie zu finden, in welcher nicht nähere oder entferntere Angehörige selbst der Unterstützung bedurften.

Solche Zustände konnten nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf das *gesellige* Leben bleiben. Mannigfach in der Form, oft selbst für den geübten Beobachter nur schwer erkennbar, oft grell in die Augen springend, waren die Erscheinungen, welche da zu Tage traten. Der Besuch der Vereinsabende, der musikalischen Productionen, Kränzchen, Liedertafeln war im Laufe des Jahres 1874 ein verhältnißmäßig geringer; die Familien scheuten die Ausgaben, welche die Theilnahme an derartigen Unterhaltungen unvermeidlich mit sich bringt. Aber selbst in diesen geselligen Zusammenkünften machte sich ein wohlthuender Rückschlag geltend; die Damen erschienen wieder im einfachen Kleide, extravagante Toiletten und kostbarer Schmuck waren kaum noch zu bemerken. Man soupirte zu Hause, oder begnügte sich im Restaurant mit einem einfachen Abendessen; wer Champagner trank, konnte gewiß sein, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber auch jene großen Unterhaltungslocale, welche die Massen der unteren Bevölkerungsschichten zu vereinigen pflegten, sahen kaum den dritten Theil der Besucher der früheren Jahre und was bei diesem Publicum ein noch schlimmeres Zeichen: es wurde wenig gegessen und wenig getrunken. Die Maskenbälle bei Schwender, welche in der Faschingszeit der guten Jahre häufig von 8000 Personen besucht waren, zählten an den besten Abenden kaum 3000 Köpfe. Die einst so berühmten Maskeraden im Dianasaale litten unter trostloser Leere, das leichtlebige Publicum des „Sperl" hatte sich in dem Maße verflüchtigt, daß der Ball-Unternehmer den Saal schloß. Die großen Bierhallen der inneren Stadt wie der Vorstädte wiesen einen bedeutend verminderten Consum nach;

der fallite Besitzer einer solchen Halle behauptete seinen Ruin dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß bei ihm um die Hälfte Bier weniger getrunken werde, als früher. Die Caféhäuser der inneren Stadt blieben freilich gefüllt wie in der besten Zeit, und es mag sich diese Erscheinung aus der Gewohnheit vieler Wiener erklären, das Café zu dem Orte geschäftlicher Rendezvous zu benützen. Aber in der Carnevalszeit, wo lange nach Mitternacht lustige Wiener in Damengesellschaft die Cafés zu besuchen und die ganze Karte der Getränke durchzukosten pflegen, spürte man auch da den Einfluß der geänderten Verhältnisse. Die großen Geschäfte, welche einen Kreis ständiger Gäste besitzen und durch die günstige Lage des Locales in frequenten Straßen immer auf ein mobiles Publicum rechnen dürfen, befanden sich relativ viel besser als die Besitzer der kleinen Cafés und Gasthäuser in den Vorstädten. Dies war besonders in den westlichen Bezirken Wiens, die den Hauptsitz der Gewerbe bilden, zu fühlen. Der Wiener Kleingewerbetreibende wie der Arbeiter huldigt mit besonderer Vorliebe der kostspieligen und häufig gar nicht zu rechtfertigenden Sitte des zweiten Frühstückes, welches in dem Gasthause eingenommen zu werden pflegt. In den gewerbereichen Vorstädten wird erfahrungsgemäß beim „Gabelfrühstück" mehr verzehrt als zur Zeit des Mittagstisches. Der Geldmangel zwang nun gar viele Tausende von Arbeitern der liebgewordenen Gewohnheit des zweiten Frühstückes zu entsagen und dieser verminderte Consum äußerte selbstverständlich seine Rückwirkung auf das Bäcker- und Fleischergewerbe. Doch waren selbst diese Wirthe noch weit besser daran als die Eigenthümer jener luxuriösen Restaurationen in der inneren Stadt, wo nur die feinsten Delicatessen und Weine, freilich zu fabelhaften Preisen, den Gourmands zur Verfügung standen. Vor der Börsenkatastrophe gehörte in gewissen Kreisen zum guten Ton, in diesen Restaurationen zu speisen, dort Freunden und Bekannten splendide Soupers zu geben; aber als der Goldregen der Hausseperiode versiegt war, verschwanden auch die Gäste und die traulichen separirten Cabinette, in denen man sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte, standen verödet. Eine ganze Reihe solcher Restaurants verschwand, darunter eine Firma, welche einen bedeutenden Ruf besaß und die, wenn es ein sybaritisches Mahl anzudeuten galt, in jedem Wiener Couplet genannt wurde. Der Eigenthümer dieses Geschäftes fallirte und höchst bezeichnend waren seine Erklärungen über den Betrieb des Geschäftes vor und nach der Börsenkatastrophe, so z. B. die Angabe, daß in diesem Geschäfte der Champagnerconsum im December 1872 pro Abend durchschnittlich vierzig Bouteillen, im December 1873 pro Abend durchschnittlich — zwei Bouteillen betrug. In einem ähnlichen Mißverhältnisse stand überhaupt die Tageseinnahme.

Diese Rückwirkungen auf den Consum sollten in der Statistik des Lebensmittelmarktes prägnant zum Ausdrucke gelangen. Man wird jedoch in dieser Beziehung mit großer Vorsicht vorzugehen haben, um nicht zu falschen Schlüssen zu gelangen, aus welchem Grunde auf mehrere Jahre zurückgegriffen werden mußte, da das Ausstellungsjahr von 1873 keineswegs als normal bezeichnet werden kann. Einen Einblick in die Statistik des Lebensmittelmarktes gibt die folgende Tabelle. Auf den städtischen Märkten wurden Schlachtthiere verzeichnet in den Jahren:

	1871	1872	1873	1874
Ochsen	149.360	164.430	204.735	185.653
Kälber (geschlachtete) . .	106.836	99.595	118.530	116.427
(lebende) . . .	62.500	80.840	77.577	71.421
Schweine (geschlachtete) .	15.364	18.962	18.988	20.031
(lebende) . .	114.842	160.190	182.965	176.902
Lämmer	44.987	47.285	56.642	47.690

Diese Ziffern ergeben, daß, das abnorme Ausstellungsjahr abgerechnet, der Fleischconsum keine entschiedene Abnahme erlitten hat; und, was die billigeren Sorten, wie Schweinefleisch betrifft, sogar eine Zunahme zu constatiren ist.

Die Einwirkungen der Krise gelangen aber sehr scharf in den Consumtionsziffern der Luxusartikel des Lebensmittelmarktes zum Ausdrucke. Es wurden z. B. in der Großmarkthalle verkauft:

	1872	1873	1874
Hühner	1.024.169	718.175	568.701
Gänse	26.252	25.595	18.691
Enten	26.720	18.379	13.373
Indiane	12.631	4.414	1.829

Die vorstehende kleine Tabelle gibt einen schlagenden Nachweis der, in der Zeit seit Ausbruch der Börsenkatastrophe eingetretenen und im Jahre 1874 gesteigerten, Einschränkung in den Haushaltungen der wohlhabenden Familien. Man begnügte sich eben mit dem Nothwendigen und vermied die Luxusartikel, zu welchen die Geflügelgattungen wegen ihres hohen Preises von jeher in Wien gehörten.

Eine so schwere Erschütterung der Gesellschaft, wie sie die Börsenkatastrophe mit sich brachte, konnte nicht ohne empfindliche Einwirkungen auf die Wohnungsnoth sein, die sich im Verlaufe des letzten Jahrzehntes zu einer förmlichen Kalamität für Wien herausgebildet hatte. Wie groß die Bauthätigkeit während der letzten Jahre, ist früher nachgewiesen worden, und es bleibt nur hinzuzufügen, daß im Durchschnitte diese Neubauten gewaltige Zinsburgen waren, einzig zu dem Zwecke aufgeführt, das aufgewendete Baucapital hoch zu verinteressiren. Seit die Börse den Baubankenschwindel begünstigte, war die Wohnungsnoth leider zu einem Gegenstande der Speculation für die gewissenlosesten Jobber geworden. Man demolirte die alten Häuser, die kleine und verhältnißmäßig billige Wohnungen enthielten und erbaute dafür Paläste, die sich wol durch prachtvolle Appartements, aber ebenso sehr auch durch fabelhafte Miethpreise auszeichneten. Die neu gegründeten Banken und Actienunternehmungen, welche große Localitäten für ihre Bureaux in Anspruch nahmen, concentrirten sich in der inneren Stadt, und da diesen Gesellschaften keine Miethe zu hoch war, zogen die bisherigen Bewohner den Kürzeren und mußten ein anderes Obdach suchen. Unter diesen Verhältnissen kann es nicht befremden, daß die Miethpreise in der inneren Stadt maßlose Steigerungen erfuhren, die in Ziffern ausgedrückt in einzelnen Fällen drei- und vierhundert Procent betrugen! Wenn ein

deutscher National-Oekonom die Regel aufstellt, eine Familie dürfe nicht mehr als den achten Theil ihrer Gesammt-Einnahme für die Miethe aufwenden, so standen die Wiener Verhältnisse zu dieser Maxime im ärgsten Widerspruche. In den meisten Familien verschlang die Miethe fünfundzwanzig, ja dreiunddreißig Procent des Einkommens und daß ein solches Mißverhältniß mancherlei üble Folgen in seinem Gefolge führen mußte, liegt auf der Hand. Würde dieser Wohnungswucher nur auf die innere Stadt beschränkt geblieben sein, so wäre das Uebel noch zu ertragen gewesen; aber die Lage der Vorstadtbewohner war durchaus nicht besser, für die kleinen Geschäftsleute in mancher Beziehung noch drückender. Einer Berechnung des statistischen Bureau's der Stadt Wien zufolge haben sich die Preise der Wohnungen in den Jahren 1858—1872, in der inneren Stadt um 71 %, Leopoldstadt 20 %, Landstraße 34,8 %, Wieden und Margarethen 28,6 %, Mariahilf 23,3 %, Neubau 14 %, Josefstadt 52 %, Alsergrund 40 % erhöht. Die sämmtlichen Wohnhäuser des Wiener Gemeindegebietes lieferten ein Bruttoerträgniß 1870 von 33.346.087, 1871 von 36.136.970, 1872 von 39.863.252, 1873 von 44.551.959 Gulden. Die Börsenkatastrophe und die Geldkrise vermochten leider nicht den wünschenswerthen Einfluß auf eine Erniedrigung der Miethzinse auszuüben. Als eine Folge der geänderten Lage erwies sich nur die Erscheinung, daß viele große Wohnungen mit Preisen über 2000 Gulden verlassen wurden und, da die Hausbesitzer nicht herabgehen wollten, leer blieben. Die Nachfrage nach kleinen Wohnungen erhielt sich lebhaft wie in den besten Jahren, obwol die Zinse auch in den bescheidenen Quartieren an dem Umkreise der Stadt noch immer überspannt sind. Die Folge ist, daß die Zinstermine zu einer förmlichen Auswanderung Anlaß geben, jedes Vierteljahr Hunderte und Aberhunderte von Familien das Weichbild der kostspieligen Stadt verlassen und sich in den Vorortegemeinden ansiedeln. Die Wohnungsverhältnisse nach der Börsenkatastrophe zeigen, daß die bisher sorgsam aufgehaltene Realitätenkrise unabwendbar ist und man das baldige Eintreten dieses unvermeidlichen Processes sogar wünschen muß. Die großen Neubauten sind schwindelhaft theuer gebaut; die Eigenthümer wollen aber das aufgewendete Capital verzinst haben und darin wie in dem Unvermögen der Bevölkerung, die bestehenden Miethzinse zu tragen, liegt jener Widerspruch, der nur durch eine Häuserkrise beseitigt zu werden vermag. Die Speculation hat die gegenwärtigen ungesunden Zustände geschaffen und es ist daher ganz billig, daß diese Speculation ebenso zu Grunde gehe, wie ihre Zwillingsschwester, die Speculation auf dem Effectenmarkte zu Grunde gegangen ist. — Die Rückwirkung der Krise auf die Wohnungsverhältnisse erstreckte sich aber sogar über die Wiener Bannmeile hinaus auf jene reizenden Sommerfrischen, welche sich im Süden und Westen derselben ausbreiten. Die Miethzinse stiegen hier in demselben Verhältnisse wie in der Stadt, die Lebensmittelpreise vertheuerten sich in gleicher Weise, die wenig comfortablen Gasthäuser nahmen die überspannten Tarife der Stadtrestaurationen an. Speculative Unternehmer, ja Gesellschaften begannen, Gärten und Bauparzellen anzukaufen und ließen mehr oder minder elegante Villen entstehen, nur um dieselben mit Vortheil zu verkaufen. Der Werth der Landhäuser stieg rapid, kleine Häuschen mit einem bescheidenen Ziergarten, welche um die Mitte der

Sechziger Jahre für fünf- oder sechstausend Gulden feil waren, erreichten einen Preis von zwölf- und fünfzehntausend Gulden, bei größeren Besitzungen war die Preissteigerung eine proportionale. Als schlimmste Folge dieser geänderten Verhältnisse erschien das Bestreben, den großstädtischen Luxus in die Stille des Landaufenthaltes zu übertragen. Des Morgens konnte man in den Dorfstraßen Damen in seidenen Schlafröcken, des Abends in extravaganten Mode-Toiletten sich ergehen sehen. Die Börsenkreise gaben hier den Ton an und beherrschten vollständig die Sommerfrischen. Aber auch hier brachte die Krisis eine tiefeinschneidende Reaction; die Realitätenpreise sanken, die Bauthätigkeit erlahmte, manche Villa blieb unvollendet. Der Umschwung tritt vielleicht am schärfsten in der Statistik grade dieses Realitätenmarktes hervor; im Gerichtsbezirke Hietzing, der die beliebtesten Sommerfrischen umfaßt, betrug die Summe der bei Realitätenkäufen verausgabten Kaufschillinge im Jahre 1872: 16.158.444 fl., im Jahre 1873: 9.889.642 fl., im Jahre 1874: 2.741.646 fl., die Summen der Belastung betrugen im Jahre 1872: 5.382.001 fl., im Jahre 1873: 8.161.999 fl., im Jahre 1874: 4.838.021 fl. Die Summen der Belastungen beweisen deutlich, wie stark nach Eintritt der Börsenkatastrophe der Hypotheken-Credit von den Villenbesitzern in Anspruch genommen wurde. Im Sommer 1874 stand in allen Sommerfrischen, den Curort Baden ausgenommen, ein Drittheil der Wohnungen leer, die Miethpreise sanken in Folge der geringen Nachfrage, der übertriebene Luxus verschwand und das außerhalb der Börsenkreise stehende gute Publicum trat wieder in seine Rechte. Auf den Bahnhöfen und Promenaden bildeten nicht mehr die Coursschwankungen das Tagesgespräch, es erschien nicht mehr beschämend im einfachen Stellwagen zu fahren, während Personen, die man vor wenigen Jahren noch als Ladendiener und Commis gekannt, sich herausfordernd in prächtigen Equipagen wiegten. Die Erwähnung der Equipagen führt uns auf ein anderes Capitel, das gleichfalls sehr verschiedene Seiten vor und nach der Katastrophe zeigt. Wie in allen Großstädten ist auch in Wien das Lohnfuhrwerk mit Nummern versehen, um eine Controle von Seiten der Sicherheitsorgane zu ermöglichen; die Privatfuhrwerke waren und sind aber unnumerirt. Im Laufe der Zeit hatte sich ein Mittelding zwischen Lohnfuhrwerk und Equipage herausgebildet; man kaufte einen Wagen und accordirte mit einem Fiaker-Inhaber, der den Kutscher und die Pferde dazu stellte; dieses Gefährt war als Privatbesitz ohne die Controlziffer; demnach benannte der Volksmund diese Gattung von Wagen „Unnumerirte". Anfänglich waren es nur reiche Geschäftsleute, vielbeschäftigte Aerzte oder Advocaten, die sich derartige Wagen hielten, später bemächtigte sich die feine Halbwelt solcher Fuhrwerke und als der Börsenschwindel seine Blüthen zu treiben begann, konnten selbstverständlich auch die Börsianer nicht zurückbleiben; in den Mittagsstunden sah man immer eine förmliche Wagenburg von „Unnumerirten" in der Nähe der Börsengebäude angesammelt. Später bildete sich sogar eine eigene Actiengesellschaft für die Vermiethung derartiger Fuhrwerke, welche für eine Zahlung von 230—250 fl. pro Monat ihren Clienten „Unnumerirte" zur Verfügung stellte. Die Besitzer dieser Vehikel wollten aber nicht nur gut, sondern auch schnell fahren, und die Folge waren zahlreiche Unglücksfälle in den Straßen,

wobei der schuldtragende Kutscher obendrein leicht entkam, da an dem Wagen die Controllziffer mangelte. Um zu ermessen, welche Ausdehnung dieser Unfug annahm, genügt es, auf die Amtsstatistik der k. k. Polizei-Direction hinzuweisen, nach welcher von den durch Ueberfahren in den Straßen Verunglückten neunzig Procent auf Rechnung der „Unnumerirten" kommt. Der Gemeinderath von Wien und die Staatsregierung beschlossen die Numerirung sämmtlicher Privatwagen und Equipagen, doch ehe es zur Ausführung dieses Beschlusses kam, erschien die Börsenkatastrophe und überhob Gemeindebehörde und Regierung des Kampfes mit den „Unnumerirten". Der größte Theil der Equipagenbesitzer stieg wieder auf die Straße herab, die Miethwagen-Actien-Gesellschaft löste sich auf, und nach einer glaubwürdigen Berechnung verschwanden innerhalb eines Jahres gegen elfhundert „Unnumerirte" aus dem öffentlichen Verkehre. Die Wahrheit gebietet zu sagen, daß diese Metamorphose in den weitesten Kreisen mit aufrichtiger Freude begrüßt worden ist.

Solche Einzelheiten beweisen, wie allgemein und tiefgehend die Reaction gegen den Luxus war, welcher gewaltige Umschwung nicht nur für Einzelne, sondern für ganze Gesellschaftsklassen aus derselben hervorging. Die Rückkehr zu einiger Sparsamkeit und einfacheren Sitten mußte als eine Wohlthat betrachtet werden, denn es griff in den letzten Jahren nicht nur die Verschwendung, sondern oft eine geradezu wahnwitzige Vergeudungssucht um sich. Jedermann wollte nicht nur sofort und ohne Arbeit reich werden, sondern nahm auch anticipando alle Genüsse in Anspruch, zu welchen der Reichthum berechtigt. Das Geld schien allen Werth verloren zu haben, Summen, die früher genügt hätten, um die Existenz einer Familie auf Jahre hinaus sicher zu stellen, wurden im Uebermuthe oder zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeit vergeudet; in reichen Familien des Handelsstandes, in denen ein sparsames und arbeitsames Leben traditionell gewesen, ergab man sich den kostspieligen und thörichten Gewohnheiten „modernster" Erfindung, welche die Anhänglichkeit und Liebe für Familienbande und überkommenen reellen Erwerb zerstören mußten. Junge Leute, kaum dem Knabenalter entwachsen, unternahmen die waghalsigsten Börsenspeculationen und trieben jene Excesse, die von entsittlichendem Einflusse für die gesammte Bevölkerung wurden. Die Orgien zu schildern, welche während der Zeit des Börsenschwindels die Verschwendung in Wien gefeiert, muß dem Culturhistoriker dieser Zeit überlassen bleiben.

Nun ist zwar in einer großen und lebenslustigen Stadt wie Wien der Luxus an und für sich berechtigt und jeder Einsichtige wird ihn wegen seiner Vortheile für Handel, Industrie und Gewerbe innerhalb gewisser Grenzen sogar wünschen. Allein Ausschreitungen, welche das Geld und die Lohnarbeit entwerthen und über das Maß des Vernünftigen hinausgehen, schaden ebenso der industriellen und gewerblichen Thätigkeit. Dies sollte man auch in Wien fühlen. Die gesammte Geschäftswelt hatte sich zu schnell an hohe Preise gewöhnt, und da sich eine geraume Frist hindurch Kunden fanden, welche diese Preise zu zahlen vermochten und wirklich bezahlten, so glaubte man an diese Täuschung um so lieber, als der einzelne Geschäftsmann, an dem allgemeinen Luxus theilnehmend, seine eigenen Bedürfnisse steigerte, ferner die Hilfsarbeiter aller Art einen höheren

Lohn forderten. Die Luxusgeschäfte, die Gold- und Juwelenhändler, die Bijouterie- und Galanteriewaaren-Fabricanten und Verkäufer fühlten den Rückschlag am schnellsten. Zuerst hielten diese Geschäftsleute, als die Kauflust eine so rapide Verminderung erfuhr, an den hohen Preisen fest und wiegten sich in der Hoffnung, die Geldkrise von 1873 werde gleich jener von 1869 innerhalb weniger Monate vorübergehen, und einer partiellen Stockung wegen sei es nicht rathsam, die Preise zu verderben. Als aber ein Jahr verstrich, und die Verwüstungen der Krise in ihrem ganzen Umfange sichtbar zu werden begannen, war die Herabsetzung der Preise zu spät gekommen, und es mußten bedeutende Waarenvorräthe für den Herstellungspreis in die Provinzen oder an das Ausland verkauft werden. Nicht lange nachher, so kamen die Damen-Confectionsgeschäfte an die Reihe, und zwar mit vieler Berechtigung. Der Luxus der Damen-Toiletten war schon seit langer Zeit ein ungemessener und stieg während der Schwindelzeit in's Fabelhafte. Der Import französischer Seide und Pariser Putzwaaren nahm von Jahr zu Jahr zu, eine Erscheinung, an welcher der Adel nicht von Schuld freizusprechen ist, denn die Damen der österreichischen Aristokratie kaufen noch heute schwer ein Stück, an dem nicht die französische Marke klebt. An der allgemeinen Steigerung des Toiletten-Luxus jedoch ist der Adel selbstverständlich ohne alle Schuld, diese wurde durch verschiedene Umstände gefördert. Aus dem alten Wien erzählt man, daß zur Congreßzeit der Matador der Wiener Finanzkreise, Bankier Geymüller, scherzweise seine Frau bei dem Fürsten Metternich verklagt habe, weil diese eine Seidenrobe für tausend Gulden Wiener Währung (d. i. 400 Fl. öst. W.) gekauft hatte. Was damals ein vielfacher Millionär, dessen Frau eine erste Rolle in der vornehmsten Gesellschaft spielte, für eine Verschwendung erklärte, fand in der Zeit des Börsenschwindels der unbedeutende Coulissier ganz natürlich. Man brauchte nur an einem Sonntag Nachmittag über die Ringstraße oder durch den Stadtpark zu promeniren, um einen Maßstab für den Kleiderluxus zu bekommen. Die Theaterprinzessinnen und die vornehme Halbwelt waren mit dem Beispiele extravaganter Toiletten vorgegangen und fanden leider viele Nachahmerinnen. Wäre der ungemessene Luxus nur auf die besitzenden Classen beschränkt geblieben oder ausschließlich in jenen Kreisen getrieben worden, über die sich der Goldregen jeder Haussewoche entlud, so dürfte man nicht klagen und die Verschwendung nicht zu einer allgemeinen Verirrung stempeln. Der Kleiderluxus hat aber in den minderbemittelten Bevölkerungsschichten eine verhältnißmäßig ebenso große Steigerung erfahren. Die Frau des kleinen Beamten und Geschäftsmannes, die Tochter des feineren Handarbeiters, die Gouvernante und Ladenmamsell fanden es beschämend, wie ehedem im Baumwollkleide auf der Straße zu erscheinen, sie mußten auch ein Seidenkleid, Sammetpaletot und modischen Federhut haben. Die Kosten solcher unnöthigen Noblesse störten freilich in den meisten Familien das Gleichgewicht des Budgets und drängten zu pecuniärer Mißwirthschaft; es wurde dann am Nothwendigen gespart, wenn nicht Höheres noch geopfert, um zur Befriedigung der Eitelkeit Ueberflüssiges zu besitzen. Durch das Zeugniß erfahrener Beamter der k. k. Wiener Polizei-Direction kann erhärtet werden,

daß unter zehn eines leichtfertigen Lebenswandels überwiesenen weiblichen Individuen sechs diesem Toilettenwahnsinn zum Opfer gefallen sind.

In dieser Zeit der allgemeinen Uebertreibung war es für die Frauen und Töchter mancher strengere Grundsätze bewahrenden Familie nichts Geringes, in einfacher und bescheidener Toilette zu erscheinen. Die Geldkrise brachte aber auch in dieser Richtung eine heilsame Wendung. Mitte des Jahres 1874 fielen die Preise der Seidenstoffe um dreißig und vierzig Procent, die Mehrzahl der großen Modewaaren-Handlungen kündigte den „Ausverkauf unter dem Kostenpreise" an, und einige namhafte Firmen gingen an dem Mangel von Kunden zu Grunde. Die „Krachperiode" brachte dafür eine neue, höchst charakteristische Erscheinung: „Das 27-Kreuzer-Gewölbe", ein Geschäft, in dem billige Kleiderstoffe, Bänder ꝛc. um den constanten Preis von 27 Kreuzer per Elle oder Stück zu haben sind. Vor der Börsenkatastrophe wäre der Unternehmer eines derartigen Geschäftes ausgelacht worden; im Jahre 1874 entstanden aber Dutzende von solchen Geschäften, und man darf hinzufügen, daß es allen an Kunden nicht fehlt. Während die theueren Mode-Etablissements in der besten Zeit des Jahres, zu Weihnachten, leer standen, drängten sich die Leute in den 27-Kreuzer-Geschäften.

Die bisher geschilderten Einflüsse der Börsenkatastrophe und der ihr folgenden ökonomischen, commerciellen und gewerblichen Krise auf das öffentliche und sociale Leben in Wien fanden einen mächtigen Ausdruck in der Presse. Sie bewährte in der schwierigen Zeit der Krise das Verständniß, alle Erscheinungen derselben zu erfassen, ohne die Muthlosigkeit zu steigern oder zu einer tendenziösen Ausbeutung der Frage Anlaß zu geben. Obwol zwischen den Journalen verschiedener politischer Färbung nennenswerthe Differenzen über die Möglichkeit der Beseitigung der Krise und einer Besserung der Geschäftslosigkeit herrschten, obwol die Frage, ob Staatshilfe oder nicht, zu heftigen Erörterungen Anlaß gab, so ist doch von beiden Seiten die Polemik von der redlichen Absicht getragen worden, der Stadt, dem Staate und der Gesellschaft zu nützen. Diese Haltung ist um so höher anzuschlagen, als die Einflüsse der Geldkrise auch empfindlich das Journalwesen berührten, die Existenz mancher Tagesblätter, wenn auch nicht bedrohten, so gewiß erschwerten. In den vorhergegangenen günstigen Jahren waren von allen Journalen ganz außerordentliche Anstrengungen gemacht worden, welche sich sowol auf Verbesserungen der technischen Herstellung, als die Bereicherung des Inhaltes bezogen. Die meisten Redactionen hatten einen Privat-Telegraphendienst eingerichtet, unterrichtete Correspondenten in den europäischen Hauptstädten erworben und einen Localdienst durch Reporter organisirt, deren Leistungen hinter denen der vornehmsten englischen und amerikanischen Journale nicht zurückstehen. Alle diese Verbesserungen erhöhten wesentlich die Budgets der Journale, und im Verhältnisse zu dieser Steigerung stand in der günstigen Zeit der reichliche Ertrag des Inseratenwesens. Mit dem Eintritt der Krise verminderte sich diese Einnahmsquelle, mit der Auflösung vieler Banken, Actien-Unternehmungen und Börsen-Comptoirs schwand auch die Zahl der großen Inserate und man hat beispielsweise berechnet, daß bei einem großen Blatte die Zahl solcher Inserate, welche im Jahre 1872 circa zwölfhundert betrug, im

Jahre 1874 auf vierhundertundfünfzig gefallen war. Wenn man das Bank-Inserat durchschnittlich zu einhundert Gulden berechnet, so ergibt sich ein Ausfall von fünfundsiebenzigtausend Gulden; doch ist diese Berechnung viel zu niedrig. Im gleichen Verhältniß litten alle Tagesblätter durch die Krise, und die Verminderung der Einnahmen war um so empfindlicher, als die Auflagen bei den meisten Journalen gar nicht, bei einigen nur in unbedeutendem Maße sanken. Diese Behauptung dürfte auf manchen Leser den Eindruck eines Widerspruches machen, denn naturgemäß sollte die Höhe der Einnahmen in Proportion zu der Höhe der Auflage eines Blattes stehen. Dies ist jedoch kaum irgendwo, und am Wenigsten in Wien der Fall; der Abonnementspreis der Wiener Journale steht zu den Herstellungskosten derselben, inclusive der Stempelgebühr, in keinem richtigen Verhältnisse; der Preis ist durchschnittlich um 40% niedriger. Der Abonnent deckt kaum die Kosten für Papier, Satz, Druck und Stempel, so daß die Kosten der redactionellen Herstellung, der Telegramme ꝛc. aus dem Inseraten-Erträgniß bestritten werden müssen. Mit außerordentlichen Anstrengungen und finanziellen Opfern hat die Wiener Journalistik bisher dieses Mißverhältniß zu decken versucht; doch man darf sich keinem Zweifel darüber hingeben, daß dies auf die Dauer nicht haltbar sein wird. Es sind hier nur zwei Fälle möglich, entweder die Tagesblätter erhöhen den Abonnementspreis oder dieselben beschränken den Inhalt und Umfang der Journale. Gründe der verschiedensten Art, darunter auch solche politischer Natur, sprechen gegen die Beschränkung des Inhaltes der Blätter, so daß nur der andere Ausweg, Erhöhung des Preises, übrig bleibt, welcher auch ohne Schädigung der Journale durchzuführen sein wird, sobald der richtige Zeitpunkt dafür gekommen.

Völlig getrennt von der Wiener Tagespresse und in keiner wie immer gearteten Beziehung zu derselben stand jene Wochenpresse, welche in der Schwindelperiode aufgekommen war und zu den schimpflichsten Erscheinungen derselben zählte. Es waren die sogenannten „finanziellen Wochenblätter", welche nur auf die Ausbeutungen der Banken und Börsenkreise angelegt waren. Diesen Journalen standen meist Individuen ohne jede literarische oder fachwissenschaftliche Bildung vor, Leute, die mit derselben Berechtigung Hasenfelle kaufen und verkaufen konnten, als Blätter redigiren. Die Gerichtsverhandlungen haben den Nachweis geliefert, daß manche dieser Organe von den Inhabern solcher Börsen-Comptoir's erhalten oder unterstützt waren, welche zur Verübung der raffinirtesten Betrügereien benützt wurden. Mit dem Eintritte der Börsenkatastrophe endete das unrühmliche Dasein dieser Wochenpresse; es verschwanden binnen zehn Monaten einhundertunddreißig solcher „finanzieller" Druckschriften. Dagegen hat der „Krach" eine eigene Literatur geschaffen, vom Bänkelsängerliede auf fliegendem Blatte bis zum dickleibigen nationalökonomischen Werke über die Ursachen und Folgen der Krise; am zahlreichsten waren die Brochüren, welche die Mittel zur Beseitigung der commerciellen und gewerblichen Geschäftslosigkeit erörterten. Wie immer in den Zeiten der Noth fehlte es auch diesmal nicht an barocken Projecten zur Beseitigung der Krise, die keinen anderen Werth als den der Curiosität besitzen. Den besten Theil dieser „Krachliteratur"

boten die illustrirten satyrischen Blätter, welche den Umschlag in den Gewohnheiten und Lebensverhältnissen der durch die Katastrophe am empfindlichsten betroffenen Kreise humoristisch, freilich oft mit sehr galligem Humor, verwertheten.

Aber nicht nur das ernste und geschäftliche Leben, sondern auch des Daseins schönere und heitere Seite, die Kunst in ihren verschiedenen Gestaltungen, wurde durch die Geldkrise schwer getroffen. In erster Linie das Theater. Die Bühne hat von jeher in dem öffentlichen Leben Wien's eine ganz besonders hervorragende Rolle gespielt; glänzendere Zeiten aber hat sie nie gesehen, als während des vorübergehenden Aufschwungs von Handel und Gewerbe, der Blüthefrist der Gründungen und der Hausse. Die geänderten Erwerbsverhältnisse brachten den Theatern ein Massenpublicum zu, wie sie es früher nicht gekannt, aber freilich auch mit Ansprüchen, die nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die artistische Leitung der Bühnen bleiben konnten. Die subventionirten Hoftheater hielten im Allgemeinen an ihrem alten Programme fest, jedoch machten schon die Leiter des neuen Opernhauses der herrschenden Geschmacksrichtung Zugeständnisse, indem mehr Gewicht auf pompöse Ausstattung, als künstlerischen Geist der Darstellung gelegt wurde. In den Vorstadt-Theatern, deren Existenz von der Gunst des Publicums abhängt, mußten solche Zugeständnisse weiter führen. Die Pachtung eines Vorstadt-Theaters galt vor wenigen Jahren noch für ein gewagtes und unsicheres Geschäft; die guten Jahre verminderten die Gefahr und steigerten die Rentabilität eines derartigen Unternehmens und die Vorstadt-Directoren bereicherten sich in kurzer Frist. Dies war um so bemerkenswerther, als die Regie nicht in der mäßigen Höhe der früheren Jahre verblieb, sondern große Steigerungen erfuhr. Die Pachtzinse der Theater und die Steuern wurden erhöht, die bessere Ausstattung der Novitäten, Anschaffung stets neuer Decorationen, Vermehrung des Statisten- und Chorpersonals, besonders aber die maßlosen Forderungen der Darsteller trieben die Kosten der Verwaltung zu einer unerhörten Höhe. Im Verhältniß damit gingen die Preise der Plätze in die Höhe. In den Vorstadt-Theatern stieg der Preis eines Parterresitzes innerhalb weniger Jahre von 1 Fl. 50 Xr. auf 3 Fl., eines Parquet- oder Balconsitzes von 2 Fl. auf 4 Fl., einer Loge von 12 Fl. auf 17 Fl., somit durchschnittlich um 100%. Die Theater blieben dennoch gefüllt, bei außerordentlichen Vorstellungen und Akademien wurden sogar noch viel höhere Preise willig bezahlt. Uebrigens durften die Theater-Directoren sich keinen Vorwurf machen; sie konnten auf den üppig blühenden Mißbrauch der Agiotage hinweisen, der eben darauf basirte, daß das Publicum keinen Preis zu hoch fand. Die Billet-Agiotage wurde derart betrieben, daß Personen eine größere Zahl von Karten aufkauften und durch Zwischenhändler zu einem viel höheren, oft dem doppelten Preis an den Mann brachten. Diese schwindelhafte Manipulation wurde bei den Vorstadt-Theatern nur für gewisse interessante Vorstellungen, bei dem Hofopern-Theater ununterbrochen betrieben, und gab zu den lebhaftesten Beschwerden in den Journalen Veranlassung. Im Juni 1872 schritt die k. k. Polizei-Direction energisch gegen diesen Schwindel ein und das Resultat der zwei Monate betriebenen strengen Untersuchung gab einen höchst interessanten Einblick in die Geheimnisse dieser

Art von Agiotage. Es bestand eine Gesellschaft von vierzehn Personen, welche mit einem nicht unbedeutenden Capital und einer großen Zahl von Zwischenhändlern arbeitete und mit den ersten Cafés, Restaurants und Hotels in Verbindung stand. Ueber jeden gekauften und verkauften Sperrsitz wurde sorgfältig Buch geführt, die zurückgebliebenen Billete auf das Verlust-Conto übertragen. Welche Vortheile die Agioteure aus diesem Geschäfte zogen, beweist der Umstand, daß ihre mit Beschlag belegten Geschäftsbücher, abgerechnet die Provisionen an die Zwischenhändler, einen Reingewinn von dreißigtausend Gulden auswiesen.

Doch das war noch nicht Alles. Der Aufschwung, welchen die finanzielle Lage der Theater nahm, war viel zu verlockend, als daß speculative Gründer sich nicht auch nach dieser Richtung hin versucht haben sollten. Ein erschreckendes Beispiel von einem Theaterbau auf der Basis einer Actienunternehmung gab die sogenannte „komische Oper". Nach Art der Pariser Opéra comique sollte hier eine Bühne erstehen für die ausschließliche Cultivirung des leichteren Operngenres und Ballets. Die finanziellen Mittel wurden durch Gründung einer Actiengesellschaft herbeigeschafft, welche sich am 16. November 1872 constituirte und später 12,000 Actien zu 100 fl. ausgab, die das Gesammtcapital von 1,200,000 fl. bildeten. Das Theater wurde auf dem Schottenring in der unmittelbaren Nähe der Börse erbaut und am 17. Januar 1874 mit Rossini's „Barbier von Sevilla" eröffnet. Die großen Hoffnungen, welche sich an das Institut knüpften, waren schon durch die, sieben Monate vor Eröffnung derselben eingetretene, Börsenkatastrophe erschüttert worden und die vielversprechende Nachbarschaft der Börse jetzt ohne Belang. Das Theater bekam sofort die vollen Wirkungen der Krise zu spüren, der Besuch war nur in den ersten Wochen nennenswerth, demgemäß sich schon nach wenigen Monaten ernste finanzielle Schwierigkeiten erhoben. Zum Ueberflusse entstanden noch Mißhelligkeiten zwischen dem artistischen Leiter und den Verwaltungsräthen der Actiengesellschaft, welche nicht auf das Theater beschränkt blieben, sondern in Journal-Polemiken zur öffentlichen Kenntniß gelangten. Die Bühne krankte sichtlich, und fünfeinenhalben Monat nach der Eröffnung wurden wegen Mangel an Theilnahme die Vorstellungen geschlossen. Einige Monate später machte eine neue Direction Anstrengungen, das Interesse des Publicums wieder zu erwecken, doch war auch diese neue Phase nur von geringer Dauer. Vor der „Komischen Oper" war eine andere neue Bühne, das Stadttheater, nach Art des Leipziger Stadttheaters gegründet worden. Das Institut verfügte über achtenswerthe Kräfte und erwarb durch die treffliche Leitung Heinrich Laube's sich ein zahlreiches und dinstinguirtes Publicum. Der durch Intriguen veranlaßte Rücktritt Laube's, wie die immer schwieriger werdenden allgemeinen Verhältnisse, ließen auch den Stern dieser Bühne rasch erbleichen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in normalen Zeiten das Stadttheater einen hervorragenden Rang unter den Wiener Bühnen hätte erreichen müssen; seine verschiedenen unvortheilhaften Wandlungen sind ausschließlich den Einflüssen der Geldkrise zuzuschreiben. Aber nicht nur die neuen Theater, die sämmtlichen Kunstinstitute Wien's fühlten die Macht der veränderten Lage. Die Hofoper wies am Ende des ablaufenden Jahres ein Deficit im Betrage von einigen Hunderttausend

Gulden auf, und so schwach war in den übrigen Theatern der Besuch, daß die wirksamsten Novitäten nicht mehr wie ehedem dreißig und vierzig volle Häuser machten, sondern daß zehn gut besuchte Vorstellungen schon als ein großer Erfolg galten.

Ebenso charakteristisch waren die Einwirkungen, welche die beiden Perioden des volkswirthschaftlichen Auf- und Niederganges auf die bildenden Künste und den Kunsthandel hervorbrachten. Noch vor wenigen Jahrzehnten war die Lage der Maler und Bildhauer in Wien keine beneidenswerthe; wir wissen, daß ein so berühmter Künstler wie Waldmüller, dessen Bilder heute auch in England mit Gold aufgewogen werden, andauernd mit Lebenssorgen zu kämpfen hatte und Jahre hindurch den Plan hegte, Oesterreich für immer zu verlassen. Die Förderer der Kunst waren, außer einigen Aristokraten und Kirchenfürsten, wenige wohlhabende Wiener Bürger, und diese Letzteren konnten nur sehr bescheidene Mittel aufwenden. Später besserten sich einigermaßen diese traurigen Verhältnisse, doch ohne Zuthun des Staates, durch steigendes Verständniß und allgemeine Bildung des wohlhabenden Mittelstandes. Eine langsame, aber stetige Entwicklung wäre gewiß von den wohlthätigsten Folgen für die künstlerische Production in Wien und Oesterreich gewesen. Statt dessen verfiel die Gesellschaft in das Extrem, der Börsenschwindel gebar über Nacht eine Legion von Mäcenen, es wurde zur Mode, Kunstkenner zu sein, gute Bilder zu kaufen und zu besitzen. Selbstverständlich öffnete sich damit dem heillosesten Schwindel Thür und Thor. Die Gründer, die Matadore der Börse legten Galerien an und kauften ohne Auswahl und Geschmack, jedoch zu den theuersten Preisen. Der Kunsthandel, der sich früher eines keineswegs übertriebenen Umsatzes erfreute, wurde plötzlich zu einem großen Geschäftszweige; speculative Händler schickten Agenten nach Italien, Frankreich und Belgien, ließen mittelmäßige und schlechte alte Bilder oder Copien aufkaufen, und dieser zusammengelesene Trödel wurde dann in Wien zu hohen Preisen verauctionirt. Unter solchen Umständen kann es nicht verwundern, wenn einzelne Bilderhändler in drei Jahren ein nach Hunderttausenden zählendes Vermögen erwarben. Auch die einheimischen Künstler, unter denen sich keine geringe Zahl von beachtenswerthen Talenten befindet, erwarben mit einer früher gar nicht gekannten Leichtigkeit. Die Bilderpreise schnellten um zwei- und dreihundert Procent in die Höhe, Arbeiten von wirklichem Kunstwerthe, wie diejenigen Makarts, Angeli's u. A., wurden mit horrenden Summen bezahlt, einige hingeworfene Pinselstriche derselben als Skizze gesucht und mit Gold aufgewogen. Um so härter war auch hier der Rückschlag. Er traf natürlich weniger die Kräfte ersten Ranges, die auch dann noch beschäftigt waren, wiewol zu sehr viel bescheideneren Preisen; aber die weniger gesuchten Künstler blieben ganz ohne Aufträge und die von ihnen den öffentlichen Kunstausstellungen übergebenen Bilder unverkauft. Die Millionäre der Hausseperiode konnten nicht mehr an die Vermehrung ihrer Gemäldesammlungen denken, die Mäcene bedurften selbst der Unterstützung, und im Sommer 1874 erlebte man das Schauspiel, wie eine Reihe solcher ohne Ueberlegung gesammelter Galerien unter den Hammer des Auctionators kam. Die bei den Versteigerungen erzielten Preise waren mäßig, betrugen im Durchschnitte

$^1/_3$—$^1/_5$ des ursprünglichen Ankaufswerthes. Bei einzelnen hervorragenden Bildern war dies sehr genau zu beobachten; so z. B. wurde Waldmüller's meisterhaftes Gemälde „die Bauernhochzeit in Perchtoldsdorf", welches ein bekannter Gründer im Jahre 1872 für den Preis von 17,000 fl. an sich gebracht hatte, um 8000 fl. verkauft und dieser Preisrückgang war um so auffallender, als der hohe künstlerische Werth dieses Bildes unanfechtbar ist. Bilder zweifelhaften Ursprunges oder untergeordneten Ranges kamen für ein Spottgeld unter den Hammer. Die glänzende Aera der Bilderhändler war zu Ende. Gleich dem Bilderhandel verhielt es sich mit dem Antiquitätengeschäfte; auch hier war sehr viel gesündigt worden, erzählte das Gerücht doch von einer förmlichen Fabrik zur Herstellung „alter Kunstmöbel", was übrigens noch zu beweisen wäre, da Geschäftsneid derlei Lügen gern verbreitet. Gewiß hingegen ist, daß für Antiquitäten ebenso maßlose Preise gefordert und bezahlt wurden, wie für mittelmäßige Bilder. — —

Wir sind am Ende der Darstellung jener Einflüsse, welche durch die Krise auf das öffentliche, gewerbliche und künstlerische Leben Wien's wirkten. Das Gesammtergebniß unparteiischer Betrachtung muß dahin führen, daß die Schwindelperiode nach keiner Richtung hin Dauerndes zu schaffen vermochte, daß in ihrem Gefolge ungesunde Erscheinungen zu Tage traten, welche in sich ein mit eruptiver Heftigkeit erfolgendes Zusammenbrechen bedingten. Die Periode des „volkswirthschaftlichen Aufschwunges" kam weniger dem Lande, noch der gesammten hauptstädtischen Bevölkerung, sondern nur gewissen Kreisen zu Gute. Das traurige Nachspiel traf aber Alle, Provinz wie Hauptstadt, Gründer wie Arbeiter, Börsenspieler wie Bodenproducenten. Es ist dies eine Erscheinung, welche bei ähnlichen Finanzkatastrophen in anderen Ländern und zu anderen Zeiten in gleicher Weise constatirt worden ist. Besser als weitläufige Betrachtungen wird diese Darstellung eine kleine Reihe von Ziffern schließen, welche beweist, wie weit die Erschütterung der Krise in das Volksleben und die Volksbewegung reichte und wie tief sie eingriff. Wir verweisen auf die nachstehende Zusammenstellung der Ehen in den Jahren 1872 bis 1874, welche einen unwiderleglichen Beweis liefert, wie die Zahl der Eheschließungen in Wien seit dem Eintritte der Börsenkatastrophe abgenommen hat. Die Gründe der Abnahme liegen in der vermehrten Schwierigkeit des Erwerbes, dem Schwanken des Realitätenwerthes, den lebhaften Oscillationen, welchen der bewegliche Besitz in dieser Zeit ausgesetzt war und immer noch ist.

Jahr	1872	1873	1874
Einwohnerzahl	670,000	683,000	696,000
Eheschließungen			
Januar . . .	492	424	431
Februar . . .	1358	1729	1398
März	94	109	126
April	612	447	394
Mai	962	712	915
	3518	3421	3264

Jahr	1872	1873	1874
Uebertrag	3518	3421	3264
Juni	618	598	517
Juli	548	447	392
August	744	576	602
September . .	657	492	413
October . . .	582	541	487
November . . .	1238	1227	958
December . . .	84	76	73
	7989	7378	6706

Trotz der Bevölkerungszunahme um circa 26,000 Seelen hat sich die Zahl der Eheschließungen von 1872 bis 1874 um die beträchtliche Ziffer von 1200 vermindert, und wir müssen, um Irrungen vorzubeugen, nur noch erwähnen, daß dieser statistische Nachweis das gesammte Wiener Gemeindegebiet, nicht jedoch die Vororte umschließt. Es liegen aus den Vororten keine statistischen Daten vor, doch es ist nicht zu bezweifeln, daß in diesen von der Wiener Großcommune abhängigen Gemeinden auch die Zahl der Eheschließungen proportional abgenommen hat.

Der Meilenstein des Jahres 1875 bezeichnet sicher nicht das Ende der Krise; wir würden, nach Lage der Dinge, ganz zufrieden sein, wenn jene Pessimisten wenigstens nicht Recht behielten, welche behaupten, daß sie noch nicht einmal ihren Zenith erreicht habe.

Literarische Rundschau.

1. Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilhelm v. Giesebrecht. Bd. 4. Staufer und Welfen. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn). 1875.

Der neue, vierte, Band des berühmten Werks umfaßt die Regierungen Lothar's von Sachsen und Konrad's des Dritten, des ersten Staufen, 1125—1152: einen verhängnißvollen Abschnitt jenes uralten Ringens romanischer und germanischer Culturkräfte, aus welchem die Geschichte des europäischen Abendlandes sich seit anderthalb Jahrtausenden zusammensetzt. Das salische Kaisergeschlecht hat seine Sisyphusrolle zu Ende gespielt im Kampfe mit herrschsüchtigen Päpsten und eigenwilligen Vasallen. Seit dem Unglückstage von Worms (1122), dem ersten deutschen „Concordat", tritt in der Rechtsanschauung des Volkes wie in der der Aristokratie das Kaiserthum immer mehr hinter den weltumfassenden Machtanspruch des römischen Bischofs zurück. Lothar's Wahl ist schon ein Werk der Kirche, die, wo es gegen die deutsche Staatsgewalt und ihre Träger den Kampf gilt, in dem eigensüchtigen Sondergeist des hohen Adels ihre zuverlässige Stütze findet. Ausdrücklich wird im Jahre 1125 zu Mainz die aus den sächsischen und salischen Zeiten her noch lebendige Ueberlieferung der thatsächlichen Erbfolge unterbrochen, um das Wahl-Recht, im Interesse Roms und des Particularismus, sicher zu stellen. Und gleichzeitig hebt sich im Westen der französische, eng mit Rom verbündete Volksgeist zur Bedeutung einer Culturströmung, die bald auch das deutsche Bewußtsein ergreift und eine Strecke mit sich fortreißt: ganz wie es seitdem in allen niedergehenden Abschnitten unserer Geschichte sich wiederholt hat. In einem französischen Mönche, dem heiligen Bernhard von Clairvaux, verkörpert sich so zu sagen der leitende Gedanke dieser Jahrzehnte: Einheit des gesammten christlichen Abendlandes unter päpstlicher Autorität, verbunden mit strengem Zusammenraffen der Kirche in ascetisch weltfeindlichem Sinne. Daß in diesem letztern Theile der Aufgabe die Begeisterung des volksthümlichen Mönchs an den Gewohnheiten und Interessen der Prälatur sich brach, hat vielleicht die weltliche Bildung des Mittelalters gerettet und jene Gegenströmung möglich gemacht, die nachher, unter den beiden großen Staufen Friedrich I. und Friedrich II. die Peripetie unserer Kaisertragödie herbeiführen sollte. Den merkwürdigsten und erfreulichsten Gegensatz gegen die Niederlagen unseres national-politischen Einheits-Gedankens bildet unterdessen das aus der Tiefe hervorwachsende Leben unserer Volkskraft. Das deutsche Bürgerthum erstarkt sichtlich, Nord- und Ostsee bedecken sich mit deutschen Segeln, die Colonisation unter Wenden, Slaven, Magyaren macht Fortschritte und an den östlichen und nordöstlichen Grenzen des Reiches beginnen sich jene streitbaren „Marken" zu entwickeln, in denen der Lebenskeim für eine dereinstige Wiedergeburt des deutschen Staates in aller Stille heran wuchs. — Dies ist der Stoff, welchen Giesebrecht hier in seiner wohlbekannten Weise behandelt hat. Die glänzende Rhetorik, die künstlerische Formgebung

und Gruppirung, durch welche englische und französische Historiker zu wirken lieben, ist bekanntlich nicht seine Sache; auch hinter Ranke, Droysen, um von dem feurigen Treitschke gar nicht zu reden, bleibt er auf diesem Gebiete zurück. Er erzählt knapp, ganz schlicht, beschränkt sich im Wesentlichen auf Klarstellung der politischen Haupt- und Staatsaction und läßt auf die innere Entwickelung der Zustände nur hie und da ein Streiflicht fallen. Aber darum wird seine Darstellung doch keineswegs trocken und ermüdend; vielmehr wirkt sie nicht nur durch Klarheit und Sicherheit, sondern auch durch eine wohlthätige, gleichmäßige, der treuesten Vertiefung in den Gegenstand entquellende Wärme. In keuscher Enthaltsamkeit tritt der Ausdruck eigener Sympathien und Antipathien zurück, dem Worte der Vorrede entsprechend: „Wer Parallelen zu den Zeitereignissen in der Geschichte sucht, kann sie in der hier dargestellten Periode in Ueberfülle finden. Der Leser wird fühlen, daß es dem Verfasser leicht gewesen wäre, selbst solche Parallelen zu ziehen. Wie sehr das Buch auch dadurch an Wirksamkeit hätte gewinnen können, hat er doch davon Abstand genommen, denn die Pflicht des Historikers ist nach dieser Seite hin scharf bestimmt und wird niemals ungestraft verletzt." Dennoch bleibt es auch dem, der Giesebrecht sonst nicht kennen sollte, keinen Augenblick zweifelhaft, nach welcher Seite des Verfassers Ueberzeugungen neigen, und seine Enthaltsamkeit wird in ihrer Weise unserer nationalen Bewegung auch zu Gute kommen: denn die wirksamste Waffe ist in alle Wege diejenige, welche der Streiter am besten zu führen versteht. — Für die Freunde des ganzen Werkes sei noch bemerkt, daß zu der so eben erschienenen vierten Auflage des ersten Bandes ein auch für die dritte Auflage brauchbares Register besorgt ist.

2. Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Von Heinrich von Sybel. Fünfter Band. Erste Abtheilung. Düsseldorf, Julius Buddeus. 1874.

Der vorliegende Halbband umfaßt die Ereignisse von der Eröffnung des Rastatter Congresses bis zur Bildung der zweiten Coalition und zum Gesandtenmorde: ein düsteres Bild, auf dem Hintergrunde einer trostlosen Zeit. Die Revolution hat seit dem Staatsstreich des 18. Fructidor endgültig die Richtung auf gewaltthätige Factionsherrschaft genommen, mit der Aussicht auf die Militärdictatur, als einzige noch mögliche Rettung der todtmüden Gesellschaft. Das Land ist verwüstet, das Volk verwildert, die Regierenden, nach Abnutzung aller Phrasen und aller Ideale, bei der einfachen, nackten Selbstsucht angekommen, die Heere haben sich zu zuchtlosen Räuberbanden entwickelt. Dem gegenüber zeigen sich die beiden deutschen Großmächte in unheilbarer Eifersucht entzweit und dem nationalen Gedanken in ganz gleichem Grade entfremdet. Oesterreich denkt nur an Vergrößerungen in Italien und an Erhaltung der geistlichen Stände, der Träger seines Einflusses, im Reiche; Preußen sucht, in verhängnißvoller Verblendung, den Entschluß des Friedens um jeden Preis mit der Sehnsucht nach Vergrößerungen in Einklang zu bringen. Das Reich schleppt sich hülflos dahin, zwischen Leben und Sterben. Rußland, in den Händen eines wohlwollenden, idealen Regungen nicht fremden, aber in langjährigem Druck überreizten und dem Cäsarenwahnsinn zutreibenden Herrschers, greift nur mit der Elementargewalt des Zufalls in die Verhältnisse ein. Nur in England verfolgt eine energische, auf gesunder nationaler Basis ruhende, aber furchtbar selbstsüchtige Aristokratie mit Bewußtsein und Ausdauer den Kampf gegen die Revolution; und mitten aus dem gährenden Chaos erhebt sich, Alle überragend, der Mann der Zeit, genial, gewaltthätig, grundsatzlos, den ganzen, harten, rand- und bandlosen Egoismus der Epoche in sich verkörpernd. Das ist die Scenerie der schaurigen Dämmerungsstunde, welche dem kalten, blutigen Morgen dieses Jahrhunderts voran ging und deren Schilderung den Gegenstand dieses Halbbandes bildet. Wenn Sybel's Revolutionsgeschichte sich von vorne herein weniger an den idealen, schöp-

ferischen Gedanken jener großen Epoche hält, als an die concrete Erscheinung des Zeitgedankens in seinen zu gutem Theile leider gar unwürdigen Vertretern, so wird man sich nicht wundern, daß sie gerade in Schilderung dieser Vorgänge vollends zur Anklageschrift wird. Und diese Anklage wirkt um so vernichtender, je ruhiger, stiller, gründlicher sie lediglich die Thatsachen sprechen läßt. Sybel hat es bekanntlich, ganz im Gegensatze gegen Thiers, immer nur in zweiter Linie mit der äußern, sinnlichen Erscheinungsform der geschichtlichen Vorgänge zu thun. Obwol er, wenn er will, auch sehr anziehend zu erzählen und zu schildern weiß (man lese z. B. hier den Bericht über die Schlacht bei Abukir), so sind doch dramatische und malerische Effecte im Allgemeinen kaum seine Sache, und gar auf einer rhetorisch zugespitzten Sentenz wird man ihn so leicht nicht betreffen. Aber das Wachsen der Ereignisse in der Seele der leitenden Persönlichkeiten zu belauschen, an der Hand der Urkunden und Zeugenaussagen in den Zusammenhang ihrer Pläne einzudringen, den Kern des Wollens und der Neigung heraus zu schälen aus der siebenfachen Umhüllung der amtlichen Formen, den historischen Schauspielern die Larve abzunehmen und überall das Wesen vom Scheine zu sondern: das ist seine Freude und seine Kraft. Und wunderbar ist es, wie diese schlichte, einfache, auf den ersten Blick fast kalt anmuthende Darstellung uns dann unvermerkt packt, wie sie lediglich durch ihre Sachlichkeit und Klarheit eine ächt dramatische Kraft gewinnt, zum Mitdenken, Urtheilen, Fühlen nöthigt, den historischen Sinn weckt, wo er irgend virtuell vorhanden ist. Mit starkem Relief, in jedem Zuge verständlich, treten dabei die leitenden Persönlichkeiten hervor. Kaiser Paul, Bonaparte, Nelson, Thugut, Kobenzl, Lehrbach, Haugwitz, Bonnier, Treilhard, de Neufchateau, Brune, die ganze Schaar der diplomatischen und militärischen Jacobiner: das wächst, entfaltet sich, lebt und webt vor unsern Augen. Man wird an Goethe's Wort erinnert von den Gestalten Shakespeare's, die Uhren mit krystallenen Zifferblättern gleichen. Und wenn, wie bekannt, der Revolution und ihren Vertretern nirgends geschmeichelt wird, so sorgt doch die Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit des Historikers reichlich dafür, daß sich das Bild nicht etwa zu Gunsten der Träger der alten Kabinetspolitik verschiebe. Der schließliche Gesammteindruck läßt ein Bedauern nach dieser oder jener Seite kaum aufkommen: wir scheiden ernst, aber kühl bis ans Herz hinan von der Betrachtung des Sterbetages des alten Europa und empfinden die geschichtliche Nothwendigkeit aller dieser, theils schrecklichen, theils elenden und lächerlichen Dinge mit einem Gefühl der Sammlung und innern Festigung, das an die Katharsis der antiken Tragödie erinnert.

3. Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800. Von Adolf Schmidt, ord. Prof. d. Gesch. in Jena. Jena, Mauke. 1874.

Lange ist die Geschichtschreibung der französischen Revolution von dem Geiste der deductiven Methode beherrscht worden. Man ist seit Mignet's glänzendem Vorgange nicht müde geworden, ihre leitenden Ideen an den Ereignissen lediglich zur Anschauung zu bringen und hat dabei die Einzelforschung nur da so weit gelten lassen, als sie der Gesammtanschauung Körper und Farbe gab. Dann hat sich das Blatt gewandt, hauptsächlich unter dem Eindrucke des bonapartistischen Systems auf der einen, und unserer mächtig anschwellenden nationalen Bewegung auf der andern Seite. Wir waren es müde, von Großthaten uns vordeclamiren zu lassen, denen die vor Augen liegenden Verhältnisse so wenig entsprachen, und begrüßten mit innerer Genugthuung die Sybel'sche Anklageschrift gegen die revolutionäre Legende, welche in weitem Umfange dieser Stimmung actenmäßige Begründung gab. Daß Ad. Schmidt's vorliegende Arbeit (der erste Band umfaßt die Jahre 1789—94) sich in derselben Richtung bewegt, ist ihr um so weniger zum Vorwurfe zu machen, als sie auf bestimmte Quellen sich gründet, die der Natur der Sache nach mehr die Schattenseite der Ereignisse als ihre Größe veranschaulichen müssen. Schmidt schöpft

hauptsächlich aus den von ihm selbst von 1867—71 herausgegebenen „Tableaux de la révolution française, publiés sur les papiers inédits du département et de la police sécrète de Paris". 3 t. Die Berichte der geheimen Pariser Polizei sind seine Führer, und daß Polizeiberichte selten geeignet sind, die ideale Seite der Menschen und Dinge hervorzuheben, bedarf wol kaum der Bemerkung. Der Polizist soll mir der liebste Gewährsmann sein, wenn es nur darauf ankommt, über den äußern Verlauf einer einzelnen Action, über ihre Führer, die Zahl und Beschaffenheit der Theilnehmer mich zu unterrichten: er wird mich mit kostbaren statistischen Notizen versehen können, wird manchem „Helden" die Krone abreißen und mir den Bajazzo oder den Schurken zeigen, der dahinter steckte. Ueber die Summe der Dinge aber, über die letzten Ziele, den innern Werth einer Bewegung zu urtheilen, setzt ihn seine Lage und seine Kunst doch schwerlich in Stand. So ist es gewiß im vorliegenden Falle in hohem Maaße interessant und lehrreich zahlenmäßig zu erfahren, in welchem Maaße die Pariser Vorgänge die alte Wahrnehmung bestätigten, daß gewaltsame Actionen immer von einer energischen Minderheit ausgehen. Zwischen 3000 und 16,000 bewegte sich in den Jahren 1789—1794 die Zahl der eigentlichen activen Revolutionsmänner der Hauptstadt, während die Zahl der Bevölkerung 600,000, die der stimmberechtigten Bürger 160,000 betrug; und jene winzige Revolutionsarmee setzt sich in ihrer Masse aus rebellischen Dienstboten, geringen „Arbeitern" und herunter gekommenen leichtfertigen Subjecten zusammen, zu denen wol noch gelegentlich einige tausend Mann fremden, hergelaufenen Gesindels kamen. Daß den Parisern, den Wohlgesinnten, die sich wie eine Hammelheerde von solchem Volk treiben und tyrannisiren ließen, die oft gehörten Vorwürfe der Veränderlichkeit, der Leichtgläubigkeit, der Genußsucht, der kindischen Neuerungssucht von Schmidt und seinen genau beobachtenden Gewährsmännern nicht erspart werden, kann natürlich nicht Wunder nehmen. Weniger allgemein bekannt, obwol auch notorisch, ist die Thatsache ihrer entschiedenen Abneigung gegen den Kriegsdienst, die freilich ihrer Begeisterung für Kriegsruhm keinen Eintrag thut. Es macht einen drastischen Eindruck, wenn z. B. im Frühling 1793, als der Aufruf gegen die Vendée ergeht, Jedermann andere Gründe hat, nicht zu folgen. Die Jacobiner sagen: „Wir sind die Leuchten und Apostel der Republik; wenn wir gegen unsere „Feinde ziehen, können wir nicht mehr belehren, enthüllen, überwachen, anfeuern; „mithin müssen wir in Paris bleiben. Die Cordeliers, die Nomophylen führen die „nämliche Sprache. Was sagt aber die Summe der Pariser? Oh, wir werden die „Feinde erwarten, und wenn sie kommen, werden wir sie empfangen; entweder wer„den sie uns dann tödten oder sie werden uns nicht tödten, während, wenn wir „ihnen in die Departements entgegen gehen, wir sicher verderben. Uebrigens, vor„ausgesetzt, daß sie siegen, werden sie sich vielleicht damit begnügen, uns zu plündern, „und wir würden das Leben retten." Dennoch drängt sich dabei die Frage auf, die freilich Polizeiberichte, und wären sie die allerschlauesten und allergeheimsten, nicht beantworten können: Wenn denn nun die führende Stadt wirklich von solchen Lumpen bewohnt war, was sollen wir denn von dem Lande denken, dessen Insurrectionen vor dieser Stadt zu Boden sanken, und was von dem alten, feudalen Europa, welches von ihr das Gesetz einer neuen Aera empfing? Und wie ist es zugegangen, daß jene als feige, erbärmliche Maulhelden, Intriguanten und Gauner entlarvten Revolutionsführer gleichwol die europäische Gesellschaft umgestalteten und ihr unvertilgbares Siegel auf jede Bevölkerung drückten, die ihrem Einfluß anheim fiel? Was wir heute zu Tage in den uralten deutschen Provinzen am Oberrhein und der Mosel erleben, ladet bei Handhabung der Kritik gegen die Revolution doch zu einiger Vorsicht ein. Die Acten der Geschichte sind eben nicht die eines Criminalprocesses und wenn eine große Bewegung von kleinen Menschen gemacht worden ist, so büßt sie darum noch lange ihre Größe nicht ein. Uebrigens treffen diese Bemerkungen mehr die Färbung und den Ton des Schmidt'schen Werkes als seinen sehr reichen, anziehenden und für den vorsichtigen, mit dem großen Gange der Dinge ver-

trauten Leser höchst belehrenden positiven Inhalt. Von besonderem Interesse war uns der Abschnitt (er füllt über die Hälfte des ersten Bandes), welcher den Nachweis führt, daß die Regungen eines bessern, männlichen Sinnes gegenüber den demagogischen Saturnalien gerade von der Pariser Jugend ausgingen, welche man nachher lügenhafter Weise als „jeunesse dorée" verspottet hat. Sollte nicht schon diese Thatsache darauf führen, daß es mit der angenommenen Verderbniß doch so gar schlimm nicht stehen konnte? Und sollte gar ein Vergleich zwischen den gräulichen Zuständen des damaligen Paris und den Verhältnissen und Leistungen der jetzigen Hauptstadt nicht zu großer Vorsicht im Aburtheilen über die Zukunft eines großen Volkes veranlassen? Wie oft ist Frankreich seit achtzig Jahren nicht am Rand des Unterganges gewesen! Am wenigsten können wir des Verfassers „Erstaunen und Entsetzen" darüber theilen, „daß während der Revolution in allen „Schichten ein wahres Wettrennen um Hab' und Gut, eine kalte Berechnung zur „Ausnutzung der Umstände für persönlichen Vortheil sich zeigt." Nun, Paris hatte eben schon damals seine Gründerperiode, wie andere Völker später vielleicht unter geringeren Versuchungen. So lange die Menschen Magen und Zähne haben, wird die Wolfsnatur der Race sich wol nie und nirgends verleugnen. Es kommt nur auf die Gelegenheit an. Natürlich wollen wir den Wolf damit nicht für ein liebenswürdiges Thier erklären. — Alles in Allem: Nehmen wir dankbar die thatsächliche Belehrung an, die uns hier in so gewissenhafter und gründlicher Weise geboten wird; machen wir sie uns, wenn das ja nöthig sein sollte, als Präservativ gegen Victor Hugo'sche und ähnliche Hyperbeln und Phantasmagorien zu Nutze. Lassen wir uns aber durch widerwärtige und disharmonische Einzelheiten (aus denen setzt sich ja die Geschichte zusammen) den Blick auf das unverwüstliche Fortschrittsgesetz des Ganzen nicht trüben!

4. 1815—1871. Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden. Von Dr. Oskar Jäger. Band 1—3. Oberhausen und Leipzig, Ad. Spaarmann. 1875.

Es ist schwer, in billiger Weise von O. Jäger zu sprechen, wenn man eben bei Historikern, wie Sybel und Schmidt zu Gaste gewesen. An einen offenbar eilig geschriebenen Bericht über die gesammte welthistorische Bewegung des hinter uns liegenden halben Jahrhunderts wird kein Sachkenner Anforderungen stellen, wie die quellenmäßige Darstellung eines einzigen, in abgeschlossener Vergangenheit hinter uns liegenden Jahrzehntes sie rechtfertigt. Man wird zufrieden sein müssen, wenn der Verfasser die wichtigen, allgemein zugänglichen Hülfsmittel mit Kritik und Wahrheitsliebe benutzt hat, wenn die Darstellung sich übersichtlich und verständig geordnet erweist. Diese Anforderungen werden in Jäger's Arbeit im Allgemeinen, wenn auch nicht gleichmäßig erfüllt. Namentlich in den Kriegsschilderungen fehlt es nicht an Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten. Was aber gar nicht genug gerügt werden kann, im Interesse des guten Geschmackes und auch des nationalen Anstandes, das ist der Ton, in dem der Verfasser das historische Richteramt zu handhaben liebt, sobald er es mit Gegnern der Partei oder auch des Staates zu thun hat. Mag die Bruststimme der Ueberzeugung da, wo es sich um fachmännische Polemik handelt, sich auch einmal durch die scharfen Register des Hohnes und des verächtlichen Scheltens verstärken: es ist das nicht gerade schön und lieblich, aber man gewöhnt sich in deutschen Landen daran und nimmt es unter Collegen nicht so genau. Aber vor dem großen Publicum, auf der Rednerbühne der deutschen Clio sollte man sich doch erinnern, daß es nicht geschmackvoll ist, von Staatsmännern, Feldherren, Parteien, Nationen, Bevölkerungen großer Städte so zu sprechen, wie von ungezogenen Quartanern, und daß die Sprache der Geschichte eine andere ist, als die des Pamphlets oder des ungenirten, kleinen Parteiorgans. „Wachtstuben- und Bierhaus-Logik", „kindischer Hochmuth", „Albernheit", „Unfehlbarkeitsdünkel beschränkter Köpfe", „sentimentale Schwätzer", „feige und armselige Gesellen", „jämmerliche

Lügner und Hansnarren", „Schurken", „ertappte Schulknaben" ꝛc., das sind so die staatsmännischen und diplomatischen Wendungen, in welchen Jäger anzudeuten pflegt, daß die Politik einer Partei, die Meinung eines Schriftstellers, das Benehmen eines Ministers sich nicht seines unbedingten Beifalls erfreut.

5. Philosophische Zeitfragen. Populäre Aufsätze von Jürgen Bona Meyer, Doctor und Professor der Philosophie in Bonn. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Bonn, Ad. Marcus. 1874.

In dem Geisterkampfe, der um Glauben und Wissen täglich heftiger entbrennt, hat der Verfasser bekanntlich seine Stellung zwischen den extremen Parteien genommen, wenn auch mit stärkerer Hinneigung zur Rechten als zur Linken. Seine Philosophie ist ein wohlwollender, vermittelnder Eklekticismus. Er freut sich des Bündnisses zwischen Naturforschung und Speculation, welches nach längerer, von beiden Seiten nicht unverschuldeter Trennung heute sich anbahnt. Die freie Forschung hat seine Achtung und seine Sympathien, er giebt sich über den objectiven Werth aller mehr oder weniger dogmatischen Systeme keiner Täuschung hin; aber seine Herzensneigung sowie seine Zweckmäßigkeitserwägungen sind auf der Seite unseres alten Dualismus und streben den modernen monistischen Lehren durchaus entgegen. Von diesem Standpunkte aus wird nun in den vorliegenden, unter sich zusammenhängenden Aufsätzen versucht, dem gebildeten Laienbewußtsein die philosophisch-religiöse Bewegung verständlich zu machen. Der Verfasser erörtert in vermittelndem, eklektischem Sinne die große Frage über Ursache und Zweck in der Natur, berichtet durchaus skeptisch über die Darwin'sche Entwickelungs-Theorie, plaidirt für einen ursprünglichen, wesentlichen Unterschied zwischen Thier und Mensch, für die geistige Natur der Seele, für den freien Willen, für Gewissen und sittliche Weltordnung. Ein ehrliches Bündniß zwischen Forschung und vernünftigem Glauben scheint ihm möglich und nothwendig; die Möglichkeit, wesentlich neue philosophische Systeme aufzustellen, über die vorhandenen dualistischen, materialistischen, spiritualistischen, kritischen und skeptischen hinaus, wird bestritten, dabei aber die Nothwendigkeit betont, daß das selbständige Denken in und zu einem Systeme Stellung nehme und dasselbe mit den wissenschaftlichen Hilfsmitteln der Zeit durchdringe und für sich erobere. Das Beste an dem Buche sind wol die gut geschriebenen, orientirenden Uebersichten über den geschichtlichen Verlauf und den gegenwärtigen Stand der Discussion auf allen berührten Gebieten, sowie die gesunde, humane, praktische Lebensanschauung des Verfassers. Von schöpferischer Genialität oder besonderer kritischer Schärfe ist weniger zu melden; für den in Aussicht genommenen Zweck (Anregung des philosophischen Denkens in weiteren gebildeten Kreisen) dürfte sich das Gegebene aber genügend erweisen, und so wird ja denn auch diese zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage (die erste erschien 1870) ihren dankbaren Leserkreis finden.

6. Die religiöse Frage. Wider Eduard von Hartmann. Von Johannes Huber. München, Theodor Ackermann. 1875.

Auch Huber kämpft, wie man weiß, in den Vorderreihen der religiösen Denker gegen die materialistische Zeitströmung; aber er kann dabei in seiner Hinneigung zu rein praktischen, seelsorgerischen und politischen Erwägungen den geschulten katholischen Theologen nicht verleugnen. So weisen auch hier seine Ausführungen gegen Hartmann („Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft," Berlin, 1874) in erster Linie nicht sowol auf den Kern der Sache als auf die äußeren Verhältnisse hin, durch welche ihm die civilisirte Gesellschaft am Streite der religiös-philosophischen Meinungen betheiligt scheint. Er zeigt auf der einen Seite die atheistische Rotte der Socialisten, wie sie heran stürmt, entschlossen, für den aufgegebenen Glauben an ein besseres Jenseits sich hienieden so oder so zu entschädigen. Auf der andern Seite sammelt Rom seinen erprobten Heerbann, wirft der gesammten modernen Bildung in Siegesgewißheit den Handschuh hin: denn nicht fern scheint den geschichts-

kundigen Führern des schwarzen Heeres der Tag, an welchen man aus allen Lagern nach ihnen die Hände ausstrecken wird, als zu der einzigen organisirten und zuverlässigen Macht inmitten des zusammenstürzenden Chaos. Und wir — von diesen heranbrausenden, zerstörenden Elementargewalten umringt, machen wir lustige, nihilistische Systeme, gefallen wir uns in Sophismen einer pessimistischen Weltanschauung, welche sich wissenschaftlich und positiv vorkommt, indem sie die realsten und unwiderstehlichsten Gewalten, die des Herzens, des Gemüthes, vielfach als nicht vorhanden betrachtet. „Die Religionen sind das Werk der schöpferischen Unmittelbarkeit des „Gemüthes und nicht ein reines Resultat der Logik und exacten Wissenschaft." „Nicht „blos die Wissenschaft, auch die lebendige Empfindung führt Beweise, und so ist die „Befriedigung und Erhebung, die aus der Religion entspringt, dem Gemüthe eine unmittelbare Bürgschaft für ihren Werth, und Attentate des Verstandes prallen dann an dem „Gefühle des von ihr verliehenen Glückes machtlos ab." In diesem Sinne nimmt der Verfasser gegen den Hartmann'schen pessimistischen Pantheismus das Wort für Versöhnung zwischen Wissenschaft und Religion. „Die Vernunft hätte die religiöse „Gefühlswelt in ihren Vorstellungen aufzuklären, das Gemüth aber würde, in der „Erzeugung der Religion, der Vernunft eine Wirklichkeit darbieten, die ihren Gesichts„kreis erweitert; geradeso wie die ästhetische Empfindung die Wirklichkeit des Schönen „constatirt und in ihr der Vernunft ein Gebiet zuführt, welches von bloßer Vernunft „aus nicht entdeckt worden wäre" (p. 25).

Dies Huber's Gedankengang, der dem religiösen Bewußtsein, wie man sieht, ein weites, freies Gebiet der Bethätigung eröffnet, auf welchem viele ehrlich Suchende, vom freisinnigen Katholiken bis zum Protestantenvereinler inclusive, sich friedlich zusammenfinden können. Er schließt seine Darlegungen mit einem Wort der Hoffnung und des Vertrauens: „Noch erscheint das Bestreben, eine ethisch-religiöse Welt„anschauung als Grundlage des öffentlichen Lebens zu retten, nicht hoffnungslos; denn „noch sind die Forderungen der Wissenschaft nicht so evident und zwingend, um sie „auszuschließen, und noch ist das Gemüth des Volkes vielfach zu ernst und zu tief, „um in den Lehren der Materialisten Befriedigung zu finden."

Fr. Kreyssig.

Gino Capponi
und
die Geschichte der Florentinischen Republik.

Ich glaube, dies ist der erste Fall, daß ein Schriftsteller im Alter von zweiundachtzig Jahren sein Hauptwerk herausgiebt, und ein solcher Fall darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Gino Capponi, der heute durch ganz Italien als der ruhmreiche Verfasser einer „Geschichte der Florentinischen Republik"*) gefeiert wird, wurde geboren am 14ten September 1792 zu Florenz in seinem gegenwärtigen Palast Via San Sebastiano, als Sohn des Marchese Robert Capponi und der Marchesa Maria Magdalena Frescobaldi. Den ersten Unterricht genoß er in der Mathematik von Pater Canovai, im Griechischen von Pater Battini und in der italienischen Literatur vom Abate G. B. Zannoni. Frühe schon schloß er eine innige Freundschaft mit Giambattista Nicolini und Cesare Balbo, die Beide von da ab ihn als Mäcen der Wissenschaften ehrten, und er war dem Jünglingsalter noch nicht entwachsen, als ihn die berühmte landwirthschaftliche Gesellschaft von Florenz zu ihrem Mitglied ernannte. In den Jahren 1818, 1819 und 1820 bereiste er Frankreich, England, wo er mit Ugo Foscolo befreundet wurde, Holland und Deutschland. Nach Deutschland kam er noch einmal im Jahre 1841, als er, nahe daran, blind zu werden (er verlor das Augenlicht vollständig im Jahre 1844), nach München reiste, um dort den berühmten Augenarzt Walther zu consultiren, und durch diesen, der ihm leider nicht viel half,

*) Florenz, Verlag von G. Barbera. 1875. Zwei starke Bände.

lernte er damals in München Schelling, Görres, Thiersch, Philipps und Döllinger kennen. Als er nach Florenz zurückkehrte, fand er daselbst den Genfer Johann Peter Vieusseux, der eben einen literarischen Verlag eröffnet hatte. Gegenseitige Sympathie verband bald den Marchese mit dem Buchhändler, und vereint faßten sie den Plan, eine neue literarische Revue in's Leben zu rufen, die als Antologia erschien und in der sich außer Capponi selbst Tommaseo, Montani, Mazzini, Sclopis, Lambruschini, Libri, Matteucci und noch mehrere andere nachmals berühmt gewordene italienische Schriftsteller die ersten Sporen verdienten. Capponi sowol als Vieusseux besaßen im höchsten Grade die Gabe, Werke junger Talente an's Licht und an's rechte Licht zu ziehen. Mit bewunderungswürdigem Tacte erriethen sie den verborgenen Werth derselben und regten sie zum Schaffen an. Capponi war es, der Giambattista Niccolini am meisten ermuthigte, und auf eigene Kosten ließ er in London dessen politische Tragödie „Nabucco" drucken.

Balbo holte sich sehr häufig seinen Rath; Giacomo Leopardi war ihm während seines Aufenthalts in Toscana zu großem Dank verpflichtet und überschrieb mit dem Namen des „trauten Gino" seine „Palinodia"; Pietro Colletta's Geschichte des Königreichs Neapel wurde Seite für Seite von Pietro Giordani und Gino Capponi durchgesehen und von Letzterem sogar auch verlegt. Giusti widmete ihm seine Terra de' Morti, nannte ihn seinen Erzieher und starb in seinem Hause und in seinen Armen, indem er ihm noch seine „Proverbi Toscani" an's Herz legte. Guerrazzi, in innigster Freundschaft mit Gino Capponi verbunden, widmete demselben seine Isabella Orsini; und so könnte man noch unzählige Zeitgenossen der italienischen Literatur anführen, die durch Wort und That von ihm gefördert worden sind.

Die Blindheit, die Gino Capponi noch im kräftigsten Alter ereilte, und der Verlust einer geliebten Tochter ließen ihn Jahre lang sich dem Schmerze hingeben; dem Schmerze, aber nicht der Verzweiflung; denn er fand immer Trost in den Studien, in der Freundschaft und in der Hoffnung auf die Wiedergeburt des Vaterlandes. Die Ereignisse des Jahres 1848 brachten ihn in das toscanische Ministerium. Das Jahr 1849 aber, das durch die österreichischen Waffen die lothringische Restauration herbeiführte, veranlaßte ihn, sich in die strengste Einsamkeit zurückzuziehen, die ihn jedoch nicht hinderte, gegen alle Schriftsteller, die ihn aufsuchten, höflich, gastfreundlich und mildthätig zu sein. Als Letzter der Marchesi Capponi (denn er besaß nur zwei Töchter, von denen die Eine an den Marchese Farinola verheirathet ist, und die Andere, welche starb, den Marchese Incontri zum Gemahl hatte) scheint er in sich allein alle Tugenden seines alten, ruhmreichen Geschlechtes vereinigen zu wollen, welches die größten republikanischen Bürger aufzuweisen hat. Neri Capponi war es, dem allein man es zu danken hatte, daß die Medici nicht sofort Besitz ergreifen konnten von der Oberherrschaft der florentinischen Republik. Unvergessen ist der Name des alten Historikers Gino Capponi, der, ein Vorfahr des unsrigen, zugleich Soldat und Gelehrter war; unvergessen der Name des kühnen Piero Capponi, und die stolze Antwort, die er dem König Carl VIII. gab. Würdig reihen sich ihr jene ernsten Worte an, die im Jahre 1848 im toscanischen Senat gesprochen worden sind, als der Großherzog die Flucht ergriffen hatte. Gino Capponi war es, der damals aufstand und ausrief: „Wenn der Fürst sich nicht finden läßt, hat das Volk das Recht, diejenige Regierung zu wählen, die ihm die tauglichste scheint" — Worte, die einer Proclamirung der Republik gleich kommen. Und in der That, trotzdem Capponi zu den Männern der gemäßigten Partei gezählt wird, ist sein Wesen weit mehr republikanisch als monarchisch. Es genügt, zu bemerken, daß er in der Widmung seiner „Geschichte der Republik" Ubaldino Peruzzi nicht als Bürgermeister (sindaco) anredet, wie es heute Sitte ist, sondern als „Gonfaloniere", wie das Haupt der Stadt unter der Republik damals hieß, und daß er sich selbst Schreiber (scrivano) nennt, wie man die alten Historiker zur Zeit der Republik nannte. Und wer dies Werk liest, wird leicht daraus ersehen, daß, indem der Verfasser die Memoiren der alten Florentiner

durchgeht, die zum größten Theil für ihn Familienmemoiren sind, die Liebe zur alten republikanischen Ordnung, die mit der Herrlichkeit von Florenz diejenige von ganz Italien verbindet, mehr als einmal in seinem Innern mächtig wieder erwacht. Indem er die Geschichte jener glanzvollen Jahrhunderte erzählt, versetzt er sich so sehr in den Geist der Zeit, daß er in derselben zu leben und aus derselben heraus zu schreiben scheint. Er gibt sie eben wieder wie Einer, der die Geschichte kennt, weil er sie miterlebt hat, und nicht wie Einer, der sie erst mühsam aus Büchern zusammensuchen mußte. Er erzählt seine Geschichte wie Herodot, gleichsam von oben herab; aber seine Darstellungsweise ist vollkommener, sein Gesichtspunkt weiter, menschlicher, civilisirter, reiner, wie es die vorgeschrittenere Cultur mit sich bringt. Die Anmerkungen am Fuße der Seiten liefern den Beweis für die Wahrheit der Mittheilungen, die jedoch nicht, wie bei den meisten neueren historischen Werken, nur mehr oder minder beredte Ausführungen von gelehrten Notizen sind. Gino Capponi schreibt wie ein Classiker; mit Documenten aus den öffentlichen und aus seinen Privatarchiven auf's Reichste ausgestattet, ist er jedoch in der Lage, auf diese gestützt, besser als die classische Geschichte für die Zuverlässigkeit der seinigen einzustehen. Und dabei fließt die Erzählung leicht, anmuthig und gleichmäßig hin, vom Anfang bis zum Ende vom Princip einer hohen und großherzigen Anschauung durchdrungen. Dieser Anschauung haben wir auch die zahlreichen und herrlichen moralischen Sentenzen zu verdanken, die sich wie herausgemeißelt von der ernsten, würdevollen Erzählung abheben. Die Ruhe des historischen Berichts wird hier und da durch Seiten belebt, die mit der größten Kunstfertigkeit Feste, Sitten, Schlachten und Ortschaften so malerisch und wahrheitsgetreu schildern, daß der Leser in der bewegten Umgebung zu leben wähnt. Es ist wol möglich, daß diese Art künstlerischer Geschichtsschreibung nicht nach dem Geschmack einiger gelehrter Historiker sei, die den höchsten Werth einer Geschichte in der trockensten Darstellung der nackten Thatsachen sehen. Von solchem Gesichtspunkt aus läßt sich das neue Werk Capponi's freilich angreifen. Ist dieser Gesichtspunkt jedoch der bessere? Wenn man so pedantisch ist, die Geschichte auf ihr rein prosaisches Material beschränken zu wollen, läuft man da nicht Gefahr, sie zu fälschen, eben indem man sie jeden Schmuckes entkleidet? Auf jeden Fall wollte ich hier einfach darlegen, wie die Geschichte Gino Capponi's mir erscheint, und nicht wie sie sein könnte; ich wollte meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß dies Werk, welches der Verleger mit der höchsten Pracht ausgestattet, noch bei Lebzeiten Gino Capponi's vollendet worden ist. Vor kaum zwei Jahren noch sagte mir der verehrenswerthe Mann, daß das Buch erst nach seinem Tode publicirt werden solle, worauf ich ihm natürlich antwortete, daß, so groß auch unsere Ungeduld sei dasselbe kennen zu lernen, wir doch nur wünschen könnten, wenn es denn einmal als posthumes Werk zu erscheinen bestimmt wäre, es möge noch recht lange auf sich warten lassen. Ein gutes Geschick führte einige Monate später den ausgezeichneten deutschen Geschichtsschreiber Alfred von Reumont nach Florenz. Er besuchte Gino Capponi, las das werthvolle Manuscript und war davon so lebhaft ergriffen, daß er auf den greisen Verfasser eindrang, ohne ferneren Aufschub die italienische Literatur mit dem herrlichen Geschichtswerk zu bereichern. Er redete so lange und redete so gut, daß Capponi nachgab, und nachdem er einen trefflichen Verleger gefunden, wurde die Herausgabe innerhalb des Jahres beschlossen. So hatte denn der Verfasser die Genugthuung, seinen Ruhm zu erleben.

Derjenige, welcher der letzte Florentiner genannt wurde und der leider der letzte Capponi sein wird, war gewiß der Würdigste, deren Geschichte zu schreiben. Uns bleibt nur der Wunsch, daß dies Buch nicht der Deckel eines Sarges sei, dazu bestimmt, den Ruhm von Florenz für immer zu begraben, sondern vielmehr der hochherzige Ruf, der denselben aneifert, seinen jahrhundertelangen Schlummer zu brechen, um schöner und kräftiger wieder aufzuerstehen.

Was Gino Capponi veranlaßt hat, sein Buch zu schreiben, ersieht man am besten aus den eigenen Worten seiner Vorrede, die ich zum Schluß hier folgen lasse: „Eine

liebenswürdige Französin, Madame Hortense Allard (Madame de Saman, die Verfasserin der Enchantements de Prudence; einer der „enchanteurs" dieser anmuthigen „Prudence", die vielleicht als Gegensatz so hieß, war Gino Capponi selbst), in Italien sowol als in Frankreich durch viele Werke bekannt, die mehr als weibliche Studien und einen Geist bekunden, der sich mit Vorliebe im unbeschränkten Raum der Zeit bewegt, ließ 1843 einen Abriß der Geschichte der Florentinischen Republik drucken, in vielen Beziehungen der beste, der bis jetzt versucht worden ist. Dies Buch übersetzte in den folgenden Jahren Herr Alexander Carraresi (Capponi's Secretär); aber Vieles darin war für uns Italiener überflüssig, Vieles ungenügend. Ich begann damit, mir einige Notizen aus dem Kopfe zu machen, dann einige Bruchstücke des französischen Textes zu kürzen, andere weiter auszuführen, und so fand ich mich nach und nach mit allen meinen Gedanken in der Geschichte von Florenz befangen. Es war gerade eine schicksalsvolle, schwere Zeit für mich in vielen Beziehungen, und diese Beschäftigung, das merkte ich bald, gewährte mir Ruhe. Aus ihr entstand nun, unterbrochen durch andere Studien und mancherlei Vorkommnisse, die gegenwärtige Geschichte, wie sie jetzt ist. Ich finde sogar in ihr gewisse Töne wieder, die gleich zuerst aus dem französischen Text an mein Ohr schlugen, wofür ich der liebenswürdigen Frau ebenso danke wie für den Zwang, den sie mir unwissentlich auferlegt und der mir ein solcher Trost gewesen. (Und hier ist es wol am Platz, den bekannten Satz zu wiederholen: cherchez la femme, um zu begreifen, wieso ein Mann, der von jeher mehr dazu geneigt war, zu rathen als zu handeln, und der bis über sein fünfzigstes Jahr hinaus nur sehr wenig geschrieben hatte, als blinder Greis sich mit seinem ganzen Eifer zwanzig Jahre lang einem Werke widmete, das sein Meisterwerk werden sollte!). Nachdem die Aufgabe einmal übernommen war, schien es mir die Pflicht eines ehrlichen Mannes, dieselbe mit allem Fleiß und aller Ueberlegung zu verfolgen; denn eine Geschichte, die oberflächlich behandelt wird, kann leicht zur Unwahrheit, ja zur Lüge werden. Um dieselbe Zeit kam noch Eines hinzu, was mich darin bestärkte, die Geschichte der Florentinischen Republik ganz ernstlich in die Hand zu nehmen. Zuerst dachte Herr Thiers daran, der lange auf Canestrini geblickt und in ihm den passenden Mann erkannt hatte, ihm das nöthige Material aus unseren Archiven zugänglich zu machen. Die Welt neige heutzutage zur Demokratie, pflegte Herr Thiers zu sagen; es sei daher über Alles wichtig, jene Epoche zu studiren, welche die demokratischste aller Zeiten gewesen ist. Aber eine andere, um Vieles größere und durchaus französische Geschichte nahm den gefeierten Autor in Anspruch; und er hat heute jeden Gedanken an die unsere wieder fallen lassen, die durch ihn eine Berühmtheit erlangt haben würde, die kein Anderer ihr verleihen kann."

Florenz. Angelo de Gubernatis.

Eduard Hanslick über die moderne Oper.

(Die moderne Oper. Kritiken und Studien von Ed. Hanslick. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Berlin, A. Hofmann u. Co. 1874.)

Ein Tagesschriftsteller, dem die Blätter, auf welche er schreibt, unter den Händen welken, wird mitunter von dem Rettungstriebe befallen, das Werthvollere seiner Arbeiten vor der Flucht der Zeiten zu bergen. Die Literatur, welche hieraus entsteht, ist meist eine traurige. Im Vorwort dringen die bekannten unbekannten Freunde auf den Autor ein und laden eine Verantwortlichkeit auf ihre Schultern, wie sie nur die Anonymität zu tragen vermag. Wenn man aber jemals berechtigt wäre, die Ausnahme den Stolz der Regel zu nennen, so ist es bei vorliegendem Buche, dem man die Genesis höchstens an seinem heiteren, weltkundigen Gesichte anmerkt. Es enthält die werthvollsten künstlerischen Betrachtungen, mit einer Anmuth der Rede, einem Witz, einer Schalkhaftigkeit, einer Schlagkraft des Ausdrucks, kurz, mit einem schriftstellerischen Reize vorgetragen, daß man es nicht aus den Händen

geben mag. Eine doppelt erfreuliche Erscheinung in einer Literatur, wo man gewöhnlich nur die Wahl zwischen Leuten hat, die musikalisch sind, aber nicht schreiben können, oder solchen, die schreiben können, aber nichts von der Musik verstehen. Einem Schriftsteller zu begegnen, der ernsthaft zu schreiben weiß, wo es ernsthaft zu sein gilt, dem aber Humor und Ironie jeden Augenblick zu Willen sind, gehört immer zu den auserlesensten Glücksfällen. Die glänzendste Kraft Hanslick's ist das Bild. Es schielt nicht, es trägt nicht die Geburtsrunzeln der Mühe, es ist da wie ein schöner Tag, welcher alle Dinge wie im heitersten, reinsten Lichte zeigt. Um unter hundert Beispielen ein einziges zu citiren: wie treffend ist es, wenn von Méhul, der sich als junger Mensch zur Generalprobe von Gluck's Iphigenie in's Theater geschlichen und beschlossen hatte, in einer Loge versteckt bis zum nächsten Abend zu verweilen, gesagt wird: „aus diesem Gluck'schen Logenwinkel ist Méhul eigentlich nie wieder ganz herausgekommen." Kann man die Unfähigkeit, sich von einem großen Vorbilde abzulösen, charakteristischer und liebenswürdiger aussprechen?

Eine ungemein glückliche und seltene Verbindung von gesundem Menschenverstand und Geist zieht durch alle diese Essays, welche von Gluck bis Wagner fast eine Geschichte der Oper geben. Gleich der erste Artikel „Gluck" zeigt den kritischen Scharfsinn des Autors von der bedeutendsten Seite. Meines Erachtens ist die Grenze des Gluck'schen Talentes, ohne dasselbe irgendwie zu unterschätzen, noch niemals so scharf gezogen worden wie hier. Die beiden Iphigenien und Armide sind es insbesondere, an denen die eigenthümlichen Vorzüge und Schwächen Gluck'scher Musik nachgewiesen werden. Auch der Provenienz einer Kunstweise, die bis dahin für gänzlich aus sich geboren galt, wird durch den Vergleich mit den Werken Lully's, Rameau's und Piccinni's ein sicherer historischer Untergrund gegeben. Vortrefflich ist ferner der Nachweis, wie die „theoretische Idealisirung" eines Meisters mit den geschichtlichen Thatsachen in Wiederspruch gerathen kann, wie Gluck, welchem die strengste dramatische Wahrheit, die „Unterordnung seiner Melodie unter den Tonfall der Verse" beständig nachgerühmt wird, aus dem „Telemacco" und „Paris und Helena" ganze Sätze in die „Armide" aufnimmt. Hanslick macht dazu die richtige Bemerkung, „daß die erwähnten Musikstücke vortrefflich zu den Scenen in Armida, auf welche Gluck sie übertrug, passen, und daß dieses es allein ist, worauf es ankommt. Gluck hat es nicht nöthig, daß man um seinen Lorbeerkranz auch noch einen Heiligenschein breite."

Auf „Gluck" folgen: Mozart — Beethoven, Weber, Marschner — Cherubini, Méhul, Boyeldieu — Rossini — Auber — Meyerbeer — Ambroise Thomas — Gounod — Verdi — Rob. Schumann als Operncomponist — Wagner's Rienzi — Die Meistersinger — Rheingold und das Wagner-Theater in Bayreuth — Rubinstein's Oper Feramors — Joh. Strauß als Operncomponist. Das letzte Stück paßt nicht recht in die Reihe, und verdankt seine Entstehung wol mehr dem Wiener Localinteresse für seinen genialen Walzerkönig. Daß bei einer solchen Fülle von Stoff nicht Jeder mit jedem Urtheil Hanslick's übereinstimmen wird, liegt auf der Hand. Im Ganzen überwiegt bei ihm aber der vielseitige und unparteiische Kunstverstand. Nur ein Paar einzelne Punkte sei es erlaubt näher zu besprechen. So glaube ich, daß Hanslick Ambr. Thomas zu glimpflich behandelt, weil er einen zu ungemeinen Respect vor dem hat, was man „Erfolg" nennt. Er ist sich der künstlerischen Bedingungen, die zu einem solchen gehören, recht wohl bewußt, aber er vergißt, daß unter Umständen ein Erfolg nichts weiter bedeute, als den Mangel jeder, auch nur der geringsten schöpferischen Concurrenz. Wir haben jetzt in Deutschland drei Kategorien von Publicum. Die eine hält sich krampfhaft, mit einer Art von politischer Reizbarkeit, an die alten Classiker, die andere ist das Publicum Wagner'scher Opern, meist Partei oder im Begriff es zu werden, die dritte endlich ist das Publicum gewisser Schichten großer Städte, welches nur unterhalten und mit möglichst leichter Kost unterhalten sein will. Dieses aus den eigentlichen Kostgängern der „großen" Oper und den Waisen Meyerbeer's gebildete Publicum ist dasjenige Thomas', und wenn man es einen Erfolg nennen will, dieser Classe von Leuten zu

gefallen, so habe ich nichts dagegen; einen anderen hat Thomas in Deutschland aber thatsächlich nicht gehabt.

Eben so wenig kann ich Hanslick's Urtheil über die „Aida" Verdi's beipflichten. Die größere Gewissenhaftigkeit in der Behandlung des Textes, die Zurückhaltung in der Empfindung, die feinere Ausstattung der Orchesterparts gebe ich gern zu; aber es gibt Leute, denen die Bildung nicht steht; sie wirkt nur wie Schminke bei ihnen, und man wird eine Gestalt, welche gewöhnt ist, im Circus Figur zu machen, schwerlich sich mit Erfolg auf dem Parket bewegen sehn. Verdi's eigentliche Macht sind seine Fehler: deshalb wird eine Oper wie der „Trovatore" zehnmal „Aida" überleben. Dort ist Verdi mit all' seiner Rohheit und Banalität von entschiedener Wirkung, weil eine elementare Kraft in ihnen liegt. In der „Aida" hat man es mit einem Vermögen zu thun, welches seiner bisherigen Verwerthung überdrüssig geworden scheint, ohne aber doch erheblich genug zu sein, um bei anderer Fundirung zu höheren Resultaten zu gelangen. Ich kann in dieser neuen Phase Verdi's mit Hanslick nicht eine „ästhetische Katharsis" entdecken. Eher machte sie mir den Eindruck eines ästhetischen Katharrs, den eine ehrgeizige, durch die Zugluft der gesammten höheren Kunstkritik erkältete Seele sich zugezogen hat. Diesen einzigen Punkt ausgenommen ist die Kritik Verdi's vortrefflich, und ich bin ganz Hanslick's Meinung, wenn er ihn die „giftig gewordene italienische Musik" nennt.

Eine interessantere Seite des Buches ist die Kritik Wagner's. So lange Menschen mit einander streiten, hat es wol nie einen Zankapfel gegeben, der die Leidenschaften in heftigerer Weise aufgerüttelt hat, als die Wagnerfrage. Es ist schwer, über diesen Punkt noch etwas Neues hervorzubringen, am schwersten einem Manne wie Hanslick gegenüber, der über das ganze Rüstzeug einer gewappneten Kritik gebietet. Liest man dies neueste Buch von ihm, beobachtet man, wie Alles sich darin folgerecht entwickelt, so läßt sich kaum einer der Einwände, welche er gegen die Wagner'sche Kunst erhebt, entkräften. Die Wagnergegner haben ja durchschnittlich in Allem Recht, was sie bemängeln. Die Seite des Tadels ist vollzählig bei ihnen, die des Lobes zeigt viele Lücken. Es ist vollkommen richtig, daß sich das Ideal der Oper, geschichtlich überblickt, vor der seltsamen Sphynx des Wagner'schen Musikdramas sträubt. Nichts Entsetzlicheres zu denken, als eine Weiterentwickelung desjenigen, was Wagner das Kunstwerk der Zukunft nennt. Eine Kunstgattung, an der fast zwei Jahrhunderte und Genien, die offenbar größer als Wagner waren, gebildet haben, kann nicht auf einem völligen Irrthum beruhen; sie muß Fundamentalgesetze haben, die wir ihr schwerlich mehr streitig machen werden. Aber es kann eine völlig abnorme Erscheinung kommen, und in Wagner haben wir eine solche, welche, sei's aus einem falschen oder übertrieben einseitigen Princip, sei's aus genialer Laune oder Bizarrerie, die Sache einmal vom ganz anderen Ende anfaßt und dadurch Werke zu Stande bringt, die sich in den Codex des vernünftig Traditionellen nicht fügen, aber durch Originalität, Kühnheit und Geist eine Kunstabart erzeugen, die eine ungeheure, halb widerwillige Bewunderung erregen, in der Neigung des Anfangs betroffenen Publicums immer tiefere Wurzeln schlagen und die üblichen Kunstbegriffe in der bedenklichsten Weise zu verwirren drohen, weil man von jeher in dieser Frage der Doctrin zu sehr, der Sache zu wenig gerecht gewesen ist. Wagner ist eine geniale Seitenbewegung des Opernbegriffs. Nur als eine solche sollte man ihn nehmen, und sich vor den Consequenzen nicht allzusehr fürchten. Daß er keine Nachahmer von irgend erheblicher Bedeutung finden wird, dafür ist schon gesorgt, denn eine so eigenthümliche Combination von Eigenschaften, wie sie sein Kopf birgt, kehrt nicht wieder. Wagner hat keine Kunstwerke wie den Figaro und Don Juan geschrieben und hätte sie auch niemals schreiben können; in der Geschichte der Oper wird er aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb, weil ihn ein Defect in seiner Organisation auf das Experimentiren hinführen mußte, die interessanteste Erscheinung bleiben. Das natürlich Schöne, wie es in Mozart culminirte, würde sich als das Verständlichere und Allgemeinere auch heute noch wie zu allen Zeiten der Menschen bemächtigen, wenn

ein Genie seiner Art unsere künstlerisch schwüle Atmosphäre von all' der Noth entbinden wollte, welche unfruchtbare Sehnsucht und der Aberwitz der Speculation geschaffen haben; so lange wir aber eines solchen nicht theilhaftig werden, wird eine Figur wie Wagner nothwendig der Mittelpunkt aller Operinteressen sein, und sein Bayreuther Theater, wie wenig sich Grundgedanke und Mittel auch in der Geschichte seiner Herstellung decken, das weitaus merkwürdigste Moment der modernen Kunstgeschichte bleiben. Wie lächerlich auch diese Lotterien und Coterien sind, welche Bayreuth zu Stande bringen wollen, man vergesse nicht, daß auch der Cölner Dom zum Lotto greifen mußte, und daß ein Mann wie Beethoven bei einem seiner unsterblichsten Werke genöthigt war, die Subscription zu Hilfe zu rufen.

Uebrigens ist Hanslick unter allen Wagnerfeinden der vorurtheilsloseste; er räumt seine eminente dramatische Begabung ein, er hat sogar den schönen Muth, der Wagner'schen Restauration der Iphigenie das Wort zu reden. Aber er unterschätzt, wie ich glaube, seine musikalische Potenz, namentlich in den Meistersingern. Wer von dem Duo Hans Sachsens und Eva's im zweiten Act sagt, daß es „mitunter einen traulichen, stimmungsvollen Ton anschlägt", „hier und da einen vereinzelt hübschen Zug bringt", im Ganzen aber von „peinlicher Monotonie und Schwerfälligkeit" sei, der hat für den specifischen Reiz Wagner'scher Musik wol nicht das rechte Herz; denn gerade diese Scene, mehr vielleicht als irgend eine andere in seinen Opern, ist voll von jener süßen Anmuth und jenem bezaubernden Helldunkel des Klangs und der Stimmung, über die Keiner in solchem Maße gebietet wie Wagner.

Doch das sind Einzelheiten. In der Kunst gibt es wie in der Philosophie keine absolute Wahrheit; nur die mathematischen Wissenschaften können sich einer solchen rühmen. Ob wir zustimmen oder ablehnen, ist ein Detail. Angeregt aber wollen wir sein, und wir Deutschen hätten Veranlassung genug, einen Schriftsteller vollauf zu würdigen, welcher die Grazie und Beweglichkeit romanischen Geistes mit der Gründlichkeit germanischen Wesens vereint, wie Eduard Hanslick.

L. Ehlert.

Berichtigung.

Es hat sich in meinen Aufsatz über „Französische Zustände und Englische Beobachter", der im Januarheft der „Deutschen Rundschau" erschienen, ein orthographischer Fehler eingeschlichen, den ich um die Erlaubniß bitte, berichtigen und erklären zu dürfen.

Der als Mitarbeiter der „Pall Mall Gazette" bekannte Schilderer deutscher und französischer Zustände, von dem ich darin als dem Verfasser des „Member for Paris" geredet, ist bis jetzt nur anonym oder pseudonym (Trois-Etoiles) aufgetreten; indeß ist es in der literarischen Welt wohlbekannt, daß er Grenville-Murray heißt. Die Orthographie dieses Namens schien mir so evident, daß ich mich auf mein Ohr verließ und den Namen wie oben schrieb. Da fällt mir bei Revision der Druckbogen die Octobernummer der „Revue de France" in die Hand, mit einem, freilich übersetzten, Artikel desselben Verfassers über die deutsche Auswanderung. Der Aufsatz war unterschrieben: traduit de l'anglais de Grenville Moret par B. H. R. Natürlich muß ich glauben, ich habe mich geirrt und jener Uebersetzer könne doch unmöglich eine eigne Orthographie erfunden haben, zumal die Schreibart der englischen Eigennamen so außerordentlich bizarr ist. Es war keine Zeit zu verlieren, da mein Aufsatz sofort erscheinen sollte; und so änderte ich schnell die Orthographie Murray in Moret, nicht ohne eine heimliche Verwunderung über die Launen der englischen Namensaussprache. Heute erfahre ich, daß meine erste Schreibart die richtige war und mein Ohr mich nicht getäuscht hatte; bitte also, diesen Irrthum berichtigen zu wollen, und hoffe, so das Meinige gethan zu haben, um Herrn Grenville Murray wieder zu seinem ehrlichen Namen zu verhelfen.

Florenz, 28. Februar 1875.

Karl Hillebrand.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Berlin, 15. März 1875.

In den jüngst vergangenen Wochen haben die zweiten Theater allein die Kosten der Unterhaltung getragen. Die Bühne des Schauspielhauses gefällt sich in vornehmer Unthätigkeit und zehrt noch immer von dem Erfolg der „Herrmannsschlacht". Eine Bühne, die mit solchen Mitteln, mit so reichen und verschiedenartigen schauspielerischen Kräften ausgestattet ist, wie die des Hoftheaters, sollte in jedem Monat der Theatersaison, von Anfang October bis Ende März, wenigstens zwei neue Stücke vorführen: uns hat man bis jetzt, von einigen kleinen einactigen Stücken abgesehen, nur Hebbel's „Herodes und Mariamne", Brachvogel's „Alte Schweden", Lindau's „Erfolg", Mosenthal's „Sirene", Kleist's „Herrmannsschlacht" geboten. Ist diesem offenbaren Mangel nicht abzuhelfen? Liegt er in der Geringfügigkeit unserer dramatischen Production oder in der Zaghaftigkeit der Direction? Ich glaube, beide Momente kommen zusammen. Der dramatische Nachwuchs ist schwach und bei der geringen Pflege, welche diese kränkliche Blüthe findet, droht sie ganz zu verkümmern. Man bemerke, daß von den fünf Neuigkeiten der Hofbühne zwei überdies der Vergangenheit angehören. Während die zweiten Bühnen muthiger vorgehen und es auch mit einem zweifelhaften Wurf versuchen, will die erste immer schon des Sieges im Voraus gewiß sein. Ihre Bedenklichkeiten, ihre Zögerungen wirken dann lähmend auf die Stimmung der Dichter zurück. So war neulich ein neues Lustspiel von Otto Girndt „Die Menschenfreunde" im Wochenrepertoire des Schauspielhauses, dann in den Zeitungen, zuletzt auf dem Theaterzettel angekündigt. Wie das Gerücht behauptete, war es eine schwere Geburt; erst nach wiederholten Aenderungen sollte sich die Direction zur Annahme des Stücks entschlossen haben. Plötzlich, an dem Tage, für den die erste Aufführung angezeigt war, theilte der Zettel dem erstaunten Publicum in kargen Worten mit: „Die Aufführung der „Menschenfreunde" kann nicht stattfinden." Das scheint mir eine harte Schädigung des Dichters zu sein. Ich bin kein Verehrer der Girndt'schen Muse, unter allen Umständen; sie hat einen gewissen derben Schritt und ein breites Gelächter, die nicht ganz für den vornehmen Raum des Schauspielhauses passen, sondern eher für das Kirmeßfest der Wallnerbühne. Aber Girndt ist kein Neuling im Hoftheater; seine Komödien: „Y. 1", „Und", „Strafrecht" sind mit Erfolg gegeben worden; und bei allen Einwendungen, die sie machte, betonte die Kritik doch das frische, theatralische Talent des Autors. War den „Menschenfreunden" eine Niederlage bestimmt, so würde sie der Dichter allein zu tragen gehabt haben. Es ist viel wunderlicher, daß man eine Komödie von Otto Girndt nicht spielt, als daß man sie spielt. Die Meinungen der Schauspieler, am

Vorabend einer neuen Aufführung, sind nicht stichhaltig; von der „Herrmannsschlacht" erwarten Alle ein Fiasko, von dem „Erfolg" einen Triumph zu den Sternen.

So hat uns denn die Hofbühne nichts als eine Neueinstudirung des „Struensee" von Michael Beer am 18. Februar gebracht. „Struensee" und „Der Paria" — ein Stoff, den auch Casimir Delavigne etwa zu derselben Zeit behandelt hat — sind die bekanntesten von Michael Beer's Dichtungen. Im Großen und Ganzen wandelt er ganz in Schiller'schen Geleisen; ein mehr anmuthiges, rührendes und gerührtes, als kräftiges Talent. In Glück und Bildung aufgewachsen, liebt und ehrt er die schöne Form; die Shakespeare'sche Ungebundenheit ist nicht nach seinem Geschmacke; auch einen so reichen und mannigfaltig bewegten historischen Stoff, wie ihn „Struensee" bietet, sucht er im Rahmen der akademischen Tragödie zu fassen: äußerlich nicht ohne Geschick; die störenden Decorationswandlungen sind vermieden, ohne dadurch den Hintergrund des Ganzen und die Fülle der Begebenheiten zu beeinträchtigen. Die Volksscene des vierten Acts, in der Schenke zum Elephanten, giebt in der ungezwungensten Weise die tiefere Erklärung für das schnelle Glück und den noch schnelleren Sturz Struensee's: das dänische Volk war eben nicht reif für die hastigen Reformen, die der Arzt-Minister über Nacht einführen wollte. Das geschichtliche Ereigniß selbst, die Menschen, die in der Verwickelung der Dinge und der Gegensätze da zum tragischen Ausgang auf einander stießen, sind von Michael Beer idealistisch, nicht realistisch gefaßt worden: einmal aus der Natur seines Wesens und seines Talents heraus und dann wegen der Dämmerung, die über dem berühmten und berüchtigten Staatsproceß der Königin Caroline Mathilde und des Grafen Struensee noch lag, als Beer 1827 seine Tragödie dichtete. Wer sich für den Gegenstand interessirt, findet in Julius Rodenberg's „In deutschen Landen" eine anziehende und lebendige Schilderung der Königin und ihres Aufenthalts in Celle, nach ihrem Sturz und ihrer Verbannung aus Dänemark. Ein Verhältniß, das nicht ausschließlich politischen Rücksichten und Neigungen entsprang, verband Caroline Mathilde und Struensee: es ist das Recht des Dichters, dies Unbestimmbare, was vielleicht in Wirklichkeit sich niemals in klaren Worten aussprach, zu einer idealischen Liebe zu erhöhen. Struensee ist zugleich Liebhaber und politischer Held. In ihm verkörpert der Dichter den Freiheitsgedanken der Aufklärungszeit; weniger findet man in seinem Struensee den individuellen Ausdruck des wirklichen Mannes, als die allgemeinen gleichartigen Züge, die von Friedrich II. angefangen in Joseph II., in Pombal, Choiseul, Tanucci, Aranda sich wiederholen. Bei aller Thatsächlichkeit seiner Handlungen — so wenn er das Elitecorps der norwegischen Garden auflöst oder dem Grafen Ranzau seine Absichten und Maßregeln gegen den übermüthigen dänischen Adel auseinandersetzt — bewegt sich Struensee doch am liebsten und freiesten im Reich des Gedankens, es ist etwas vom Marquis Posa in ihm, der zum Staatsdiener geworden. In diesem Sinne giebt seine Prophezeiung von der herandrohenden französischen Revolution dem Ganzen einen bedeutsamen Abschluß, ihm selbst ein stärkeres Relief. Nicht der Einzelne erliegt in ihm den finstern Mächten der Vergangenheit, sondern der Reformgedanke; statt der Befreiung des Volkes von Oben, vom Throne her, bleibt nur noch die Befreiung von Unten auf, durch die Gewalt, welche die Bastillen zerstört. Die rhetorischen Vorzüge, welche diese Auffassung gewährt — wie schon gesagt, ist sie auf das Innigste mit der Eigenart des Dichters verbunden — schließen aber auch Nachtheile in sich; fast in allen Gestalten tritt das charakteristische Element vor dem lyrischen zurück. Die schöne Zeichnung in allgemein richtigen Umrissen muß den Mangel kräftiger Farben ersetzen; in der Königin und Struensee, im Grafen Ranzau und im Obersten Köller ist überall das Individuelle zum Typischen entwickelt und verflüchtigt. Der am sorgfältigsten ausgearbeitete Charakter des Trauerspiels, die alte Königin-Mutter Juliane, ragt um so mehr hervor, durch eine Fülle lebenswahr beobachteter Züge und durch die merkwürdig kühne und freie Anlage der ganzen Figur. Sie bildet den Mittelpunkt der Handlung und fesselt die allgemeine Theilnahme. Aber zu ihrer Darstellung braucht es einer ersten Schauspielerin. Ehe man diese Rolle,

eine glänzende Leistung der Auguste Crelinger, mit der Anfängerin Frl. Stollberg besetzte, bei deren auffälliger Persönlichkeit der Mangel an Seele und Geist um so empfindlicher berührt, hätte man das Stück gar nicht wieder aufnehmen sollen. So, da auch Herr Ludwig doch nur ein halber Struensee ist und allein Fr. Erhartt dem Idealbild Caroline Mathilden's nahe kömmt, errang das Trauerspiel keinen nachhaltigen Erfolg. Dabei schlage ich den poetischen Werth desselben durchaus nicht gering an. Es ist eine Epigonendichtung, von Ideen erfüllt und getragen, die jetzt ihren Schimmer und ihre zündende Wirkung auf die Zuschauer verloren haben, aber dem norddeutschen Publicum sympathischer, aus seinem Geiste geboren, seinem Wesen und seinen Bestrebungen verwandter, als die Grillparzer'schen Dramen; von großer Schönheit der Sprache, im wirkungsvollen, vornehmen und doch einfachen Aufbau, in der Volksscene, die — nebenbei bemerkt — sehr gut dargestellt wurde, von frischem Humor, dem selbst eine feinere Lokalfärbung nicht fehlt, das Ganze, wie von einem flüssigen goldenen Rahmen, von der großartig ergreifenden Musik Meyerbeer's umschlossen — es wäre Schade, wenn solch' ein Trauerspiel nicht dauernd der deutschen Bühne erhalten bliebe.

Die Klage, die Heinrich Laube in seinem neuesten Buche „Das Wiener Stadttheater" wiederholentlich ausspricht, daß in dem „arm gewordenen" Wien ein Theater für die Pflege des ernsten Drama's genüge, ist zum Glück für Berlin, obgleich wir ebenfalls unser Krach-Erdbeben gehabt haben, eine gegenstandlose. Hier kann Laube an einem Abend „Kabale und Liebe" (Hoftheater), „Uriel Acosta" (Nationaltheater), „Maria Stuart" (Stadttheater), „Wilhelm Tell" (Reuniontheater) aufgeführt sehen: jedes Stück erscheint vor einem theilnahmsvollen Publicum und, wie der Director im Hinblick auf die Kasse sagen würde, vor einem gut oder doch mäßig besetzten Hause. Die Berliner Theater bestehen, nicht eben glänzend, aber jedes in seiner Weise anständig und angemessen, weil keins auf den wunderlichen Gedanken Laube's gekommen ist, mit der Hofbühne in bestimmtester Absicht wetteifern zu wollen. Solcher Kampf ist aussichtslos, nicht wegen der Ungunst der Zeiten, sondern aus dem „ehernen" nationalökonomischen Gesetz. Dem Hoftheater steht nicht nur die Schatulle des Fürsten offen, es zahlt auch keine Miethe. Die Berliner Theater strecken sich bei ihrer Aufführung klassischer Dichtungen nach der Decke und so fällt es ihrem Publicum, dessen Grundstock aus der Bevölkerung ihres Bezirks sich herausbildet, nicht ein, im Nationaltheater etwa die Ausstattung der Meininger, im Stadttheater künstlerische Kräfte wie die der Hofbühne zu suchen oder zu verlangen. Für das Volk, behauptet ein demokratischer Gemeinplatz, ist das Beste nur eben gut genug — vortrefflich in einer Theatrokratie wie zu Athen, wo der Bürger für den Besuch des Schauspiels bezahlt ward, aber durchaus ungeeignet in unsern Verhältnissen, wo umgekehrt der Schaulustige seinen Platz bezahlen muß. Der Nutzen der Theaterfreiheit liegt für mich nicht in der Möglichkeit, den Hoftheatern gegenüber eine auf die Dauer aussichtslose Concurrenz zu unternehmen, sondern in der größeren Freiheit der Bewegung für die Dichter, in der Erweiterung des künstlerischen Schauplatzes für die Massen. Erst jetzt ist in Berlin auch den Aermeren die Gelegenheit gewährt, ein Schiller'sches, Shakespeare'sches, Lessing'sches Stück von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Diese Aufführungen entsprechen nicht höheren Ansprüchen, aber sie haben einen gewissen Reiz der Naivetät, der auf die naiven Zuschauer stärker wirkt, als der akademisch richtige Stil auf die blasirten. Meist gruppiren sich diese Vorstellungen um einen Gast, einen Schauspieler, eine Schauspielerin von Ruf und anerkanntem Talent, der, freilich auf Kosten des Ensemble, den Mittelpunkt abgiebt, auf den sich Alles bezieht, von dem Wärme und Feuer ausstrahlt. So bringt jetzt im Nationaltheater Herr Ludwig Barnay im Verein mit Fr. Marie Swoboda Hamlet, Graf Essex, Uriel Acosta, Graf Waldemar zur Darstellung. Mir ist der Künstler seit dem Jahre 1869, wo ich ihn auf der Weimarer Bühne sah, bekannt und werth; dem Berliner Publicum hat er sich bei dem Gastspiel der Meininger im vergangenen Frühjahr in den Rollen des Antonius

(„Julius Cäsar") und des Heinrich von Bearn („Die Bluthochzeit") empfohlen. Hr. Barnay besitzt männliche Schönheit, ein freies und edles Auftreten, Feuer und Natürlichkeit. In der Uebertreibung dieses Gefühls für das nach seiner Meinung Einfache und Wahre beruht sein Hauptfehler: er vergißt, daß die Bühne doch nur Scheinwesen ist, daß auf ihr sich ein Scheinleben, in zusammengedrängter Handlung, in ergreifenden Momenten, abspielt. Die ihr fehlende Breite der Wirklichkeit muß sie durch die Erhöhung des Einzelnen ersetzen. Indem Hr. Barnay den künstlich pathetischen Ton vermeiden will, fällt er zu leicht in den trivialen. Die bedeutende schauspielerische Begabung, vor Allem nach der Seite des Scharfen und Charakteristischen hin, bedeckt diesen Fehler, ohne ihn ganz zu verhüllen. Zum Hamlet fehlt ihm die Melancholie und die Lust am Grübeln, ein solch' heroischer Hamlet würde mit dem falschen König im Augenblick zum Ende kommen. Besser gelingt ihm Gutzkow's Acosta, der Laube'sche Essex, nur sollte auch hier der ritterlich-pathetische Zug stärker betont werden; die Laube'schen Figuren ertragen ein gutes Maß Idealität von der Kunst des Schauspielers her.

Das Residenztheater bleibt seinen modernen Komödien treu und hat in Frau Antonie Janisch eine Vertreterin „moderner Jugend" gesucht, wenn auch nicht gefunden. Immerhin verdanken wir ihr die Bekanntschaft mit Octave Feuillet's „Sphinx". Durch die glänzendste, den Schilderungen nach übertriebenste Ausstattung, durch das minutenlange „Sterben" der Sphinx, deren Darstellerin — ich weiß nicht, wo — den durch Gift Sterbenden die Zuckungen und Verzerrungen des Todeskampfes abgelauscht haben will, hat das Schauspiel in Paris ein Aufsehen erlangt, das es in keiner Weise verdient. In der Fabel und in der Charakteristik ist es unbedeutender als „Montjoye", im Aufbau und in der dramatischen Technik schwächlich, wie alle Stücke Feuillet's. Die Handlung ist bald erzählt, ein Alltagsvorfall aus der vornehmen Gesellschaft — wir befinden uns im ausschließlichen Kreise der oberen „Zehntausend" — wird zu einer Tragödie aufgebauscht und die verletzte Moralität mit ausgesuchter Grausamkeit gerächt. Blanche von Chelles gehört zu den „unverstandenen", gelangweilten Frauen der Pariser Gesellschaft; „wir Frauen sind, wozu uns unsere Männer machen": sagt sie, und da ihr Mann ein Thunichtgut zu sein scheint — sein Vater, der würdige und ernsthafte Admiral Graf von Chelles, hat ihn nach Cochinchina geschickt, damit er sich dort bessere — so können wir mit ihr nicht allzustreng ins Gericht gehen. Stellt man sich darum auf den Standpunkt der Kreise, in deren Mitte sie lebt, kann man ihr nichts Sonderliches vorwerfen. Sie vergnügt sich nach Kräften, reitet und tanzt, rudert über den Schloßteich, macht einsame Waldspaziergänge, springt von einer Laune zur andern, knüpft mit den Männern leichte Verhältnisse an, die sie noch leichter löst, betrachtet dazwischen schwermüthig ihren Ring, dessen Schmuckstein das Bild einer Sphinx zeigt und in der Höhlung ein furchtbares Gift bewahrt — kurz: eine interessante Frau, nach der Schablone der Georges Sand, mit unausgefülltem Herzen, an beständiger Langenweile leidend, mehr für die Novelle als für das Drama geeignet. Zu ihrem Unglück trifft sie auf dem Schloß ihres Schwiegervaters in der Provinz mit Henri von Savigny zusammen, dem Manne ihrer Jugendfreundin. Halbwegs kann sie sich selbst als die Stifterin dieser Ehe betrachten; sie kennt Savigny seit manchem Jahre, beide haben sich immer, ihrer entgegengesetzten Lebensanschauung wegen, abgestoßen: es ist die alte Geschichte, glühende Liebe unter der Maske des Hasses. Das Unbegreifliche dünkt mich nur die vertrauende Unerfahrenheit Bertha's, der Gattin Savigny's, die über das gespannte Verhältniß zwischen ihrem Gatten und ihrer Freundin tief betrübt ist und ihn gegen seinen Willen zwingt, sich noch einmal mit Blanche auszusprechen. Das Erwartete, das Natürliche geschieht; aus der heftigen Moralpredigt, die ihr Savigny hält und zu der er doch in keiner Weise berechtigt ist, hört Blanche die Stimme der Liebe heraus: weil er eifersüchtig ist, wirft er ihr ihren Leichtsinn, ihr kokettes Wesen, ihre Liebesabenteuer vor. Um sich zu rechtfertigen, übergiebt sie ihm eine Anzahl Briefe, die sie, ohne sie abzusenden, an ihr „Ideal" gerichtet hat. Dies Ideal ist er. Der Fortgang ist einfach; ihrerseits wird nun Bertha auf

Blanche eifersüchtig, aber ihr Edelmuth kämpft wider diese Regung an; sie geräth in eine schwankende Stimmung, in der sie nicht weiß, was sie will: der schlimmste Fehler für einen dramatischen Charakter. Um die Freundin von ihrer Sorge zu befreien, will Blanche sich „opfern." Da sie immer ein halbes Dutzend Liebhaber zu Verfügung hat, sogar auf dem Schlosse ihres Schwiegervaters, fällt ihr dieser Schritt nicht schwer; in einer Ballnacht wird sie mit einem Lord Astley nach seinem Stammsitz in den schottischen Hochlanden entfliehen. Man sollte meinen, daß der Reiz einer Entführung in dem Geheimniß des Abenteuers liege; Blanche aber hat nichts Eiligeres zu thun, als Bertha hinter einen Vorhang zu schieben, damit sie die ganze Verabredung mit dem Lord belausche. „Unglückliche", sagt sich jetzt das Gewissen Bertha's, „du jagst die Freundin in Schande und Tod, nur deine thörichte Eifersucht verschuldet den rasenden Entschluß" — und edelmüthig theilt sie ihrem Gatten den Fluchtplan Blanche's mit. Savigny wirft sich der in ihrem Ballkleid durch den Wald eilenden „Sphinx" entgegen: Erklärung, Mondschein, statt in Astley's Arme sinkt Blanche mit dem Aufschrei der Liebe in die Savigny's. Jetzt beginnt der Kampf der beiden Frauen um diesen einen, in meinen Augen nichts weniger als begehrenswerthen Mann; beide arbeiten gleich mit den kräftigsten Mitteln. „Ich werde das ganze Verhältniß deinem Schwiegervater anzeigen," sagt Bertha. „Er wird mich tödten," erwidert Blanche. „Mir gleich." „Oho!" meint Blanche und drückt an ihrem Ringe. Man merkt die Absicht eines Verbrechens und erschrickt. Zuletzt siegt wieder der Edelmuth Bertha's, dieser wahren modernen Griseldis von unergründlicher Tugendhaftigkeit und Langweiligkeit. „Nimm ihn hin," schluchzt sie. Das ist der „Sphinx" zu viel; sie gießt ihr Gift in ein Glas Wasser, trinkt und stirbt. Was ist das nun? Posse oder Tollheit?

Ich sagte schon in meinem letzten Bericht, im Hinblick auf „Dalila": Octave Feuillet's Stücke sind Novellen in der Form des Dialogs; nur durch die Mühe, die sich der Zuschauer gibt, die fehlenden Mittelglieder zu ersetzen und für die „Unverstandenen", seien es Frauen oder Männer, Motive des Handelns zu erfinden, gewinnt das Ganze einen Schein der Wirklichkeit. Es fällt mir nicht ein, die Marchesa Leonora, die „Sphinx" Blanche von Chelles für Musterbilder weiblicher Tugend zu erklären; aber wer gibt denn Männern, wie dem jämmerlichen Musiker Roswein, dem romantischen Narren Astley, dem Moralprediger Savigny, das Recht, sich über sie zu beklagen? Diese Frauen spielen ihnen keine Komödie vor: sie sind längst als kokett, leichtsinnig, frech bekannt; sobald sie in einem Saal erscheinen, haben sie ein Dutzend Narren und Gecken um sich, und wenn trotz alledem sich weibische Männer ihrem Triumphzug anschließen und dabei zertreten werden, sollen wir, die richtenden Zuschauer, den ersten Stein auf Dalila werfen? In der wurmzerfressenen, vornehmen Gesellschaft, die uns Octave Feuillet vorführt — im Wesentlichen ist es doch der Hof der Kaiserin Eugenie, mit Aristokraten und Abenteurern aus aller Herren Ländern — wird es viele Dalila's und Savigny's geben, nur enden ihre „Verhältnisse" unendlich harmloser, als es uns der Dichter glauben machen will. Eine neue „Liaison" schließt mit gegenseitiger Zustimmung die alte harmonisch ab; aus einem Souper von zwei wird eins von vier Personen. Diese Dinge waren immer, im Athen des Perikles wie im Florenz der Medici, im Rom des Augustus wie im Paris des dritten Napoleon. Auf den Straßen jeder Hauptstadt treibt sich die Halb- und die Viertelswelt auf und ab. Das Grundübel der modernen französischen dramatischen Schule ist nur, daß sie diesen Auswüchsen der gesellschaftlichen Zustände eine Bedeutung zuschreibt, die sie nicht besitzen, und das Laster, das an sich unausrottbar und in diesem Sinne natürlich und nothwendig ist, mit dem Veilchenduft der Sentimentalität oder mit dem betäubenden Wohlgeruch wildester Leidenschaft verquickt — „viel Lärm um Nichts" macht. Ergreift nun ein dramatisches Talent solche Vorwürfe, so weiß es auch dem widerstrebenden Publicum Aufmerksamkeit, in manchen Fällen Bewunderung für das Kunstwerk abzunöthigen. Den schwächlichen Dramen Feuillet's gegenüber verhalten wir uns im Anfang skeptisch, einen Augenblick fesselt

die meist geistvoll und nicht ohne Tiefe angelegte Verwickelung, zuletzt empört sich die gesunde Empfindung wider die Thorheiten und Unwahrheiten der Fabel, die Risse und Sprünge in der Entfaltung der Charakter, wider die Moral, die uns zugemuthet wird: statt mit tragischer Ergriffenheit sehen wir mit kaum verhaltenem Gelächter den Vorhang fallen. So ist es der „Dalila", so ist es der „Sphinx" ergangen. Die prächtige Ausstattung war umsonst verschwendet, meiner Meinung nach überdies noch am unrichtigen Platz. Die „Sphinx" spielt auf einem Schlosse in der Provinz; gewiß soll hier Alles reich und stattlich erscheinen, aber von märchenhafter Herrlichkeit kann doch nicht die Rede sein. In den historischen Schauspielen ist eine Entfaltung von Pracht nothwendig, sie gewinnen dadurch an Wahrheit, an Breite des Lebens — die Männer, die sich auf dem Rütli verschworen, können eben nicht unter den ersten besten Bäumen zusammenkommen, der Hafen von Genua kann sich nicht gemüthlich in den Hafen von Swinemünde verwandeln. Für moderne Schauspiele jedoch genügen einfachere Mittel; nicht die classischen malerischen Kostüme, die übertrieben kostbaren Anzüge der Froufrou's und der Sphinxe, die aus dem Theater ein Modemagazin machen, sind vom Uebel.

Außer der „Sphinx" hat Fr. Antonie Janisch in Sardou's „Alten Junggesellen" und in Mosenthal's „Madeleine Morel" gespielt: einer Nachahmung der französischen Schauspiele mit dem bekannten Sprunge vom vierten zum fünften Acte, und glücklichem Ausgang. Wenn doch das Leben auch so leicht wäre, daß man das Buch nur an einer bedenklichen Stelle zuzuschlagen brauchte und es nach einer beliebigen Zeit, die man verschlafen, an einer heiteren wieder öffnen könnte! Die abenteuerliche Pervenche reißt sich aus dem Kreise leichtfertiger Freundinnen und Freunde los, wird „tugendhaft", entsagt einem jungen, sie leidenschaftlich liebenden Mann, um, nach einem arbeitsamen Leben von drei Monaten und einer schweren Krankheit hinter der Scene, mit Triumph in das Schloß der Frau Marquise von St. Gervais zurückgeführt zu werden. Ein modernes Märchen für große Kinder, nicht ohne jenes theatralische Geschick gearbeitet, das Mosenthal auszeichnet, aber phrasenreich und ohne Wahrheit der Charaktere, die in jedem Acte anders schillern. Was das schauspielerische Talent der Frau Janisch betrifft, so beschränkt es sich auf Spielgewandtheit, Sicherheit der Haltung und gut gewählte Toiletten. Es fehlt tiefere Empfindung wie gestaltende Phantasie. Die jungen, unschuldigen Mädchen der Schauspielerin sehen aus wie die welterfahrenen Frauen; die einen gehen in Weiß oder in Grau, die andern in einer Stahlperlen-Tunica oder im Reitkleide: das ist der ganze Unterschied.

Neben der Fr. Janisch, die zuletzt ein festes Engagement am Wiener Burgtheater innehatte, gastirten am Stadttheater Herr Friedmann und Frl. Kathi Frank vom Wiener Stadttheater. In seinem Buche über das Stadttheater in Wien charakterisirt Laube das Talent Friedmanns, der, als ein langjähriges Mitglied unserer Hofbühne, mir bekannt ist, in scharfsinnigster und billigster Weise, weniger stimmen wir beide in der Schätzung des Frl. Frank überein, der er ein begeistertes, beinahe uneingeschränktes Lob spendet. Siegwart Friedmann ist der einzige Schüler Dawison's, mit ihm zusammen hat er 1865 als Clavigo die Bühne des Berliner Schauspielhauses betreten. Hin und her, aus einem Rollenfach in das andere geworfen, kam er bei uns zu keiner festen Gestaltung, zu keiner eigenthümlichen Entwickelung seines Talents. „Seinen Gestalten fehlt das Rückgrat", sagt Laube treffend — es fehlte ihnen schon vor Jahren und kein Vortragsmeister und kein Director hat es ihnen einsetzen können. Friedmann gehört zu den Schauspielern, deren geistige Begabung und Auffassung, deren künstlerische Absicht weit über ihr schauspielerisches Vermögen hinaus reicht: kühne Speculanten mit gewaltigem Anlauf, blendendem „Prospectus", die leider am Zahlungstage nur die Hälfte von dem leisten, was sie versprachen. Immerhin ist Herr Friedmann eins der wenigen jüngeren Talente der deutschen Schauspielkunst, denen eine Zukunft beschieden; gelingt es ihm seine quecksilberne Beweglichkeit, die leibliche noch mehr wie die geistige, zu bändigen,

so wird er im Charakterfach sich den besten Namen anreihen. Schon auf der Hofbühne hatte er zwei Rollen, den Riccaut in „Minna von Barnhelm" und den „Schummrich" in Benedix's „Zärtlichen Verwandten" bedeutsam und originell durchgeführt. Am Wiener Stadttheater öffnete sich ihm ein größerer Wirkungskreis, die mannigfaltigsten Anregungen übten eine tiefgreifende Wirkung auf ihn: sein Talent ist gereifter und kräftiger geworden. Anders Frl. Frank: sie ist, wenn wir Laube's Darstellung glauben wollen, seine und des Vortragsmeisters Strakosch's Schöpfung. In Octave Feuillet's „Dalila" sah das Berliner Publicum das Künstlerpaar zusammenwirken. Für mich war der Eindruck kein günstiger. Uneingeschränktes Lob verdient das deutliche Sprechen der Künstler; das Wort kommt zur vollen Geltung, leider nicht der Satz. Das geistige und rhythmische Element der Sprache geht in dieser scharfen und harten Deutlichkeit verloren. Bis auf die letzte Spur sind die feinen Abtönungen, das Verschwimmende in den Uebergängen des Feuillet'schen Dialogs getilgt. Gewöhnte man sich einmal an diese realistische Darstellung, so gab Herr Friedmann dem Chevalier Carnioli ein geistvolles, charakteristisches Gepräge; Frl. Frank ist ein naturalistisches Talent für wildbewegte Scenen und den Ausbruch der Leidenschaft, ohne den Schimmer idealischer Verklärung, ganz und voll dazu „gemacht" oder „bestimmt" — darüber mögen ihre Lehrer mit ihr sich einigen — aus jeder Rolle nur das Sinnliche und Sensationelle herauszugreifen und derb und grell zu gestalten. Bei der einseitigen Ausbildung der Sprache hat sie die nicht minder wichtige Bildung der Bewegung noch zu sehr vergessen, als Marchesa ließ sie mich die Anmuth der Sirenen, als Maria Stuart die Würde der Königin vermissen.

Das Gastspiel des Herrn Friedmann, der sich unter andern Rollen sogar als Richard III., und nicht ganz ohne Glück, versuchte, machte uns auch einmal wieder mit einem Stück Anzengruber's „Hand und Herz" bekannt. Einmal wieder, sag' ich, denn „der Pfarrer von Kirchfeld" ist öfters über die Bühnen unserer zweiten Theater gegangen, ohne Wurzel darauf zu fassen. Aus zwei Gründen, von denen der eine ein kulturhistorischer ist, während der andere im Wesen des Dichters liegt. Anzengruber's Dichtungen: „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Die Kreuzelschreiber", „Hand und Herz" spielen in österreichischen Dörfern; wie die Sprache im Großen und Ganzen die Dialektfärbung, so hat die Anschauung und Gesinnung der auftretenden Figuren einen eigenthümlich katholischen Hauch; für die erste fehlt uns Norddeutschen das rechte Ohr, für die zweite das Verständniß und die Empfindung. Ein Pfarrer, der verzweifelt, weil er nicht heirathen kann; der Schwindel, der mit den Wallfahrten getrieben wird, vermögen nicht unmittelbar auf uns zu wirken; wir treten diesen Erfahrungen und Conflikten nur durch die Reflexion näher. Die geschilderten Zustände erscheinen uns mittelalterlich, diejenigen, die unter ihnen leiden, unseres tieferen Mitleids nicht werth. Und hier berühre ich den dichterischen Mangel Anzengruber's. Seinen Figuren haftet bei aller scheinbaren Leibhaftigkeit in Aeußerlichkeiten ein künstlich Gemachtes an, sie bewegen sich wie Bauern, aber es sind verkappte Städter, gebildete Leute, die der schweigsamen Bauernnatur ganz entgegen sich in unendlichen Reden, in Gefühlszergliederungen gefallen, die Octave Feuillet und Sardou für die ihrigen anerkennen könnten. In „Hand und Herz" ist das Thema das Verbrechen der Bigamie. Die Heldin Katharina ist die Gattin zweier Männer, eines im Zuchthaus sitzenden frechliederlichen Burschen Görg, den sie im Jugendrausch blinder Leidenschaft geheirathet, und des fleißigen, ehrsamen Bauers Paul, bei dem sie als Magd gedient und dessen Liebe sie gewonnen hat. Sie hat sich wol gehütet, dem zweiten Gatten von dem Dasein des ersten Kunde zu geben, und als nun Görg, nach abgesessener Strafe, plötzlich unerwartet in ihrer neuen Heimath auftritt, ergeht sie sich in Reflexionen und beschönigt ihre That, die, wie man auch deuteln mag, eine ganz gemeine Lüge, fern ab von jeder Tragik, einschließt, mit so feinspitzigen und ausgeklügelten Sophismen, daß keine moderne „Sphinx" aus dem Faubourg St. Germain oder dem Quartier Breda bessere fände. Das ist's: das Verbrechen der Bigamie kömmt sehr häufig, wie die Gerichtsacten ausweisen, in

den unteren Classen des Volkes vor, aber die Schuldigen sind weit davon entfernt, sich mit den Sophismen Anzengruber's zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Aehnlich mischt sich in seinem Görg Natürliches und den Franzosen Nachgeahmtes. Der Tanzbodenkönig und Verbrecher ist voll aus dem Leben gegriffen, seine cynische Philosophie mag er im Zuchthause gelernt haben — wenn wir aber aus seinem Munde hören, daß er nur darum ein Lump geworden, weil ein Fürst seine Schwester verführt habe, ohne daß irgend ein Mensch daran etwas Besonderes gefunden, erkennen wir den Verbrecherhelden der französischen Romane, der dem Jahrhundert und der Gesellschaft die verhängnißvolle Frage stellt. Anzengruber ist ein originelles, aber kein durchgebildetes Talent, mit starker Hinneigung zu den grellsten Effecten. Das „Verbrechen", nicht sowol im tragischen als im kriminalistischen Sinne des Worts, spielt eine Hauptrolle bei ihm. In seinen Figuren bricht zuweilen eine Gefühlsrohheit durch, welche die Kunst des Dichters selbst auf eine niedrige Stufe herabdrückt. Ob überhaupt das Betonen religiöser Conflicte, innerhalb der un- oder halbgebildeten Masse; ob die breitere Ausmalung des Dorflebens und des Bauernthums, das meiner bescheidenen Meinung nach von der Frau Birch-Pfeiffer und Mosenthal schon genug für das Theater ausgebeutet worden, für die dramatische Kunst förderlam ist, bleibe dahin gestellt: ich bezweifle es. Shakespeare und Schiller erheben ihre Zuschauer aus der Enge des Lebens, sie stoßen sie nicht gewaltsam in die Sphäre der Niedrigkeit und Unbildung hinab.

Karl Frenzel.

Aus den Berliner Concertsälen.

Berlin, Mitte März 1875.

Seit geraumer Zeit ist kein so reicher Tonsegen auf uns herniedergeströmt wie in diesem Winter. Sämmtliche Concertsäle hatten ihre Thüren weit aufgethan, von dem in die Oeffentlichkeit hinausstürmenden musikalischen Thatendrang wurde fast jeder einzelne Abend doppelt und dreifach mit Beschlag belegt. Gleich Prospero's Insel war unsere Stadt „voll Lärm, voll Tön' und süßer Lieder, die ergötzen und Niemand Schaden thun." Wer alles hören, alles genießen sollte, mochte oft mit Caliban seufzen: „Mir klimpern manchmal viel tausend helle Instrument' ums Ohr." Gewiß kann und darf nicht unsere Rückschau den Anspruch auf eine den massenhaften Stoff auch nur annähernd erschöpfende statistische Vollständigkeit erheben. Mancher erfreulichen Gabe muß sie den Dank schuldig bleiben, um für das Wichtigste auskömmlichen Platz zu gewinnen. Am Herzen liegen werden ihr vor Allem die Bestrebungen der Gegenwart, unsere künstlerische Habe nach irgend welcher Seite hin zu mehren. Jeder auf dieses Ziel nicht gänzlich hoffnungslos gerichtete Versuch darf ihrer wärmsten Theilnahme gewiß sein.

Unter den während der letzten Monate dargebotenen Novitäten fallen zwei zur religiösen Gattung sich bekennende Werke besonders ins Gewicht. Beide haben es bereits zu einer wiederholten Aufführung gebracht. Der von Herrn Stockhausen geleitete Stern'sche Gesangverein bescheerte uns das Brahms'sche Triumphlied, die Singakademie ein neues Oratorium ihres zweiten Dirigenten, „der Fall Jerusalems" von M. Blumner. Der einen specifisch christlichen Stoff gestaltende Componist sieht sich heut zu Tage weit ungünstiger gestellt als ehedem, da noch die Kirche das gesammte Leben der Menschen umfaßte und beherrschte. Den alten Meistern war der Inhalt, den ihre Töne kündeten, etwas unmittelbar Gewisses und Gegenwärtiges, das einzig Feste und Bleibende in dem bunten Wechsel des Irdischen. Und nicht allein mit dem innersten Wesen ihrer Aufgabe, auch mit ihrem Publicum fanden sich jene durch die engste geistige Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit geeint. Tief eingeprägt in alle Herzen waren die Mysterien des Glaubens, von denen sie mit dem besten Vermögen ihrer Kunst Zeugniß ablegten. Dem durchaus objectiven Boden, auf dem sie standen, entsprach der Charakter ihrer Werke, die ruhige Sicherheit der wie für die Ewigkeit gefügten Formen und die überzeugungskräftige Bestimmtheit des Ausdrucks. Der vom positiven Christenthum immer weiter ablenkende Verlauf der modernen Bildung ist verhängnißvoll für unsere Kirchenmusik gewesen. Unausgesetzt muß diese vor zwei Gefahren auf der Hut sein, entweder vor schwächlicher schablonenhafter Nachahmung und Umschreibung der überlieferten Typen, oder umgekehrt vor den Verirrungen der bald ins Verschwommene und Nebelhafte, bald ins Gewaltsame und Abenteuerliche schweifenden

rein subjectiven Willkür. Beides geht unseren Kirchencomponisten ab: das naive Verhältniß zu ihrem Gegenstand und die heilige Weihe jenes beseligenden Gemeingefühls, durch welches sich der Künstler mit denen, für die er schafft, aufs innigste verbunden wissen soll. Thäte aber deshalb unsere Zeit vielleicht am besten, auf den hehren Tempelbau der religiösen Kunst ganz zu verzichten und sich an der Bewunderung der monumentalen Schöpfungen genügen zu lassen, welche eine begnadigtere Vergangenheit ihr als Erbschaft hinterlassen? Wahrlich nein, denn auch hier gilt das schöne Wort Lessing's: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! — ich fiel ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!" Auch für die Kunst liegt alles Heil nicht in dem Besitz des Höchsten und Edelsten, sondern in dem nie ruhenden Streben danach. Es gibt bevorzugte Perioden, die für die gesammte Zukunft, andere, die blos für die unmittelbare Gegenwart geschaffen; aber wehe der Zeit, die dahin gelangt ist, jeder eigenen Production zu entsagen und nur bequem und genügsam die ihr von der Vergangenheit überlieferten Schätze zu genießen. Durch immer neue Thaten soll die Phantasie trachten, das an sich unerschöpfliche Wesen der Schönheit zur Erscheinung zu bringen. Entzieht sie sich je diesem Beruf, so legt zuletzt der Tod seine Hand auch an den bereits aufgehäuften Segen, wir wenigstens verlieren ihm gegenüber das Verständniß. Nimmermehr darf diejenige Kunst, der vor allen anderen die Aufgabe geworden, unser innerstes Empfinden durch die Macht der Töne auszusprechen und zu verklären, sich das religiöse Gebiet entgehen lassen. Es ist ihre Heimathstätte gewesen, hier ward sie einst geboren, und lediglich der stets lebendig erhaltene Zusammenhang mit ihrem Ursprung kann sie auf die Dauer vor der Gefahr bewahren, mit Leib und Seele den verführerischen Lockungen der Sinnlichkeit zu verfallen.

Wie es Brahms früher unternommen, an die Stelle des alten Requiem etwas in Wort und Ton Anderes zu setzen, so hat er in seinem Triumphlied einen ähnlichen Versuch mit dem Te-Deum gemacht. Der Text ist dem 19. Capitel der Apokalypse entlehnt. Zuerst die Allmacht des Herrn in überschwenglichen Jubel preisend, weiterhin zur Verkündigung mystischer Visionen sich steigernd, trägt er durchweg den Charakter einer leidenschaftlich erregten Andacht. Die Musik, obwol Händel'schen Einflüssen bereitwillig sich hingebend, erscheint doch von einem specifisch modernen Element beherrscht und erfüllt. In einem noch innigeren Verhältniß als zu dem Utrechter und Dettinger Te-Deum steht sie zu der neunten Sinfonie und großen Messe Beethoven's. Sie verschmäht die breiten, landläufigen Wege, weist durchweg den charaktervollen Stempel eines kräftigen, alles äußerliche, oberflächliche, mit einem Wort nicht aus der Sache selbst geschöpfte Wesen, leidenschaftlich verneinenden Willens auf. Keineswegs freundlich gewährend neigt sich diese Tonsprache dem Ohr entgegen. Sie hat etwas Sprödes, Herbes, ich möchte fast sagen Polemisches. Harmonie und Modulation sind wie von einer gewaltigen Gährung ergriffen, die Stimmen sowol was den Umfang, wie was den Kraftaufwand betrifft, bis an die äußersten Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit geführt. Auf Schritt und Tritt begegnet man prägnanten, mit feinstem Spürsinn den Worten abgewonnenen Ausdruckswendungen. Antheilvoll vertieft sich der musikalisch durchgebildete Hörer in den Reichthum der einander drängenden bedeutsamen Tongestalten. Dabei ist die logische Gliederung des musikalischen Gedankens nirgends dem Spiel der Willkür preisgegeben. Die Richtung auf lebendigste Bestimmtheit der Charakteristik findet ihre Schranke an der klar erkannten, energisch gewahrten Würde der Gattung. Die Arbeit zerfällt in drei Abschnitte. Der erste erinnert am meisten an Händel'sche Muster. Den Schlußchor leitet ein kurzes Baritonsolo ein, sonst ist der Einzelgesang gänzlich ausgeschlossen. Der Stern'sche Verein und sein Leiter thaten ihr Bestes, dem neuen Werk die Gunst und das Verständniß der Hörer zu gewinnen. Jenes theilte sich mit der Neunten Sinfonie in den Abend. Auch ihr war eine wiederholte Aufführung beschieden,

ein handgreiflicher Beweis, wie sehr sich allmälig das Publicum in dies Triumphlied der Freude eingelebt hat, an welchem, noch gar nicht lange ist es her, die Priester und Schriftgelehrten der Kunst kopfschüttelnd und achselzuckend vorüber zu eilen pflegten.

Ungleich enger als die Brahms'sche Composition schmiegt sich Blumner's Oratorium den überlieferten Formen an. Die Zerstörung Jerusalems durch Titus bildet den Inhalt. Die Textdichtung folgt in der Hauptsache der Erzählung des Josephus. Einige Züge entlehnte sie der christlichen Legende, anderes ist frei hinzu erfunden. Die Römer bleiben im Hintergrunde, nur ihren dunklen Schatten werfen sie auf die Handlung. Diese bewegt sich lediglich um den Gegensatz zwischen der entsagungsvoll der Welt abgekehrten christlichen Gemeinde und dem für seine höchsten nationalen Güter kämpfenden, dabei von innerem Zwiespalt zerrissenen jüdischen Volke. Schon zwei frühere Arbeiten des Componisten: Columbus und Abraham haben in den Concerten der Singakademie das Licht der Oeffentlichkeit erblickt. Daß ihm inzwischen sein künstlerisches Vermögen nicht unbeträchtlich gewachsen, davon gibt die neue Partitur erfreuliches Zeugniß. Sie enthält eine Reihe von Chören, welche mit kunstreicher polyphoner Gestaltung durchsichtige Klarheit und ungetrübten Wohllaut verbinden. Der Contrapunkt ist der Tonsprache in Saft und Blut übergegangen. Wie viel des schwersten gelehrten Rüstzeugs sie auch aufbietet, stets bleibt sie dabei fließend und natürlich. Ueberaus förderlich ist ihrem Autor der unausgesetzte lebendige Verkehr mit den Meisterwerken der Gattung gewesen. Jahr aus, Jahr ein hat er sie mit seiner Singakademie geübt, ihre öffentliche Darbietung durch gewissenhafte Leitung und Unterweisung vorbereitet. Die Herrschaft über die Darstellungsmittel, über die Formen und nicht minder über den Stoff wurde ihm auf solche Weise als ein stets gegenwärtiger Besitz zu eigen. Sein Oratorium ist kein Product der grauen Theorie, die so oft an den einsamen Arbeitstisch unserer Componisten ihr freudloses Gewebe spinnt, unter dem befruchtenden Einfluß der Praxis ist es entstanden und gereift. Hinter den Chören, in denen die Tüchtigkeit des polyphonen Satzes und die geschickte Verwerthung des Klangwesens so wirkungsvolle Factoren sind, stehen freilich die Einzelgesänge beträchtlich zurück. Fast durchweg mattherzig in der Empfindung und wenig wählerisch im Ausdruck, streifen sie selbst hier und da hart an das Triviale. Nur ausnahmsweise überschreiten sie den engen, rein conventionellen Gefühlskreis jener zuckersüßen Rührseligkeit, die in der modernen Kirchenmusik so oft den Mangel jedes kräftigeren, kernhafteren religiösen Gehalts ersetzen sollen. Der Gesammtwirkung thut es ferner nicht unwesentlichen Abbruch, daß sich der Componist im Umfang übernommen. Ein dreistündiger Concertabend muthet ohne Zweifel der Genußfähigkeit des Publicums doch etwas zu viel zu. Wie man erwarten konnte, zeigte sich der Chor der Singakademie aufs eifrigste beflissen, mit dem Werke seines Dirigenten Ehre einzulegen. Frau Joachim, die Inhaberin des Altsolo, vereinigte mit edelster Plastik des Tones vornehme Größe und lebendigste Bestimmtheit der Auffassung. Fräulein Breidenstein aus Erfurt brachte zur Sopranpartie eine frische, kräftig ausgebende Stimme und schätzenswerthes musikalisches Verständniß. In gewohnter Weise machten sich die Herren Geyer und Henschel um die ihnen zugefallene Aufgabe verdient. Bei dem Letztgenannten, der jüngst auch in einem von ihm eigens veranstalteten Concert sich hören ließ, muß ich noch einen Augenblick verweilen. Er zählt gegenwärtig zu unseren gesuchtesten Oratoriensängern, obgleich sein Baßbariton von der Natur weder in Rücksicht auf Umfang, noch auf Klangfülle und Wohllaut sonderlich bevorzugt worden. Die Stimme verdankt fast alles dem bildenden und läuternden Einfluß der sorgfältigsten künstlerischen Erziehung. Keine technische Schwierigkeit bringt sie außer Fassung. Nachzurühmen ist ihr namentlich die innige Verschmelzung und Durchdringung von Wort und Ton, und, was damit zusammenhängt, die feinfühlige Geschmeidigkeit des Ausdrucks.

Zum Inhalt ihres letzten diesjährigen Abonnementsconcerts hatte die Singakademie Händel's „Israel in Aegypten" gewählt. In keiner anderen Schöpfung

des Meisters sehen wir den Chor so ausschließlich in den Mittelpunkt der ganzen Handlung gestellt wie hier. Fast durchweg ist es die Stimme des gesammten Volkes, die wir vernehmen. Alles rein Persönliche verschwindet in dem gewaltigen Strome seiner Klage und seines Jubels. Den fernsten Hintergrund der Zeiten thut diese Musik weit vor uns auf, von ihren Klängen empfängt die uralte Ueberlieferung Leben und Gestalt für unser Gefühl. Wie es in dem innersten Wesen echter Größe liegt, so gehen allenthalben höchste Kraft und höchste Einfachheit Hand in Hand. Die Ausführung vermochte nicht dem genialen Realismus des Componisten durchweg Genüge zu thun. Weil dieser überall mit dem breitesten Pinsel seine Bilder gemalt, eben deshalb zählt er auch auf den hellsten Glanz, die mächtigste Fülle der Klangwirkung. Der Chor der Singakademie ist trefflich geschult, durch strenge, wachsame Zucht vor jeder Berührung mit dem Rohen und Gemeinen behütet. Er hat eine feinfühlige Empfindung für die Würde der religiösen Tonkunst und in seinem Munde kommt z. B. stets unser protestantischer Choral und die mit ihm zusammenhängende fromme Lyrik zu angemessenem Ausdruck. Dieser Idealismus des Vortrags, gewiß der höchsten Anerkennung werth, sobald ihn die Aufgabe heischt, geräth jedoch leicht in die Gefahr, seine gebrochenen Farben, sein Verschleifen und Vermitteln der Gegensätze, seine scheue Genügsamkeit in der Behandlung des Dynamischen und Rhythmischen auch solchen Werken aufzudrängen, deren geistiges Leben weit hinausfluthet über die Grenzen eines specifisch kirchlich gearteten Stimmungsgehaltes.

„Ach, ich bin eine von den unzähligen Clavierspielerinnen, die in Berlin Concerte geben wollen," mit diesen Worten begrüßte mich einst die gefeierte Sophie Menter, als sie auf ihrem Rundgang bei den Vertretern der Presse auch mir sich vorstellte. Ja wol, schier endlos ist die Schaar der Pianisten und Pianistinnen, welche alljährlich hier ihre Sporen zu verdienen hoffen. Die meisten von ihnen pflegen es gar nicht auf das Publicum, sondern ganz allein auf die geplagte Kritik abgesehen zu haben. Diese soll ihnen Schüler werben, Reisepässe für die Provinz ausfertigen, kurz ihren Namen unter die Leute bringen. Nichts leistet unseren nach der Oeffentlichkeit lüsternen Claviervirtuosen kräftigeren Vorschub, als die unter ihnen in Schwung gekommene leidige Sitte, bei ihren Concerten auf jede anderweitige Mitwirkung zu verzichten. Ist ein Saal gemiethet, ein Bechstein bestellt, die Ankündigung in den Zeitungen erlassen und eine hinreichende Anzahl von Freikarten ausgegeben, so sind alle erforderlichen Vorbereitungen getroffen. Mehrere Stunden hindurch nur mit den von den Tasten aufgescheuchten Tongespenstern zu schaffen zu haben, ist wahrlich alles eher, als ein Genuß. Die Meister, denen das Instrument seine edelsten Schätze verdankt, hüteten sich wol, mit ihm allein öffentlich zu erscheinen. So oft Mozart und Beethoven sich an den Concertflügel gesetzt, gab ihnen fast ohne Ausnahme ein Orchester das Geleit. Einen ganzen Abend lang das Publicum mit ihren Sonaten und Fantasien zu bewirthen, kam ihnen nicht in den Sinn.

Dennoch habe ich heute von einem Spieler zu berichten, der es ungestraft wagen durfte, den gesammten Bedarf seines Programms lediglich aus eigenen Mitteln zu bestreiten. In den drei Concerten Anton Rubinstein's waren die Räume der Singakademie bis in die äußersten Winkel gefüllt. Nur am ersten Abend hatte er das Orchester um sich versammelt, an den beiden folgenden verzichtete er auf alle musikalischen Bundesgenossen. Was diesen Pianisten in die vorderste Reihe des concertirenden Virtuosenthums stellt, dem Klang seines Namens so volle Resonanz geliehen, das ist die starke männliche Persönlichkeit, der durchgearbeitete Charakterkopf, die ihren Stempel Allem aufprägen, das seine Hand ergreift. Schätzte man in der Kunst, der schöpferischen wie der reproductiven, ehedem am höchsten die formelle Klarheit und Abrundung, die Feinheit der Uebergänge und Schattirungen, das Maß und die Harmonie im Ganzen und im Einzelnen, so verlangt die Gegenwart vor Allem nach Spannung und Aufregung, dem schlagkräftigen Spiel der Contraste und Antithesen, dem massenhaft explodirenden Zündstoff der Leidenschaft. Diesem Drang bietet Rubinstein vollstes Genüge. Bis zur Unersättlichkeit schwelgt der Ausdruck in

dem Reiz der Gegensätze, im raschen Fluge, oder noch häufiger in den gewaltigsten Sprüngen durchmißt er die Gefühlswelt von einem Ende zum anderen. Die heutige Empfindungsweise hat an allem Individuellen solche Freude, daß selbst dessen Ausschreitung zum Launenhaften und Excentrischen im höchsten Preise steht. Rein subjective Elemente sind den Gaben dieses Künstlers reichlich beigemischt. Bald spinnen sie gleichsam nur einen zarten, duftigen Schleier um den mitzutheilenden Inhalt, bald setzen sie sich rücksichtslos an dessen Stelle. Immer sind wir hier unter dem Eindruck einer mächtig erregten, leidenschaftlich nach Außen drängenden Innerlichkeit, der jede Berührung einen Sprühregen elektrischer Funken entlockt. Obwol Rubinstein über eine eminente Technik verfügt, ist mikroskopische Sauberkeit der Gestaltung nicht seine Sache. In Gegensatz zu Tausig und Bülow wirkt er viel weniger durch Schärfe und Bestimmtheit der Zeichnung, als durch die Fülle und Gluth des Colorits. Der an sich so abstracte, schattenhafte Clavierton strotzt unter seiner Hand von Saft und Kraft. Mit der frischsten, feurigsten Sinnlichkeit hat er die ihm sonst anhaftende Bläße des Gedankens vertauscht. Selbst in den leisesten Schattirungen des Piano verleugnet er nicht den üppigen Lebensdrang, dem er entquillt. Unerschöpflich ist die Ausdauer der gestählten Finger, je länger sie sich auf den Tasten umher getummelt, um so höher scheint ihre Thatenlust gesteigert. Rubinstein's oberster Herr und Gebieter ist der Genius des Augenblicks, er leiht den Gebilden des Spielers den überzeugenden Charakter der begeisterten Improvisation. Die Gaben des Componisten bestanden in einem Clavierconcert und einer dramatischen Sinfonie. Beide Werke haben unter dem stets nach neuer Bethätigung verlangenden Productionsdrang gelitten. Namentlich gilt dies von der letzteren Arbeit. Die für die Gattung gültige Form blieb zwar im Ganzen und Großen unangetastet, sie stellt sich aber hier nicht als ein aus innerer Nöthigung hervorgewachsener Organismus dar, sondern als ein für die Aufnahme jedes beliebigen Inhalts bereit liegendes Fächerwerk. Mit den befremdlichsten harmonischen, modulatorischen und instrumentalen Combinationen bestürmt sie den Hörer. Es fehlt ihr im Einzelnen nicht an bedeutsamen Zügen; diese gleichen jedoch, um mit Immermann zu reden: schönen Mädchen, die in einem verwilderten Parke lustwandeln. Maßvoller zeigt sich der Componist in seinem fünften Clavierconcert Es-dur, unter dessen drei Sätzen dem baladenartigen Andante der Preis gebührt.

Nicht blos als Leiter des Stern'schen Vereins, auch als Liedersänger ist Julius Stockhausen im Lauf der letzten Wochen vor dem Publicum erschienen. Sein Concert, das uns Schubert's Winterreise bescheerte, zählte zu den besuchtesten der Saison. Gar manche unter den Hörern hatten Noten und Bleistifte mitgebracht, um so viel wie möglich von den empfangenen Eindrücken Schwarz auf Weiß nach Hause zu tragen und in ihrem Nutzen zu verwenden. Der musikalische Verbrauch unserer Salons wird wol noch auf geraume Zeit hinaus von jenem Abend erzählen. Die französische Romanze und die aus ihr emporgeblühte komische Oper ist die künstlerische Heimath Stockhausen's, die Arie des Seneschal aus Boieldieu's „Johann von Paris", bis zu dieser Stunde die köstlichste Perle in dem Repertoire des Sängers. In Rücksicht auf behende Geschmeidigkeit des Tons, mühelose Deutlichkeit der Aussprache, zierliche Klein- und Feinmalerei des Ausdrucks hat er weit und breit nicht seines Gleichen. Der wählerischste Klangsinn weist überall der Stimme Weg und Ziel. Vollendete Anmuth der äußeren Erscheinung wird indessen stets auf Kosten des charakteristischen Gehaltes erkauft. Eine Darstellungsweise, die lediglich süßen, quellenden Wohllaut als Stoff für ihre Gebilde verwendet, kann nimmermehr die gesammte Scala menschlichen Empfindens umfassen. Ihrem Vermögen entziehen sich alle extremeren Gefühlsschwingungen, weder für die himmelhoch jauchzende Lust, noch für den hoffnungslos in seine Tiefe starrenden Schmerz hat sie die rechten Töne. Eine verrathene Liebe erhebt bekanntlich in der Winterreise ihre Klage. Den ganzen Jammer eines auf den Tod verwundeten Herzens bringt uns schon der erste dieser vier-

undzwanzig Gesänge vor die Seele und hinter dem letzten lauert der Wahnsinn. Gegenüber dem fieberhaft erhitzten Pathos, dem mit erfinderischer Grausamkeit in sich selbst wühlenden Weh, die hier den Grundton bilden, war der Vortrag viel zu leicht gerüstet. Er plänkelte nur mit der Leidenschaft, die uns doch allenthalben ihr volles Antlitz zukehren soll. Die subtilsten Künste in der Behandlung der Stimme vermochten dafür keinen Ersatz zu gewähren. In einigen Liedern wurde der Concertgeber durch Frau Schultzen-von Asten abgelöst. Ihr zarter, das Ohr stets freundlich ansprechender Mezzosopran versagte sich noch mehr der zehrenden Gluth des in der Winterreise Alles beherrschenden Stimmungscolorits.

Auch in diesem Jahre ist Desirée Artôt als Primula veris bei uns wieder erschienen. Sie bildet mit ihrem Gatten, dem Baritonisten Padilla, den Kern einer Gesellschaft, die gegenwärtig auf der königlichen Bühne eine Reihe italienischer Opernvorstellungen veranstaltet. Mein nächster Bericht wird auf dies Gastspiel zurückkommen, es hat uns bis jetzt L'ombra von Flotow und il Matrimonio segreto von Cimarosa gebracht.

Otto Gumprecht.

Wiener Theater.

Wien, Anfang März, 1875.

Langeweile! Langeweile! Das ganze Theater in Wien vom ersten bis zum letzten leidet jetzt an Langerweile. Warum? Das Aeußerliche ist herrschend geworden, die Ausstattung hat gesiegt. Sie ist eben nur ein Ausdruck der innerlichen Leere, und vor innerlicher Leere gähnt am Ende doch jedes Theaterpublicum, auch wenn es Beifall klatscht.

Im Burgtheater Shakespeare'sche „Historien", im Operntheater das große Haus, das große Orchester, welche das musikalische Drama nicht aufkommen ließen, auch wenn eine interessante neue Oper vorhanden wäre, im Stadttheater Sparsamkeit am Personal und Luxus an Decoration, im Theater an der Wien die langweilige Madame Archiduc, im Carltheater der langweilige Oncle Sam, welcher die langweilige Girofle-Girofla und die noch langweiligere Jolie parfumeuse (Schönröschen) abgelöst hat. Alles das mit kostspieligster Ausstattung, über welche gefällige Journale ihre gefühlte Anerkennung aussprechen und näher eingehende Artikel in Aussicht stellen. Selbst in der Josefstadt draußen, da „wo die letzten Häuser stehen", und wohin Niemand kommt aus dem vornehmen Wien, selbst da geben sie den „Gehenkten", der wenigstens mit einem Stricke um den Hals ausgestattet ist. Eine picante Ausstattung. Doch nein! ich glaube beinahe — denn auch ich komme selten dahinaus — daß man da draußen auf dem abseitsliegenden „Grunde" dem ehrlichen Schauspiele näher verblieben ist, als in den andern Theatern. Es werden da doch immer lebende Interessen dramatisirt, gröbliche Stoffe freilich in alltäglichen Gedanken, aber doch ehrliche Gedanken in ehrlicher, schlichter Dramengestalt.

Das Ueberhandnehmen der Ausstattungsstücke kommt vielleicht von dem Drange her, das durch Krach und Noth verarmte Publicum um jeden Preis in's Theater zu locken. Ja wohl. Aber die Sache selbst, die Krankheit ist älter. Sie schleicht schon lange im Theaterblute umher, eine aufblähende Wassersucht stand schon lange zu erwarten. Sie ist von der Oper ausgegangen, und da man sie dieser zupassend nannte, so machte sie sich breiter und breiter auch über die Grenzen prächtiger Möglichkeit hinaus. Reicher ausgestattet als in Paris! Das galt bald für einen kitzelnden Vorzug unsrer Oper, und das Carltheater ahmte es nach, ja selbst das alte würdige Burgtheater fing an, sich ungebührlich zu putzen. Schaulust wurde allmälig das Höchste, und die Oper, von welcher sie ausgegangen, wurde auch das erste Opfer. Sie bleibt leer, weil man sie langweilig findet, sie siecht auch ökonomisch dahin, weil die Ueberreizung durch Nebensachen den Betrieb über die Maßen vertheuert. Die bloße Schaulust verlangt auch noch immerwährende Steigerung, und so kommt das Carltheater, sonst die Scene lustiger Gedanken, jetzt schon zum lebendigen Elephanten. Jules Verne's „Reise um die Welt" ist angekündigt mit einem veritabeln Elephanten und mannigfachem sonstigen Gethier.

Der Verfall der Oper hat noch andere Gründe, aber sie hängen eng zusammen mit dem Cultus der bloßen Aeußerlichkeit. Ich möchte nicht gerne in Freund Hanslick's Operndomäne hineinreden, aber vielleicht nimmt er Notiz von meiner Notiz. Sie geht dahin, daß zwei Punkte die populäre Wirkung der Oper beeinträchtigen. Sie betreffen nicht das vielleicht zu große Haus; dies ist ja doch nicht mehr zu ändern — sie betreffen das Orchester und den Vortrag der Sänger. Ich bilde mir ein, das Orchester liege zu hoch. Es liegt wenigstens wie ein unübersteigliches Hinderniß zwischen dem Zuhörer und dem Sänger, es verdeckt ihn wenigstens. Resultat ist: Concert, nicht Oper. Concert hat bei Weitem nicht ein so großes Publicum wie das musikalische Drama, welches Oper heißt. In dem Begriffe Drama liegt die stärkste Anziehungskraft. Aus diesem Grunde allein schon bleibt das Opernhaus leer. Sollte es nicht den Versuch lohnen, das Orchester niedriger zu legen? — Der zweite Punkt trifft die Sänger. Der Mehrzahl von ihnen gebricht die Fähigkeit des dramatischen Vortrags. Das scheint man endlich bemerkt zu haben, denn man will Strakosch anstellen, den Vortragslehrer vom früheren Stadttheater. Musikalischer Vortrag ist noch nicht dramatischer Vortrag, und letzterer ist unerläßlich, wenn eine Oper wirken soll. Bei den meisten Sängern versteht man kein Wort — wie soll da eine dramatische Wirkung entstehen? Und wenn sie nicht entsteht, da bleibt für das Publicum eben nur Concertmusik übrig, welche dem Hause nur ein kleineres Publicum zuführt. Ich habe im letzten Monate drei Opern angehört, die Stumme von Portici, Robert den Teufel und den Tannhäuser. Vom Masaniello hab' ich kein Wort verstanden, und doch muß er diese Spieloper führen, deren dramatischer Gang von entscheidendem Interesse ist. Dieser Gang blieb unverständlich. Was kann die Folge sein? Völliger Mangel an Wirkung des Ganzen. — Im Robert führte der schlimme Bertrand die Entwickelung des Dramas. Man versteht von ihm kein Wort; das Drama verschwindet. Im Tannhäuser war auf der Bühne Alles außer sich, als der Tannhäuser im Wettkampfe gesungen — warum? Kein Mensch im Hause hatte es erfahren. Und das große Recitativ im letzten Acte, die stärkste dramatische Wirkung in dieser Oper, fiel wirkungslos zu Boden, weil man die Worte nicht verstand.

Im Burgtheater werden Shakespeare's Königsdramen so vollständig wie möglich gegeben. Man nennt sie bekanntlich „Historien", zu Deutsch Geschichten, weil sie keine Dramen sind. Zur Entschädigung kriegt man auf dem kleinen Theater sorgsam wie im Ballet eingeübte Schlachten zu sehen und viel Pagen und kostbare Kostüme. Hilft das? Daß diese Historien auf der Scene langweilig sind, weil sie keine Stücke, sondern nur mehr oder minder zusammenhängende Scenen, das hat noch kein wirklicher Theaterkritiker bestritten. Nur die eigensinnigen Gelehrten bestreiten es. Für diese allein ist aber doch das Theater nicht vorhanden. Die Erfahrung freilich auch nicht. Wie oft sind diese Scenen aus den englischen Rosenkriegen auf der Bühne versucht, wie oft von gelehrter Kritik gepriesen worden: das Theaterpublicum schüttelt den Kopf und bleibt aus, und der Aufwand von Zeit, Geld und Mühe ist an eine Arbeit verschwendet, welche unfruchtbar bleibt für's Repertoire. Jede Kunst verlangt ganze Erfüllung der ihr zugehörigen Formen. Fehlt es daran, so hilft kein Vorzug einzelner Theile, wie er ja bei diesen Shakespeare'schen Scenen von Niemand geläugnet wird. Die Vorzüge zerflattern auf der Bühne, weil kein dramatischer Zusammenhang vorhanden ist, weil kein Ganzes entsteht, und das Resultat ist Langeweile.

Soll da absolut geholfen werden für's Theater, so kann das nur durch wirkliche Bearbeitung geschehen, durch künstlerische Zuthat, welche die bloßen Scenen organisch zu einem ganzen Stücke verbindet. Das ist bekanntlich ein großes Wagniß bei einem überragenden Genius wie Shakespeare, und der Bearbeiter muß sich aufopfern. Er wird Niemand genügen und muß sich damit trösten, Theaterstücke ermöglicht zu haben, welche doch werthvolle Scenen eines großen Dichters in sich schließen. Die hiesigen sogenannten Bearbeitungen Dingelstedt's sind keine Bearbeitungen; sie sind weder Fisch noch Vogel; sie ändern am Shakespeare, setzen auch zu, aber sie ver-

ändern die lose Fassung nicht. Wozu also? Einrichtungen ohne eroberten dramatischen Zusammenhang sind genug vorhanden, und so werden nur die armen Schauspieler neuerdings wieder einmal genöthigt, für einige Vorstellungen umzulernen, was ihnen bekanntlich am schwersten fällt. Richard II. und Heinrich IV. sind kürzlich in dieser Art gegeben worden. Beide sind nicht neu auf dem Burgtheater. Richard hat schon nach ein paar Vorstellungen ausgeathmet, und dem Heinrich wird es nicht besser ergehen, obwol er die köstliche Figur Fallstaff's in sich schließt. Für zwei Abende in langer Schlachtenpolitik reicht auch der Fallstaffreiz nicht aus. Früher gab das Burgtheater beide Abtheilungen in ein Stück zusammengezogen an einem Abend. Es blieb da eben die zweite Verschwörung weg, und man hat wirklich an einer genug. Daß die zweite anders nüancirt sei als die erste, das ist spitzfindiges Gerede. So hielt sich das Stück damals auf dem Repertoire, fand aber freilich, wie es bei solchen Versuchen unausbleiblich, starken Widerspruch bei der Kritik. Diese Zusammenziehung brachte alle charakteristischen Figuren beider Theile, da ja die Charakteristik ein Hauptvorzug Shakespeare's. Jetzt fehlt, auffallend genug, Owen Glendower, eine so originelle Figur; er fehlt, obwol zwei Abende gebraucht werden. Bekanntlich ist seine Streitscene mit Percy sehr ausgiebig auch für die Zeichnung Percy's, und unbegreiflicherweise hat man jetzt das von Gesundheit strotzende Käthchen Percy's mit einer kränklichen, schwachstimmigen Schauspielerin besetzt, während Frau Hartmann-Schneeberger, wie geschaffen dafür, vorhanden ist. „Ich breche Dir den kleinen Finger, Heinrich, wenn Du mir nicht die ganze Wahrheit sagst," braucht ja doch einen herzhaften Ton.

Auch im Stadttheater herrscht die Langeweile, genährt durch alte vergessene Stücke wie „Mutter und Sohn" und ähnliche, nach welchen kein Mensch verlangt. Nur zwei Unterbrechungen solcher Reizlosigkeit sind da versucht worden: eine mit Anzengruber, eine mit Bauernfeld. Ein neues Bauernstück von Ludwig Anzengruber „Hand und Herz" ist diesmal rasch untergegangen, obwol es wiederum Zeugniß ablegt von Anzengruber's fruchtbarem und starkem Talente. Hand und Herz will sagen: Festnagelung der Hand, wenn auch das Herze bricht. Um die Ehe und die unmögliche Befreiung in ihr, Anzengruber's Hauptthema, bewegt es sich. Es ist rasch untergegangen, nicht weil es in seiner Entwickelung erschreckend grell und in der Motivirung oberflächlich ist, sondern namentlich, weil die Direction es voreilig fallen ließ. Es hatte doch wiederum stark interessirt, wenn man auch einverstanden war, daß die Bauersfrau den lüderlichen Gatten gar zu sehr auf die leichte Achsel genommen. Sie hat ihn als gar nicht mehr vorhanden erachtet, weil der wüste Kerl in die weite Welt gelaufen, und hat sich mit einem Andern verheirathet. Natürlich kommt der Lump wieder, und der letzte Act bringt den Graus der Ermordung. Man hatte daran mit Recht viel auszusetzen, aber die Anzengruber'sche Art, in's volle Leben zu greifen und unumwunden dramatisch vorzugehen — im Gegensatze zu den jetzt grassirenden langweiligen Spielereien —, ist den hiesigen Theaterfreunden doch bereits sehr anziehend geworden, und man ist begierig auf sein nächstes Stück, welches schon fertig sein soll.

Bauernfeld trat — überraschend genug — mit einem Trauerspiele auf im Stadttheater. „Im Dienste des Königs" heißt es. Der König ist Philipp II., der Diener Antonio Perez, welchen Mignet so trefflich geschildert und auch Gutzkow schon dramatisirt hat. Die Geliebte — die Geliebte Beider! — ist die Eboli. Weil der König ihre Untreue entdeckt, vernichtet er Beide, und das geschieht kurzweg. Was drum und dran, bleibt unbedeutend. So entsteht eine gewisse Oede und Kahlheit, welcher eine trockene, nüchterne Sprache entspricht, und welche in Wiederkehr derselben Situation Eintönigkeit mit sich bringt. Da man für nichts erwärmt war, blieb der letzte (der dritte) Act ohne jede tragische Wirkung, und es blieb ganz ohne Eindruck, daß auch noch zur Ueberraschung des Geschichtskundigen König Philipp selbst plötzlich stirbt. Eine Skizze! Der Lustspieldichter hat übersehen, daß eine bloße Skizze im Lustspiele allenfalls Leben gewinnen kann durch Witz, daß aber im Trauer-

spiele eine gelegentliche Aushilfe schwer zu finden ist. Wenigstens müßte da ein starkes Pathos eintreten, um der skizzenhaften Composition Anklang zu erwerben, und dieses Pathos ist in einem trocken angelegten und geführten Trauerspiele kaum erreichbar.

Im Carltheater endlich wird Sardou's „Onkel Sam" gegeben. Um keine Nüance zu verlieren, „Oncle" auf dem Theaterzettel genannt. Das ist denn der Gipfel der Langenweile. Sardou, der muntere Verfasser von „Pattes de mouche" (letzter Brief) und „Nos intimes" (die guten Freunde) ist gar nicht heraus zu erkennen aus dieser Mißgeburt von Stück. Es ist eine positive Mißgeburt. Ethnographischer Zweck gibt sich kund als Motiv. Das ist freilich neu. Einleuchtend ist es aber nicht, daß Dramen dazu geschrieben werden, um dem Theaterpublicum Aufschlüsse zu geben über Sitten und Gebräuche fern liegender Länder. Die Sitten Nordamerika's werden conterfeit in diesem Onkel Sam. Natürlich in carrikirtem Auszuge und recht unbehaglich. Der Onkel Sam selbst ist nur die Tanzsäule, um welche sich der Tanz dreht. Er ist nur da, damit sich Der und Jener und Dies und Das an ihm stoßen kann. So will er selbst gewählt werden, und wir machen allen Humbug der Wahlreclame durch, nur damit wir diesen Humbug durchmachen. Die Wahl selbst wird im Laufe der Acte vergessen, sie hat, wie jener Sachse sagt: „weiter keinen Zweck nicht". Onkel Sam unterhandelt ferner mit einer Französin über den Verkauf sumpfigen Terrains, damit wir sehen, wie so was in Amerika betrieben, und von einer Französin, welche natürlich noch „smarter" ist, besiegt wird. Für das Stück hat die Angelegenheit „weiter keinen Zweck nicht". Sam's Bedeutung für das Stück beruht nur darin, daß er eine Nichte hat, die Sarah heißt. Sie bildet im letzten Acte den Mittelpunkt dessen, was man Drama heißt, und was die drei vorhergehenden Acte hindurch gänzlich fehlt. Wenn man gut aufpaßt, so entdeckt man im letzten Acte, daß diese Sarah einen Umschwung in sich erleidet. Im vorletzten Acte hat sie die Liebeserklärung eines französischen Marquis nur notirt, auf einem Zettel notirt. Solch' ein Zettel wird in Amerika — sagt Sardou — dazu benützt, um als Eheversprechen vorgewiesen zu werden. Der leichtsinnige Liebeserklärer muß Angesichts solchen Zettels die Dame heirathen, oder muß Schadenersatz zahlen. Sarah ist nun aber zwischen dem vorletzten und letzten Acte europäisch geworden, und hat sich — man sollt's nicht denken — in den Marquis verliebt, ehrlich verliebt. Dafür ist er Franzose. Sie leidet also nun auch europäisch, als der Zettel aufgezeigt und geltend gemacht wird. Damit endlich auch ein europäischer Schluß entstehe, zerreißt sie edelmüthig den Zettel, und der Marquis sinkt zu ihren Füßen, der Vorhang zu den unseren.

Wie soll es möglich sein, solch' eine exotische Schilderung für ein Theaterpublicum einen ganzen Abend lang anziehend zu machen? Es ist auch nicht möglich gemacht worden, selbst nicht beim französischen Theaterpublicum, welches sich von seinen Theaterdichtern Erstaunliches gefallen läßt. Gefallen läßt theils aus Achtung vor dem erfinderischen Talente des Dichters, theils aus Eitelkeit. Man schmeichelt sich in Paris, auch das Wunderlichste zu verstehen und es unter allen Umständen als etwas Absonderliches in Mode bringen zu können. Aber mit Onkel Sam ging das selbst in Paris nicht. Hat nun das Carltheater in Wien solch' ein Publicum voll dichterischer Rücksichten, um noch in Wien zu versuchen, was in Paris durchgefallen? Ach nein. Und dennoch fand ich die fünfte Vorstellung noch gut besucht, und das Geräusch der Claque konnte den Unkundigen täuschen über die herrschende Langeweile. Reiche Ausstattung und ein lebhaftes Ensemble, empfohlen durch die Zeitungen, verlocken die Leute. Die Kajüte des Dampfers im ersten Acte bietet eine hübsche Decoration, und wenn auch übrigens nur Zimmer vorkommen, so ist Gold und Silber und Möbelluxus so reichlich auf sie verwendet, und die Toiletten der Schauspielerinnen werden so bunt, wechselvoll und extravagant eingerichtet, daß das Ziel, „auf's Innigste zu wünschen," daß der Begriff schöner Ausstattung doch erreicht wird. Mein Herz, was willst Du mehr! Das Ensemble ferner ist in den zahl-

reichen Lärmscenen wirklich sorgsam eingeübt, es klappt, und wo es in den wenigen intimeren Scenen des letzten Actes zu leidenschaftlichen Ausbrüchen kommt, da geht es prompt so grimmig leidenschaftlich her, daß man jeden Augenblick ein Attentat befürchtet. Ist das nicht gutes Schauspiel! Das heißt ja doch Leben, wenn auch ein gröbliches. Vielleicht um darin nicht nachzulassen, versäumte die Darstellerin der Sarah, ihre Umkehr zu europäischer Empfindung irgendwie zu nüanciren. Man mußte, wie gesagt, gut aufpassen, um diese Umkehr zu entdecken, aber es ging immer noch flott, stürmisch, unbändig einher, und das Leben war da — für den gedankenlosen Zuschauer oder Referenten.

So bilden sich die Scheinerfolge, und die Schauspielkunst nähert sich dem Circusspiel. Das üble Stück mag's nöthig machen. Aber warum gibt man solch' ein Stück? Der Ausstattung wegen, und weil es von Paris aus viel genannt worden ist.

Die Frage um Lärm, die Frage um Geld bringt dies Alles zu Wege, und dies Alles heißt leider nicht nur Langeweile, es heißt Verfall. Große Verhältnisse! Große Dinge! So heißt das Stichwort, welches alle Schreier ausposaunen, und welches die Kunst tödtet. Die Sardous und Genossen haben sich ausgeweitet, um diesen großen Verhältnissen und großen Dingen zu genügen, und damit ihren Kern verloren. Selbst den Verstand. Dieser mußte ihnen doch sagen, daß die Kunst im Theater nicht mit Sitten wirken kann, welche dem Theaterpublicum fremd sind. Neugier soll's nicht sein, was im Theater Befriedigung findet, sondern künstlerische Bewegung Dessen, was in uns Allen lebt, des Guten wie des Schlimmen. Es nützt also nichts, die Neugier mit äußerlichen Extravaganzen immer auf's Neue zu reizen. Das wird doch Langeweile. Die Kunst läßt sich nicht betrügen. Sie verlangt Sammlung für ein klar bemessenes Ziel, sie entweicht bei jeder Zerstreuung und Ausschweifung. Das Ziel mag klein scheinen, es lohnt voll und dauernd, wenn es mit ehrlichen Mitteln erreicht wird. Ein ehrliches Schauspiel, welches sich ebenmäßig und bescheiden zu gesunder Wirkung entwickelt, überdauert all' diesen Schwindel mit Aeußerlichkeiten, welchem nicht nur wie jetzt die Langeweile zur Seite steht, sondern welchem die Verzweiflung der Theater auf dem Fuße nachfolgt.

Heinrich Laube.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. März 1875.

Das deutsche Reich befindet sich in der glücklichen Lage, daß die Frage der „transformation des pouvoirs", welche der Stetigkeit der französischen Verhältnisse so schweren Abbruch thut, für dasselbe nicht existirt. Deutschland ist kein Wahlreich mehr, sein „lendemain" ist demzufolge gesichert und alle die Bedenken, welche in kurzen Zwischenräumen die gedeihliche Entwickelung Frankreichs zu schädigen pflegen, bleiben bei uns außer dem Bereich der politischen Discussion. Um so befremdender mußte es der großen Masse des Publicums erscheinen, daß plötzlich doch eine derartige Frage auch für die deutsche Politik aufgeworfen und von regierungsfreundlicher Seite mit Vorbedacht in die öffentliche Debatte eingeführt wurde. Der Rücktritt des Fürsten Bismarck vom Reichskanzlerposten schien einen Moment lang ausschließlich das allgemeine Interesse beanspruchen zu sollen, so bestimmt lauteten die Angaben — die man vielleicht besser als „Drohungen" charakterisirte — der Wohlunterrichteten in der Presse. Indeß das deutsche Volk hatte doch auch diesmal jenen Instinct zur Verfügung, der in dem populären Dictum: „Bange machen gilt nicht!" seinen robusten Ausdruck gefunden hat.

Daß der Kanzler dringend der Erholung, der Ruhe, der Schonung bedürfe, mochte Niemand in Abrede stellen; daß Alles geschehen müsse, um diese einzige Kraft zu erhalten, sprach sich in tausend Kundgebungen aus; aber während man im übrigen Deutschland vielleicht hier und da dem leisen Vorwurf begegnete, daß Bismarck so ohne Weiteres von der Absicht spreche, sein eigenes Werk im Stich zu lassen, war man im eigentlichen Preußen vom Anbeginn beruhigter. Hier gedachte man des York'schen Wortes, welches Droysen von dieser Kernnatur erzählt: „Unsere Knochen gehören dem Könige" und war überzeugt, daß auch der Reichskanzler im tiefsten Herzen von der unabänderlichen Wahrheit dieser Sentenz durchdrungen sein müsse, sonst wäre er eben nicht — Bismarck, der überhaupt mehr als einen Charakterzug mit dem Sieger von Wartenburg gemein hat.

Allein außer den Sonderzwecken, welche der ballon d'essai im Dienste seines Urhebers anzustreben hatte, war es doch ganz gut, daß auf diese Weise Deutschland und das Ausland bei Zeiten daran erinnert wurden, wie eben auch Bismarck nur ein Mensch sei und mit irdischem Maße gemessen sein wolle. Niemand verhehlte sich, daß in die Regierungs-Rüstung, wenn der Ausdruck gestattet ist, deren sich ein Bismarck bedienen konnte, keiner unserer zeitgenössischen Staatsmänner und Politiker hineinpassen möchte. Desto dringlicher aber wird auch die Aufforderung, die nur für die gigantischen Verhältnisse des Einzigen zugeschnittenen Einrichtungen der Reichsverfassung durch Institutionen zu ergänzen, welche das für spätere Zeiten vorauszusehende Mißverhältniß vorsichtig ausgleichen. Nicht Wenige erblicken dafür ein ergiebiges Auskunftsmittel in der Errichtung eines homogenen, verantwortlichen

Reichsministeriums — allein so ohne Weiteres darf auch dies nicht als eine unfehlbare Panacee angesehen werden, da wir ja bekanntlich vom Einheitsstaat sehr weit entfernt sind und kraft der bestehenden Verträge auch vorläufig noch sehr entfernt bleiben müssen. Dazu kommt, daß für den Kanzlerposten, wie ihn Fürst Bismarck ausfüllt, auf der anderen Seite schwerlich so leicht ein Kandidat zu finden sein würde, welcher im Stande wäre, gleichzeitig dem deutschen Volke und seinen Fürsten dafür zu bürgen, daß Preußen seine Stellung im Reiche nicht zu mißbrauchen gedenkt und der andererseits dem preußischen Staate dafür steht, daß seine verbrieften Rechte und berechtigten Eigenthümlichkeiten, die ein so ausgeprägtes staatliches Individuum nicht leicht aufgibt, in keiner Weise durch das Reich irgendwelche Verkürzung erfahren.

Genug, daß jetzt die Aufmerksamkeit der denkenden Köpfe unserer Nation diesen Aufgaben zugewendet sind und daß der Kanzler selbst in der Lage ist, seinen an Hülfsmitteln so reichen Geist auch nach dieser Richtung hin spielen zu lassen. Wie dem aber auch sein möge, ob die Rücktrittsgedanken spontan im Fürsten aufgetaucht, ob sie durch äußerliche Nöthigung sich ihm octroyirt, ob er sie zu ganz bestimmten Zwecken aufgestellt — das Eine ist unleugbar, daß sie sofort von der Tagesordnung verschwanden, als die päpstliche Encyklika vom 5. Februar die Brandfackel der Empörung in die deutschen Lande zu werfen versucht hatte. Fürst Bismarck mag mit Recht von sich sagen: „Rast ich, so rost ich"; denn jede Spur von Uebermüdung und Abspannung war von ihm gewichen, als er im Streit mit der Anmaßung des Vaticans nicht mehr zu rasten hatte. Schon vor einiger Zeit, so wollte man wissen, hatte Fürst Bismarck im preußischen Ministerrath aus seiner Ueberzeugung kein Hehl gemacht, daß man dem Feinde — und als solcher stellte sich der von Rom aus beeinflußte Theil des katholischen Klerus dar — keine Subsidien aus den Landeskassen bewilligen dürfe. Seltsamerweise war es der Cultusminister Dr. Falk, welcher sich gegen jede derartige Maßnahme kräftig verwahrte und die Mißstimmung des Kanzlers, welche bei mehrfachen Gelegenheiten über sein Verhältniß zum preußischen Ministerium, dem er als primus inter pares angehört, zum Ausdruck gelangte, kann zum Theil mit gutem Fug auf die vorsichtigen Einwendungen und Bedenken des Cultusministers gegen die radicalere Politik des Ministerpräsidenten zurückgeführt werden. Die offene Kriegserklärung des Unfehlbaren machte natürlich sofort allem Schwanken ein Ende und der Gesetzentwurf wegen Entziehung der Staatssubvention für die katholische Kirche in Preußen, wie sie seit dem 16. Juni 1821 durch ein Uebereinkommen zwischen Krone und Kirche bestanden hatte, fand sofort die Unterschrift des Monarchen.

Es entspricht ganz der realistischen Auffassung, welche Fürst Bismarck allen Angelegenheiten, die er behandelt, angedeihen läßt, daß er den Gegnern des Staates nicht mehr aus den Steuerpfennigen das Mittel darbieten wollte, mit dessen Hülfe sie den Kampf fortzusetzen vermochten. Die entzogene Staatssubvention beträgt allerdings kaum eine Million Thaler, eine Summe, die in unserm an Milliarden gewöhnten Zeitalter nicht so schwer ins Gewicht zu fallen scheint. Allein der Gesetzentwurf ist ja auch nicht für die Nabobs der Kirche, für die Besitzer der fetten Pfründen und Bisthümer berechnet, welche der Subvention aus dem Staatssäckel zunächst wol entrathen können. Der größere Theil des Curatclerus befindet sich jedoch nicht in dieser angenehmen Lage. Ihm ist nun kein Zweifel mehr, daß die Regierung nicht daran denkt, auf seine Kosten etwa eine Versöhnung mit Rom abzuschließen. Die Bedenken, welche so manchen wohlmeinenden Vaterlandsfreund in der Pfarrgeistlichkeit bisher abgehalten haben mochten, offen und unentwegt zum Staate zu stehen, sind nicht mehr stichhaltig. Der bescheidene Pfarrer kann es jetzt wagen, auch gegen den Willen seiner vornehmen Oberen dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Hat man es doch erst in den letzten Jahren in Oesterreich erlebt, wie sehr solche materielle Fragen die niedere Geistlichkeit dem Staate näher bringen. Dort wurde durch Regierungs- und Parlamentsbeschluß die Dotation des sogenannten Religionsfonds dazu benützt, um den Pfarrern aus Staatsmitteln eine Aufbesserung

ihrer kärglichen Bezüge zu gewähren. Aber sie mußten darum einkommen, entweder durch Vermittelung der Bischöfe oder direct bei der Landeshauptmannschaft. Der niedere Clerus erkannte sofort, daß diese Geldzuwendung aus Staatsmitteln ihn den Bischöfen gegenüber unabhängiger mache, da diese Letzteren auf den Vertheilungs-Modus keinen Einfluß nehmen konnten. Vergebens untersagte der Episcopat seiner Geistlichkeit jede Bewerbung um die staatliche Wohlthat. Schüchtern Anfangs, dann immer offener strömten die Bewerbungen um die Gehaltsaufbesserung bei den Landeshauptmannschaften ein und heute sind sieben Achtel des österreichischen Curatclerus dem Staate dankbar, daß er ihr Hörigkeits-Verhältniß zu den Bischöfen in diesen materiellen Dingen so empfindlich abzuschwächen den Muth gehabt.

Auch in Deutschland werden schwerlich ähnliche Erfahrungen ausbleiben und die Gläubigen dürften kaum große Sehnsucht empfinden, den fehlenden Staatszuschuß durch freiwillige Selbstbesteuerung aufzubringen, damit Pius IX. die Genugthuung habe, die Unbotmäßigkeit gegen das Gesetz bei dem katholischen Theil der preußischen Bevölkerung zur stehenden Regel zu machen. Dennoch würde man sich vielleicht täuschen, wenn man von den Erklärungen einen großen Erfolg erwartete, welche die sogenannten Staatskatholiken, wie Graf Frankenberg u. A., zu Gunsten strenger Gesetzestreue angeregt haben. Die Scheu vor der Oeffentlichkeit, die uns Allen noch sehr anhaftet, kommt da der natürlichen Trägheit des Philisteriums, mit dem man eben rechnen muß, bedeutend zu Hülfe und mehr als von den freien Willenskundgebungen der Einzelnen wird man auf das Bedürfniß der Geistlichen zu zählen gezwungen sein, wenn man von der neuesten gesetzlichen Maßnahme, welche die übrigen Bestimmungen der Bulle „de Salute animarum" noch nicht beeinträchtigt, eine Emancipirung von römischer Allgewalt erwartet. Daß der Staat damit sein letztes Wort noch nicht gesprochen, ist, Angesichts der immer noch möglichen Beschlagnahme des Kirchenvermögens, keinem Zweifel unterworfen.

Das Verhältniß Deutschlands zum Vatican ist übrigens ein durchaus eigengeartetes und gestattet nicht, daß man es auch auf andere Länder, etwa die Schweiz ausgenommen, zu übertragen versuche. Die Andeutungen, welche man von Berlin aus der italienischen Regierung gemacht, weil die unverkümmerte Aufrechterhaltung des dem Papste gewährten Asylrechtes nicht wol in Einklang zu bringen sei mit dem freundnachbarlichen Verhältniß zwischen beiden Staaten, waren formell ebenso berechtigt wie seiner Zeit die von Preußen gegen Frankreich gerichteten Vorstellungen wegen der Umtriebe der hannöverschen Legion, die man jenseits der Vogesen ein wenig allzugastlich aufgenommen. Beide, die Legionäre damals, wie heute der Papst, suchten in Preußen eine Empörung gegen die einmal bestehende Ordnung anzufachen und systematisch eine Gährung in diesem Lande zu verbreiten, welche im gegebenen Momente der öffentlichen Ruhe gefährlich zu werden vermochte. Allein Italien gegenüber mußten alle diesbezüglichen Andeutungen auf steiniges Erdreich fallen. Die Staatsmänner und Politiker der Cavour'schen Schöpfung werden es ohne Zweifel stets sehr gern sehen und angenehm empfinden, wenn sie in der Stunde der Gefahr auf unseren Arm zählen dürfen, aber auch nur das mindeste Zugeständniß an unsere Auffassung der kirchenpolitischen Fragen zu machen, gestattet ihnen nimmermehr das einmal bestehende Garantiengesetz, welches ja bekanntlich zum italienischen Staatsrecht gehört und respectirt werden müßte, „selbst wenn sich der Papst direct gegen Italien verginge." Mit solchen Anschauungen ist ein Pactiren nicht möglich und unsere deutschen Politiker werden sich daran gewöhnen müssen, so wenig als möglich von den Diplomaten des Quirinals zu empfangen und ihnen dafür so viel als möglich zu leisten.

Die Auffassung, wie sie in Italien vom Kirchenconflict maßgebend ist, hat dagegen viel größere Aussicht, in Oesterreich verständnißinnig begriffen zu werden. Die Reise des Kaisers Franz Joseph nach Venedig, um dort mit König Victor Emanuel zusammen zu treffen, gibt auch in dieser Beziehung, gerade weil sie einem spontanen Entschlusse des Monarchen entsprang, einen deutlichen Finger-

zeig. Die Hochherzigkeit, mit welcher der Kaiser sich dazu verstand, dem jetzt befreundeten Souverain ein so unleugbares Zeichen des Vergessens und Vergebens zu ertheilen, soll natürlich nicht herabgemindert werden; allein die Wahl gerade des ehemalig österreichischen Venedigs zum Ort der Begegnung bezeichnet genau die kirchliche Doctrin, innerhalb welcher sich Franz Joseph, unbewußt vielleicht, aber darum nicht minder klar und deutlich, noch heute bewegt. An einen Besuch Roms oder Neapels konnte nicht gedacht werden, weil damit implicite eine Verkürzung der Rechte des Papstes oder des Königs Franz von Neapel erfolgt wäre. Die eigenen Rechte auf das vormals bestehende lombardo-venetianische Königreich konnte der Kaiser von Oesterreich wol aufgeben, den Rechtsansprüchen des heiligen Vaters aber durfte er nimmermehr zu nahe treten; sein Einzug in Rom durfte der Beraubung des Papstes nicht die Sanctionirung des österreichischen Souverains verleihen. Die katholische Partei Oesterreichs, wie sie namentlich Cardinal Rauscher vertritt, ist darum auch weit entfernt, dem Kaiser den Besuch des excomunicirten Fürsten zu verargen. Wird doch derselbe mit aller Rücksicht auf den Gefangenen im Vatican durchgeführt und so mag Venedig das kaum für möglich gehaltene Schauspiel erleben, den San Marcoplatz vom dröhnenden: „Evviva l'Austria" wiederhallen zu hören, ein Ruf, den polizeiliche Nachhilfe und Corporalstock diesmal nicht zu unterstützen nöthig haben werden. Tiefere politische Bedeutung wohnt dieser Fürstenbegegnung jedoch schwerlich inne. Sie ist nichts, als ein bedeutsames Symptom rückhaltlos erfolgter Aussöhnung, deren politische Folgen die friedensdurstige öffentliche Meinung indeß schon seit geraumer Zeit escomptirt hatte.

Die Rücksicht jedoch, welche Oesterreich auch bei diesem Anlaß dem Papst gegenüber walten ließ, zeigt sich Pius IX. bestrebt, dem Lande des apostolischen Königs jederzeit zurückzugeben. Darum gestattete der heilige Vater auch in einem eigenen Breve, daß die österreichischen Bischöfe sich dem noch jüngst vom Vatican so herb verurtheilten Gesetze über die äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche in Oesterreich anbequemen dürfen. Namentlich der Forderung des Gesetzes, daß bei Ernennung neuer Pfarrverweser dieselben der weltlichen Behörde *vorher* namhaft zu machen und anzuzeigen sind, wurde gehorsame Erfüllung erlaubt. Wenn man erwägt, daß die gleiche gesetzliche Bestimmung in Preußen am Meisten dazu beitrug, den Kirchenconflict zu verschärfen, weil die Bischöfe auf Weisung von Rom dem Gesetze jeden Gehorsam weigerten, so wird man nicht umhin können, jener Schnellfingerigkeit einige Bewunderung zuzugestehen, mit welcher man in Rom *zweierlei Maß* und *zweierlei Gewicht* gebraucht.

Dem Kaiser *Franz Joseph* ist die vierwöchentliche Erholungsreise sehr wol zu gönnen, die er zum Besuche eines seiner unwirthlichsten Länder, *Dalmatiens*, verwenden will. Nicht ohne Selbstverleugnung hat er die Peripetien der *ungarischen Ministerkrisis* verfolgt und mit wirklich constitutionellem Sinne ihren Abschluß gefördert. Als hervorragendstes Merkmal der nun in Ungarn neu geschaffenen Lage ist das Verschwinden der Deákpartei zu betrachten, welche seit dem Ausgleich des Jahres 1867 die Geschicke des Landes verfassungsmäßig gelenkt hatte. Alles, was sie politisch dem Lande erworben, mußte in den Hintergrund treten vor der materiellen Verwahrlosung, die sie hatte über Ungarn hereinbrechen lassen. Deák, der greise Patriot, mußte es noch erleben, wie seine eigene Partei in gewissem Sinne zum alten Eisen geworfen wurde. Dennoch gelang es zum wenigsten, die Fahnenehre zu retten, denn die Fusion der Deákisten mit dem bisher staatsrechtlich opponirenden linken Centrum zur „*liberalen Regierungspartei*" diente nicht nur dem neuen Cabinet als Fundament, sondern bewahrte auch die hauptsächlichste Errungenschaft Deák's und der Seinen, den Ausgleich mit Oesterreich, wenigstens vorläufig. Noch hatte das deákistische Element im Ministerium die numerische Ueberlegenheit, aber das geistige Uebergewicht besaß *Koloman Tisza*, der bisherige Chef der ausgleichsfeindlichen Opposition. Dieser beredte ungarische Staatsmann hatte für die finanziellen Verlegenheiten des Reiches ein politisches Auskunftsmittel gefunden,

die Parteifusion, und er war großmüthig genug, wiederholt zu versichern, daß er, so lange er Minister Sr. Majestät sei, niemals etwas hinter dem Rücken seiner Collegen planen und unternehmen werde; ein Versprechen, welches die Bedenken des orthodoxen Theils der Deákpartei beschwichtigen sollte, da Tisza diesem noch immer als principieller Gegner der Bestimmungen des Ausgleichsvertrages galt, die er nur aus Zweckmäßigkeitsgründen offen anzugreifen unterlassen. Diese Bedenken sind allerdings so ganz grundlos nicht. Die Neuwahlen stehen vor der Thür und ihre Leitung fällt dem Minister des Innern, fällt eben Koloman Tisza zu. Das Gros der Deákpartei hat danach wenig Aussicht, in alter Stärke wieder zurückzukehren und das benimmt auch den deákistischen Ministern, welche im Cabinet noch die Mehrheit bilden, die weitere Daseinsberechtigung.

Inzwischen hat in Oesterreich der gigantische Ofenheimproceß seinen Abschluß gefunden. Die Freisprechung des Angeklagten, unter den gegebenen Verhältnissen ein nahezu unvermeidliches Ereigniß, hat hüben wie drüben zu den maßlosesten und ungerechtesten Urtheilen Veranlassung geboten. Das ganze österreichische Volk aus diesem Grunde für eine verlotterte, unmoralische Sippe zu erklären, wie dies hier und da geschehen, ist ebenso unbillig, wie die mehrfach versuchte Glorification des Freigesprochenen, als eines Märtyrers des Unternehmungsgeistes. Ofenheim hat nichts aus Menschenliebe oder Patriotismus unternommen, sondern um zu verdienen. Daß er dabei sein Ich in englischer Weise groß geschrieben, ist wol moralisch, nur sehr schwer aber auch juristisch zu bemängeln. Indeß, ohne die mannichfachen Verkettungen dieses Processes, welche ihm eigentlich fremde Elemente damit verquickten, wäre, da ein Geschworenengericht zu erkennnn hatte, schwerlich ein das Sittengesetz verletzender Wahrspruch in die Erscheinung getreten. Allein der von Außen kommende Versuch, gerade in den letzten entscheidungsvollen Stunden das Urtheil des Vorsitzenden und durch diesen wieder die Ueberzeugung der Geschworenen zu beeinflussen, bewirkte eine momentane Reaction des öffentlichen Gewissens, die man nachderhand wol bekämpfen, aber schlechterdings nicht in Abrede stellen kann. Wäre der „private" Eingriff des Präsidenten Hein etwa zu Gunsten des Angeklagten erfolgt, so würde ohne Zweifel diese Reaction im entgegengesetzten Sinne eingetreten sein und dies muß man festhalten, um nicht ungerecht zu werden. In Oesterreich, namentlich aber in Wien ist bei aller Lust, das Leben leicht zu nehmen, in Folge der consequenten politischen Mißerfolge der Regierenden seit zwanzig Jahren, ein tief eingefressener Pessimismus lebendig, der mit unverhohlenem Mißtrauen argwöhnisch auf Alles blickt, was von Seite der regierenden Schichten ausgeht. Dieser Umstand muß die umwälzende Wirkung erklären, welche das Hein'sche Privatschreiben an den gleichzeitig erkrankenden Schwurgerichtspräsidenten nicht nur auf die Geschworenen allein ausübte. Nicht überall verkennt man die Interessen des Staates so sehr, um derlei moralisch schmutzige Wäsche auf offenem Markte zu waschen. Man erwäge die ungeheure moralische Schädigung, welche Oesterreich im Laufe dieses Processes erwachsen und frage noch, wo die Schuld liegt! Daß Ofenheim auch nach der erfolgten Freisprechung keinerlei Anspruch auf einen Monthyon'schen Tugendpreis besitzt, wird wol selbst keiner seiner berufenen und unberufenen Vertheidiger in Abrede stellen; aber das ganze österreichische Volk darf man nicht verantwortlich machen für eine Straflosigkeit, zu deren Begründung die psychologischen Motive ausreichen, ohne daß man erst nöthig hätte, zu ehrenrührigen Unterstellungen seine Zuflucht zu nehmen.

Der Proceß hatte in ganz besonderer Weise das Interesse der gebildeten Welt auf sich gezogen und die Theilnahme für andere Fragen einigermaßen in den Hintergrund gedrängt. Unter anderen Umständen würde die russische Antwort auf die englische Ablehnungsnote vom 20. Februar, bezüglich der Kriegsrechtsconferenz und ihrer geplanten Fortsetzung, wol Stoff zu eingehenderer Discussion geboten haben. Der Widerwille der kleineren Mächte, sich bei diesen Conferenzen zu betheiligen, die für die zweite Hälfte des April (alten Styls) nach Petersburg einberufen werden sollen, hat sich schließlich abschwächen lassen. Erfreulich im Sinne der Be-

ruhigung nationaler Leidenschaften ist die ebenfalls für das laufende Frühjahr angekündigte Reise des Königs Oskar von Schweden an den russischen Kaiserhof. Noch vor zwölf Jahren würde ein solches Beginnen in ganz Skandinavien kaum für möglich gehalten worden sein, so heftig erregt wogte da noch die nationale Leidenschaft, welche, besonders erregt durch den letzten polnischen Aufstand, allerhand Illusionen nachhing. Davon ist jetzt in Schweden keine Rede mehr, wie denn überhaupt die Regierung Oskar's II. bemüht ist, den realen Verhältnissen vor Allem Rechnung zu tragen.

Erfreuliches auch, was die Consolidirung der Zustände anbetrifft, kann diesmal aus Frankreich berichtet werden. So nahe die Möglichkeit schon gewesen, das gesammte Verfassungswerk scheitern zu sehen, so fand sich schließlich doch noch genugsam Bürgersinn in der Versailler Versammlung, um ein modificirtes Senatsgesetz, von dessen Vorhandensein ja überhaupt die Lebensfähigkeit der votirten republikanischen Verfassung abhing, zu Stande zu bringen. Die Wahrheit zu sagen, mußte freilich diesem Bürgersinn durch eine hübsche Dosis Besorgniß und Furcht aus der anwachsenden bonapartistischen Propaganda nachgeholfen werden. Die Rechtfertigung Napoleons III. wegen des nationalen Unglücksfalles von Sedan, wie sie in dem Processe Cassagnac-Wimpffen durch die Pariser Geschworenen erfolgte, hatte selbst die conservativeren Elemente des rechten Centrums in der Nationalversammlung stutzig gemacht, während der Bericht des Deputirten Savary über die, gelegentlich der parlamentarischen Untersuchungscommission durch die Aussagen des Polizeipräsidenten Renault bekannt gewordenen Einzelheiten der existirenden bonapartistischen Nebenregierung im Lande, den Parteien des Parlaments die Verpflichtung nahe legte, sich der bisherigen Zwistigkeiten zu begeben, um dem gemeinsamen Feinde einmüthig gegenüberzustehen. So kam mit Ach und Krach die republikanische Verfassung, mit dem unrepublikanischen Senatsgesetz und der famosen Revisionsklausel, welche den orleanistischen Intriguen Thür und Thor öffnet, in Folge der fast unbegrenzten Selbstverleugnung der Linken unter Gambetta endlich doch noch zu Stande. Die Republikaner hatten auf das allgemeine Stimmrecht für den Senat, ja sogar auf die Annahme eines Antrages verzichten müssen, welcher für alle Zukunft die Mitglieder einer in Frankreich regierend gewesenen Familie von der Wahl zur Präsidentschaft der Republik ausschloß. Mit einem Worte, es wurden da unter Gambetta's Leitung Compromisse geschlossen, welche jedem deutsch-demokratischen Doctrinär als wahrer Principienverrath erscheinen müßten. Aber freilich, es wurde damit wenigstens das Eine, die republikanische Form, gerettet und während die Orleanisten in dieselbe mit den Hintergedanken eintraten, es werde ihnen über kurz oder lang gelingen, sie zu sprengen, schmeichelten sich die Gambettisten mit der Hoffnung, daß sie stark genug seien, dieser Form auch den republikanischen Geist einzugießen. Am meisten unerwartet traf diese kaum vorhergesehene opferwillige Einmüthigkeit der Fractionen die hoffnungsgeschwellten Gutkaiserlichen, denen noch dazu die wenig frohe Aussicht bereitet war, in dem nun zu berufenden neuen Cabinet ihren Todfeind, den Herzog Audiffret-Pasquier (Herzog allerdings nur durch die Adoption des alten Kanzlers Herzog von Pasquier) als Minister des Innern mit der Macht bekleidet zu sehen, ihre administrative Privat-Organisation unschädlich zu machen. Indeß hatte, zum Glück für die Bonapartisten, der Marschall-Präsident noch nicht vergessen, daß auch er einst dem Kaiserreiche gedient und daß er Napoleon III. den glänzenderen Theil seiner militärischen Laufbahn verdankte. Der Marschall sträubte sich daher gegen einen Minister des Innern, der mit dem offenen Programm ins Amt treten wollte, gegen alle Staatsbeamten eine Art von Gewissenszwang auszuüben und alle kaiserlichen Reminiscenzen oder Sympathien durch die sofortige Entlassung der damit behafteten, sonst vielleicht sehr brauchbaren Functionäre, auszumerzen. Vielleicht besorgte der Herzog von Magenta, daß in diesem Falle die Säuberung bei ihm selber den Anfang nehmen müsse. Genug, Herzog Audiffret-Pasquier blieb von der ministeriellen Combination ausgeschlossen und so kam nach sechswöchentlicher Penelope-Arbeit — denn die Nacht

pflegte immer wieder das Gewebe des Tages zu vernichten — ein Cabinet Buffet-Dufaure-Meaux zu Stande, in welchem rechtes und linkes Centrum, so wie die gemäßigte Rechte, gleichzeitig vertreten waren.

Die Bonapartisten dürften sich freilich täuschen, wenn sie bei Buffet, dessen Unverträglichkeit ihn in Frankreich seit Jahren schon als einen „mauvais coucheur" bezeichnet werden ließ, größere Rücksicht für ihre Interessen voraussetzen, weil er zu drei verschiedenen Malen Minister Louis Napoleons gewesen. Der neue Vicepräsident des Ministerraths ist ein entschiedener Anti-Kaiserlicher und seine leidenschaftliche Starrköpfigkeit könnte den Freunden des Hauses Chislehurst leicht viel verhängnißvoller werden, als die aufbrausende Hast des bei Seite geschobenen Herzogs Audiffret. Jedenfalls trat das neue Cabinet mit einem überaus conservativen Programme vor die Nationalversammlung, um dem ängstlichen Bürger den Beweis zu führen, daß auch unter republikanischer Etiquette Bürgschaften für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und der gesellschaftlichen Ordnung gegeben werden könnten. Die Zeche muß natürlich das freie Wort bezahlen: Eine weitere Knebelung der Presse wurde bereits als Lösegeld für die Befreiung vom Belagerungszustande, der seit dem August 1870 noch über 38 Departements verhängt blieb, in Aussicht gestellt. Dagegen ward im Programm des Ministeriums des künftigen Wahlgesetzes mit keiner Silbe gedacht; weil man wol fühlt, daß bei der Berathung desselben die mit solcher Mühe künstlich zusammengehaltene Einhelligkeit der maßgebenden Fractionen wieder auseinanderfallen werde. Und doch ist dies neue Wahlgesetz unumgänglich, soll anders die gegenwärtige Nationalversammlung nicht zu ewiger Lebensdauer (denn von Unsterblichkeit kann schwerlich die Rede sein!) verurtheilt werden. In diesem Punkte stehen der dritten französischen Republik noch heftige Kämpfe bevor.

Herzog Decazes, welcher die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten auch in dem neugebildeten Cabinet beibehielt, soll nicht wenig erstaunt gewesen sein über das von Preußen-Deutschland verfügte Pferdeausfuhr-Verbot, das, obwol es für alle Landesgrenzen galt, doch zumeist auf Frankreich gemünzt erschien, worüber die officiösen Commentare keinen Zweifel ließen. Der Herzog selbst hatte keine Ahnung von dem Plane der französischen Militärverwaltung gehabt, sich durch die Remonte-Ankäufe auf der andern Seite der Vogesen zu completiren und damit der Wehrkraft Deutschlands gleichzeitig einen Theil ihrer Elasticität zu benehmen. Der Wink, welcher im Ausfuhrverbot selbst lag, dürfte in Paris wol verstanden worden sein.

Die wenig erfreulichen Meldungen aus Madrid über das junge Königthum Alfons' XII. erhielten einen eigenthümlichen Commentar durch die gleichzeitig erfolgte Verleihung des goldenen Vließes an den Marschall Mac Mahon und an den Fürsten Bismarck. Die Staatsweisen des jugendlichen Monarchen scheinen damit abermals ihre große Lust an den Tag gelegt zu haben, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. Ihre sonstige diplomatische Unzulänglichkeit wurde im Uebrigen bereits mehr als einmal Ereigniß. Der Mangel an Tact, welcher in der Entsendung des Herrn del Mazo, spanischen Gesandten in Wien, nach Bucharest mit einem eigenhändigen Notificationsschreiben Alfons' XII. sich documentirte, kam auch Deutschland gegenüber in der Verschleppung der Gustav-Affaire zum Vorschein. Nicht ohne Beschämung Spaniens gelang es den Mächten die Pforte zu versöhnen, welche durch jene Mission ihre Oberherrlichkeit über Rumänien mißachtet sah und was Deutschland betrifft, so soll es energischer Accente bedurft haben, um die geforderte Genugthuung für die deutsche Flagge und die gewünschte Untersuchungscommission in Zarauz schließlich doch zugestanden zu erhalten. Mit den Karlisten ist man immer noch im alten Verhältniß; nur daß man jetzt von den Waffen gar nichts mehr, Alles nur von dem landesüblichen „convenio" erwartet.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Erster Jahrgang. Heft 8. Mai 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam Seyffardt'sche Buchh.	**Kopenhagen** Wilh. Prior's Buchh.	**New-York** Stechert & Wolff.	**Rom** Loescher & Comp.
Athen Karl Wilberg.	**London** A. Siegle.	**New-York** E. Steiger.	**Rotterdam** van Hengel & Eeltjes.
Bern Huber & Comp.	**London** Trübner & Comp.	**Paris** Sandoz & Fischbacher.	**Stockholm** Samson & Wallin.
Brüssel C. Muquardt's Hofbuchh.	**Mailand** Ulrico Hoepli.	**Petersburg** Carl Ricker.	**Tanunda** F. Basedow.
Bukarest Sotschek & Comp.	**Moskau** Edmund Kunth.	**Riga** N. Kymmel.	**Wien** Faesy & Frick.
Christiania Albert Cammermeyer.	**Moskau** Alexander Lang.	**Rio de Janeiro** E. & H. Laemmert.	**Yeddo** H. Ahrens & Comp.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Berthold Auerbach, Nannchen von Mainz. Eine rheinische Geschichte 161

II. Julius Rodenberg, Das ehemalige Kurfürstenthum Hessen. Heimatherinnerungen 187

III. Georg Brandes, Ferdinand Lassalle vor der Agitation. (Schluß.) 213

IV. Ludwig Friedländer, Die „Revue des deux mondes" über Preußen und Deutschland während der Zeit des Norddeutschen Bundes 237

V. von Meerheimb, Die Metzer Bibliothek in Berlin . . 250

VI. Rudolph Lindau, Schiffbruch. Eine Erzählung aus Japan . 261

VII. Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau 274

a) Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Urlichs. Mit Portrait und Facsimile.

b) Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Mit dem Portrait von Christophine Reinwald, geborne Schiller.

c) Briefe von Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Dyk und Falk an Karl Morgenstern. Herausgegeben von F. Sintenis.

d) Geistesströmungen. Von H. M. Richter.

e) Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. Erster Theil. Mit 2 Lithographieen. (Kant und die Arnauer Kirche.)

VIII. Wilhelm Goldbaum, „Das Wiener Stadttheater" von Heinrich Laube 283

IX. Zu dem von Max Müller herausgegebenen „Briefwechsel Schiller's mit dem Herzog von Augustenburg" 287

a) Von Hermann Hettner.

b) Von Georg von Bunsen.

X. Karl Frenzel, Berliner Chronik. — Die Theater 289

XI. Otto Gumprecht, Aus dem Berliner Opernhaus und den Concertsälen 295

XII. Heinrich Laube, Wiener Theater 301

XIII. Eduard Hanslick, Die musikalische Saison in Wien 1874—1875 307

XIV. Politische Rundschau 315

Nannchen von Mainz.

Eine rheinische Geschichte

von

Berthold Auerbach.

1. Capitel.

Nannchen heißt sie, und ihre Geschichte erzähle ich gern.

Nannchen ist eigentlich kein besonderer Name in Mainz, es heißen gar viele Mädchen so. Aber Nannchen Becker ist ein besonderes Mädchen. Nicht wegen ihrer Schönheit und ihrer vollen, kräftigen Gestalt — es gibt gar viel schöne Mädchen in Mainz, zumal da draußen im Gartenfeld, wo auch unser Nannchen wohnt —, aber sie hat ein besonders herzhaftes Wesen, und vor Allem kann sie lachen, daß einem dabei das Herz im Leibe vor Freude aufgeht, und wenn sie lacht, bekommt ihr Gesicht so viel kleine Drucker, besonders bei den braunen Augen, daß es eine wahre Lust ist, das zu sehen. Die mächtige Gestalt hat sie vom Vater, dem Stoßkarrcher Becker, der draußen am Rhein beim Verladen der Schiffe arbeitet und eine angesehene Figur ist; er handhabt den breiten kurzrädrigen Stoßkarren und so heißt er Stoßkarrcher. Er trägt einen langen, kragenlosen getheerten leinenen Rock, und das Schild an seiner Mütze ist immer nach der linken Seite gerückt; das gibt ihm fast etwas Verwogenes, ist aber doch nur dazu, damit die rechte Schulter immer bereit sei, Lasten aufzunehmen. Er wäre noch viel größer, wenn er nicht etwas vorgebeugt ginge von dem vielen Lastentragen, denn wo es etwas den Anderen zu Schweres zu heben gibt, heißt es: Laßt den Becker kommen! und er ist immer bei der Hand, und wo er anfaßt, ist's, als ob seine Finger Kneipzangen wären, und wehe dem, der den Becker neckt, daß er ihm einen Fünfthalerschein auszahlt mit seiner breiten Hand. Das thut er indeß äußerst selten, denn sein Ruf flößt den Genossen schon Furcht genug ein. Dabei ist er aber gutmüthig wie ein Kind und weiß an sich zu halten wie ein Mann, denn er hat vor sich selber Furcht, vor seiner eigenen Stärke; er weiß, er kann sie nicht meistern, wenn er sie losläßt.

Da draußen am Rhein ist ein seltsames Leben unter den Stoßkarrchern, auch Rheinschnacken genannt. Stundenlang liegen sie oft umher auf Waarenbällen, auf

Handkarren oder auch an einen Schuppen gelehnt und haben, wie man sagt, Maulaffen feil, und wenn ein Vorübergehender sie hänselt oder durch sein Aussehen zu Spott Veranlassung gibt, da hagelt's von allen Seiten spitze und klobige Redensarten. Der breite Becker that aber selten mit, nur wenn — denn wir sind in den sechziger Jahren — auf die Preußen losgezogen wird, steuert er Kraftworte bei, sonst aber nickt er nur mit seinem mächtigen, von dichten, buschigen Haaren bewaldeten Kopfe den Kameraden zu; er ist kein Freund von vielen Reden und er weiß auch, daß er etwas ungelenk darin ist. Sein besondrer Ruhm besteht darin, daß man ihm nacherzählt, er habe einmal eine Wette gewonnen. Es hieß, Niemand sei im Stande, einen Kanonenlauf auf der Schulter davon zu tragen. Der Stoßkarrcher Becker hat gewettet, daß er das vermag, und er hat die Wette gewonnen. Aber er hört auch von diesem Ruhme nicht gern reden und leugnet ihn fast gar ab, denn die Zeugen, die dabei waren, sind bereits gestorben. Der Stoßkarren, den Becker hat, ist ganz von Eisen, und er hat nicht nöthig, ein Kennzeichen daran zu machen, daß das der seinige ist, denn für jeden Anderen ist, ohne daß etwas aufgeladen wäre, der Karren an sich schon Last genug.

Wie gesagt, das Leben und Treiben der Stoßkarrcher ist ein seltsames. Oft stundenlanges Nichtsthun und dann binnen zehn, fünfzehn Minuten, so lange ein Dampfschiff anhält, das zu Berg oder zu Thal geht, eine Anstrengung, und zwar in Eile, so daß man sich nur wundern muß, wenn das Schiff wieder davon dampft, was hinein- und was herausgebracht wurde. Wenn Wein zu verladen ist, ist Becker selbstverständlich dabei, und er ist eben so behutsam als stark. Er behandelt den Wein bei aller kräftigen Handhabe mit einer gewissen Zärtlichkeit, denn was ist Leder und Getreide und Hausrath und was sonst die Menschen einander zusenden gegen den Wein! Das ist Alles gut, aber der Wein allein macht lustig, da steckt Musik drin, wie sie hier zu Lande sagen. Dann fährt er auch oft mit dem niederen, aus mächtigen Stämmen gezimmerten Verladungswagen, daran die breiten Burgunderbraunen der Direction gespannt sind, durch die Stadt und hat seine große lederne Schürze über die ganze Vorderseite des Körpers gespannt, und wenn er so auf der Deichsel steht, da passen Pferde, Wagen und Führer zusammen wie aus Einem Guß, Alles mächtig und gewaltig.

Er lacht und nickt — und das Lachen und Nicken dieses Arbeitsriesen hat etwas gar Seltsames — wenn man ihm sagt, daß er in seinem ganzen Leben noch keinen Tropfen Wasser getrunken habe. Denn es ist wahr. Und hat der Sohn des Rheines nicht Recht, daß er nur Wein trinkt, wenn er's aufwenden kann? Er hält das Sprichwort der Rheinländer: Wasser ist nicht gut in den Schuhen, wie viel weniger im Magen! Dabei ist er ein besonderer Feind des Cigarrenrauchens, er behauptet, das Cigarrenrauchen verderbe den Weingeschmack, eine gute Pfeife schade weniger.

Der Stoßkarrcher Becker hat schon vor zehn Jahren seine Frau verloren. Sein einziger Sohn Nicola ist Küfer in der Weinhandlung auf der hinteren Bleich und hat sich vor einem Jahr verheirathet. Und Nannchen — sie ist

nur ein Jahr jünger als Nicola — führt draußen im Gartenfeld das Geschäft, und das ist ziemlich bedeutend und einträglich, denn sie hat die große Wäschanstalt, die die Mutter geführt, beibehalten. Man sagt, daß Becker ein vermöglicher Mann sei und sich Häuser kaufen könne; aber er legt sein Geld lieber auf Hypotheken an — da merkt die Welt nichts davon und es ist doch sicher.

Am Mittag — es wird aber der Mittag schon auf elf Uhr gesetzt, denn man muß vorher gegessen haben, ehe um halb Zwölf ein Schiff zu Thal kommt — am Mittag erhält Becker sein Essen immer von Nannchen; sie bringt es aber selten selber, sie schickt meist ein jüngeres Mädchen, aber auch ein Kind aus der Nachbarschaft. Wenn Nannchen aber einmal selber kommt, muß sie nach allen Seiten hin mit Antworten gerüstet sein, denn sie wird von älteren und jüngeren Kameraden des Vaters aufgezogen — das ist einmal so die Art der Rheinländer, immer soll es etwas zum Lachen geben. Nannchen weiß Jeden baar auszubezahlen, und der Vater, der dabei ißt und trinkt — er ißt eigentlich wenig, das Trinken ist die Hauptsache — nickt manchmal, während er ißt, und wenn er trinkt, winkt er mit der Hand, sie solle still halten, damit ihm vor Lachen der Wein nicht in die unrechte Kehle kommt.

Im vorletzten Sommer ging's aber seltsam her an einem hellen Morgen. Der Rhein wallte mit seinen grünen Wellen so still dahin und blitzte und funkelte, und drüben standen die Berge des Taunus wie hohe, stehen gebliebene grünblaue Wellen.

Nannchen stand beim Vater, der auf seinem Karren saß und seine Lieblingsspeise — ein fettes Stück Rindfleisch in dicker Meerrettigsauce, oder eigentlich in Meerrettiggemüse — aß. Da sagte der faule Wendel — ein Kamerad und weitläufiger Verwandter Becker's:

„Du — ist's wahr, daß Du das Sprüchwort ändern willst?"

Becker antwortete nicht mit Worten, sondern richtete nur den Kopf auf und seine Mienen fragten: Was meinst Du?

„Sonst hat man gesagt: Man bringt seine Tochter unter die Haube. — Du aber willst sie unter die Pickelhaube bringen?"

Plötzlich pfiffen drei Eisenbahnen auf einmal: drüben die Taunusbahn, hüben die nach Darmstadt und die nach Worms führende. Man konnte vor Lärm nicht antworten.

Nannchen wendete sich ab und sah nach dem Rhein, und Becker, der eben noch einen guten Bissen hatte zum Munde führen wollen, steckte den Bissen mitsammt dem Löffel wieder in den Topf, stieß Nannchen an, übergab ihr den Topf und wischte sich den Mund ab.

„Hast Du nicht verstanden?" fragte der faule Wendel, als die schrillen Pfiffe vorüber waren.

„Jawohl haben wir Dich verstanden," antwortete Nannchen. „Aber gib Acht, an den Pickelhauben sticht man sich."

„Geh' Du jetzt heim, Nannchen," sagte Becker, hob ein Polster, das er zum Kohlentragen auf den Rücken geschnallt hatte, in die Höhe und legte den Kopf sammt Polster auf den Karren. Er hat nicht nöthig, dem Vetter viele

Antworten zu geben; er braucht keinen Beistand, er wird mit der Sache schon allein fertig.

Nannchen ging davon und der Vater wendete sich nicht um, ihr nachzuschauen.

Becker seufzte in sich hinein und betrachtete eine kurze Weile seine Hände. Er hatte sie gestern aufgehoben, um seine Tochter zu schlagen, und er war doch froh, daß es nicht geschehen war, und er gelobte sich, daß es nie geschehen solle; aber eine böse Sache ist's und wieder brav ist's doch auch von Nannchen, daß sie heute am großen Bügeltage das Essen selbst gebracht hat. Sie sieht's ein, daß das eine Albernheit und eine Unmöglichkeit ist; sie ist immer ein gutes Kind gewesen, sie wird es bleiben — die Sache ist vorbei.

Hätte er zwei Blicke sehen und wenige Worte hören können, die da drüben nicht weit vom Dom zwischen einem Soldaten, der auf Posten stand, und Nannchen gewechselt wurden — er hätte anders gedacht. Denn der Soldat, ein baumlanger blonder Mann mit gekrausten, dichten blonden Haaren, sagte zu Nannchen, als sie vorüberschritt:

„Wie steht's, lieber Schatz?"

„So gewiß Du Deinen Fahneneid hältst, so gewiß halte ich meinen Schwur," erwiderte Nannchen rasch, kaum aufsehend, und schritt vorüber.

Draußen aber am Rhein dachte der Vater an das, was gestern geschehen war.

Schon vor Wochen hatte ihm Nicola hinterbracht, daß Nannchen einen Preußen zum Geliebten habe. Becker lachte darüber. „Kann sein, daß sie Einen zum Narren hat. Das schadet nichts, sie ist gescheidt und brav — da müssen ganz Andere kommen, um der den Kopf zu verdrehen."

Gestern Abend aber war's geschehen. Als er heimkam, war Nannchen nicht da, sie war auf dem großen Trockenplatz. Er geht ihr nach, und wer steht bei ihr und hilft ihr die Wäsche einthun? Und wer faßt den großen Korb an der einen Seite an, während sie die andere nimmt? Ein Preuße.

Wie er ausgesehen hat, weiß er eigentlich nicht — er sah nur die preußische Uniform. Er ging auf die Beiden zu und schrie laut — er hatte eigentlich nicht so laut schreien wollen, aber er konnte nichts dafür:

„Wir brauchen keine Hülfe! Der Preuße kann gehen und Du, Nannchen, gehst voraus!"

Er nahm den schweren Korb in beide Hände und trug ihn, als wär's ein Strickbeutel, in's Haus. Nur einmal schaute er um — der Preuße setzte seine Pickelhaube auf und schnallte den Säbel um, dann ging er nach der andern Seite davon.

Drin im Hause fragte Becker:

„Was treibst Du da für Narrenspossen?"

„Ich weiß nichts."

„Was ist denn das mit dem Preußen da?"

„Er heißt auch Becker, Wilhelm Becker."

„Geht mich aber nichts an, wie er heißt, ich hab' nichts mit den Preußen zu thun."

„Ich auch nicht, aber mit dem Wilhelm."

„So?"

Lange Zeit war Alles still. Nannchen stellte dem Vater das Essen hin, aber er aß nicht, sondern stopfte sich eine Pfeife und setzte sich auf die Bank vor dem Hause.

Nannchen ging ab und zu und gab Anordnungen wegen der Wäsche; in der großen hintern Stube sangen die Mädchen beim Bügeln, aber die Stimme Nannchen's war nicht dabei. Nach einer Weile — auch die Abendpfeife schmeckte ihm heute nicht — kehrte Becker in die Stube zurück und sagte vor sich hin: „Der Preuße soll mir nicht auch noch das Essen verderben."

Er begann zu essen.

Nannchen kam herein und fragte: „Vater, soll ich Euch das Essen nicht noch ein wenig wärmen?"

„Nein, es kann kalt sein, kannst mich auch bald kalt haben."

Nannchen stand dabei und hielt die Thränen gewaltsam zurück. Der Vater aß Alles auf bis auf den letzten Bissen.

„Darf ich Euch jetzt berichten?" fragte Nannchen, nachdem Becker die still ineinander gefalteten Hände auseinander gethan.

„Bring' ein Licht," erwiderte Becker.

Nannchen brachte ein Licht.

„Kannst Du mir noch mit gutem Gewissen in's Auge sehen?" fragte der Vater.

„Ja."

„So erzähle!"

„Vater — ich hab' nicht viel zu erzählen."

„Je weniger, desto besser."

„Vater — es sind jetzt drei Wochen, da bin ich bei der Tante in Kostheim gewesen."

„Hab' mir's denken können! Aber weiter! weiter!"

„Der Ohm hat damals seine erste Fahrt als Steuermann auf dem „Schiller" unternommen, und wie wir da so sitzen, kommt ein Preuße herein und sagt, er habe einen Gruß auszurichten von seinem Onkel, der Hüttenmeister auf dem Hüttenwerk da drunten bei Neuwied ist, bei dem die Tante früher gedient hat. Die Tante kennt den Soldaten noch, sie hat ihn früher gesehen, wie er noch ein kleiner Junge gewesen ist. Die Tante geht in den Keller, um Wein zu holen —"

„Den Wein will ich ihr schon bezahlen," unterbrach Becker, und Nannchen fuhr fort:

„Wie wir nun so allein in der Stube sind, sagt der Soldat, und seine Stimme hat dabei gezittert: „Das ist ein Glück vom Himmel, daß ich Sie hier treffe, Fräulein Nannchen!" Woher kennen Sie mich? frag' ich ihn. Und er sagt ganz manierlich: „Erlauben Sie, daß ich ablege," und er thut die Mütze ab und er hat ein Gesicht so schön und so gut und getreu — Ihr habt ihn ja auch gesehen, Vater —"

„Ich hab' ihn nicht gesehen."

„So seht ihn Euch morgen einmal ordentlich an."

„Wird sich zeigen. Erzähl' weiter."

„Und da erzählt er mir, daß er schon lange ein Auge auf mich hat, aber er ist nicht so keck gewesen, mich anzureden. Und da sag' ich ihm, da hat er recht daran gethan, denn er wäre bös weggekommen. Und da haben wir Beide gelacht, ich weiß nicht warum, aber wir haben mit Lachen nicht aufhören können. Jetzt kommt die Tante mit dem Wein, wir stoßen mit einander an und er erzählt mir, daß er ausgekundet habe, wo wir wohnen und wie ich heiße, und daß er auch Euch kennt, Vater, so von Ansehen —."

„Er soll mich schon noch anders kennen lernen! Aber erzähl' weiter."

„Ja, ich bin eigentlich fertig. Die Tante hat immer zugeredet, wir sollen doch auch trinken, aber Wilhelm hat kaum ein halbes Glas getrunken und hat immer gesagt: er meine, er brauche jetzt sein Leben lang nicht mehr essen und nicht mehr trinken, und gut und ordentlich und brav hat er gesprochen und hat auch erzählt, daß er ein Schreiner ist — sie heißen's aber Tischler — und wie ich fortgegangen bin, hat er um die Erlaubniß gefragt, ob er mich begleiten darf. Und so sind wir mit einander gegangen. Wir haben einander nicht geführt, und was er gesagt hat, war rechtschaffen und schön, und wie wir hinauskommen an den Main, da hat er mich gefragt: „Erlauben Sie, daß ich einen Kahn nehme?" Ich habe nichts dagegen, und wie wir einsteigen, sagt der Fährmann: „Ich wünsch' Glück und Segen! Das ist einmal ein Paar, das zusammen paßt." Wir sind Beide so erschrocken, daß der Kahn geschwankt hat, und wie wir in den Rhein hinaus kommen, geht die Sonne unter und wir fahren auf lauter goldenen Wellen dahin und er sagt: „Wenn Alles das lauter Gold wäre und Alles das wär' mein, möcht' ich doch keine Andere auf der Welt haben, als die da neben mir sitzt," und da hat er zum ersten Mal meine Hand angerührt und ich hab' sie ihm gelassen, und so sind wir dahin gefahren und haben kein Wort gesprochen, und so sind wir ausgestiegen und sind durch die Stadt gegangen und ich hab' ihn am Arme gefaßt und da draußen am Gartenzaun hab' ich ihm den ersten Kuß gegeben, und nie in meinem Leben geb' ich einem andern Mann einen Kuß, als Euch, Vater, wenn Ihr Ja und Amen sagt!"

„Weißt Du, was ich für ein Amen sage?" schrie da der Vater, richtete sich auf und hob beide Fäuste über das Haupt des Kindes empor. „Damit sag' ich Dir Amen, Dir —"

„Vater, das thut Ihr nicht, Ihr thätet es Euer Leben lang bereuen, wenn Ihr mich geschlagen hättet," entgegnete Nannchen.

Becker ließ die Hände sinken, ging wieder still hinaus vor das Haus, setzte sich auf die Bank und rauchte bis Mitternacht. Die Sterne funkelten über ihm, die Nachtigall sang im Busch, fern vom Rhein herauf hörte man das Stampfen eines Schleppschiffes, als ob ein Ungeheuer herankäme, und die Wachen auf den Festungswällen riefen einander an von Posten zu Posten: Kamerad, bist Du noch da?

Kamerad, bist Du noch da? rief es auch Becker an. Er ärgerte sich, daß er so lange hier saß, während er doch schon um drei Uhr im Freihafen am Rhein zum Verladen eines Niederländer Schiffes sein mußte. Er legte sich nicht

mehr zu Bette, sondern ging gerades Wegs nach dem Rhein und schlief noch ein Paar Stunden auf Kaffeesäcken im Schuppen.

An Alles das dachte jetzt Becker, und es war ihm bang, was dadraus werden soll. Mit Gewalt ist da nichts zu zwingen, und andere Mittel kennt er nicht, wenn nicht Nannchen von selbst zur Einsicht kommt. Heute, zum ersten Mal, überhörte er die Anlandungsglocke, man mußte ihn wecken, da eben das Schiff jene schöne, zierliche Drehung machte, um an der Landungsbrücke anzulegen. Becker war schnell auf seinem Posten.

2. Capitel.

Als wieder Zeit zum Ausruhen war und unser Stoßkarrcher wieder müßig dasaß, wälzte sich eine Last auf ihn, die viel schwerer war, als alle, die er da aus- und eingeschleppt hatte.

Ja, die Frau, dachte er vor sich hin und betrachtete seine breiten, starken Hände — ja, die Frau, wenn die Einem wegstirbt, von Mann und Kindern weg, da ist's doch, wie wenn Einem ein Auge ausgeschlagen und eine Hand abgehackt würde. Er drückte sich mit der Hand eine Weile die Augen zu, und weiter gingen seine Gedanken und sprachen: Wenn sie noch lebte, wäre das nicht geschehen und Du säßest nicht da draußen und müßtest sorgen und denken, was daheim vorgeht. Ein Mädchen hüten! Ja, wenn es sich nicht selbst hütet, nützen alle Wächter, Schloß und Riegel nichts. Kannst ohne Sorge sein, Nannchen ist brav und stolz, sie vergibt sich nichts. Aber wer weiß, was so ein pfiffiger Preuße — denn pfiffig sind sie — —

Lange saß der Stoßkarrcher Becker da, machte bald die Augen auf, bald schloß er sie gewaltsam; wenn er die Welt umher sah, war's ihm nicht recht, und wenn er die Augen schloß und nichts sah, wurde er immer so ängstlich. Er war ärgerlich auf sich, denn er mußte sich bekennen, daß er zu solchen Sachen nicht gemacht sei.

Plötzlich stand er auf, ging auf einen Bettler zu, der nicht weit von der Anlände auf der Brücke saß und seine Krücke neben sich gelegt hatte. Becker schaute sich rasch um und gab dem Bettler eine Gabe.

Schon viele Jahre saß der Bettler da, Becker hatte ihn gesehen und kaum beachtet, wie viel weniger wär's ihm je eingefallen, ihm eine Gabe zu schenken. Heute that er's. Und ich kann sagen, warum, denn Becker hat es selbst erzählt: er war ärgerlich auf sich. Er hatte sich beim Aufschauen einmal plötzlich gewünscht, wenn er nur der lahme Bettler wäre, der Niemand auf der Welt hat, aber auch keine Sorgen. Und im schnellen Besinnen, daß das doch eine Versündigung sei, ging er auf den Bettler zu und schenkte ihm unversehens eine Gabe, als hätte er damit den sündhaften Wunsch abgekauft und gesühnt.

Später als sonst kehrte Becker am Abend heim, er aß und trank aber wohlweislich vorher in der „Schippe" zu Nacht. Denn erstens wollte er's Nannchen nicht gönnen, daß sie ihm das Nachtessen herrichte, und dann fühlte er auch, daß es etwas geben könne, wodurch er gar nicht zu seinem Nachtessen komme. Denn wenn der Preuße wieder da ist — er weiß nicht, was er thut, er schlägt ihm „ein Gefach Rippen" ein.

Tief verschlossen ging er seines Weges. Er ärgerte sich, daß daheim etwas kocht, das ausgegessen werden muß, wenn er auch keinen Hunger und keinen Durst mehr hat.

Als er an der Hauptwache beim Dom vorüberkam, stand ein großer, krauskköpfiger Soldat ledig an einer Säule. Es mußte etwas sein, was den Blick dahin gezogen hatte, und der Soldat that die Cigarre aus dem Munde, grüßte militärisch und sagte: „Schönen guten Abend, Herr Becker!"

Becker zuckte zusammen, schaute grimmig auf, ballte die Faust und ging weiter.

„Schönen guten Abend!" sagte er immer auf dem Wege vor sich hin. „Schönen guten Abend! Krieg' die Kränk' mit dem schönen guten Abend! Was ist das für eine Sprach!"

Jetzt hatte er etwas Bestimmtes, worauf sich sein Zorn richten konnte: er kann die hochdeutsche Sprache der Preußen nicht leiden!

Aber ein hübscher Bursch' ist es doch gewesen Läßt sich denken, daß er einem Mädchen in die Augen sticht, und ein Maulwerk hat er gewiß auch wie ein Advocat, das haben alle Preußen, sie können Einen niederschwätzen, daß man meint, man wäre der dümmste Kerl von der Welt und sie hätten alle Weisheit mit Löffeln gegessen. Wart', ich will Dir! Und die Frechheit, mich auf dem Domplatz anzureden, wie wenn wir von Altersher Brüderschaft mit einander hätten.

Eine Beruhigung nahm indeß Becker mit nach Hause: der Preuße war heute auf Wache und für vierundzwanzig Stunden war das Haus im Gartenfeld sicher vor ihm, und derweil wird sich's schon fest machen lassen.

Als Becker heimkam, traf er seinen Sohn Nicola und seine Schwiegertochter im Hause. Er sagte mit milderem Ton, als ihm im Sinne lag, zu Nannchen, die ihm das Essen aufstellte: sie solle nur wieder abräumen, er habe schon gegessen. Die Schwiegertochter sollte nichts davon sehen und merken, was hier im Hause vorgeht. Er setzte sich vor das Haus auf die Bank, Nicola gesellte sich zu ihm und sagte, er habe schon gehört, was hier vorgehe, und der Vater werde ihm nun wol glauben.

„Ich will Dir etwas sagen," erwiderte der Vater und rieb sich dabei mit beiden Händen die Kniee, in denen eine ungewöhnliche Müdigkeit saß — „mische Du Dich gar nicht in die Sache; das Nannchen und ich werden schon allein mit einander fertig!"

Und so ging der Abend still vorüber.

Als sich der Vater niedergelegt hatte, kam Nannchen noch einmal in sein Zimmer und sagte:

„Vater, ich will, daß Ihr um meinetwillen gut schlafen sollet. Und so sag' ich Euch, daß ich mit dem Wilhelm kein Wort mehr rede, bis Ihr mit ihm geredet habt. Gute Nacht."

„Schönen guten Abend!" erwiderte Becker und legte sich auf die andere Seite, indem er in sich hineindachte: Da kannst Du lange warten!

Am Morgen, als er vor Tag aufstand, war Nannchen, wie immer, zu

Wege; die Beiden sprachen kein Wort mit einander von der Hauptsache und Becker ging an seine Arbeit.

Tag um Tag verging, als wäre nichts geschehen.

Endlich am zweiten Sonntag sagte Nannchen:

„Vater, den Brief hat mir der Wilhelm geschrieben."

„So? Also schreiben kann er auch?"

„Ja und prächtig, er ist gut geschult."

„Ja ja, die Preußen können schreiben und schwätzen! Was schreibt er denn?"

„Leset selber."

„Nein, Du weißt, ich bin mit dem Geschriebenen — lies Du vor!"

Nannchen las:

„Herzinnig Geliebte!"

Becker nickte — das fängt gut an!

„Ich vergehe vor Kummer, da ich Dich nicht mehr sehen und hören und „Deine liebe Hand halten soll. Ich bin heute aus dem Arrest gekommen, wo „ich bei Wasser und Brod habe vierundzwanzig Stunden sitzen müssen, weil „ich's versäumt habe, vor dem visitirenden Major heraus zu rufen. Ich sehe „und höre gar nichts mehr recht, ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Wenn „Du nicht willst und Du willst das gewiß nicht, daß ich mir eine Kugel durch „den Kopf schieße —"

„Pfui Teufel!" warf Becker ein und spie weit aus.

„— so veranlasse, daß ich Deinen Vater endlich spreche. Ich gehe heute Mittag „zur Tante in Kostheim. Dort kann er mich treffen, wenn Du mich nicht zu „Euch in's Haus rufen lassen willst. Ich beschwöre Dich bei dem Andenken „an Deine Mutter und bei Deiner Liebe zu mir, laß nicht länger verschmachten

„Deinen Dich bis in den Tod liebenden

„Wilhelm Becker."

Nannchen hatte gelesen. Der Vater saß lange stumm, die geballte Faust auf den Tisch gelegt, und sprach kein Wort.

„Was wollet Ihr thun?" fragte Nannchen endlich.

„Dunnerkeil! Der Preuße soll mich kennen lernen und die Tante auch!" erwiderte der Vater.

„Ihr werdet nichts thun, was nicht recht ist," erwiderte Nannchen. „Ich kann mich auf Euch verlassen, wie Ihr auf mich. Und Vater, bringet die Sache in Ordnung! Ihr könnet ja nicht wollen, daß ich ungetreu an Euch bin."

„So? Also daraus machst Du Dir nun eine Ehre, daß Du nicht ungetreu an mir bist? Ich hab' Dir zu lieb nicht wieder geheirathet, und jetzt seh' ich, es wär' besser, ich hätt's doch gethan, da hätt' ich doch eine Menschenseele auf der Welt, die bei mir bleibt."

„Vater, ich verlaß Euch nicht."

„Schon gut."

Becker ging nach seinem Geschäfte an den Rhein, nahm aber in einem Bündel bessere Kleider mit, um sich draußen in einem Schuppen, wenn die Arbeit vorüber, sonntagsmäßig anzuziehen.

Nannchen saß zu Hause und ordnete die Bücher, aber oft gingen ihr die

Augen über; doch sie duldete keine Weichlichkeit an sich, und nachdem sie ihre Arbeit vollendet hatte, ging sie noch einmal in ihre Kammer und wusch sich, als wäre sie eben erst vom Bett aufgestanden. Dann ging sie hinaus in den Garten. Die beiden Wächterhunde kamen zu ihr und schmiegten sich an sie; Sie aber las den Brief Wilhelm's aber- und abermals. Dann kehrte sie in die Stube zurück und betrachtete die guten Hemden, die sie für Wilhelm gewaschen hatte.

Er ist aus einem rechtschaffenen Hause, das sieht man den Hemden an, dachte sie vor sich hin, und als die Schwägerin zu Besuch kam, war sie so heiter mit ihr wie je.

3. Capitel.

Spazierengehen hatte Becker sein Leben lang nicht geübt, und als er heute über die Brücke ging, war seine Haltung auch derart, als ob er einen unsichtbaren Karren vor sich her schöbe; und schwer geladen war er, und dabei meinte er noch, alle Leute müßten ihn fragen, oder sie hätten ihn eigentlich gar nicht zu fragen, sie hätten es ihm am Gesicht ablesen können, warum er heute die Festung verläßt. Staunend betrachtete er die Gebäude in Kastell, die abseits der Eisenbahn neu gebaut waren, denn seit Jahren war er, Frachtgüter führend, nur bis zur Eisenbahn gekommen, weiter nicht.

Eine eigenthümliche Sonntag-Nachmittags-Freude lag auf dem Dorfe Kostheim. Die Kirche war vorbei, zu Mittag gegessen hatte man auch, und jetzt liegen da Stunden, die gar nichts wollen, als was man selbst will.

In den Gärten saßen die Männer hemdärmelig und rauchten, die Frauen standen an den Zäunen und plauderten, Lustwandelnde aus der Stadt zogen fröhlich dahin, und im großen Wirthsgarten spielte eine Blechmusik, daß es weithin schallte.

Becker wurde von manchen lustwandelnden Familien, die ihn kannten, freundlich bewillkommt, und sein erster Gedanke war: Du bist eigentlich selber schuld, daß Dein Kind auf die Dummheit verfallen ist; du hast sie immer allein umhergehen lassen, besonders daherüber zu der Tante. Er nahm sich vor, wenn Nannchen von dem Preußen läßt, sie künftighin alle Sonntag zu begleiten, wohin sie will, und da wird man schon rechtschaffene Bürgerssöhne antreffen, und wer weiß, was daraus wird.

Als er am Hause des Schwagers ankam, schaute er durch die Fenster zu ebener Erde hinein und sah zwei Männer am Tische sitzen.

Vor ihnen stand ein blauer Steinkrug und zwei große gerippte Schoppengläser.

Vergnüglicher ist nicht leicht ein Mensch als ein Rheinschiffer am Sonntag Nachmittag daheim. Vielleicht ist der Rheinschiffer von Allen, die auf Strömen und auf dem Meere arbeiten, der Einzige, der Wein trinkt. Ein volles Bild des Behagens war der Steuermann. Da sitzt er in seiner Stube, hat die bequeme Kattunjacke an, wo auf grünem Grund sich rothe Blumen hin und her in einander schlingen, hat die blaugestickten Pantoffeln an, sie sind ein Geschenk von Nannchen. Der Vogel auf dem blühenden Birnbaum, dessen

Gesang man durch das offene Fenster herein vernimmt, kann nicht so fröhlich sein als der Mann; denn er kann nur pfeifen und nicht auch Wein trinken, und noch dazu mit einem Andern, mit dem man anstoßen kann. Der Steuermann trank nicht gern allein. Um so willkommener war ihm der Gast, der gut zu sprechen verstand. Der Steuermann antwortete ihm kaum, er pfiff nur unhörbar vor sich hin, wie er das gewohnt ist, wenn er hoch oben auf dem Hinterdeck des Schiffes das Steuerrad dreht.

Ist der Mann, der beim Schwager dasitzt, vielleicht der Preuße? Was ist da lang zu besinnen! Becker trat ein und der junge Mann im schwarzen Tuchrock und weißer Weste, der beim Schwager gesessen hatte und nun aufgestanden war, wurde flammroth im Gesichte. Auch Becker spürte etwas derart, aber er nahm, wie das so seine Gewohnheit war, seine große Nase in die Hand, als wollte er sich selber zurechtführen.

„Grüß Gott, Schwager!" sagte der Steuermann. „Du wirst wol den Herrn Becker schon kennen," fügte er bei, den jungen Mann vorstellend.

Der Stoßkarrcher Becker blinzelte, während er seine Nase in der Hand hielt, zu dem jungen Manne auf, denn der war gut um einen halben Fuß höher als er, freilich nur, weil er sich so gerade hielt.

Also das ist er? zuckte es ihm durch den Sinn. Er nickte und sagte:

„Ich habe nur im Vorbeigehen mit Deiner Frau ein Paar Worte reden wollen."

„Sie kommt gleich, setz' Dich."

„Ich habe Sie auch schon oft gesehen," sagte der junge Mann, „erst gestern, als ich auf Posten stand."

Der Stoßkarrcher fand es sehr bequem, nichts darauf zu antworten, und das sagt auch am meisten, das sagt am besten: wir haben nichts mit einander zu reden. Nur war's ihm höchst unlieb, daß der Schwager Steuermann zu Hause war. Er hatte sich arge Worte, wie Faustschläge, zurechtgelegt und wollte dem Preußen sagen, daß er ihm das Genick breche, wenn er noch ein Wort oder einen Blick zu Nannchen richte.

Jetzt war auf Einmal Alles anders.

„Ich hab' da mit dem Herrn Becker überlegt," sagte der Schwager Steuermann, „und Du kannst dabei am besten helfen."

„Es wird mir eine große Ehre sein, wenn Sie so freundlich wären und es thun möchten," fügte der junge Mann ein.

Er hat eine gute Stimme, aber er spricht so verteufelt preußisch Deutsch, daß der Stoßkarrcher seinen ganzen rechtschaffenen Zorn wiederbekam. „Möchten! Möchten! Wart': ich will Dir möchten." Er schwieg indeß und der Schwager fuhr fort:

„Ja, also die Sache ist die: der Herr Becker hat auf drei Wochen Urlaub genommen und da will er gern auf seinem Handwerk arbeiten."

„Ja," setzte der junge Mann hinzu, „ich muß allerdings wahrheitsgemäß bekennen, daß ich gern Soldat bin, aber noch lieber bin ich in meinem Handwerk. Ich habe allerdings Heimweh nach meiner Mutter und meinen Verwandten, aber noch mehr nach meinem Handwerk, und so will ich nun die

Urlaubswochen in meinem Handwerk daheim sein und Hobel und Säge und Meißel in die Hand nehmen."

Ja, Maulwerk haben die Preußen, dachte der Stoßkarrcher, aber er sagte es nicht, sondern brummte nur: „Was geht das Alles mich an? Allerdings! Allerdings! Was für einfältige Worte haben die Preußen," brummte er in sich hinein.

„Ich habe dem Herrn Becker gerathen," fuhr der Schwager wieder fort, „beim alten Knußmann Arbeit zu nehmen, da gibt's schöne Arbeit. Du bist ja ein Schulkamerad vom Knußmann und fährst ihm oft Hölzer zu. Jetzt, da sollst Du den Herrn Becker empfehlen."

„Der Preuße ist noch nicht bei mir empfohlen und ich glaub' nicht, daß er's wird; ich kann nichts weiter geben, was ich nicht hab'! Wo ist Deine Frau?"

„Ich weiß nicht, sie steht wahrscheinlich irgendwo an einem Gartenzaun und hält eine Schwätzete. Kannst Du mir nicht sagen, was Du hast?"

„Meinetwegen. Ich will dem Preußen nur sagen, daß ich nichts von ihm will, und mein Nannchen will auch nichts von ihm."

„Ich müßte denn doch verlangen, daß mir Nannchen selber das sagt."

„Ich wüßte nicht, daß Er — daß Er —" sagte Becker zum Schwager über die Achsel sprechend — „von irgendwoher ein Recht hätte, irgend etwas zu verlangen. Denn doch! Denn doch," spottete er noch nach.

Glücklicherweise trat in diesem Augenblick die Frau Schwägerin herein und war überaus glücklich, die Drei so gut beisammen sitzen zu sehen.

„Ich geh' schon," erwiderte der Stoßkarrcher, „wir sind fertig. Und Dir hab' ich nur noch sagen wollen, daß Du Dich schämen sollst, so etwas anzubandeln. Weil Dein Mann da ist, sag' ich nicht noch mehr."

„Und das ist schon zuviel!" rief der Schwager. Er stand auf, sein Gesicht wurde roth und die rothen Blumen an seiner Jacke schienen röther zu werden und sich wie im Zorne in einander zu schlingen, als er die Arme in einander legte und fort fuhr: „Ja, schau' mich nur an, ich fürchte mich nicht vor Deinen breiten Händen. Du dauerst mich, daß Du so im Unverstand dastehst. Du fangst's gescheidt an, Dein Kind ungetreu an Dir zu machen! Hast denn Du Deine Eltern vorher gefragt, wie Du mit Deiner Frau angefangen hast?"

„Ich bitt' Euch, schreit nicht so, sprecht leise!" sagte die Frau.

„Jawohl, Alles recht heimlich, recht still!" spottete der Stoßkarrcher.

„Ich bitte um's Wort," bat der Soldat. „Ich bin nicht dazu da, um Uneinigkeit in eine Familie und Schimpfereien über die gute Frau hier zu bringen. Ich verlasse das Haus und komme nie mehr hierher."

„Sie bleiben!" rief der Steuermann, „in meinem Hause bin Ich Herr!"

„So kann ich gehen," erwiderte der Stoßkarrcher mit großer Mäßigung. „Was gesagt ist, ist gesagt. Adjes beisammen."

Er öffnete die Thüre, aber in der Thüre traf er auf Nannchen.

„Was? Du da?" schrie der Vater. „Hast Du mir nicht versprochen, daß Du ohne mein Wissen nicht mehr mit ihm zusammen kommen willst?"

„Ich thu's ja nicht ohne Euer Wissen," erwiderte Nannchen, „Ihr seid ja dabei."

Alles lachte und auch der Vater mußte lachen, obgleich er lieber geflucht hätte.

Nannchen zog ihn wieder in die Stube und er mußte sich setzen.

Geraume Weile war Alles still. Endlich begann Nannchen:

„Vater, ich weiß, was Ihr gegen Wilhelm habt. Ihr wollt nichts von ihm wissen, weil er ein Preuße ist."

„Natürlich!"

„Und wenn nun Jemand von Euch nichts wissen will, weil Ihr ein Hessen-Darmstädter seid?"

„Ich bin kein Hessen-Darmstädter, ich bin ein Mainzer."

„Recht so, aber ein Deutscher dazu! Ich werde Euer Gesicht nie vergessen, wie Ihr damals ausgesehen habt, wie Ihr Anno 48 die große Deutsche Fahne vorgetragen habt."

„Ja und wer hat die Deutsche Kokarde herunter gerissen und mit Füßen getreten? Das haben die Preußen gethan!" schrie Becker und schlug mit der Faust auf den Tisch — er war froh, seinen Zorn einmal los werden zu können.

„Ich nicht," sagte der junge Mann, „ich war noch nicht dabei und wer weiß, ob's Andre gethan haben."

„Ja," schrie Becker und seine Lippen bebten, „ein Preuße ist's gewesen, der auf der Brücke meinem Sohn, dem Nicola, er war damals ein Schuljunge, die schwarzrothgoldne Mütze vom Kopfe gerissen und in den Rhein geworfen hat! Wär' ich dabei gewesen, der Preuße wäre nachgeschwommen! Und eh' soll man mir den Kopf herunter reißen, eh' ich —"

„Laß gut sein," hielt der Steuermann den Schwager an, „es ist seitdem viel Wasser den Rhein hinunter gelaufen. Sind wir nicht Alle miteinander Narren!" lachte er dann. „Was geht das uns jetzt an? Da steht der Herr Becker und hat seinen bürgerlichen Rock an und morgen zieht er wieder den Soldatenrock an, wie Jeder muß. Du bist Dein Lebtag da am Ufer gewesen, Schwager, und weißt nicht, daß hinter dem Berg auch noch Leute wohnen."

„Du bist just mein Lehrmeister nicht! Das ist wahrscheinlich die neue Mode, daß der Vater nichts gelten soll bei dem, der um seine Tochter freit!"

„Er gilt soviel, als er werth ist und aus sich macht," erwiderte der Schwager. Und der Soldat streckte die Hand aus und rief:

„Ich habe allen Respekt vor Ihnen, Herr Becker, Sie sind ein Ehrenmann."

„Bedank mich schön Herr Allerdings!"

Die beiden Frauen verließen die Stube, aber sie standen draußen wie eine Schutzwache, daß keine Heftigkeit mehr aufkommen konnte. Und kaum war eine halbe Stunde vorüber, als der Schwager sie wieder hereinrief.

Nannchen suchte den Blick des Vaters; er richtete das Auge nicht auf, auch Wilhelm hatte den Blick zu Boden gerichtet. Der Onkel Steuermann war allein guter Dinge und sagte:

„Ja, da haben wir wieder alte Geschichten aufgerührt. Ich werde es auch nie vergessen — ich habe das Schiff gesteuert, das damals die Abgesandten des Deutschen Reichstages von Frankfurt nach Köln brachte, von wo sie dann nach Berlin sind, um dem König von Preußen die Kaiserkrone zu geben. O, was für prächtige Männer waren da beisammen! Wo sind sie jetzt? Größtentheils unter der Erde und über die weite Welt zerstreut. Man meint doch oft, man wär' schon hundert Jahre alt, und wenn ich hundert Jahre alt werde, nie kann ich's vergessen, was für eine Fahrt das damals war, so kommt keine mehr. Hüben und drüben hat Alles gejubelt und man hat gemeint, jetzt ist alles Elend vorbei. Und da sitzen wir nun und zanken uns um des Kaisers Bart und haben nicht einmal einen Kaiser, viel weniger, daß er einen Bart hat."

Alles lachte und der Steuermann, der sich auf seine Politik was zu Gute that, fuhr fort:

„Was thut's? Es ist anders geworden, als wir's gewollt haben, aber was thut's? Es wird Alles noch gut. Nannchen, sei auch Du ruhig, es wird auch mit Dir noch gut."

Es schien in der That der Fall zu sein. Es wurde kein lautes Wort mehr gesprochen und der Stoßkarrcher trank von dem vorgesetzten Wein, aber mit dem Preußen stieß er nicht an; er zog sich in den passiven Widerstand zurück, denn er sah wohl, daß er jetzt und hier nicht durchgreifen kann, es waren zu Viele gegen ihn; er war freilich stärker, als die da Alle mit einander, aber da hilft die Körperstärke nichts. Einstweilen that er also gar nichts, und ließ sich den Wein schmecken.

Der Schwager hatte eine eigene Gondel und er schlug, da noch gute Zeit war, eine Fahrt nach der Rheinau bei Biebrich vor. Der Vorschlag wurde mit Freude angenommen; der Stoßkarrcher zuckte mit den Achseln, aber er ging doch auch mit.

Man stieg ein. Nannchen setzte sich zum Vater, Wilhelm zur Tante ihm gegenüber und der Onkel saß am Steuer. Leicht und behend schwamm die Gondel den Main hinab in den Rhein. Ringsum schwammen Gondeln mit hell gekleideten, fröhlich singenden Menschen und die Sonne schien so klar hernieder, die Wellen im Strome blitzten, die Ufer glänzten und der Stoßkarrcher Becker athmete tief auf und schaute strahlenden Antlitzes drein; es war ihm auf Einmal so frei und leicht zu Muthe, es faßte ihn etwas an, als ob es gar keine Lasten auf Erden zu schleppen und zu tragen gäbe, Alles auf der Welt geht so leicht und schwimmt dahin, wie der Kahn hier auf den Wellen.

„O wie schön ist das, Vater," sagte Nannchen, ihm in's Antlitz schauend.

„Ja," sagte er, „und Du hast nur eine Minute dran denken können, von da fort zu gehen?"

Sie hatte nicht Zeit, etwas darauf zu erwidern, denn Wilhelm stand auf und bat den Steuermann, ihn steuern zu lassen; er zog den Rock aus, that die Mütze ab und sagte, er habe in seiner Heimath auf der Havel auch viel gesteuert und gerudert und er pries die Schönheit seines heimathlichen Flusses mit beredten Worten.

„Pfui!" sagte der Stoßkarrcher vor sich hin und spie in den Rhein. Zu Nannchen gewendet sagte er leise:

„Da siehst Du, wie eingebildet und unverschämt die Preußen sind! Hat der die Keckheit, auf dem Rhein von der Havel zu reden, von seinem Sumpfwasser, mit dem man schreiben kann, wenn man die Feder eintunkt. Da siehst Du, in welch eine Patsche Du kommst, wenn ich Dich nicht herausziehe."

„Ja, Vater," erwiderte Nannchen, „das ist nichts Unrechtes. Jeder lobt sein Land, wo er daheim ist, und findet es schön, wo er jung gewesen ist, und das ist gut."

Der Vater blickte nur mit einer bösen Wendung die Tochter an und schaute dann stumm in das Wasser. Es ist doch arg, wie ihm das Kind alle seine guten Gedanken umstößt, als wenn sie gar nie richtig gestanden hätten.

Er sah auf seine Tochter, aber sie sah ihn nicht, denn ihr Blick haftete an Wilhelm und der Vater selber mußte gestehen, daß das ein schöner Bursch war. Stramm, wie die Preußen sagen, und dazu gewandt und biegsam, die weiße Weste legt sich über einen festen Brustkasten, die Arme treten sehnig aus den aufgestreiften Hemdärmeln hervor, der Hals ist ein wenig lang, aber kräftig im Nacken, die blonden Haare sind dicht, darunter eine schneeweiße Stirne, helle, blaue Augen und wie abgezirkelt sind die rothen Backen gebräunt und der Mund mit dem braunen Schnurrbart hat frische, rothe Lippen, und das Glück, daß diese Lippen Nannchen geküßt haben, schien noch fröhlich auf ihnen zu schweben.

Man landete an der Rheinau. Die Insel lag still und menschenleer; nur ein einzelnes Gehöfte befindet sich darauf und es war Niemand daheim, als ein alter Knecht, der im Stall seinen Mittagsschlaf hielt. Der Onkel hatte aber mehrere Flaschen Wein mitgenommen, und man war bald fröhlich und guter Dinge im Grase sitzend; nur der Stoßkarrcher spottete die ganze Gesellschaft aus, die ihren Wein auf dem Boden sitzend trinkt und damit hinausfährt auf eine Insel, was man doch Alles viel bequemer in einer Wirthsstube haben kann. Am meisten ärgerte ihn dann noch, daß Nannchen und Wilhelm so gut mit einander singen konnten.

Als der Abend hereinbrach, fuhr man wieder heimwärts und jetzt bei der Bergfahrt zeigte Wilhelm, daß er in der That gut rudern kann, und er sah schön aus, wie er so tapfer und wie spielend das Ruder regierte. Der Steuermann nickte ihm fröhlich zu, aber der Vater würdigte ihn kaum eines Blickes.

Man landete, der Vater nahm Nannchen bei der Hand, sagte „Adjes beisammen!" ließ die Anderen stehen und ging mit ihr heimwärts.

Am Abend daheim war der Vater brummig, denn es ärgerte ihn, daß die Sache nicht abgethan, ja vielleicht erst jetzt recht angefangen war. Er wußte nicht mehr, ob man ihn nicht überrumpelt habe: hat er nicht versprochen, mit Meister Knußmann zu sprechen?

Noch am Abend kam ein Brief von Wilhelm, worin dieser ankündigte: er danke sehr, daß der Vater sich erboten habe, mit Meister Knußmann zu sprechen, es sei nicht mehr nöthig; er habe durch einen glücklichen Zufall mit

dem Ohm dem Meister am Ufer begegnet und er trete sofort morgen früh in Arbeit bei ihm.

„Diese schnabelschnellen Preußen haben Glück," sagte der Vater, als er sich zu Bett legte.

Mehrere Tage war Vater Becker sehr verdrossen und besonders ärgerlich war's, daß er in der Schippe, wo er seinen Zehn-Uhr-Schoppen trank, nicht mehr mit den Anderen auf die Preußen schimpfen konnte; er blieb dabei still, denn er wußte nicht, ob er nicht etwa doch in den sauren Apfel beißen und einen Preußen zum Schwiegersohn nehmen müßte.

Hätte er gewußt, wie viele schöne Stunden Nannchen und Wilhelm mit einander hatten am Feierabend, wie doppelt glücklich sie war, ihn nun in seiner wirklichen Lebensthätigkeit als Tischler zu sehen und wie wohlgemuth sich Wilhelm durch die Arbeit fühlte und wie er das Höchste hatte, was der Mensch sich wünschen kann, Arbeit und Liebe — und er wußte das ganz gut auszulegen — wie gesagt, hätte der Vater das wissen dürfen — er ahnte es vielleicht, wollte es aber nicht wissen — er wäre noch viel ärgerlicher gewesen. Schon fing Becker an, darüber zu grübeln, wie er sich am nächsten Sonntag verhalten solle; er wollte sich nicht mehr zum Spott der Menschen und seiner selbst so im Freien herumführen lassen, wo er eigentlich gar nicht dabei sein will, und doch wußte er nicht, wie er das anstelle.

Da kam am Sonntag früh, als er eben das Haus verlassen wollte, der Soldat Wilhelm Becker schön aufgeputzt, aber jetzt im bunten Rock, daher. Er grüßte soldatisch und sagte:

„Erlauben Sie, daß ich ein wenig mit Ihnen gehe? Ich habe Ihnen etwas zu sagen."

„Ich mache aber große Schritte," erwiderte Becker.

„Das kann ich auch," entgegnete Wilhelm.

Und nun mußte der Stoßkarrcher mit dem Soldaten, der sich sehr manierlich auf die linke Seite hielt, am hellen Tage durch die Stadt gehen. Wilhelm erzählte, daß gestern Marsch-Ordre eingetroffen sei und zwar plötzlich; sein Regiment käme nach Magdeburg und es heiße, daß es Krieg gäbe in Schleswig-Holstein.

Becker sah spöttisch lächelnd auf den Soldaten.

„Die Preußen Krieg führen! Unsinn! Es ist nichts als Maulwerk. Die Preußen schlagen nie los —" Er hielt sich indeß nicht verpflichtet, seine Meinung zu sagen, stumm ging er neben dem Soldaten her und als dieser sagte, er werde sich erlauben, noch bei Nannchen Abschied zu nehmen, nickte er — er kann's nicht wehren, ein Mädchen, das sich nicht selbst hütet, kann kein Vater hüten.

Zum ersten Mal in seinem Leben stolperte heute Becker beim Ausladen und fiel platt auf den Boden.

„Das kommt davon," sagte er, sich Kniee und Ellbogen reibend, „wenn man anderswohin denkt, als wo man ist."

Draußen war indeß Wilhelm bei Nannchen. Sie saßen nicht müßig bei einander, Nannchen raffte dabei die Wäsche von den ausgespannten Leinen zu-

sammen und vor Allem nahm sie die Hemden Wilhelms vor und bügelte sie dann außer der Reihe.

Nannchen nahm die Trennung mit Ruhe auf, nicht so Wilhelm. Sie versprach, zur Abfahrt mit an die Eisenbahn zu kommen; sie wollte dem Vater und aller Welt zeigen, daß sie Wilhelm zugehöre. Dieser mußte jetzt bald wieder fort, konnte aber am Abend noch auf eine Stunde kommen. Der Vater, der Steuermann und die Tante saßen in der Stube beisammen; als es Nacht geworden war, kam Nannchen und führte Wilhelm an der Hand. Sie verlangte, daß man jetzt kurz die Verlobung feiere; aber zum ersten Mal fehlte ihr der Beistand des Oheims, der, bevor noch der Vater sprach, sich dagegen erklärte:

„Wenn Ihr einig seid, ist's nicht nöthig, und wenn doch vielleicht Eines vom Andern läßt, ist es besser, Ihr seid nicht verlobt gewesen."

Dabei blieb's.

Trotz Zuredens der Tante — auch sie schien sie zu verlassen — ließ sich Nannchen nicht abhalten, noch in der Nacht zur Eisenbahn zu gehen. Der Vater sagte, er bliebe zu Hause, er schlich ihr aber doch nach. Abseits bei einem Schuppen steckte Wilhelm seinem Nannchen einen Ring an den Finger, sie küßten einander, und als sie aufschauten, flog oben am Himmel eine Sternschnuppe in weitem Bogen dahin.

Die Regimentsmusik spielte lustig auf, Hurrahrufe erschallten und Nannchen sagte:

„Ich glaub' Dir und Du glaubst mir, daß wir treu zusammenhalten, und jetzt leb' wohl und halt' Dich brav und grüß' mir Deine Mutter und schreib' mir."

Die Wagen rollten davon, das Hurrahrufen der Soldaten übertönte das Wagengerassel, und dann war es plötzlich still und man hörte nichts als das Rauschen des Stromes in der Nacht, das man im Lärm des Tages nicht vernimmt. Jetzt erst weinte Nannchen, und sie wußte, daß auch Wilhelm dort im Wagen weine, aber sie wußte auch, daß er sich ebenso schnell wieder faßte, wie sie.

Sie ging heimwärts. Am Gauthor, wo nur der kleine Ausgang geöffnet wurde, begegnete ihr der Vater. Er tröstete sie und behauptete steif und fest, daß es keinen Krieg gäbe, und doch wünschte er eigentlich im Herzen, daß er Unrecht habe, und er war fast bös auf sich, daß er wünschte, der Preuße möge erschossen werden; er hatte sonst nie im Leben einem Menschen etwas Böses gewünscht. „Aber so wird man," sagte er und knöpfte dabei seinen Rock zu, „so wird man, wenn man in unnöthige Dummheiten geräth."

Von Magdeburg aus kam ein Brief Wilhelms, darin es hieß, daß sie einstweilen hier in Garnison lägen, vom Kriege sei es wieder still. Als aber die Blätter von den Bäumen fielen, kam ein Brief, worin es hieß: Morgen marschiren wir! — Nannchen ging arbeitsam umher und unwillkürlich sang sie leise das Lied: Morgen marschiren wir, ade, ade, ade.

4. Capitel.

Der Winterfeldzug war hart, aber viele warmherzige Briefe gingen hin und her zwischen Altona und Mainz.

Nannchen war voll Kummer über den harten Winter, und in ihren Träumen sah sie oft Wilhelm erfroren im Schnee liegen; immer aber kamen auf's Neue tröstliche Briefe, und sie wollte dem Vater solche zu lesen geben; er aber wollte nichts davon wissen, er war ärgerlich auf die Preußen, die so gut schreiben können.

Vom Tage vor der Erstürmung der Düppeler Schanzen kam ein Brief in das Gartenfeld bei Mainz, und darin hieß es am Schlusse: „Ich gedenke Deines Wortes „halte Dich brav" — darauf kannst Du Dich verlassen. Im Kugelregen werde ich das Wort immer im Herzen sprechen, und wenn ich falle, so grüß' ich Dich im Tode viel tausendmal und ich will nicht, daß Du Dein Leben dann wegen meiner vergrämen solleſt; mache dann einen andern Mann glücklich, aber so glücklich wie mit mir wirst Du doch mit keinem, und wenn ich sterbe, so wirf den Ring, den ich Dir gegeben, in den Rhein, an dem Tag, an dem wir Alle zusammen nach der Rheinau gefahren sind. Jetzt und hier meine ich, es sei ein Traum, daß je so ein Tag über der Welt war, so herrlich und so glückselig. Ich vertraue dem Himmel, daß solch ein Tag wieder und wieder kommt. Und nun leb' wohl und gräme Dich nicht zu sehr, es kann ja, will's Gott, noch Alles gut werden. Manchem Mann geht manche Kugel vorbei, haben wir ja oft gesungen. Leb' tausendmal wohl, und wenn ich sterbe, sag' auch Deinem Vater, er soll mir verzeihen, wenn ich ihn je beleidigt habe. Leb' tausendmal wohl."

Diesmal mußte Vater Becker den Brief auch anhören. Er sagte lange nichts, und als ihn Nannchen mit thränenvollem Auge anstarrte, brummte er endlich:

„Ich hätt's nicht geglaubt, daß ein Preuße so viel Herz hat."

Tage und Nächte vergingen, es kam keine Nachricht. Die Siegesbotschaft war in Aller Munde, aber von Wilhelm war nichts zu erfahren. Nannchen wagte es, auf die Commandantur zu gehen; sie erbebte innerlich, als der Fourier die Liste der Verwundeten und Gefangenen vor sich hin murmelte und dabei manchmal über das Blatt weg auf die Harrende sah. Einer Namens Becker war gefallen, aber er hieß nicht Wilhelm und war nicht von der Havel. Weiter wußte man ihr keinen Bescheid zu geben. Sie schrieb nun an die Mutter Wilhelms nach der Havelstadt, aber auch diese erwiderte, daß sie voll Sorge und ohne Nachricht sei.

Auf dem vom Eis befreiten Rhein ging wieder das erste Dampfschiff. Wenn die Schiffsglocke wieder zum ersten Mal klingt, ist Alles voll Fröhlichkeit; alles Leben ist wieder aufgethaut, die Welt ist wieder offen. Der Frühling war so schön, Alles blühte und die Vögel sangen — nichts konnte Nannchen trösten, und sie war dem Ohm bös, da er behauptete, Wilhelm sei gewiß gefangen, er habe es gescheit gemacht, sich lieber gefangen zu geben, als sich erschießen zu lassen.

„Das thut er nicht," rief Nannchen, „lieber stirbt er."

Endlich am Sonntag nach Ostern kam ein Brief aus Flensburg. Er war von fremder Hand und lautete:

„Liebes Nannchen! Verzeihe, daß ich Dir nicht schreiben kann. Ich habe Dir keine Nachricht geben wollen, bis es so weit vorbei ist."

Nannchen legte es sich wie Spinnweb vor die Augen, als sie das las, aber sie wischte sich mit der Hand über die Augen und las weiter:

„Dir zu lieb habe ich lieber sterben wollen, als ein Krüppel sein. Ich weiß, Du hättest auch nicht von mir gelassen, wenn ich ein Krüppel wäre. Und Gott wird's mir verzeihen, ich habe weniger an meine Mutter als an Dich gedacht. Also die Sache ist so. Ich habe einen Schuß in den rechten Arm bekommen. Und es war so, daß sie mir den Arm haben abnehmen wollen. Ich habe aber fest darauf bestanden: lieber sterben, als ein Krüppel sein. Und heute haben nun die Doctoren gesagt, mein Arm sei gerettet. Ob ich ihn wieder gehörig brauchen kann, das weiß man noch nicht. Liebes Nannchen, betrübe Dich nicht zu sehr, denke daran, daß ich hätte sterben können. Sei auch ohne Sorge, ich werde gut verpflegt. Die Dir diesen Brief schreibt, ist eine Frau von einem Doctor. Sie ist aus Berlin und ist eine Jüdin. Aber im Kriege sind alle Menschen gleich, sie sollten es auch im Frieden sein. Sie sieht ganz aus, wie Deine gute Freundin, die Fränz von der Gaugasse; sie hat auch kurze schwarze Locken und auch so ein gutes Herz. Und sie nimmt mir's ab, wenn ich von Dir erzähle. Sie kann aber nicht lange bei mir bleiben. Also in acht Tagen, sagen die Doctoren, kann ich von hier fortgebracht werden. Ich habe gebeten, daß man mich zu meiner Mutter bringt. Schreib' mir gleich hierher und heute über acht Tage an meine Mutter. Ich hoffe, daß Du keinen Krüppel zum Manne haben sollst. Aber es kann sein, daß ich nicht mehr auf meinem Handwerk arbeiten kann. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Sag' Du mir, was Du dazu denkst und auch Dein Vater."

Als Nannchen diesen Brief gelesen hatte, saß sie nicht still, sie ging schnell in den Garten an die Arbeit; aber kaum war sie wieder in's Haus zurückgekehrt, als sie den Brief wieder und wieder las. Es kam ihr Alles wie ein Traum vor. Und doch mußte sie sich endlich drein finden, daß es Wahrheit sei.

Als am Abend der Vater kam und Nannchen ihm den Brief vorgelesen, sagte er wiederum lange nichts, bis er sich endlich zu den Worten verstand: „Der Preuße versorgt seine Invaliden gut. Jetzt kann der Wilhelm Amtsdiener oder Chausseegeldeinnehmer in der Wasserpolackei werden, wo die Menschen zehn Monate des Jahres in Schafpelzen herumlaufen. Hast Du auch Lust dazu, Frau Amtsdienerin oder Chausseegeldeinnehmerin zu werden, wo man das ganze Jahr nichts hört als das Pfeifen des Windes und nichts sieht als einmal ein Fuhrwerk mit einem ausgehungerten Rößlein? Daß es Wein auf der Welt gibt, das ist da hinten in der Polackei ein Aberglaube."

Nannchen betrachtete staunend den Vater, wie er so hartherzig sein kann. Sie ging aber, bevor die Festung geschlossen wurde, zur Tante nach Kostheim, übernachtete bei ihr und weinte sich aus.

5. Capitel.

Es vergingen stille Tage, und Nannchen sprach kein Wort mehr von Wilhelm. Der Vater sah sie manchmal staunend an und freute und ärgerte sich über ihre Verschlossenheit. Aber sein Hauptgedanke war doch: Es ist doch ein

Kernmädel, sie läßt sich in Nichts helfen. Aber er sollte auch erfahren, daß sie sich in Nichts widerstreiten läßt. Denn eines Tages, als ein Brief aus der Havelstadt gekommen war, worin es hieß, daß Wilhelm sich bei seiner Mutter befand, sagte Nannchen:

„Vater, ich habe Alles eingerichtet, das Geschäft kann fortgehen ohne mich; morgen reise ich zu Wilhelm."

„So, Du reisest zu ihm und fragst mich gar nicht?"

„Lieber Vater, was soll ich fragen, wo ich mir doch nicht abrathen lasse?"

„Sag' nicht: lieber Vater! Wenn man das sagt, braucht man nicht mit lieber Vater anfangen. Hast Du mich verstanden? Was ist denn jetzt Dein Schneppepperles-Mäulchen so still? Ist denn das, was ich gesagt habe, so einfältig? So red' doch. Was weinst Du? Weinen ist keine Antwort."

„Vater, ich möcht' nicht im Streite von Euch gehen," brachte endlich Nannchen hervor.

„Und ich leid's nicht, daß Du so mir nichts dir nichts von mir gehst."

„Dann muß ich's heimlich thun."

„Heimlich?"

Er stand auf und stemmte beide Hände in die Seiten. Es kämpfte seltsam in seinem Gesichte, und endlich sagte er: „Du gehst nicht heimlich und gehst nicht allein! Du gehst mit mir, ich geh' mit Dir. So lange meine Augen offen stehen, will ich sehen, wo Du hingehst und wo Du bist und wo Du bleibst. Sei ruhig. Laß meine Hand. Was brauchst Du meine Hand zu küssen? Das ist dummes Zeug. Ich bin Dein Vater, ich geh' mit Dir. Aber red' nichts vorher davon; laß die Leute schwätzen, wenn wir fort sind. Pack' Du mir still ein, was ich brauch', morgen früh mit dem ersten Schiff gehen wir den Rhein hinab. Ich will doch auch einmal sehen, wie dort um die Ecke herum bei Bingen der Rhein aussieht. — So, jetzt ist's gut, jetzt hast Du wieder Dein gutes Gesicht. So war's bei Deiner Mutter auch. Ich hab' sie nur zweimal weinen sehen, und nachher war's so schön, wie nach einem Gewitter. So, jetzt ist aber genug geschwätzt, und wir haben ja unterwegs noch Zeit zu Allem."

Nannchen ordnete Alles bedachtsam in Haus und Garten. Und einmal erschrak sie vor sich selber, als sie merkte, daß sie sang. Sie singt, während Wilhelm so schwer darniederliegt! Aber sie hatte ein Gefühl der Zuversicht, daß nun Alles gut werde, es kann nicht anders sein, und das Glück, daß sie mit ihrem Vater so wunderbar wieder eins und einig geworden, strahlte von ihrem Antlitze, so daß die Tante von Kostheim, die sie zu trösten gekommen war, sie staunend betrachtete. Sie wollte kaum glauben, daß der Stoßkarrcher so gut sein könne; aber sie war auch klug und sagte sofort, die Rheinreise solle wenig kosten, sie gebe dem Schwager die Freikarte ihres Mannes, der als Steuermann gar nichts für die Fahrt auf dem Schiffe zu zahlen habe.

Am frühen Morgen waren Vater und Tochter draußen am Rhein und schauten über den Strom und in die helle Landschaft. Der Vater bekam leicht Urlaub; denn er hatte ihn eigentlich noch nie in Anspruch genommen. Es waren viele Kameraden da und Becker nahm nur eine Fahrkarte bis Bingen; das war doppelt gut. Denn erstens merkten die Kameraden nicht, wohin es

geht, und dann — er erklärte das Nannchen auf dem Schiff — wollte er in Bingen, wo man ihn nicht kennt, die Weiterfahrt unter dem Namen des Schwagers Steuermann machen.

„Ja Vater, könnt Ihr denn das, unter fremdem Namen reisen, und die Menschen —"

„Sag' das Wort nicht, Du hast recht, ich hab' mir auch nur eingeredet, daß ich's könnte, es ist wahr. Mag's jetzt kosten, was es will, ich bezahl' meine Personenfracht. Und die wird nicht nach dem Gewicht gerechnet," setzte er lächelnd hinzu. „So, jetzt ist's gut. Steck' Du die Karte vom Ohm Steuermann zu Dir, damit ich sie nicht verliere."

Und weiter ging's den Rhein hinab.

Bis nach Bingen stand Becker oben beim Steuermann und half ihm das Rad drehen. Er ist froh, daß er was thun kann.

Nannchen saß still auf der Vorkajüte. Sie las aber und abermals den Brief, dann wischte sie sich mit dem unentfalteten weißen Tuch scharf über das ganze Gesicht, als müßte sie alle Trauer daraus weg wischen, und schaute frei um. „Wie ist die Welt so schön und weit, und da droben liegt ein guter Mensch in einer stillen Kammer und hat Schmerzen ohne Ende. Aber jetzt muß er auch schon Alles leicht verwinden. Denn heute, jetzt um diese Zeit — Nannchen hat genau auf der Post nachgefragt — erhält er den Brief mit der Nachricht, daß sie kommt. O wie schön ist es doch, daß man einander schreiben kann."

Von Bingen an setzte sich der Vater zu seiner Tochter und sagte:

„Willst Du nicht auch ein gut Glas Wein trinken? Der Capitän hat einen guten Tropfen. Er hat mich nur die Hälfte des Fahrgeldes zahlen lassen, und ich bin dabei ein ehrlicher Mann geblieben. Jetzt bin ich einmal auch ein Engländer und sehe mir unsern Rhein an."

Der Vater war überaus lustig und ließ sich von einem jungen Mann, der ein rothes Buch aufgeschlagen in der Hand hatte, die Städte und Burgen hüben und drüben benamsen. Nannchen war ganz glücklich, daß der Vater so munter war. Und der Tag war so schön, kein Wölkchen stand am Himmel und der Vater rief einmal: „Riechst du nicht auch was? Ich mein', ich rieche die Weinberge, die jetzt in Blüthe stehen. Jetzt gerade vor dreißig Jahren hat's auch einen Prachtwein gegeben, damals haben wir geheirathet."

Es lag ein feuchter Glanz in seinem Auge und er blinzelte mit den Wimpern. Denn der starke derbe Mann dachte innig an die verstorbene Frau.

Als das Schiff bei Neuwied anlegte, sagte Nannchen: „Da im Thal wohnt der Vetter Wilhelms." Sonst sprach sie nicht von ihm; sie wollte dem Vater, der überaus heiter war, die Stimmung nicht stören.

So lustig er auf dem Rhein gewesen war, so unlustig und ärgerlich war er während der Eisenbahnfahrt.

„Da hast Du es," sagte er zu Nannchen. „Da siehst Du, wo wir hinkommen. Und in solch einem Land willst Du bleiben?"

„Ja, was ist denn, Vater?"

„Du kannst ja lesen. Lies doch."

Nannchen las auf dem Bahnhofe die Aufschrift: „Vor Taschendieben wird gewarnt!“ und sie lachte.

„Da lachst Du?“ rief der Vater, „und ich komme mir vor, wie wenn immer fremde Hände in meinen Taschen wären, und wie wenn sie mir das Herz aus dem Leibe stehlen wollten. Dunnerkeil! — das war sein Lieblingsausruf — wo sind wir hingerathen!“

Er knöpfte seinen Rock fest zu, aber ihn wieder aufreißend, rief er: „Sie haben mir schon Alles genommen, meine Brieftasche mit dem Geld ist fort!“

„Vater, was seid Ihr so aus dem Häuschen? Ihr habt sie ja mir gegeben.“

„So? ja. Du hast sie doch noch? Aber guck', ich bin Dir ganz verwirrt. Da laufen die Menschen herum, und Jeder kann ein Taschendieb sein.“

„Das kann daheim auch sein.“

Der Vater war eine Zeit lang still, dann aber schimpfte er wieder beständig auf die Preußen, die immer so eilig thun, als ob in der nächsten Minute die Welt unterginge. Nannchen hörte ihn geduldig an und bat nur, nicht so laut zu sprechen. Ein Mann aber, der im Wagen saß, hatte doch gehört, was der Rheinländer vorgebracht hatte. Der sagte ihm: „Ihr Rheinländer kommt uns fahrig vor, wie wir Euch als zu herb und streng erscheinen. Wenn wir Euch so am Rhein da draußen stehen sehen mit den Händen in den Hosentaschen, so meinen wir, in diesem etwas französisch angehauchten, leichtlebigen Wesen wäre keine rechte Arbeitslust, und doch seid Ihr in Eurer Art auch fleißig.“

„Dank' schön,“ erwiderte Becker.

„Ja, Sie kommen zum ersten Mal nach Norddeutschland, und ich sehe es wieder, wir Norddeutsche haben nur einen einzigen Freund.“

„So? Und wer ist das?“

„Unsere Arbeit. Die ist unser einziger Freund. Geben Sie Acht, und Sie werden sehen, wie Alles emsig ist. Man hat nicht Zeit und nicht Lust zu gutmüthigen Lässigkeiten. Wir sind hart gegen Andere, aber auch hart gegen uns.“

Der Mann stieg unterwegs aus, aber das Wort, das er gesagt hatte, blieb bei dem Rheinländer im Wagen. Die Norddeutschen haben keinen andern Freund als ihre Arbeit! Da ist doch was drin!

Als der Vater darüber loszog, daß man nirgends mehr einen guten Tropfen Wein bekäme — sie hätten nichts als Schnaps und fabricirten Wein, den sie spanischen nennen, und der französische Rothwein sei eigentlich Medicin und gar kein Wein; ließen Einem kaum Zeit, das gebrannte Zeug zu trinken — nahm Nannchen eine große Flasche aus ihrem Handkorb und ein Glas dazu.

„Der ist noch von Daheim,“ sagte der Vater. „Und Du hast doch viel von Deiner Mutter. Ich weiß nicht, mir ist's, wie wenn ich jetzt den weiten Weg zu ihr reiste in die andere Welt.“

Zum ersten Male erzählte er nun der Tochter, wie er die Mutter kennen gelernt. Sie war mit dem Marktschiff angekommen, das damals noch den Main herunterkam. Er trug ihr ihre Kiste, und unterwegs sprachen sie gut mit einander. Und als sie ihm den Trägerlohn geben wollte, weigerte er die Annahme und sagte: „Nun bist Du mir was schuldig, bist Du mir gern was schuldig?“ Sie nickte.

Als sich Beide was erspart hatten, kauften sie das Häuschen im Gartenfeld. Es steht freilich nur auf Zeit da; denn wenn Krieg kommt, müssen diese Häuser abgebrochen werden.

„Aber es ist ja Alles in der Welt nur auf Zeit da," schloß der Vater, und war dann lange still.

Vater und Tochter, die immer so gut mit einander gelebt hatten, meinten, daß sie erst jetzt auf dieser Reise einander recht im Herzen hegten.

Der Vater sprach das einmal aus, indem er sagte: „Es ist doppelt hart, daß wir gerade jetzt, wo wir einander so haben, von einander lassen sollen. Sag', bin ich ein hartherziger Vater?"

„Nein, gewiß nicht."

„So versprich mir, wenn er ein Krüppel bleibt, daß Du von ihm lässest."

„Vater, das kann ich nicht versprechen."

Von da an war der Vater wiederum still.

Als sie nicht weit von der Havelstadt waren, sagte der Vater, sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn wischend: „Als was kommen wir denn eigentlich da her?"

„Vater, ich versteh' Euch nicht."

„Die verdammten preußischen Eisenbahnen machen einen Lärm, daß man sein eigen Wort nicht hört. Nannchen, jetzt was sagen wir denn, warum wir da sind?"

„Um den Wilhelm zu besuchen."

„Und als was?"

„Ich bin seine Braut."

„Und was bin denn ich?"

„Sein Schwiegervater."

„Also Du bleibst fest, auch wenn er ein Krüppel ist und den einzigen Preußenfreund nicht mehr hat? Du hast ja gehört, sie haben keinen andern Freund als die Arbeit."

„Dann hat er mich, und wir wollen schon was umtreiben. Wenn's nicht anders ist, pachten wir ein Wirthshaus."

Als sie der weiten breiten Havel ansichtig wurden, rief Nannchen: „Vater, seht die vielen schönen weißen Schwäne!" Der Vater nickte und Nannchen fuhr fort: „Sie sind gar nicht schwarz."

„Warum sollten sie denn schwarz sein?"

„Weil ja die Havel so schwarz ist, daß man die Feder eintunken und damit schreiben kann."

„Du machst Dich lustig," sagte der Vater. Er wollte sagen, Du machst Dich über Deinen Vater lustig, aber er freute sich eigentlich, daß sein Kind so gut aufgelegt sei, und er neckte sie, indem er sagte: Die Preußen machen das Alles aus Blech, das sind blecherne Schwäne."

Sie trafen Wilhelm schon im Stuhle sitzend an. Er rief: „Ich kann Dich nur mit Einem Arm um den Hals nehmen, aber warte nur, der andere kommt schon wieder."

Der Vater freute sich doch über das stattliche Haus und über die gute Art der Leute und besonders über die Mutter. Ein Hauptspaß war es, als sie ihm Bier-

kaltschale auftischte. Einen ganzen Tag hatte er seine Lust daran, über die Ungeheuerlichkeit, daß man Biersuppe esse, zu spotten; aber er sah doch, daß es den Leuten wohlschmeckte, und es war ihm nur lieb, daß sie ihn nicht durch Zureden zwangen, das auch zu genießen. Ueberhaupt fand er, daß die Leute hier zu Lande Einem gar nicht so zum Essen und Trinken zureden. Sie stellen's hin, sagen ein kurzes Wort oder auch gar nichts; und wenn man's nicht genießt, ist's ihnen auch recht. Sie machen da nicht viel Worte: „Versuchen Sie's ein Mal! Sie werden sehen, es wird Ihnen schmecken," und wie die Zuthulichkeiten heißen.

Eines Morgens sagte der Vater zu seiner Tochter: „Da, jetzt hab' ich's heraus, Du kannst nicht hier bleiben; hier gedeiht kein Rebstock."

„Ich bin kein Rebstock."

„Du weißt schon, was ich meine. Aber gieb Acht, die beiden besten Dinge auf der Welt haben sie hier nicht und kennen sie nicht. Weißt Du, was ich meine?"

„Nein."

„So gieb Acht! Sie haben keinen Wein und können nicht lachen."

„Es freut mich, Vater, daß Ihr so lustig seid."

„Lustig? Ich bin gar nicht lustig."

Das war volle Wahrheit. Denn er ging im Städtchen und am Ufer der Havel umher, wie wenn ihm jeder Mensch danken müßte, daß er vom schönen Rhein dahergekommen sei; aber es dankte ihm kein Mensch, im Gegentheil, er wurde gar nicht beachtet.

Als er längere Zeit dabei stand und zuschaute, wie ein größerer Kahn, eine sogenannte Schute, am Ufer gezimmert wurde, und er seine Bemerkungen machte, wie man das am Rheine ganz anders herrichte, sahen die Schiffszimmerer kaum auf den Mann und arbeiteten weiter; er glaubte sogar, daß sie höhnisch über ihn sprachen.

Wenn er dann nicht umhin konnte, Nannchen zu klagen, daß die Menschen hier gar unzutraulich seien, stutzte er, wie Nannchen ihm darlegte, daß er jetzt selber sehe, wie es Einem zu Muthe sein müsse, wenn man als Fremder betrachtet werde. Er habe daheim es den Preußen ja auch nicht anders gemacht.

Wilhelm war in den wenigen Tagen der Anwesenheit Nannchens wunderbar schnell in der Genesung vorgeschritten.

Der Vater sah, daß da nichts mehr zu ändern war, und er ging nun mit der Sprache heraus: Er habe nichts mehr gegen die Sache, aber Wilhelm solle zu ihm nach Mainz ziehen. Die Mutter aber erklärte, daß Wilhelm ihr einziges Kind sei, und sie könne ihn nicht auswandern lassen.

„Wenn er aber im Kriege gefallen wäre?" entgegnete der Vater, „dann hätten Sie ihn doch auch lassen müssen."

„Das ist was Anderes, da kann man nichts für und wider. Der König hat ihn verlangt und unser Herrgott hat über ihn verfügt, das ist ganz anders."

Der Vater sah die Frau verwundert an. Sie bittet ihn gar nicht, sie redet so feldwebelmäßig mit ihm. Auch in den Weibsleuten hier oben steckt was vom Soldaten.

Aergerlich ging er hinaus an das Werft, wo heute der Kahn vom Stapel gelassen werden sollte.

Wunderlich! Hier ist gar keine Lustbarkeit bei solcher Sache; sie vollführen Alles so still und trocken.

Der Stoßkarrcher trat näher.

„Gehen Sie hier weg, Männeken, Sie gehören nicht hierher," sagte ihm einer der Arbeiter.

Der Stoßkarrcher sah ihn groß an. Soll er den Menschen in Grundsboden hineinschlagen? Aber das wollte er seiner Tochter nicht anthun. Er that nur, als ob er's nicht verstanden habe, und blieb ruhig stehen. Der Mann geht auf die andere Seite. Jetzt kommt ein Bursch, der eine Stütze anhakt.

Becker findet, daß der Mann zu nahe kommt und schreit mit mächtiger Stimme: „Geh' davon, Du! Dunnerkeil!"

Der Mann wendet sich auf den Schrei des gewaltigen Rufers, und im selben Augenblick bricht die Stütze, er liegt unter dem Kahn.

Ein Schreien durchdringt die Luft. Aber Becker ist schnell bei der Hand, hebt den Kahn mit übermächtiger Kraft in die Höhe, und der Eingeklemmte steht auf. Becker hält noch den Kahn eine Minute frei auf der Schulter und schaut sich um; dann giebt er dem Kahn einen Stoß, daß er in's Wasser rollt, das spritzend aufschäumt. Der Rock ist Becker von oben bis unten in Stücke gerissen. Da steht er nun verschnaufend und schaut sich um. Jetzt kommt der Mann, der ihn vorhin weggewiesen, auf ihn zu und sagt: „Männeken, was haben Sie hier zu thun? Sie gehören nicht hierher."

„Männeken! Dunnerkeil, ist das mein Dank?"

Er wettert und flucht und schimpft auf die Preußen, was er nur auf der Seele hat. Da kommt der Hafenmeister, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: „Seien Sie ruhig, Herr Becker, ich kenne Sie noch von Mainz her, wo ich als Feldwebel in Garnison war. Es ist richtig, Sie haben den Mann angerufen, und vor Schreck ist er unter den Kahn gekommen. Aber Sie haben sich auch wieder tapfer gehalten, aller Ehre werth. Sie haben eine Kraft bewiesen, wie sie nicht leicht zu finden ist. Kommen Sie mit in mein Büreau. Ich schicke in's Haus Ihres Schwiegersohns und lasse Ihnen einen andern Rock holen."

Als der Stoßkarrcher im Büreau saß, kam der Mann, den er gerettet hatte, und dankte ihm. Er sagte, zum Hafenmeister gewendet: „Ich glaube, der Herr verdient die Rettungsmedaille."

Der Stoßkarrcher wußte nicht, war das Spott oder Ernst. Aber der Hafenmeister fuhr fort: „Allerdings. Und wenn Herr Becker es wünscht, so mache ich darüber Bericht an die Regierung."

„Ist schon gut, brauch' weiter nichts."

Und als der Stoßkarrcher in seinem andern Rock in das Städtchen ging, war er ein anderer Mensch, und alle Menschen waren anders. Die Leute nickten ihm zu. Und im Hause seines Schwiegersohnes, wohin die Nachricht bereits gedrungen war, wurde er mit Jubel bewillkommt.

Der Hafenmeister kam und mit ihm noch mehrere Männer; sie luden Becker und die ganze Familie ein, da noch heller Mittag war, die erste Luftfahrt in dem neuen Kahn nach der Insel Werder zu machen. Der Arzt des Städtchens kam auch hinzu und gestattete Wilhelm bei der Fahrt zu sein. Und

Nannchen rief: „Vater, seht, heut' trägt Wilhelm zum ersten Mal sein Ehrenzeichen auf der Brust in die freie Luft hinaus." Der Vater nickte zufrieden. Man ging wie im Triumphe nach dem Werft. Die schwarzweiße Fahne war auf dem neuen Schiff aufgezogen, und die Gesellschaft fuhr fröhlich von dannen.

„Das Wasser ist schön blau," sagte Becker, mit der Hand hineinlangend, „ich hab' mir's gar nicht so gedacht."

Nannchen und Wilhelm nickten einander zu. Und jetzt wurde auch gesungen, aber eigentlich nur Soldatenlieder, denn andere kannte die Mannschaft nicht; aber Wilhelm und Nannchen sangen mit. Auf der Insel und in der Stadt staunte Becker nicht wenig, hier so fruchtbares Land zu finden, so fetten Boden, und der Hafenmeister erklärte ihm, wie das ringsum wol ehedem nichts als See und Sumpf gewesen, und daß auch vor Zeiten viele Holländer hier eingewandert seien, und wie man noch heute mit Fleiß und Zähigkeit Alles bebaue.

Becker mußte gestehen, daß selbst am Rhein nicht schönere und reicher tragende Obstbäume seien als hier. „Und du bist auch da?" sagte er zum Weinstock.

Man saß fröhlich beisammen. Es wurde vom heimischen Biere getrunken und Becker zu liebe, da ihm das gute Gebräu nicht recht munden wollte, schließlich noch Wein. Und Becker bekam nochmals ein gutes Wort, das zu dem auf der Eisenbahn sich paßte. Denn der Hafenmeister sagte:

„Merken Sie sich's, Herr Becker; es ist auch ein Gleichniß. Bei Euch am Rhein wird der Wein aus offenen Fässern, bei uns nur aus verkorkten und versiegelten Flaschen getrunken. Aber der Wein ist derselbe. Und das Menschenherz, das er erfreut, ist auch dasselbe."

Becker stieß fröhlich mit dem Manne an. — — — — —

Daheim erzählte Becker, daß doch da droben im Preußenland ganz ordentliche Menschen seien. „Und auf der Havel gehen auch gute, rechte Schiffe. Aber freilich, so lustig wie am Rhein ist es doch nicht."

Die Reben, die schön abgeblüht hatten, gaben im Herbste wieder einen guten Wein. In Kostheim bei der Tante wurde die Hochzeit gefeiert, die Fränz von der Gaugasse war Brautjungfer.

Kurz vor der Abreise des jungen Paares erlebte der Vater nochmals einen Aerger, der sich indeß schnell wieder in das Gegentheil verwandelte.

„Wilhelm," sagte er zu seinem Schwiegersohn, „Eins ist doch wenigstens gut, Du brauchst nun nicht mehr Soldat zu sein."

„Ich bin Gottlob nicht invalid," entgegnete Wilhelm, „ich stehe noch bei der Landwehr. Und das soll so sein."

Wie gesagt, das verdroß anfangs den Vater, dann aber sagte er wie umgedreht zum Schwager Steuermann: „Es ist doch eine hartkernige und gute feste Art in den Preußen."

* * *

So ist diese Geschichte geschehen und aufgeschrieben vor zehn Jahren. Man könnte auch sagen, vor hundert Jahren; denn haben wir seit 1864 nicht ein Jahrhundert erlebt?

Das ehemalige Kurfürstenthum Hessen.

Heimatherinnerungen

von

Julius Rodenberg.

I.

Ich erinnere mich, aus meiner Kinderzeit, eines bestimmten Tages im August — ich glaube, daß es der zwanzigste war — mit besondrer Deutlichkeit. An diesem Tage, oder vielmehr am Abend dieses Tages, strahlten die dunkeln Bäume des kleinen Bades Nenndorf von einem festlichen Schimmer. Lichterpyramiden funkelten unter den alten, mächtigen Kastanien der Hauptallee. Schalen mit brennendem Harz erleuchteten taghell die Akazien der jüngeren Anlagen. Kränze von bunten, hüpfenden Flämmchen umzingelten das Kuppeldach der Rotunde, die zahlreichen Fenster und Treppen und Thüren des Neuenbaues und der Logirhäuser und der Galerie zeichneten sich mit feurigen Linien auf dem dunklen Hintergrunde der Nacht und des Waldes ab, dazwischen waren Sterne, Wappen und allerlei seltsame Figuren, und — für das Kinderauge das größte Wunder von allen: an der Längenseite der Arkaden, aus einer Menge von Lämpchen farbigen Glases zusammengesetzt, ein riesiger, schnörkelhaft verschlungener Namenszug „F. W.“ und darüber eine Krone.

Mit dieser alljährlich, genau in derselben Weise wiederkehrenden Illumination feierte das loyale und getreue Bad Nenndorf den Geburtstag seines allergnädigsten Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen. Er begünstigte damals auffallend den Gesundbrunnen und die Grafschaft, nach welcher seine Gemahlin den Namen einer Gräfin von Schaumburg erhalten, bevor sie mit dem stolzern Titel einer Fürstin von Hanau geschmückt ward. Kaum ein Jahr verging, ohne daß er durch seine Anwesenheit und seinen Hofhalt der Saison einen erhöhten Glanz verlieh — einen Glanz, in der That, der einigermaßen mit Schrecken vermischt war. Denn wenn der Kurfürst auch etwas vom Patriarchen hatte, so besaß er doch mehr vom Tyrannen. Ich sehe ihn noch vor mir, eine mittelgroße, gedrungene Figur, wie er in der hessischen

Officiersuniform und der hessischen Dienstmütze durch die Allee daherschreitet, begleitet von der Gemahlin und umgeben von den Kindern. Schon von Weitem konnte man ihn hören; denn wiewol er nicht ohne Schwierigkeit und immer nur in abgebrochenen Sätzen sprach, so war er doch gewohnt, sich sehr laut zu unterhalten, ohne jede Rücksicht auf Ort und Zeit. Ein gewisses ahnungsvolles Bangen ging vor ihm her, welches, für den jugendlichen Beobachter, nicht vermindert ward durch die Thatsache, daß er zuweilen auf offener Promenade einen seiner kleinen Prinzen eigenhändig ohrfeigte. Furcht schien das einzig natürliche Gefühl, welches das Landeskind für den Landesvater zu hegen habe, und Niemandem fiel es ein, daß man ihn auch lieben könne. Zwar bewegte er sich mit einiger Leutseligkeit unter den weißröckigen Bauern der umliegenden Dörfer und den Kleinbürgern des benachbarten Städtchens, und diese verfehlten nicht, ihm mit bemerkenswerther Pünktlichkeit alle Jahre ihre Huldigungen darzubringen, die Ersteren in Form eines berittenen Zuges mit blumen- und bänderverzierten Pferden, die Andern in Gestalt eines Fackelständchens und einer Parade der Bürgergarde, bei welcher sie Tschakos mit weiß-rothen Federbüschen trugen. Dennoch, trotz solcher Anstrengungen auf beiden Seiten, brachte die Gegenwart des Kurfürsten etwas Drückendes mit sich, was schwer auf den Gemüthern lastete. Niemand wagte oder vermochte wahrhaft froh zu sein in seiner Nähe; die Gegend selbst schien sich verwandelt zu haben und athmete erst leichter auf, wenn die letzte Livree aus dem Schlößchen in Nenndorf, der letzte Fouragewagen auf der Chaussee verschwunden und das ländliche Stillleben mit dem herannahenden Herbste zu seinen Gewohnheiten zurückgekehrt war.

Während dieser häufigen Reisen nach Nenndorf, welche in den Anfang und die Mitte der vierziger Jahre fallen, vermied es der Kurfürst mit auffallender Absichtlichkeit, die Stadt zu besuchen, welche als die Hauptstadt der Grafschaft galt und der Sitz ihrer obersten Regierungs- und Verwaltungsbehörden war, nämlich Rinteln. Er konnte der Bürgerschaft dieser Stadt einen gewissen, übrigens sehr gemäßigten Freisinn nicht vergeben, der sich bei mehrfachen Gelegenheiten manifestirt hatte, unter Anderm auch in den Verfassungskämpfen, die seinem Regierungsantritt, oder richtiger dem Beginn seiner Mitregentschaft vorangegangen und gefolgt waren; und als später, in den Bewegungen des Jahres 1848, die Stadt Rinteln sich nicht nur von demselben Geiste erfüllt zeigte, sondern auch die andern Städte der Grafschaft so weit beeinflußte, daß diese fast einmüthig einen allerhöchsten Orts sehr mißliebigen und — um die Wahrheit zu sagen — sehr mißhandelten Landsmann zu ihrem Abgeordneten wählten: da flammte der Zorn des Kurfürsten auf gegen diese unverbesserliche Grafschaft, die fortan wieder wurde, was sie so lange vorher schon gewesen: das kurhessische Sibirien — ein Straf- und Verbannungsort für unbotmäßige Beamte, zur Disposition gestellte Militärs und in Ungnade gefallene Minister. Wol wurden noch durch eine Reihe von Jahren die Alleen und Gebäude von Nenndorf illuminirt; aber es waren traurige Illuminationen, die mehr unsere Hoffnungslosigkeit als unsere Freude beleuchteten; denn Niemand konnte ahnen, als man um die Mitternacht des zwanzigsten August 1865 die Lichter auslöschte, daß sie niemals wieder angezündet werden würden. Doch so war es; die Sterne, die

Namenszüge und die Kronen waren ausgelöscht für immer und Friedrich Wilhelm der Erste sollte Friedrich Wilhelm der Letzte sein.

Noch einmal habe ich ihn wiedergesehn — zu Berlin, an jenem Sonntagnachmittag im Juni 1866, als er in einem Staatswagen vom Potsdamer nach dem Stettiner Bahnhof fuhr. Langsam rollte der Wagen dahin, unter dem dumpfen Anschlag einer Glocke, deren die Züge der Verbindungsbahn sich als Signal zu bedienen pflegten, während ein Mann mit einem Fähnlein voranschritt, um die Straßenübergänge frei zu halten und Kutscher und Fußgänger zu warnen. Es war ein sonniger Sommernachmittag, und der Thiergarten stand in vollem Grün. Aber unsre Heere marschirten schon in Ost und West und Süd, und von einer bangen Erwartung war jede Brust beklommen. Da war es, an jenem Tage, als der König von Hannover, aus seiner Hauptstadt flüchtend, an der Spitze seiner Landesarmee nach Langensalza zog, daß der Kurfürst von Hessen, ein Staatsgefangener in Preußens Händen, nach der Festung Stettin geführt wurde. Lange stand ich auf dem Potsdamer Platz und sah dem Wagen nach, wie er an uns vorbeiging; ich konnte nicht ungerührt bleiben. Denn Derjenige, der darin saß, war einst mein Landesherr gewesen; gestern noch ein Souverain, und heute ein Ausgetriebener und Verbannter. In solchen Momenten ist man nur zu sehr geneigt, zu vergessen, wo nicht zu vergeben. Es sollte nicht nur für die gemeinen Verbrecher gelten, daß von dem Augenblick an, wo der Urtheilsspruch gefällt worden, ihr Haupt der Gerechtigkeit allein gehört und nicht mehr der Verunglimpfung der Menge. Auch Fürsten haben auf einen solchen Schutz Anspruch. Fünfunddreißig Jahre gröblicher Mißregierung, unter welcher ein von der Natur besonders bevorzugtes Stück deutschen Landes, ein in der Geschichte besonders ausgezeichneter Stamm des deutschen Volkes bis zur Verzweiflung gelitten; fünfunddreißig Jahre des Druckes, der Verletzung geschworner Eide, der Nichtachtung geheiligter Rechte, der Willkürherrschaft, welche die Besten und Edelsten in die Kerker brachte oder in die Verbannung trieb — sie waren in diesem Augenblick gesühnt, wo der Kurfürst selbst ein Gefangener und ein Geächteter war — herabgestoßen von dem Thron seiner Väter, verjagt aus dem Lande seiner Heimath, das er niemals wiedersehen und in das er nur zurückkehren sollte, ein Todter, gestorben im Exil. Als ich ihn so an jenem denkwürdigen Nachmittag des Jahres 1866 seiner Bestimmung entgegenfahren sah, da hörte er für mich auf, ein Gegenstand persönlichen Unwillens zu sein. Er erschien mir nur noch im Lichte der Geschichte, die hier bereits ihr furchtbares Rächeramt angetreten hatte.

Doch ein milder, ein versöhnender Zug sollte dem erschütternden Bilde nicht fehlen. Der Kurfürst von Hessen saß nicht allein in dem Staatswagen der Verbindungsbahn. Neben ihm saß eine Dame in Trauer, eine noch jugendliche Gestalt, von feinen Formen und anmuthigen Gesichtszügen, denen die tiefe Bläße einen Reiz mehr verlieh. Ich kannte diese Dame; ich hatte sie, vor zwanzig Jahren, sie, damals eine lieblich erblühende Mädchenfigur, in Nenndorf gesehen, und ich hatte sie zehn Jahre später, in der Fülle weiblicher Schönheit, die durch vollendete Bildung und weibliche Grazie noch anziehender gemacht wurde, wiedergesehen in dem Schlosse zu Wilhelmshöhe. Es war die

Tochter des Kurfürsten. Sie hatte den greisen Vater, nun, da er von aller Welt verlassen war, nicht verlassen wollen. Sie ging mit ihm in's Gefängniß.

Da schwanden für mich die trüben Erinnerungen an die Leiden, die er meinem Lande und meinem Volke zugefügt; statt des Kurfürsten von Hessen erblickte ich nur noch einen Unglücklichen. In der Menschenmenge, die den Potsdamer Platz und die Straße bedeckte, die so bald nachher die Königgrätzer Straße heißen sollte, war ich vielleicht der einzige Kurhesse. Da regte sich etwas in mir von der Empfindung, mit der ich wol ehemals, nach längerer Abwesenheit, die roth-weißen Grenzpfähle meines Hessenlandes begrüßt — meine ganze Kindheit, meine ganze Jugend zogen an mir vorüber und gingen mit ihm dahin .... und aus diesem Gedränge wechselnder Eindrücke blieb nur dieser mir unvergeßlich: der alte, schwer heimgesuchte Mann, den seine Tochter im Unglück nicht verläßt!

II.

Das Kurfürstenthum Hessen, welches im Jahre 1866 aufgehört hat, eine politische Wirklichkeit zu sein, war seinem Namen und seiner Zusammensetzung nach eine verhältnißmäßig junge Schöpfung; aber mit seinen ursprünglichen Bestandtheilen und seinem eigentlichen Kerne reicht es weit zurück in die ältesten Zeiten und Anfänge der deutschen Geschichte. Wie Morgendämmerung geht es über diesen Landen auf, als dasjenige, was nachmals die Mark Brandenburg werden sollte, lange noch in tiefer Finsterniß lag, die sich einzeln und allmälig erst viel später lichtete; Kaiser und Reich warfen ihren ersten Schimmer schon auf jene Stätten einer frühen Cultur, herrliche Dome, deren Architektur mit derjenigen von Nordfrankreich wetteiferte, erhoben sich an den Ufern malerischer Flüsse, Burgen, deren Andenken in dem Namen heute noch blühender Geschlechter fortlebt, Klosterschulen, deren wissenschaftliche Schätze sich zum Theil auf uns vererbt haben,*) Sitze der Gelehrsamkeit, zugleich berührt von dem Echo des Kunstgesangs, der aus dem benachbarten und verwandten Thüringen herüberschallte,**) Ortschaften, schon von den Römern erwähnt, wiewol niemals von ihnen erobert, waren dort mit gewerbthätigen Bevölkerungen, als hier in den Wohnplätzen der Wenden Sumpf und Sand sich noch nicht geschieden hatten, als unförmliche Götzenbilder in düstern Opferhainen verehrt wurden und ein ärm-

*) Als kostbarster derselben gilt das Hildebrandslied, „nächst Ulfilas eines der merkwürdigsten Reste unsrer ältesten Literatur". Mönche des Klosters zu Fulda schrieben es, im Anfang des 9. Jahrhunderts, auf die beiden leeren Seiten eines geistlichen Buches, wo es lange verborgen blieb. Im Jahre 1729 zuerst veröffentlicht, galt das in vorwiegend althochdeutscher Sprache verfaßte Heldengedicht lange für das Fragment eines Prosaromanes, bis zwei Hessen, die Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm, aus der Handschrift selbst „die poetische Form und den Zusammenhang mit der Heldensage nachwiesen" und dadurch den Namen ihres Vaterlandes für immer mit den Anfängen unsrer Nationalliteratur in unauflösliche Verbindung brachten. Gegenwärtig befindet sich der Pergamentband in der Bibliothek des Kasseler Museums. Vgl. Bilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, I. 25, und Goedeke, Mittelalter, 4.

**) Herbort von Fritzlar, „ein gelarter Schuolaere", dichtete im Anfang des 13. Jahrhunderts, aufgefordert vom Landgrafen Hermann von Thüringen, sein „liet von Troye". Goedeke, Mittelalter, 872.

liches Geschlecht von Fischern da hauste, wo heute die Hauptstadt des deutschen Reiches einen dem Wasser und der Wildniß abgerungenen Boden bedeckt. Als man dort, auf den Hügeln zwischen Werra und Fulda, bereits rühmlichen Antheil nahm am nationalen deutschen Leben, da hatte man hier, zwischen Havel und Spree, noch Jahrhunderte lang zu kämpfen um das Leben selbst und um das nackte Dasein; und der Name der Landgrafen von Hessen besaß schon weit hinaus einen guten Klang, als derjenige der Markgrafen von Brandenburg überhaupt kaum noch genannt worden war.

Dieser älteste Theil des Hessenlandes, sein Kern und Mittelpunkt, um welchen sich später nach allen Seiten hin neuere Erwerbungen ansetzten, der alte Kattengau, mag ungefähr hundert Quadratmeilen betragen haben. In der Mitte zwischen Rhein und Weser, welche beiden Ströme dieses Land in seiner größten Ausdehnung nachmals erreichen sollte, gen Norden durch die heimathlichen Gebirge des Habichts- und des Reinhardswaldes, gen Ost durch die Vorberge der Rhön und gen Süd und West durch die Ausläufer des Vogelsberges gedeckt,*) so lebten hier, wie in einer Festung, die Katten — die alten Hessen, „außer den Friesen," wie Jacob Grimm, selbst ein Sohn dieses Landes, sagt, „der einzige deutsche Volksschlag, der mit behauptetem altem Namen bis auf heute an derselben Stelle haftet, wo seiner in der Geschichte zuerst erwähnt wird." Tacitus ertheilt ihnen das höchste Lob nicht nur der Tapferkeit — sie hatten in der Varusschlacht einen römischen Legionsadler erbeutet — sondern auch der Weisheit. „Für Deutsche viel Nachdenken und Feinheit," sagt er; „sie stellen Männer ihrer Wahl an die Spitze ... betrachten das Glück als etwas Zweifelhaftes, die Tapferkeit als das Sichere; und was das Seltenste und nur bei rationeller Behandlung des Waffenhandwerks denkbar ist, legen größeres Gewicht auf den Heerführer, als auf das Heer." **) Einmal zwar, unter Germanicus, 15. p. Chr., fand eine kurze Invasion statt; „der Cäsar steckte Mattium, den Vorort des Volksstammes, in Brand, verheerte das flache Land und kehrte um nach dem Rhein." ***) Aber niemals, bis an's Ende seiner Herrschaft in Deutschland, hat der Römer festen Fuß gefaßt innerhalb der hessischen Gebirge, noch hat jemals eine römische Zwingburg dort gestanden; ja, selbst die Fluthen der Völkerwanderung, welche asiatische Horden bis in das Herz von Deutschland schwemmten und deutsche Stämme bis nach Italien und Spanien, ja darüber hinaus bis nach Afrika führten, diese Wogen, welche die Pyrenäen überstiegen und vor den Alpen nicht Halt machten, gingen spurlos an den Hügeln des Kattengaues vorüber, und unvermischt mit fremden Elementen erhielt sich in demselben der alte Stamm der Hessen.

Unter diesem Namen erscheinen sie, drei-, vierhundert Jahre nach jenen Ereignissen, zuerst im Heerbann des großen Frankenreichs, in den Kämpfen der karolingischen Könige, die sie ruhmreich entscheiden halfen. Fortan erblicken wir sie, für eine lange Zeit, in der Frontreihe der deutschen Geschichte. Deutschlands erster Wahlkönig, Konrad I., war ein Herzog von Franken und Graf des

*) Bernhardi, Hessens Antheil an der Weltgeschichte. Hessisches Jahrbuch für 1854. Cassel, 1854.

**) Germania, 30.

***) Annalen, I, 56.

Hessengaues, und in einer hessischen Stadt, zu Fritzlar, tagte die Reichsversammlung, welche — Konrads Wunsch nach seinem Tode noch ehrend — die Krone des Reichs auf das Haus der Sachsen übertrug. Aber auch die Hohenstaufen liebten dieses Land, welches niemals römische Provinz gewesen, und in Gelnhausen sieht man noch heute, inmitten der Kinzig, auf einer Insel und umgeben von steilen Straßen mit ärmlichen Häusern, die Ueberreste des kaiserlichen Palastes, welchen Friedrich Barbarossa gebaut und auf welchem, mehr als auf irgend einem andern, der Glanz des Reiches römisch-deutscher Nation geruht. Gern residirten hier — „singularis ipsius loci amore inducti“ — diese Kaiser, deren Andenken der deutschen Geschichte, der deutschen Dichtung und der deutschen Sage gleich theuer ist; hier war es, wo Friedrich Barbarossa den großen Reichstag versammelte, der Heinrich den Löwen in die Acht erklärte, und hier, wo Heinrich VI. die Fürsten und Edlen zum Kreuzzug aufrief, fünf Jahre, nachdem sein heldenmüthiger Vater in dem Wasser bei Seleucia den Tod gefunden.

Doch noch um Jahrhunderte weiter zurück, in das erste Tagesgrauen unsrer nationalen Geschichte werden wir versetzt, wenn wir uns von der Kinzig nach der Fulda wenden. Hier in der alten Bischofsstadt, auf einem freien Platze, der in die Flußebene hinabschaut und in der Ferne von dem blauen Rhöngebirge amphitheatralisch geschlossen ist, steht das Erzbild des Apostels der Deutschen, in der erhobenen Rechten das Kreuz, mit der Bibel in der Linken gleichsam die Brust schützend, wie damals, als er im Lande der Friesen den Todesstoß empfing, der ihn nach einem ruhm- und segensreichen Leben zum Märtyrer und zum Heiligen machte. Dies vor Allem ist die Stadt des heil. Bonifacius, des britischen Winfried. Hierher, nachdem er die Donnereiche bei Fritzlar gefällt, kam er, um in der Wildniß ein Kloster und eine Kirche zu bauen — ein Kirchlein aus Holz, aber das erste in dem ganzen Gebiete, welches nachmals unter dem Namen Hessen zusammengefaßt worden ist; und hier, in der mehr als tausendjährigen Gruft, ruht er, der Ahnherr so zu sagen einer langen Reihe geistlicher Fürsten, an der Stelle, wo jenem seinem eignen bescheidnen Kirchlein nacheinander zwei herrliche, doppelchörige Münsterkirchen folgten, die frühesten und lange die größten in Deutschland, deren letzte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts dem in italienischem Renaissancestyl gebauten Dome weichen mußte, welchen wir heute, sehr im Widerspruch mit den Traditionen dieses Platzes, sehen. Dennoch umschwebt ihn und die ganze Stadt und die ganze Gegend ein Hauch des Alten und Alterthümlichen, des Ehrwürdigen; und wir brauchen, um ihn vollkommen zu spüren, nur hinaufzublicken nach dem — jetzt verwaisten — Bischofssitz auf dem Hügel und der unscheinbaren St. Michaelskirche zur Seite desselben, einem Rundbau des 9. Jahrhunderts, mit einer wohlerhaltenen Krypta und den Zeichen des seltsam geformten, in einen Kreis gefaßten irischen Kreuzes an den Säulen. Wie oft habe ich dieselbe Form des Kreuzes gesehen auf den Gräbern von Glendalough und den andern unzähligen Trümmerstätten von Irland; von dort, aus dem nun so vereinsamten und verwilderten Lande des Westens, ist uns das Licht des Glaubens und mehr noch das Licht des Wissens gekommen. Seine Mönche waren auch hier in Fulda, und unmöglich, in diesem uralten, echt karolingischen Bau zu stehen, ohne an ihn zu denken, den

Gewaltigen, den Großen, dessen Steinbild, aus der alten Münsterkirche gerettet, gegenwärtig vor den Mauern des neuern Domes aufgerichtet ist. Wie Friedrich der Hohenstaufe Gelnhausen, so liebte Karl der Große Fulda; oft pilgerte er hierher, zu dem Grabe Dessen, der zu Soissons im Jahre 752 die Königskrone des Frankenreichs auf das Haupt des ersten Karolingers gesetzt, und seine Munificenz war es, welche der Klosterschule von Fulda zu dem Rufe der Frömmigkeit auch den der Gelehrsamkeit verlieh. Hier lehrte Alcuin, der Freund und Vertraute Karl's des Großen, und Hrabanus Maurus, der Schüler Alcuin's; hier lehrten Männer, deren Verdienst um die Bildung der Deutschen noch heute, nach fast einem Jahrtausend, willig anerkannt wird.

So scheint es, als ob die Berührung der weltlichen Macht und der geistlichen Macht diesen Boden, den der Fuß eines Feindes bis dahin niemals betreten, und dieses Volk, das dem Andrange Rom's siegreich widerstanden, für seine künftige Bestimmung geweiht habe. Nicht immer sollten die beiden Mächte friedlich zusammengehen; es kam ein Tag, wo die Hand der einen den Bannstrahl schleuderte, die Hand der andern das Schwert aus der Scheide zog; und als es wiederum Krieg gegen Rom galt, da waren es die Nachkommen der unbesiegten Katten, da waren es die Hessen zum zweiten Mal, die in dem vordersten Aufgebote standen.

Wir können des Gegensatzes nicht besser inne werden, als wenn wir uns nun von den Ufern der Fulda zu denen eines andern, nicht minder echt hessischen Flusses, der Lahn, und nach Marburg begeben. Nirgends auf so engem Raume tritt der Culturkampf, der zuerst in der Annahme und Weiterverbreitung des Christenthums und dann in den Uebergriffen und der Abwehr des Papstthums bestand, uns deutlicher entgegen. Dort, in Fulda, noch heute tiefes katholisches Mittelalter; hier, in Marburg, das frischeste geistige Leben der Gegenwart — dort das geschlossene Priesterseminar und der leere Bischofsstuhl, hier die gedrängt vollen Hörsäle der alten Philippina, der ersten protestantischen Universität und der herrliche Dom der heil. Elisabeth, in seiner ganzen Schönheit wiederhergestellt als ein protestantisches Gotteshaus — dort Alles beschattet von den Resten einer Vergangenheit, die sich überlebt, hier Alles voll von warmen, sonnigen Erinnerungen, als ob ein Strahl des aufgehenden Humanismus noch heute an den alten, zackigen Giebelhäusern hafte.

Allein auch die Stadt Elisabeth's — ihr Wittwensitz, nachdem sie von Thüringens waldigen Höhen herabgeschritten, und ihr Grab — auch Marburg sollte von dem bitteren Kelch des Hasses und der Verfolgung kosten, welchen Rom, um des Glaubens willen, administrirte, und tief hat sich die Erinnerung daran seiner localen Geschichte eingeprägt. Einer der hübschesten Theile der Stadt, halb Landschaft, halb Straße, von der Marbach mitten durchflossen, mit Häusern und Berggärten auf beiden Seiten, heißt noch heute „die Ketzerbach", ein Name, der in Verbindung mit dem der Barfüßergasse und des Dominicanerklosters (in welchem gegenwärtig Universitätsaula und Gymnasium) genug erzählt. Als im zwölften Jahrhundert, im südlichen Frankreich, die Stimmen des Unwillens und der Empörung gegen Rom zum ersten Mal vernommen und diese sogenannte „Albigensische Ketzerei" in einem Kriege erstickt

worden, „welcher selbst unter Religionskriegen durch seine erbarmungslose Härte ausgezeichnet war“*): da wurden, zur Verhütung fernern Uebels, der Orden der Franciscaner, der Orden der Dominicaner und die Inquisition gestiftet, und Marburg vor Allen war es, welchem ein reichlicher Antheil an allen dreien zugemessen ward. Ein Ketzerrichter, Konrad von Marburg (er war als Beichtvater der heil. Elisabeth an diesen Ort gekommen, der ihm seine traurige Berühmtheit gegeben) wirkte hier mit einer solchen Grausamkeit, daß selbst ein Papst (Gregor IX.) Thränen darüber vergossen haben soll! Längst waren die Scheiterhaufen verkohlt und Jahrhunderte vergangen; aber der Bach floß noch immer, mit welchem eine Volkssage die düstre Vorstellung verband, daß Konrad, der Inquisitionsrichter, die Asche verbrannter Ketzer hineingestreut habe. Da ward in dem Schlosse zu Marburg, auf dem Hügel, dessen rückwärtige Wand steil abfällt bis zur Ketzerbach, ein fürstliches Knäblein geboren, das Rom die alte Schuld heimzahlen sollte, um dieselbe Zeit, wo nicht allzufern davon, im Thüringerland, im Augustinerkloster zu Erfurt ein schlichtes Mönchlein, unter dem Namen Bruder Martin, die canonischen Weihen empfing — beide bestimmt, der Mönch und der Fürst, mit einander im Herzen und dankbaren Gedächtniß des deutschen Volkes fortzuleben: Martin Luther und Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen.

Abermals entbrannte ein Glaubenskrieg, aber weder auf eine so kurze Zeit, noch auf ein so enges Gebiet beschränkt, wie derjenige, der die Ketzerei der Albigenser zerstört, „und mit dieser Ketzerei den Wohlstand, die Civilisation, die Literatur, die nationale Existenz dessen, was einst der reichste und erleuchtetste Theil der europäischen Völkerfamilie gewesen“; ein Krieg von unermeßlichen Folgen und zweihundertjähriger Dauer, ein Krieg, der sich selbst in diesen beiden Jahrhunderten nicht erschöpfte, sondern neue Kriege in seinem Schoße trug, die bald da, bald dort wie Flammen wieder emporzüngelten, ein Krieg endlich, der Deutschland verwüstete und Rom — nicht besiegte! Denn, in offnem Felde zwar geschlagen, flüchtete es in die lichtlosen, unterirdischen Gänge der Politik, in die Cabinette, schlich sich in die „menus plaisirs“ der Fürsten, in die Berathungen der Minister und suchte den Beichtstuhl, die Kanzel und die Schule für sich zu gewinnen, das, was seine Soldaten verloren, wiedererobernd durch seine — Jesuiten.

Aber in dem Anfang jenes Kampfes, der heute — wiewol mit andern Waffen geführt, als damals — noch einmal heftig entbrannt, in jenem Beginne des Streites zwischen Rom und Deutschland, gab es keinen ritterlicheren Kämpfer, keinen, der seinen Schild in reinerem und fleckenloserem Glanze bewahrt, als der

Mit reutern und landsknechten
Gots wort wolt er verfechten,
Solts kosten gar manchen man
Gots wort wolt er beistand ton.**)

*) Macaulay's Essays, IV, 107.

**) Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, und Mittler, Fünf Volkslieder zur Geschichte Philipp's des Großmüthigen, im Hessischen Jahrbuch für 1854.

„fromme Landgraff von Hessen", wie die Landsknechtslieder aus jener Zeit ihn nennen, „der obriste Hauptman der Schmalckaldischen Vereinigung".

Es war dies überhaupt eine Zeit frohen geistigen Lebens in Hessen; rasch und kräftig erblühte die von Philipp dem Großmüthigen zu Marburg (1525) begründete Hochschule, die noch heute nach ihm genannte „Philippina"; Erasmus Alberus, eines Schulmeisters Sohn aus der Wetterau, sang seine geistlichen Lieder, und Burkard Waldis, zu Allendorf geboren und nach bewegtem Wanderleben als Pfarrer gestorben zu Abterode — für ein hessisches Ohr Namen von gar heimathlichem Klange — verfaßte seine berühmten Fabeln, seine Schauspiele und seine Psalmen, die damals, im 16. Jahrhundert, in den evangelischen Kirchen gesungen wurden und von denen einige sich bis auf unsre Tage erhalten haben.*) Auch Eobanus Hessus, des Klosterkochs von Haina Sohn, der, wenn er nicht in der Sprache, doch so sehr im Geiste Luther's dichtete, daß dieser ihn „Rex poëtarum" nannte, darf nicht übergangen werden, wo man neben den Helden des Schwertes diejenigen der Feder nennt, die zur Zeit Philipp's des Großmüthigen gelebt und das Werk der Reformation unterstützt haben. Ein Freund Reuchlin's und Ulrichs von Hutten, hat er mit den Humanisten und für sie tapfer gegen die Kölner Obscuranten gekämpft, und starb, hochberühmt als lateinischer Dichter — seine Uebersetzung der Psalmen erlebte 40 Auflagen — zu Marburg, wo er den Lehrstuhl der Dichtkunst und Geschichte bekleidet.

Das ist, in politischer und literarischer Hinsicht, die Glanzperiode Hessens. Sie liegt in Wahrheit weit hinter uns; aber ihr Bild, wenn wir es uns zurückrufen, berührt uns wie etwas, das auf irgend eine Weise noch zu uns gehört, mit seinen frischen Farben, als ob es gestern gemalt sei, mit dem bunten Gedränge seiner Gestalten, und er mitten unter ihnen, der Großmüthige, aus seinen „braun äuglein klar" uns anschauend voll Lebens- und Kampfeslust —

Ist das unser Herr aus Hessen,
So woll'n wir mit im zechen,
Nun schenkt uns sein tapfer ein. —

Etwas Sonniges, Frühlingshaftes ist um ihn; alle die besten Eigenschaften seines Stammes kommen in ihm zur Erscheinung. Und dennoch — wenn wir ihn so dahin reiten sehen „auf seinem prächtigen Hengst, kräftig, wie der" (Ranke), auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Popularität, an der Spitze seiner Reisigen, umklungen vom Volkslied —

Wer ist der uns das Liedlein sang,
Ein freyer Lantzknecht ist er genannt,
Er hats gantz wol gesungen —

wenn wir ihn sehen, den Helmbusch und die Fahne flatternd, den hessischen Löwen hoch aufgerichtet auf seinen Pranken: wer, und schlüge sein Herz noch so hoch beim Anblick dieses ritterlichen Prundes, vermöchte desselben sich auf-

*) Vilmar, National-Literatur, I, 422. — Eine treffliche Skizze über des B. Waldis' Leben und Dichtungen von F. L. Mittler s. im Hess. Jahrbuch für 1855, p. 221 ff.

richtig zu freuen? Wen ergriffe nicht Wehmuth und ein banges Vorgefühl, und wer möchte nicht abermals, in jenen rührenden Klängen des Volksliedes, dem kühnen Reitersmann zurufen:

Landgraff, das sag ich dir fürwar,
Der Kaiser kriegt nit auff ain Jar,
Darzu nit auff vier wochen,
Wen's ja ain jar nit eben ist,
So setzt er jm ain andere frist,
Man muß jms anderst kochen.

Aber das muß auch gesagt werden, daß, so lange der Kampf währte, Philipp's Nachkommen und Philipp's Land treu, fest und ohne Wanken auf der Seite standen, die sie sich von Anfang an erwählt.

Hessen, welches unter Philipp dem Großmüthigen seine größte Ausdehnung hatte, zerfiel nach dem Tode desselben (1567) in vier Linien, von denen zwei (seit 1604), Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt — zuweilen, und namentlich zu Anfang des 17. Jahrhunderts in unseligem Hader und immer in einer gewissen Eifersucht gegen einander — bis auf unsre Tage fortbestanden.

Unter den Landgrafen von Hessen-Cassel waren es während des deutschen Krieges zwei, welche sich ihres großen Vorfahren würdig bewiesen, Landgraf Moritz und vor Allen Landgraf Wilhelm V., der — wiewol er als ein Fünfundzwanzigjähriger den Thron bestieg und, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt, starb — doch in dieser kurzen Zeit sich den Ehrennamen des „Beständigen" und in dem Andenken seines Volkes neben Philipp dem Großmüthigen den Ehrenplatz erworben hat. Ein Mann, mit einem schärfern Blick, als sein Ahnherr, und trotz seiner größern Jugend weniger naiv und jugendfroh, mit einem traurigen Zug in seinem Gesichte, als ob durch sein eigenes Herz der Riß und Zwiespalt ginge, welcher Deutschland weit auseinanderklaffen machte. Nicht „mit pfeifen und mit drummeln", wie jener, zog er in's Feld; er wußte, daß er einer schmerzlichen Pflicht gehorche, und er erfüllte sie. Aber er fühlte zugleich, daß das Ende dieses Kampfes, wie es auch ausfallen möge, den Untergang des Reiches bedeute. Neben den Edelsten seiner Zeit wird er genannt; „er besaß dergestalt die Zuneigung des Königs von Schweden, daß dieser, wenn er Jemanden loben wollte, nie des Landgrafen von Hessen und des Herzogs Bernhard von Weimar vergaß, wobei er erklärte, daß diese beiden jungen Fürsten die erfahrensten Männer in Deutschland überträfen und daß das Land, welches sie besitze, stolz auf sie sein könne".*) Doch frühe schon legte er sein schönes Haupt zur Ruhe, mitten im Toben des Kampfes, die Erbschaft desselben seiner Gemahlin hinterlassend, der hochherzigen Amalie Elisabeth, „der fürstlichen Wittib mit einem so geringen Fürstenthum", die dennoch so viel gethan mit „den hessischen Waffen und davon auf vielerlei Weise dependirenden consilio" ihren Willen und ihr Recht „zur Verschimpfung Ihrer Kais. Maj. Autorität und des von ganz Deutschland fast acceptirten Pragerischen Friedensschluß" durchzusetzen.**)

*) Rommel, Geschichte von Hessen, VIII, 602, und Bernhardi, l. c. 183.
**) Theatrum Europaeum, IV, 269, und Bernhardi, l. c. 189.

Der Westfälische Friede vergrößerte Hessen, indem er dasselbe im Besitz der Grafschaft Schaumburg bestätigte, zu welcher nachmals (1736) die Grafschaft Hanau und (1816) das Großherzogthum Fulda kamen, auf diese Weise das Territorium bildend, welches wir bis zuletzt unter dem Namen des Kurfürstenthums Hessen gekannt haben.

Aber besser für Hessen und besser für Deutschland, wenn jenes damals schon von der Bühne verschwunden wäre, statt vergrößert zu werden! Denn mit der heldenthümlichen Gestalt der Landgräfin Elisabeth schließt für immer die glänzende Rolle, die Hessen gespielt; was nachher kam, durch mehr als zwei Jahrhunderte, war ein trauriger Epilog, eine lange Leidensgeschichte, die nur eine versöhnende und in der That bewunderungswürdige Seite hat: die Geduld und Festigkeit, mit der das hessische Volk dieselbe trug, und die Reinheit des Charakters, mit der es aus derselben hervorging.

III.

Die Landgrafen von Hessen-Cassel waren, während des 18. Jahrhunderts, nicht die einzigen deutschen Fürsten, welche mit Leib und Leben ihrer Unterthanen einen Handel trieben. Aber sie waren es, welche dieses Geschäft in einem Umfang, mit einer subtilen Berechnung und gewerbsmäßigen Routine führten, hinter welchen ihre übrigen fürstlichen Concurrenten weit zurückgeblieben sind. Diese, der Herzog von Braunschweig, der Markgraf von Anspach, der Fürst von Waldeck und der Fürst von Anhalt-Zerbst, waren im Vergleich, wenn es hoch kommt, schüchterne Anfänger und Stümper, die, da das Geld einmal zu haben war, nicht „Nein" sagten; arme Teufel von Fürsten, mit mehr Schulden, als sie bezahlen konnten, ergriffen sie den Ausweg, der sich ihnen bot, und ließen es dabei bewenden. Rasch, wie das Sündengeld gekommen, war es auch wieder verschwunden. Sie bauten keine Paläste davon. Kein Marmorbad und keine Wasserkunst verewigt das Andenken daran. Sie häuften nicht Zins auf Zins; eine Art von Schamgefühl trieb sie, brüderlich mit ihrem Lande zu theilen, und keine Spur ihres Leichtsinns oder ihrer Verbrechen ist bis auf unsre Tage gekommen.

Anders die Landgrafen von Hessen. Kaum eine von den mannigfaltigen Schöpfungen des Luxus und der Kunstliebe, durch welche Cassel sich den Ruf des deutschen Versailles erworben, weder seine Schlösser, noch seine Gemäldesammlungen, noch seine Parkanlagen vermochte man mit reinem Wohlgefallen zu betrachten; denn an allen klebte Blut — das ungesühnte Blut seiner in die Fremde verkauften Landskinder. Ueberall, wo man ging, wurde man daran erinnert: in den langen Straßen, die immer mehr verödeten, auf den weiten Plätzen, auf welche Gebäude voll halbverwitterter Pracht herabsahen. Es war etwas in der Physiognomie von Cassel, wie eine stumme, bange Frage: ob der Tag der Vergeltung niemals kommen werde? Doch er kam; und wo man in Cassel oder Cassel's Umgebung auch sein mochte, man fühlte sich lange vorher schon von seinem Nahen geisterhaft angeweht.

Es gehört ein Herz dazu, um den Erzählungen aus jener Zeit zu lauschen, wo man die jungen Männer ihren Frauen und Kindern oder ihren Eltern schaarenweise entriß, um die landesherrlichen Kassen zu füllen. Der Gewinn bezifferte sich nach Hunderttausenden und Millionen. Damals, vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis zu seinem Ende, gab es von der griechischen Halbinsel bis zum schottischen Hochland, von den Reis- und Zuckerplantagen Java's im fernen Osten bis zu den Hinterwäldern Nordamerika's im fernen Westen, kein Schlachtfeld, welches von hessischem Blut nicht geröthet, keine Sache, sei sie gut, sei sie schlecht, für oder gegen welche hessisches Blut nicht geflossen — kein Interesse, und wenn es ihnen noch so gleichgültig oder noch so verhaßt gewesen, für welches die verkauften Hessen nicht zu Tausenden in den Tod gegangen wären, sie, die der Freiheit Beraubten, die Freiheit der Andern unterdrücken helfend und verurtheilt, das Einzige, was sie noch besaßen, den guten, alten hessischen Namen, in eine Bezeichnung des Schimpfes und der Schmach zu verwandeln. Es ist gar nicht zu berechnen, wie viel Menschenopfer gefallen sind für den Seckel der Landgrafen und Kurfürsten von Hessen-Cassel. Von England allein bezogen sie die runde Summe von 40 Millionen Thalern, und für den nordamerikanischen Krieg allein lieferten sie 20,000 Mann, von denen nur 11,000 in zerlumptem und erbärmlichem Zustande nach sechs bis sieben Jahren die Heimath wiedersahen. Aus jener Zeit mag das Lied stammen, welches ich selbst noch von den hessischen Bauernburschen gehört habe, wenn sie, halbbetrunken, ihr Bündel über der Schulter und Bänder an der Mütze, zur Rekrutirung zogen — es schnitt mir jedesmal wie ein bittrer Hohn durch's Herz:

Und der Kurfürst von Hessen
Ist ein kreuzbraver Mann,
Und er kleidet seine Soldaten,
So gut als er kann!

Wol mag einem so wackern Patrioten, wie Friedrich Kapp, die Feder in der Hand vor Schmerz und Ingrimm gezittert haben, als er — damals selbst noch ein Verbannter auf dem Boden Amerika's — die Summe dieser Gräuel in einem trefflichen, ja für diesen Gegenstand geradezu einzigen Werke zog,*) welches er einem andern Verbannten, Ludwig Bamberger in Paris, widmete — Beide damals nicht ahnend, wie nahe der goldne Morgen! Es war ein Blick aus der Nacht in die Nacht — es war Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung, wie der Westfälische Friede, unter Frankreichs Assistenz es gemacht, — zerrissen in tausend Fetzen, ausgeliefert an die Willkür von hunderten von „Souveränen", die ihr Land wie eine Domäne und ihr Volk wie das lebende Inventar derselben behandelten, verschacherten, vertauschten und verkauften — jene Willkür, gegen welche vor Allem der erwachende Genius unsers Schiller sich bäumte! Jedoch von allen deutschen Stämmen, die unter dem Fluch dieses Systems gelitten, ist keiner, der so sehr bis in sein innerstes Mark getroffen

*) Friedrich Kapp, Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Julius Springer, 1874.

und verletzt, so sehr gedemüthigt und in den Staub getreten worden wäre, als derjenige, der unter Philipp dem Großmüthigen die Fahne seines Ruhms höher getragen, als alle; so daß es fast scheint, als habe die Vorsehung dieses kleine Hessen erwählt, um es zuerst zum Helden und dann zum Märtyrer für Deutschland zu machen!

Auch sollten die Tage der Heimsuchung nicht lange mehr auf sich warten lassen. Schon Landgraf Karl, seines Namens in Hessen der Erste, ein Enkel jener Amalie Elisabeth, die nach dem Urtheil ihrer Zeitgenossen „zur Ehre und Zierde ihres Jahrhunderts geboren worden", machte den Anfang, bevor dasselbe völlig abgelaufen. So bald, in der zweiten Generation, entartete dieses einst so edle Fürstenhaus unter dem Einfluß, wie wir annehmen, jenes Hauchs der Verwesung und Auflösung, welcher von den Leichenfeldern des dreißigjährigen Krieges herüberwehte. Ueberall mit der Luft des 18. Jahrhunderts ist dieser Modergeruch vermischt. Puder und Schminke täuschen wol über das fortschreitende Werk der Zersetzung, aber hemmen es nicht, und der Geist der Aufklärung beschleunigt es vielmehr. Nur auf zwei Punkten, innerhalb dieser allgemeinen Fäulniß, ruht das Auge mit einiger Spannung: auf jenem alternden Reich im Westen des Continents, über welchem langsam das fürchterliche Gewitter heraufsteigt, und auf dem neu sich bildenden Staat im Herzen Deutschlands, der sich vor der Ueppigkeit und Pflichtvergessenheit der Andern durch Strenge, ja Härte, zunächst gegen sich selbst geübt, durch schöpferische Kraft und durch ein leitendes Gefühl der Verantwortlichkeit auszeichnet. Zwischen diesen beiden bereitet sich die Entscheidung vor, in deren Auf und Ab und häufigem Wechsel von Glück und Unglück der Sieg der Jugend, der Stärke, dem sittlichen Selbstbewußtsein gebührt und deren Kampfpreis die staatliche Neugeburt Deutschlands ist.

Indessen, bevor jener große Staatsgedanke sich verwirklichen konnte, mag es wol eine traurige Nothwendigkeit gewesen sein, daß diese kleinen Autokraten in dem Mißbrauch ihrer Gewalt und der Mißachtung ihrer Pflicht so weit gingen, als irgend möglich, um die mitlebenden Geschlechter zur Verzweiflung, wenn nicht zur Empörung zu treiben, und den nachlebenden das Bedauern mit ihrem Schicksale zu ersparen.

Landgraf Karl begann im Jahre 1687 damit, 1000 seiner Unterthanen an die Venetianer, 1702 an die Holländer 9000, 1706 an Oesterreich 11,500 und 1715 an die Engländer 12,000 zu vermiethen. Sie kämpften gegen die Türken um den Besitz von Morea — gewiß eine sehr wichtige Frage für die armen Hessen! — und gegen die Franzosen um die Thronfolge Wilhelm des Oraniers; sie kämpften heute für und morgen gegen Oesterreich, einmal sogar, in einem spätern Feldzuge, 6000 Hessen in englischem Solde für, und 6000 Hessen in französischem Solde gegen Oesterreich — ehrlicher kann ein Kaufmann seine Kunden nicht wol bedienen. Hand in Hand mit diesem Geschäft ging der Schloßbau in Wilhelmshöhe, damals noch Weißenstein genannt. Mönche hatten hier einst gewohnt, ein Kloster hier einst gestanden, das „monasterium in lapide albo". Ein anderes Leben und andere Wunder sollte das einsame Waldrevier jetzt schauen. Jeder erschossene Hesse trug bei zur Verherrlichung dieses Fürstensitzes, der bald nicht seines Gleichen hatte in Europa. Ein römischer Baumeister

ward gerufen. — Er baute das Octogon und setzte den großen Herkules darauf, ganz aus Kupfer getrieben, einen riesigen Mann, in dessen Keule allein, ich weiß nicht wie viel, Menschen Platz haben. Wie viel Hessen aber haben fallen müssen, um es zu bezahlen? Cascaden rauschten und Treppen von Granit thürmten sich auf — aber alle Wasser werden das Blut nicht abwaschen, alle Felsen die Frevel nicht zudecken, und für immer wird durch die fremdartigen Bäume, die dort oben flüstern, die Klage wehen um die geopferten Landeskinder! „Noch heute," ruft ein englischer Geschichtsschreiber, Lord Mahon (Earl of Stanhope) an der Stelle seines Werkes aus, an welcher er diese, doch zumeist im Interesse seines eignen Landes begangenen Gräuel erzählt,*) „noch heute mag der Reisende, welcher an den entzückenden Gartenabhängen von Wilhelmshöhe schweift, seufzen, wenn er denkt, um welchen Preis sie geschmückt worden sind — wie manches Bürgers Sohn aus dem benachbarten Cassel fortgeschickt worden ist, aus keinem andern Grunde, als dem, die Geldkoffer seines Souveräns zu füllen, zu fechten und zu fallen in einem Kriege, der nicht sein eigner war."

Doch nicht der Historiker in unsrer eignen Zeit erst hat diesem Gefühl der Entrüstung einen Ausdruck gegeben. Weit früher schon, im vorigen Jahrhunderte selbst, haben sich Englands Staatsmänner noch mit größerer Heftigkeit und weit verächtlicher darüber ausgesprochen. Als im Jahre 1745 um die weiße Fahne des letzten Stuart die Hochlandsclans sich schaarten, als das feurige Kreuz rund ging durch's Gebirg und über die Inseln und aus ihren Schluchten und von ihren Höhen die damals noch Halbwilden herabstiegen, als sie den Tweed überschritten und England überzogen und London so nahe gekommen waren, daß man in Westminster den Widerhall ihrer Pibrochs hätte vernehmen können: da, in dieser äußersten Noth, kaufte Georg II. vom Landgrafen Wilhelm VIII. 12,000 Hessen, die sogleich von Holland nach Leith verschifft wurden. Der Erbprinz von Hessen, mit einer englischen Prinzessin vermählt, führte sie. Schon damals war die Opposition laut und bitter; ja, sie ging so weit, dem König, der immer noch mehr Hannoveraner als Engländer war, in's Gesicht zu rufen: „daß die Unterhaltung der Hessischen Truppen der Successionsacte entgegen sey, und schwächet folglich auch den Titul Sr. Majestät zur Crone".**)

Nichts destoweniger kamen sie in 36 Transportfahrzeugen, begleitet von einem Kriegsschiffe, am 8. Februar 1746 im Hafen von Edinburg an und trugen nicht am Wenigsten zur Entscheidung der Schlacht von Culloden und dadurch zur Niederwerfung des gefährlichen Aufstandes bei, der den Kurfürsten von Hannover auf dem englischen Throne zittern machte. Nicht ohne tief ergriffen zu sein, konnte ich der Tapfern gedenken, als ich vor Jahren auf dem Moor von Inverneß stand, wo die Schlacht stattgefunden, zwischen den moosigen Felsblöcken und den haidebewachsenen Gräbern, in welchen auch so mancher von meinen Landsleuten ruht!... Aber dennoch, trotzdem sie gegen *den* gefochten, der noch heute, mehr als achtzig Jahre nach seinem Tode, der

*) History of England, VI, 90 (Tauchnitz: Edition).

**) Denkwürdige Lebensbeschreibung Georg's II., Franckfurt und Leipzig, 1750, p. 117.

Liebling der Schotten ist und in ihren Liedern fortlebt, gegen den Prinzen „Charley", den „jungen Cavalier", fand ich dort überall meine biedern Hessen in viel besserem Andenken als die Engländer und ihren hartherzigen Führer, den Herzog von Cumberland, noch heute im schottischen Volke „der Schlächter" genannt. Gerne noch erinnert man sich an das lange blonde Haar, die Schnurrbärte und die blauen Uniformen der Hessen; noch heute wird eine besonders beliebte Sorte Schnupftabak mit ihrem Namen bezeichnet, und Walter Scott selbst bestätigt es, daß sie sich die Achtung der Schotten gewonnen durch ihr ruhiges und anständiges Betragen, welches einen so starken Contrast gegen die Rohheit in Sprache und Benehmen der englischen Soldaten gebildet habe.*)

Weniger erfreuliche Vorstellungen verbinden sich in Nord-Amerika mit dem Namen „Hesse", welcher dort, wie Kapp berichtet, im Munde des Volkes zu einem Schimpfwort geworden; und obwol massenhafte Auswanderungen meiner Landsleute, deren Ansiedlungen dort ganzen Gegenden ein heimathliches Ansehen geben soll, ihn in einem andern Sinne, durch Fleiß und Bescheidenheit, wieder zu Ehren gebracht haben, so wurde doch noch während des letzten Krieges, Februar 1864, in einer Congreßadresse der Rebellenstaaten von den Legionen „hessischer Söldlinge" (Hessian mercenaries) gesprochen, durch welche Lincoln's Administration die Massen einschüchtere, die Wahlen controlire und einen willkürlichen Despotismus herstelle. So tief eingewurzelt ist das Vorurtheil gegen Diejenigen, welche — nicht aus eigener Wahl — gegen die amerikanische Unabhängigkeit kämpften, der sich damals, mit den Namen Washington und Franklin auf ihrer Fahne, wie einem Evangelium der Freiheit, die begeisterten Sympathien aller fortgeschrittenen Geister in beiden Welttheilen zuwandten. Dieses letzten Stigmas bedurfte gerade noch der Menschenhandel des Landgrafen von Hessen-Cassel, daß zu dem fluchwürdigen Beginnen auch noch das Gehässige kam, gegen eine solche Sache, gegen solche Männer und gegen die Meinung von ganz Europa in's Feld zu ziehen! Abermals war es in England selbst, wo man dieses Verfahren auf das Härteste verurtheilte. „Sie, die einst die Vorkämpfer der Freiheit in Europa waren, sollten nun ausgesandt werden, um sie in Amerika zu unterdrücken!" hörte man keinen Geringeren, als einen englischen Herzog, den Bruder des Königs, im Hause der Lords rufen „Diese Söldlinge," sagt Wraxall in seinen „Historischen Denkwürdigkeiten" (p. 257), „die vielleicht mit demselben Rechte staatsrechtlich und sittlich zu verdammen sind, . . . vermehrten das Geschrei des Volkes und gaben der Opposition Gelegenheit zu Einspruch oder zu rednerischer Erörterung."

Aber auch in Deutschland sollte, zu seiner Ehre, die Stimme der sittlichen Entrüstung und des herben Tadels gehört werden. Zwar verwirft, als unauthentisch, Friedrich Kapp eine zuerst von Franklin erzählte und dann aus den Werken von Preuß und Schlosser auch in das von Lord Mahon übergegangene Anecdote, nach welcher Friedrich der Große für die hessischen Soldaten bei ihrem Durchmarsch durch Minden „den üblichen Viehzoll" habe erheben lassen, weil sie ja als Vieh verkauft worden. Aber authentisch ist ein von Kapp

*) Tales of a Grandfather, III, 403. Paris, Baudin, 1833.

citirter Brief an Voltaire (18. Juni 1776), in welchem der König schreibt: „Wäre der Landgraf aus meiner Schule hervorgegangen, so würde er den Engländern seine Unterthanen nicht verkauft haben, wie man Vieh verkauft, um es auf die Schlachtbank zu schleppen;" und authentisch ist ein anderer Brief, welchen Kapp zum ersten Mal veröffentlicht.*) Dieser Brief ist an Friedrich's Neffen, den Landgrafen von Anspach-Bayreuth, gerichtet und datirt aus Potsdam vom 24. October 1777. „Ich gestehe," sagt der große König, von dem Abendroth eines langen, glorreichen Tages gleichsam umstrahlt, „Ich gestehe, daß Ich niemals an den gegenwärtigen Krieg in Amerika denke, ohne unangenehm berührt zu werden von der Gier (empressement), mit welcher einige deutsche Fürsten ihre Truppen einem Streit opfern, der sie nichts angeht. Mein Staunen vergrößert sich noch, wenn Ich Mir aus der alten Geschichte diese weise und allgemeine Zurückhaltung unserer Vorfahren in's Gedächtniß zurückrufe, welche sie verhinderte, deutsches Blut für die Vertheidigung fremder Rechte zu vergießen, und welche sogar als Gesetz in das deutsche Recht überging. Aber Ich bemerke, daß Mein Patriotismus mich hinreißt . . ."

Indessen residirte Landgraf Friedrich II. in Cassel, halb Ludwig XIV., halb Friedrich den Großen copirend (obwol dieser, wie wir gesehen, die Ehre höflich ablehnte). Gleich jenem ließ er sich, bei seinen Lebzeiten schon, eine Statue errichten, welche ihn im römischen Imperatorencostüm, das Haupt mit dem Lorbeer bekränzt, darstellt und heute noch auf dem Friedrichsplatz in Cassel zu sehen ist; gleich diesem umgab er sich mit Männern der Kunst und Wissenschaft, von welchen die besten: Georg Forster, Sömmering, Johannes von Müller und Dohm, ihn bald wieder verließen. Einst in seiner Jugend, als Erbprinz, hatte er die Hessen nach Schottland und zur Schlacht von Culloden geführt, obwol wir von seiner Anwesenheit oder von Proben seiner Tapferkeit in derselben nichts gehört haben. Aber was war der Gewinn von damals gewesen im Vergleich mit dem gegenwärtigen! In Strömen floß ihm das englische Gold zu, während seine Grenadiere im fernen Amerika haufenweise fielen, die wenigsten auf offenem Felde, die meisten hingerafft von Krankheiten, Sonnenstich, anstrengenden Märschen, übermäßigen Strapazen und Anstrengungen aller Art. Denn nicht einmal ihren kärglichen Sold bekamen die Mannschaften voll ausbezahlt; vielmehr, nachdem er England auf mehrfache Weise, durch doppelte Rechnungen und gefälschte Präsenzlisten betrogen, betrog der „Allergnädigste" nun auch diese, und gab der englischen Regierung, als sie sich zu Gunsten seiner eigenen Unterthanen bei ihm verwendete, einen ausweichenden Bescheid. Dafür aber protegirte Serenissimus die Künste, vollendete seinen Geschmack in Italien und seine Bildung in Paris, kaufte schöne Gemälde, baute das Museum Friedericianum, erweiterte das Carolinum, hielt sich italienische Castraten, französische Tänzerinnen und — last not least — französische Maitressen. Dieser „Vater des Vaterlandes" hatte nicht weniger als hundert natürliche Kinder, und er lebte obendrein in zweiter Ehe. Denn seine erste Gemahlin, eine Tochter, wie früher bemerkt, des englischen Königshauses und strenge Protestantin, hatte sich von ihm scheiden

*) A. a. O. pp. XIII, 161 und 259.

lassen, als er im Jahre 1749 — zum Katholicismus übertrat. Zwar nahm er es mit seiner Religion so leicht, wie mit allen übrigen Dingen, und von Präventivmaßregeln eingeengt, denen er sich willig fügte, als es sich um die Thronfolge für ihn handelte, hatte die katholische Kirche nicht den gehofften Vortheil von seiner Apostasie; doch benützte der Papst wenigstens die Gelegenheit, den Abt von Fulda zum Bischof zu machen, „um alle Nachtheile abzuwenden, welche aus den in Hessen getroffenen Maßregeln für die katholische Religion herfließen können".*) Mit der Mutter zusammen lebte, seit dreißig Jahren vom Vater getrennt, der Erbprinz von Hessen in Hanau, welches er seit des Großvaters, Wilhelm VIII., Tode (1760) als unabhängiges Fürstenthum regierte. Zu allem Andern, was die Regierung des Landgrafen von Hessen-Cassel bisher denkwürdig gemacht und ihren frühen Verfall bezeichnet, kamen nun auch noch die Zerwürfnisse in der eignen Familie, welche fast unaufhörlich bis zuletzt fortgedauert.

In diesem Betracht war der Sohn wenig besser, als der Vater, obwol der beherrschende Grundsatz seines Wesens, der Geiz, ihn vielleicht verhinderte, ganz so weit zu gehen. Als er, im Jahre 1785, ein damals schon Vierzigjähriger, nach dem Tode seines Vaters in die Hauptstadt zurückkehrte, die er seit seiner Kindheit nicht mehr wiedergesehen, und als Landgraf Wilhelm IX. den Thron bestieg, da hatte er schon eine sehr trübe Vergangenheit hinter sich. Er hatte während seiner Hanauer Zeit seinem Vater im Soldatenhandel wirksam Concurrenz gemacht, indem er aus dem kleinen Lande, das er regierte, 2,422 Mann verkauft und ungefähr eine Million Thaler für seine Tasche dabei lucrirt. Auch er lebte von seiner rechtmäßigen Gemahlin getrennt, auch er hatte Maitressen, und mit einer derselben, einem Fräulein von Schlotheim, nachmals Gräfin Hessenstein, 22 Kinder, die er gleich den übrigen (seine gesammte Nachkommenschaft dieser Art belief sich auf 74 Köpfe) mit einem Zuschlag auf die Salzsteuer belehnte, welche der arme Mann zahlen mußte. Doch scheint es, als ob er seit seinem Regierungsantritt in Cassel etwas nüchterner geworden und jede andere Leidenschaft hinter der der Habgier zurückgetreten sei; ja, nachfolgendes Unglück hat sogar dazu gedient, ihn bis zu einem gewissen Grade zu entsühnen in den Augen der Hessen, welche — nach Art generöser Naturen — nur zu sehr geneigt sind, das Böse, was man ihnen zugefügt, zu vergessen, das Gute in ihrer Erinnerung zu übertreiben und für den Uebelthäter in dem Augenblicke Partei zu ergreifen, wo die wohlverdiente Strafe ihn ereilt. Wie schlecht aber, zumal in politischen Dingen, pflegt eine solche Empfindsamkeit gelohnt zu werden!

Nicht mehr als vier Jahre hatte Wilhelm IX. auf dem Thron seiner Väter gesessen, als jenes Gewitter im Westen, die französische Revolution, zum fürchterlichen Ausbruch kam und, nachdem es im Innern aufgeräumt, zunächst Schlag auf Schlag Deutschland traf. Wilhelm's Seele war zwar voll Haß gegen die Freiheit, aber noch mehr voll Liebe für das Geld. Aengstlich wehrte er, aus Furcht vor den Kosten, die sie ihm verursachen könnten, die französischen Emigranten von seinen Grenzen zurück; zugleich aber ließ er seine Truppen,

*) Schlosser, Achtzehntes Jahrhundert, II, 236.

14,000 Mann stark, gegen die französische Republik marschiren — allerdings für englischen Sold! Der Friede von Luneville, der (1801) die ersten einschneidenden Veränderungen in den deutschen Territorialverhältnissen vorbereitete, und der Reichsdeputationshauptschluß, der sie ratificirte (1803), machten ihn zum Kurfürsten von Hessen, und soweit hätte er Ursache gehabt, dem aufsteigenden Gestirn Napoleon's dankbar zu sein. Er hätte wol auch, der immer Calculirende, zwischen Preußen auf der einen und Napoleon auf der andern Seite, beiden Factoren gerne Rechnung getragen; allein die „bewaffnete Neutralität", zu der er sich endlich entschloß, half ihm nicht aus der Schwierigkeit. Kaum war die Schlacht von Jena geschlagen, so vernahm die Welt zum ersten Mal aus des Imperators Munde jenes: „a cessé de regner"; „das Hessen-Cassel'sche Haus hat seine Unterthanen seit vielen Jahren an England verkauft," heißt es im 27. Bulletin, „und dadurch hat der Kurfürst sich große Schätze gesammelt. Dieser schmutzige Geiz stürzt nun sein Haus."*) Am Morgen des 6. November ging der Kurfürst von Hessen in die Verbannung.

Nun aber vollzog sich jener edelmüthige Umschwung in den Gesinnungen des hessischen Volkes: alle Sympathien waren fortan mit dem Vertriebenen, dem „angestammten Herrn". Auf der Wilhelmshöhe, jetzt Napoleonshöhe genannt, saß der Fremdling, der „Komödiantenkönig". Zu voller Schönheit erwachsen im Park waren jetzt die berühmten Bäume, die Tulpenbäume, die Platanen, die Riesenulmen und Riesenfichten, deren Pflänzlinge einst hessische Soldaten aus Amerika heimgebracht, und von ihren starken Zweigen umrahmt stand das Schloß, in welchem jeder Stein von Schlachtfeldern sprach, auf denen die Knochen verkaufter Landeskinder bleichten. Von der Vorsehung erwählt schien diese Stätte, um hier, sichtbar vor aller Welt, einige ihrer furchtbarsten Lehren zu vollziehen; wer hätte, da Jerôme's Festlärm sie füllte, nicht an die waltende Nemesis denken sollen? Doch die Hessen dachten nur an ihren Kurfürsten. Sie suchten ihn in der Ferne; bei ihm waren ihre Herzen. Der Kurfürst war mit zunehmenden Jahren immer mürrischer und unzugänglicher geworden, seine Regierung hart, im Sinne der alten Feudalherren, seine Hofhaltung dürftig, der Verdienst, der Kaufleuten und Handwerkern zufloß, überaus kümmerlich; und eine goldne Zeit schien mit dem Westphälischen Königreich gekommen — es gab dem Lande Freiheiten, die es zuvor nicht gekannt, der Stadt Cassel einen Glanz, dergleichen sie nie wieder erlebt. Umsonst; die hessische Treue, die niemals gewankt, zeigte sich jetzt erst in ihrer ganzen Stärke. Wie vieler Jahre nachfolgender Mißhandlung, ärger noch als die vorangegangenen, hat es bedurft, um dieses edle Gefühl der Anhänglichkeit, wenn nicht gänzlich zu tödten, so doch zu einer vernünftigen Resignation zu bestimmen!

Ueberall damals, in der Napoleonischen Zeit, regte sich durch ganz Hessen der Geist des Widerstandes, von den untersten Schichten bis zu den höchsten; Bauern und ehemalige Soldaten, Unterofficiere und Generäle, Bürgermeister und hohe Staatsbeamte, ja sogar edle Frauen scheuten die gemeine Rache des Corsen nicht, welcher, mit Pulver und Blei noch nicht zufrieden, obendrein gebot,

*) Häusser, Deutsche Geschichte, II, 724.

wehrlose Städte der allgemeinen Plünderung preiszugeben und hierauf an allen vier Ecken anzuzünden.*) Manch' ein braver Hesse ging damals für seinen „rechtmäßigen Landesherrn" in den Tod. Der wackere Emmerich, uneingedenk des Landgrafen, der ihn einst nach Amerika verkaufte, starb für dessen Sohn, ruhig, wie er vielen Schlachten in's Auge gesehen, „ohne Binde, die Tabakspfeife, die ihm eben ausgegangen war, in der Hand haltend, mit dem Rufe: Es lebe der Kurfürst!" Dörnberg,

— ein Freiherr fromm und gut,
Vom Kattenland und Kattenblut,
O tapfres Land der Hessen! (Arndt.)

mußte fliehen, nachdem sein Aufstand an Verrath gescheitert und einige der besten seiner Freunde den kühnen Versuch mit dem Leben gebüßt. Sie wurden füsilirt auf dem Rasen der Forst bei Cassel. Wie viel hessisches Blut, für den Kurfürsten vergossen, hat dieser Rasen getrunken!

Während all' dieser Zeit saß der Kurfürst in Prag, wohin er sich im Jahre 1808 begeben. Er hatte, mit der Hülfe Rothschild's, seine unermeßlichen Reichthümer in Sicherheit gebracht. Preußen wollte, als es sich gegen den Erbfeind rüstete, eine Anleihe bei ihm machen; er lehnte ab. Dörnberg, als er sein heldenmüthiges Unternehmen zur Befreiung des eignen Vaterlandes plante, sandte seine Brüder, und der Kurfürst gab eine — Anweisung auf 30,000 Thaler, mit der Clausel: „wenn die Pläne gelungen sind". Aber die „Pläne" mißlangen, und jetzt kam Dörnberg selbst, mit einigen Gefährten, heimath- und mittellos. Da that der Kurfürst seine Hand auf und gab — einen österreichischen 1000 Gulden-Bankzettel, der damals ungefähr einem Werthe von 200 Thalern entsprach. Dörnberg warf ihm den Wisch Papier vor die Füße und drehte ihm den Rücken.

Und dennoch! — als nun die Sturmglocke ganz Deutschland zum Krieg, zum Sieg und zur Freiheit rief, welch' ein Jubel bei der Rückkehr des Kurfürsten in seine angestammten Lande, welch' ein Feiertag allüberall! Wilhelm I., sobald er seinen Fuß wieder in Cassel hatte, begann damit, jede Spur der Zwischenherrschaft zu vertilgen; sie sollte sein, als wäre sie nicht gewesen; was sie Gutes gebracht, ward unbarmherzig ausgelöscht, was sie Schlechtes beseitigt, ebenso wiederhergestellt. Sein Land wurde vergrößert, sein Schatz bereichert, aber die Lage der Unterthanen verschlechtert gegen früher. „Alle Gehalte und Besoldungen wurden nach dem kargen kurhessischen Maßstabe der alten Zeit wieder gemessen, wer vom Corporal General, vom Assessor Geheimrath geworden war, mußte wieder werden, was er 1807 gewesen, — alle Käufe kurfürstlicher Güter wurden für ungültig erklärt, ohne daß das Kaufgeld den Käufern ersetzt oder nur die Verbesserungen der Güter vergütet worden wären."**) Das ganze landständische Leben in dieser Zeit und in der That bis zum Tode des Kurfürsten drehte sich um Zurückerstattung einer Summe von 4 Millionen Thaler, welche er im Kriege gegen Frankreich verausgabt zu haben behauptete — er, der Dörnberg einst mit einer Tausendguldennote abfand! Ohne Rücksicht auf den Nothstand, der nach dem langen Krieg in Hessen

*) Lyncker, Geschichte der Insurrection gegen das westphälische Gouvernement, p. 42.
**) Schlosser, VIII, 455.

nicht geringer war, als in irgend einem andern deutschen Lande, verlangte er zu dem Blute, das ihm sein Volk so reichlich dargebracht, nun auch dessen Geld; und er meinte wunder, was er gethan, als er sich zuletzt mit der Hälfte der ursprünglichen Forderung begnügte. Das war der Lohn für so viel Treue, für so viel Hingebung!

Doch es war noch nicht das Schlimmste. Die Loyalität, die conservative Zähigkeit, welche so tief im hessischen Charakter begründet ist, hatte für den alten Kurfürsten die Entschuldigung, daß er mit Vorurtheilen aufgewachsen und durch das Mißgeschick verhärtet sei. Aber eine solche Entschuldigung fehlte dem neuen Kurfürsten, Wilhelm II., welcher im Jahre 1821 seinem Vater folgte. Seit 1797 vermählt mit Christiane Friderike Auguste, Tochter Friedrich Wilhelm's II. von Preußen, charakterisirt er sich vor Allem in seinem Verhältniß zu dieser, welche nach dem, was uns von ihr überliefert worden ist, keine gewöhnliche Frau gewesen sein muß. Sie war die Freundin Goethe's, der ihr („Einer hohen Reisenden"), als sie noch im Exile war, in Karlsbad 1808, folgende Strophe gewidmet:

„Wohin Du trittst, wird uns verklärte Stunde,
Dir leuchtet Klarheit frisch vom Angesicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken dringt ein reines Himmelslicht.
Der Ungeheuer Schwarm im Hintergrunde,
Er drängt, er droht, jedoch er schreckt Dich nicht —

In den „Annalen" spricht Goethe von ihr als „dieser würdigen, auch mir gewogenen Dame", und sagt weiterhin, daß sie ihn niemals in ihrer Nähe gewußt, „ohne mir Gelegenheit zu geben, mich ihrer fortdauernden Gnade persönlich zu versichern".

Aber eine Kette von Leiden war das Leben dieser hochgesinnten Frau; von einem edlern Stamme entsprossen, mit dem Blute der Hohenzollern in ihren Adern, war sie verurtheilt, in dieser Umgebung zu sein, welche ihr Vergnügen darin zu finden schien, sie zu quälen. Was hatte das Volk, was hatte das Land von einem solchen Regentenhause noch zu erwarten? Und in der That, jetzt zuerst regte sich der Groll in den Herzen dieser Hessen, welche — nach einem bittern, aber wahren Worte des alten Schlosser — „von den Conservativen *getreue Hessen*, von den Liberalen aber *blinde Hessen* genannt wurden." Allerdings, blind in ihrer Treue; doch auch für sie sollte es tagen. Die Erschütterungen der Julirevolution setzten sich nach Hessen fort, und hier, als ihr reifes Opfer, fiel Kurfürst Wilhelm II. Er entsagte dem Thron, führte noch eine Art wüsten Schattenlebens, heirathete, nach dem Tode der Kurfürstin (1841), die Gräfin Reichenbach und nach dem Tode dieser (1843), er damals ein Sechsundsechzigjähriger und vier Jahre vor seinem Tode, ein blutjunges hessisches Mädchen, das Fräulein von Berlepsch, während sein Sohn seit 1831 als Kurprinz und Mitregent und seit 1847 als Kurfürst regierte.

Dies ist das letzte Capitel in der langen Leidensgeschichte meines Vaterlandes. Wozu die Einzelheiten jenes unseligen Kampfes wiederholen, über welchen fast zwei Generationen hinweggestorben sind? Wozu an Sylvester Jordan erinnern, dem das Schloß Philipp's des Großmüthigen zum Gefängniß ward,

jenes begeisterte „Osterlied" in der Seele des hessischen Sängers weckend, der sich damals noch unter der Bezeichnung eines „kosmopolitischen Nachtwächters" verbarg? Wozu von Hassenpflug sprechen, dem Manne mit dem ominösen Namen? Deutlich noch, aus meiner eignen Jünglingszeit, entsinne ich mich der Empfindung, die uns Alle ergriff, erhob und beseligte, als die Märzstürme des Jahres 1848 auch durch unser Land brausten — wie athmeten wir die Frühlingsluft! Wie grüßten wir den Morgen! Wie schmückten wir, damals noch Schüler des Gymnasiums zu Rinteln, die Brust mit dem heiligen Schwarz-Roth-Gold! Doch der Traum war kurz und fürchterlich, für Kurhessen, das Erwachen. Es ergreift mich noch heute, nach so viel inzwischen verflossenen Jahren, nach so langer Entfernung von der Heimath, ein Gefühl des Schmerzes und der Trauer, wenn ich mich in jene düstern Wintertage der Reaction hineinversetze, die beinahe ohne Aufhör schienen. Der Kriegszustand ward verhängt, fremde Truppen rückten ein, und es war nichts Seltenes, daß ein verfassungstreuer Beamter oder ein Bürgermeister, welcher Noth hatte, seine eigne Familie ehrlich durchzubringen, zwanzig, ja fünfzig jener „Strafbayern" in's Quartier bekam, die beherbergt und verpflegt werden mußten. Massenweise nahmen die Officiere, die ihren der Verfassung geleisteten Eid nicht brechen wollten, den Abschied. Jedes einzelnen Umstandes entsinne ich mich noch genau. Die Begriffe von Recht und Unrecht drohten sich für unsere jugendlichen Gemüther zu verwirren, als wir unsre besten Patrioten, freiwillig oder gezwungen, von ihren Aemtern zurücktreten sahen; als Männer, deren Namen für immer den Stolz Kurhessens bilden werden, mißhandelt wurden oder in's Exil gingen; als Wippermann, der Führer unsrer Liberalen, und Oberst Weiß, einer unsrer Märzminister, nach Schaumburg, in das „kurhessische Sibirien", verbannt wurden; als der edle Schenck von Schweinsberg, ein andrer unsrer Märzminister, Director einer — Irrenanstalt ward und die angesehene Familie der Baumbach, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, den Sitz ihrer Väter verließ, um jenseits des Oceans, in Amerika, den Boden zu bauen und — auf die Vorrechte des Adels verzichtend — als Bürger eines freien und unabhängigen Staates ein würdigeres Leben zu führen, als ihnen in der alten Heimath gegönnt war. Amerika, im achtzehnten Jahrhundert der Schauplatz unserer Knechtschaft und Schmach, ward im neunzehnten das Land der Freiheit für Tausende von Hessen.

Manche von den Wackern sind inzwischen gestorben, hier und dort in der Ferne zerstreut; aber Viele haben doch auch das Ende noch erlebt, welches kam an dem verhängnißvollen Junimorgen des Jahres 1866, und zwar dort, wo die Geschicke Kurhessens sich nun einmal vollenden sollten: auf dem Schlosse von Wilhelmshöhe. Die Bäume, welche Landgraf Friedrich vor achtzig Jahren gepflanzt, flüsterten im Sommerwind und auf den fernen blauen Höhen des Habichtswaldes wechselten Licht und Schatten. Da war es, in einem dieser fürstlichen Zimmer, von dessen Wänden die Bildnisse der alten Landgrafen und Kurfürsten herabschauen, daß jener Ministerrath Statt fand, in welchem Friedrich Wilhelm I. beschloß, mit Oesterreich und nicht mit Preußen zu gehen; und da war es, in einem andern Zimmer, mit den Portraits der Napoleoniden, daß die Verhaftung und Abführung nach Preußen geschah. Unter den napoleoni-

schen Bildern war auch das eines Kindes, eines zweijährigen Knaben, gemalt im Jahre 1810 — wer hätte an jenem Junimorgen 1866, als der Kurfürst die Rosen und Fontainen von Wilhelmshöhe für immer verließ, wer hätte damals ahnen können, daß so bald, vier Jahre später schon, ein alternder, gebrochener Mann vor jenem Knabenportrait stehen und in den Zügen des Kindes, über sechzig Jahre rückwärts denkend, die eignen Züge erkennen sollte?

Doch so hat es eine Vorsehung gewollt, deren Vorhandensein, deren Wesen und Walten nicht läugnen kann, wer solche Dinge gesehen! . . .

IV.

Es war im September 1870. Die großen Entscheidungsschlachten im Elsaß und in Lothringen waren geschlagen, unser Heer war auf dem Wege nach Paris und der Fall Straßburgs stand bevor. Obwol mitten im Kriege, herrschte doch damals durch ganz Deutschland eine frohe Zuversicht; von einem Siege zum andern rauschten die Flaggen und Banner empor in unsern Städten, und selbst der Trauernden hatte sich ein erhebendes Gefühl bemächtigt, welches den Schmerz um geliebte Todte sänftigte und der Klage um die Gefallenen etwas Feierliches gab. Nicht der leiseste Mißklang störte die Einmüthigkeit jenes welthistorischen Momentes, in welchem Millionen Herzen, seit Jahrhunderten getrennt, zum ersten Male wieder in einem einzigen Accorde gemeinsamer Begeisterung zusammenschlugen. Dazu denke man sich den wunderbar schönen Herbst jenes Jahres, die Tage golden und warm von Sonnenschein, die Nächte hell von Mond und Sternen.

In einer solchen Nacht kam ich nach Cassel. Durch die mannigfachen Hindernisse jener Zeit aufgehalten, langte der Zug zu einer späten Stunde an. Trotzdem herrschte reges Leben noch überall, auf den Straßen, in den Gärten, und die Gasthöfe waren überfüllt. Durch einen jener sonderbaren Zufälle, die man fast versucht wäre, für etwas mehr zu nehmen, war in dieser Stadt, welche der Eigensinn des ehemaligen Herrschers von allem Weltverkehr abgeschlossen hatte, ganz dicht vor Ausbruch des Krieges eine allgemeine internationale Ausstellung von Haus- und Wirthschaftsgegenständen eröffnet worden. Schon schien es, als sollte dieses Werk des Friedens, gleich so manchem andern, im Lärm der Waffen untergehen, als ihm ein neuer und vorher ungeahnter Reiz verliehen wurde durch — eine Mitrailleuse, die erste, welche auf deutschem Boden gesehen worden. Hessische Soldaten hatten sie vor dem Feinde genommen und der oberste Kriegsherr hatte gern eingewilligt, sie der Ausstellungshalle zu Cassel zu senden, über welcher noch die Fahnen aller Nationen bunt nebeneinander wehten. Aber kaum war sie hier angelangt, und nicht länger darnach, als zwischen der Schlacht von Wörth und dem Tag von Sedan, so sollte Cassel noch mehr sehen. Bittre Ironie des Schicksals, welches die Welt regiert, welches mächtig ist über die Zeiten und sich zuweilen darin gefällt, das Nächste mit dem Fernsten zu verbinden! Hier unten im Parke des Landgrafen Karl neben dem Orangerieschloß, jetzt zum ersten Mal wieder geöffnet seit jenem Feste, welches Kurfürst Wilhelm I. seinen aus Frankreich heimkehrenden Jägern,

anno 14, in den von Gold und Marmor strahlenden, inzwischen aber von Feuchtigkeit und Moderluft hart mitgenommenen Sälen gab, hier unten die Mitrailleuse, — dort oben, auf dem Wilhelmshöher Schloß, ihr Erfinder — Napoleon III.! Und dies Alles im Mondenschein jener Septembernacht zu sehen — die Bäume getaucht in blauen, märchenhaften Duft, der Fluß von Silber blitzend, links die ruinenartige Masse der Kattenburg, rechts, von den Schleiern des aufsteigenden Nebels erhellt, die Wilhelmshöhe! . . .

Unter dem gestirnten Himmel ging ich, die Schauplätze meiner Jugend wieder aufzusuchen. Die Schatten meiner Vergangenheit wurden lebendig und wandelten neben mir her im Mondesschatten. Häuser und Straßen, mir alle bekannt, sah ich wieder; aber kaum noch ein einziges bekanntes Gesicht. Jahre waren vergangen, seitdem ich zuletzt hier gewesen; lichterlos in seiner ganzen Ausdehnung, ein öder Bau, stand das Palais, in welchem ich noch den Kurfürsten in seiner ganzen Machtfülle hatte residiren sehen — und die Nachkommen Derer, die für seine Vorfahren den Krieg wie ein Geschäft betrieben, hatten soeben frische Lorbeern gepflückt, die Hessen im elften Armeecorps bei Wörth, die Schaumburger im siebenten Armeecorps bei Spichern. Wie manch' ein wackerer Soldat, den ich einst bei seinen Knabenspielen gesehen, hatte mit seinem Leben die Schuld Hessens an Deutschland bezahlt! . . . Lange bin ich so umhergewandert, zwischen neuen Häusern, die — ganze Stadttheile bildend — mich in Erstaunen setzten durch ihre Zahl und Größe, da wo sonst Feld und offner Grund gewesen; andere waren noch im Bau begriffen und überall empfing ich den Eindruck jener neuerwachten Lebensthätigkeit, bezeichnend für den Fortschritt, welchen Cassel gemacht, seitdem es aufgehört, die Residenz eines Kleinstaats und angefangen hatte, Sitz einer Provinzialregierung in einem Großstaat ersten Ranges zu sein. Dies Alles bei mir erwägend, fand ich zuletzt, von hohen Gebäuden rings eingeschlossen, einen kleinen Garten wieder, der einst ganz frei dagelegen und in dem ich so manchmal mit den Freunden der Studentenzeit fröhlich zusammen gesessen. Sie waren in alle vier Winde zerstreut und verweht, und ich bemerkte wol, daß auch der kleine Garten zu verschwinden verurtheilt sei. Eine andere Gesellschaft erfüllte ihn heute, preußische Uniformen; aber er selber war noch, wie ich ihn damals gekannt, dieselben Gasblumen in den Beeten, dieselben Lithographien über den Wänden des kleinen Hauses und auf der Speisekarte dieselbe Sorte von Salat, nach der ich mich in all' den Jahren vergeblich gesehnt. Während ich ihn mit einer Art von sentimentalem Appetit verzehrte, der früheren Tage gedenkend, sagte ich mir: „Siehe da! Viele Ideale sind dir seitdem untergegangen oder zertrümmert worden; aber dieses Ideal hat sich unverändert und treu gehalten." . . . Man kann selbst in solch' einem alten Wirthshausgarten sehr melancholisch werden, andrerseits aber auch wieder sehr erhebende Betrachtungen darin anstellen.

Am andern Morgen strahlte mir ein herrlicher Septemberhimmel in das niedere Dachkämmerlein, welches ich so spät am vorhergehenden Abend noch gefunden. Solch' ein festlicher Glanz war über der Erde! Es war ein Sonntag, Alles strömte hinaus nach der Wilhelmshöhe, und ich schloß mich dem allgemeinen Zuge an. Es begleitete mich ein Freund, mit dem ich eine Be-

gegnung verabredet, ein Mann von echt nationaler Gesinnung, aus dem fernen Osten der preußischen Monarchie hierher versetzt — ein lebendiges Zeichen, als ich ihn auf diesem Boden begrüßte, von der ungeheuren Wandlung der Dinge, die sich hier und überall vollzogen.

Durch den köstlichen Morgen fuhren wir zusammen nach Wilhelmshöhe. Das breitgestreckte Schloß mit seinem Kuppelbau war weithin erkennbar; es leuchtete von seinem waldigen Bergvorsprung uns entgegen, sobald wir die Häuser von Cassel hinter uns hatten. Es blieb uns immer vor den Augen, und bei der ersten Allee stiegen wir aus, unsern Weg ihm entgegen zu Fuß fortsetzend. Und nun ergriff mich doch, ich kann nicht sagen welches Gefühl von Wehmuth, das in diesem Augenblicke stärker war, als jedes andere. Denn es war, in jedem Sinne, ein Sitz gefallener Majestät, dem wir uns nahten. Die klarste Sonne beschien es, der blaueste Himmel wölbte sich darüber, die lieblichste Landschaft war ringsum ausgebreitet, und von allen Seiten duftete der Wald. Der Gegensatz dieser reinen, heitern und freudvollen Naturschönheit zu dem Menschenschicksal ergriff mich mächtig.

Die preußischen Gardisten, die vor dem Schloß auf Wache standen, schienen die Sache weit mehr von der humoristischen Seite zu betrachten, wie denn kaum Einer sich in den immer wachsenden Kreis derer stellte, die auf das Erscheinen des Kaisers warteten, ohne ein Lächeln, sei es der Verlegenheit, sei es der Befriedigung. Mir war ernsthafter zu Muth, und ich blieb es während der ganzen Zeit auf Wilhelmshöhe. Von der Gegenwart lenkte ich meinen Blick in die Vergangenheit; ich gedachte des wechselnden Lebens, das hier geherrscht, des Frevels und des Leichtsinns, die hier einander gefolgt, aber auch des Unglücks, das hier erfahren worden — ich gedachte der Fürstentochter, die ich hier oben in all' ihrer Anmuth und nachher in all' ihrer Trauer gesehen, als sie dem Vater das Geleite gab . . .

Die schönsten Alleen und Baumgänge nahmen uns in ihre Schatten auf, weite Wiesenflächen mit ihrem noch saftigen Grün zogen sich den Hügel hinan, und die Bäume darüber schimmerten in der doppelten Pracht des Herbstes und des Mittags. Die Wasserspiegel, von Grün umbuscht, lagen in sanftem, blauem Schmelz, den wolkenlosen Himmel widerspiegelnd; es war ein Sonntagsfriede in Wald und Wasser, im Himmel und auf Erden — und in all' diesem sich *ihn* zu denken, den Friedlosen, den Ausgestoßenen!

Doch ward er in der Mittags- und frühen Nachmittagsstunden nicht sichtbar, während immer mehr Menschen von unten herauf strömten und der Ring der Schaulustigen um das Schloß größer und breiter wurde. Damen setzten sich auf die Felsstücke der benachbarten Grotten und warteten Stunden lang. Welch' eine Demüthigung, der Gegenstand einer *solchen* Theilnahme zu sein! Zudem suchte man etwas darin, sich unhöflich gegen das Opfer der allgemeinen Neugier und Aufmerksamkeit zu bezeigen. Der Kaiser z. B. grüßte, wenn er vorüberging — ungefähr wie ein Soldat, der Spießruthen läuft; allein ihn grüßte Niemand wieder. Es war wie im Theater oder wie im Circus, es war die tragikomische Umkehr des Gladiatorenrufes — das „morituri te salutat" auf den Lippen Cäsar's!

Und das Alles sollte sich hier vollenden, auf Wilhelmshöhe — unter den Bäumen, welche Landgraf Friedrich gepflanzt, in dem Schlosse, in welchem König Jerôme seinen Carneval gefeiert — und nun, der Urenkel des Landgrafen ein Verbannter, und der Neffe des Königs ein Gefangener! Selten wol hat ein ganzes Stück Welttragödie mit so vollkommner Einheit des Ortes und der Handlung sich abgespielt, Scene nach Scene, bis zum gewaltigen Schluß!

Zu der Zeit, wo manch' Einer aus der hier versammelten Menge dem Imperator zugejauchzt haben würde, wenn er in all' seinem Glanze vorübergerauscht wäre, hatte mein Freund scharf und schneidig und unaufhörlich gegen ihn geredet und geschrieben, bis er gefallen. Nun aber von dem niedergeworfenen Feinde sprach er in einem milderen Tone, fast wie von Einem, der schon nicht mehr ist. Er erzählte mir, daß er ihm mehrfach in den einsamen Gängen des Parkes begegnet, die der Kaiser in den frühen Morgenstunden, an den Wochentagen, wo das Publicum nicht herzudrängte, aufzusuchen liebte. Der Gefangene ging dann, auf den Arm Murat's gestützt, mit schleppendem, unbeholfenem Gang; ein Mann übrigens, dem man es selbst in dieser unwürdigen Situation ansah, daß er zwanzig Jahre lang auf den Höhen des Lebens gestanden. Auf diesen einsamen Promenaden, bei welchen ihm in gemessener Entfernung immer seine Suite von Adjutanten und sonstigen Begleitern zu folgen pflegte, konnte er der alten Gewohnheit, sich auf seine Weise populär zu machen, nicht widerstehen; er unterhielt sich mit den Arbeitern, beschenkte sie, knüpfte mit den Schulkindern, die ihm begegneten, ganze Gespräche an, und entließ auch sie nicht ohne ein Andenken. Auch blieb dieser stark hervortretende Zug seines Wesens nicht unerwidert; täglich dreimal, mit jeder Post, empfing er in ganzen Karrenladungen Briefe seiner Anhänger aus Frankreich, Belgien und England. Unter den Anhängern, die ihm in's Exil gefolgt, war eine alte Dame in tiefer Trauer und tiefer Schweigsamkeit. Niemand wußte, wer sie war; sie wohnte im Hotel und saß mir bei Tische gegenüber. Sie sprach kein Wort und ihre Augenlider waren gesenkt, ihr Blick wie verschleiert; doch hatte sie den Tag zuvor eine andre Dame — geschlagen, welche mit Verachtung von dem Kaiser gesprochen!

Inzwischen bestiegen wir die Höhen der Löwenburg, welche mitten unter den schattigen Bäumen da lag, wie ein Idyll aus dem Mittelalter, der Burghof so voll Frieden, die Capelle so dämmerig! Ringsum Grün und Sonnenschein, vor dem Beschauer ausgebreitet eine entzückende Fernsicht im Mittagsdufte, hinter ihm der Hügel und der Buchenwald, überhaucht von jenem goldigen Braun eines milden Herbstes.

Gegen drei Uhr begannen die weltberühmten Wasser zu springen, und alle die hier zusammengeschaarten Tausende drängten dem Schauspiele entgegen.

Diesen Zeitpunkt mußte der Kaiser benutzt haben, um in einer anderen Richtung, der Stadt zu, bergab zu fahren. Als wir, um vier Uhr, Wilhelmshöhe verließen, begegneten wir ihm auf dem Heimwege. Vorn der preußische Piqueur in der strammen Lederhose, dann in geringer Entfernung dahinter der Berliner Hofwagen, gezogen von vier guten Trakehner Vollblutpferden, geführt von zwei Kutschern in der einfachen dunklen Livree, mit dem preußischen Adler am Kragen. In den ersten Tagen seiner Gefangenschaft hatte der Kaiser sich

seiner eignen Equipage bedient, die Jockei's waren in all' den Pariser Firlefanz gekleidet, die Pferde hatten Schellen und das Ganze kam dem nüchternen Norddeutschen wie eine Maskerade vor. Seitdem indessen waren Napoleon's Kutschen und Pferde verkauft und ihm Geschirr von Berlin zur Verfügung gestellt worden. So kam er daher in einem jener Wagen, die wir so gut aus Berlin kennen; vier Herren saßen darin, der in der Ecke rechts war der Kaiser. Er sah genau so aus, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Vor fünfzehn Jahren, in Paris, hatte ich ihn oft und einmal im Industriepalast fast eine Viertelstunde lang in der allernächsten Nähe gesehen. Er hatte sich seitdem nicht mehr verändert, als sich auch unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Mann verändert haben würde. Stärker war er geworden; er machte, wie er da saß, in die Ecke seines Polsters gelehnt, den Eindruck des behaglichsten Embonpoints, sein Gesicht war voll und gut genährt, sein Schnurr- und Kinnbart gut gepflegt, sein Paletot gut geknöpft und sein Hut sauber gebürstet. So sahen wir ihn hügelan, der untergehenden Sonne entgegen fahren; und, im Vorüberfahren, berührten wir unsere Hüte und er berührte den seinen. Es war ein Tribut — ich weiß nicht welchem Empfinden dargebracht; aber ich glaube nicht, daß man uns darum tadeln wird.

Ueber Wilhelmshöhe flammte das Abendroth, als ich Cassel verließ, und bald war es Nacht. Aber ich erkannte noch die dunklen Umrisse dieser Hügel, die Formen dieser Landschaft — es war ja das Land meiner Jugend — bis weit hinaus, wo über dem Ufer der Lahn die alte Stadt Marburg sich erhebt. Da lag sie endlich; die Lichter ihrer malerisch gruppirten Häuser funkelten, gleich Perlenschnüren, um den dunklen Berg, und die beiden Thürme von St. Elisabeth ragten in den sternbesäeten Nachthimmel . . . Alles, wie vor Jahren; ja, ich erkannte genau das Fenster, aus welchem einst auch mein Abendlicht gestrahlt hatte . . .

Drei oder vier Nächte später, um die Mitternacht und in der Gegend von Mannheim, weckten mich, als ich mit einem abermals verspäteten Zuge vorüberfuhr, Kanonenschüsse und Glockengeläute aus dem Schlafe; und als ich hinausschaute, klang es dumpf von der Stadt her über den Rhein, wie das Brausen zahlloser Menschenstimmen, und der ganze Himmel leuchtete von einem feurigen Widerschein. „Was gibt es?" fragte ich den Schaffner.

„Straßburg ist über!" war die Antwort, und nun fuhr Alles aus dem Schlaf und Alles jauchzte hinein in den fernen Jubel und Glockenklang und Kanonendonner.

Und zwei Jahre später, an einem sonnigen Frühlingstag, stand ich in Prag vor einem alten Palaste, dem Palaste Wallensteins gegenüber. Oesterreichische Weißröcke schilderten vor dem Thor. Ein Fenster zu ebener Erde war offen. Auf der Fensterbank stand in einem Glase ein frischer Veilchenstrauß und daneben lag — eine hessische Dienstmütze. Nichts weiter, aber ich wußte genug.

In diesem Palaste ist am 6. Januar 1875 der letzte Kurfürst von Hessen gestorben, und damit enden meine Heimatherinnerungen an das ehemalige Kurfürstenthum Hessen.

Ferdinand Lassalle

vor der Agitation.*)

Von Georg Brandes.

6.

Die Aufgabe, welche Lassalle sich in seinem Hauptwerke gestellt hat, ist, wie er in der Vorrede bemerkt, keine geringere als die rechtswissenschaftliche Herausringung des unserer ganzen Zeitperiode zu Grunde liegenden politisch-socialen Gedankens. „Was ist es," fragt er, „das den innersten Grund unserer politischen und socialen Kämpfe bildet? Der Begriff des erworbenen Rechts ist wieder einmal streitig geworden. Im Juristischen, Politischen und Oekonomischen ist der Begriff des erworbenen Rechts der treibende Springquell aller weitern Gestaltung, und wo sich das Juristische als das Privatrechtliche völlig von dem Politischen abzulösen scheint, da ist es noch viel politischer als das Politische selbst, denn da ist es das sociale Element." Die bloße Nothwendigkeit, hierauf erst noch hinzuweisen, zeigt, seiner Ansicht nach, wie oberflächlich der Begriff des Politischen von den Wortführern der liberalen Bourgeoisie gefaßt wird.

Schon das Titelblatt bezeichnet es als das Ziel des Werkes, die positive Rechtswissenschaft und das Naturrecht mit einander zu versöhnen. Der Standpunkt selbst, den der Verfasser in dieser Beziehung einnimmt, ist ein außerordentlich fortgeschrittener im Vergleich zu dem Standpunkte seines „Heraklit". Wohl bezeichnet er sich auch hier noch als einen Anhänger der Hegel'schen Principien; aber das hindert ihn nicht, mit vollkommener Geistesfreiheit das System Hegel's und seiner Schule zu beurtheilen. Und da zeigt sich's bald, daß er die Wendung gemacht hat, welche die Vorrede zu Heraklit (nicht das Werk selber) schon andeutete, — dieselbe Wendung, welche Hegel's französische Schüler gemacht haben, nämlich die absoluteste aller Philosophien in eine Philosophie des Relativen, die vor jeder andern Lehre metaphysische Weltbetrachtung in eine rein historische zu verwandeln. Der Abstand zwischen diesem Geistesstandpunkte und der rein experimentellen Methode, wenn diese auf die Jurisprudenz angewandt wird, ist

*) Man vergl. Heft V, p. 276—288, und Heft VI, p. 369—386.

sehr gering.*) Hegel hat also nach Lassalle's Ansicht nur die allgemein logische Disposition für das Werk gegeben, und die Hegelianer haben mit ihrem gewöhnlichen horror pleni seine Entwickelungen wiedergekäut, so daß die Rechtsphilosophie und die positive Rechtswissenschaft in Folge dessen einander ebenso fremd geworden sind, wie Naturwissenschaft und Naturphilosophie. Und weshalb? weil Hegel's System überhaupt in Bezug auf die Geistesphilosophie in absoluter Inconsequenz zu seiner eigenen Methode steht. Wenn man zu Hegel's Zeit von Naturrecht sprach, so wurde dies stets als ein ewig und allgemein gültiges, als ein vernunftgültiges Recht gefaßt, welches zum positiven oder historischen Recht im Verhältniß eines allgemeinen Gedankenkerns zu seiner Ausführung stünde, und man sah nicht ein, daß das Naturrecht selbst von historischer Natur und historisches Recht ist. So wurden denn die Kategorien der Rechtsphilosophie als ewige und absolute Kategorien, d. h. Kategorien des logischen Begriffs, gedacht, und so blieb das historische Recht von Hegel unbegriffen, wurde aus Unvernunft, Willkür oder Gewalt hergeleitet. Aber der Geist selbst ist ja nur ein Werden in der Geschichte. Hieraus folgt, daß man in der Rechtsphilosophie gar nicht von dem Eigenthum, dem Unrecht, der Familie, dem Erbrechte, der bürgerlichen Gesellschaft, dem Staate reden kann, sondern daß man aus dem historischen Begriffe des griechischen, römischen, germanischen Geistes den Begriff griechischen, römischen, germanischen Eigenthumes ꝛc. entwickeln muß. In der Religionsphilosophie verfährt Hegel ja auch ganz anders. Was würde als Resultat herausgekommen sein, wenn er, statt die verschiedenen Religionen zu studiren, von dem Gotte, den Dogmen, dem Jenseits u. s. w. gesprochen hätte! Es handelt sich also darum, historisch, nicht metaphysisch zu Werke zu gehen. Hegel's Schüler sind in der Rechtsphilosophie nur der irreleitenden Spur des Meisters gefolgt. Der tüchtigste, Gans, hat in seinem Werke über das Erbrecht solchermaßen ohne Weiteres den Begriff unserer Zeit vom Erbrechte mitgebracht und dabei diesen Begriff als allgemeine logische Kategorie aufgefaßt. Was Lassalle drei Jahre später während der heftigsten Agitation in seiner Schrift „Capital und Arbeit" hinsichtlich der ökonomischen Kategorie „Capital" und der juristischen Kategorie „Eigenthum" nachwies, nämlich daß sie Kategorien des historischen Geistes sind, dasselbe hat er schon in diesem Werke Betreffs aller juristischen Kategorien, im zweiten Theile speciell in Betreff des Erbrechts, nachgewiesen.**)

So alt wie das Recht selber ist der Abscheu vor rückwirkenden Gesetzen. Die Frage nach dem erworbenen Recht und die Frage nach der Rückwirkung der Gesetze fällt zusammen. Was die Rückwirkung so verhaßt macht, das ist augenscheinlich die Verletzung der menschlichen Freiheit, welche sie mittelst einer willkürlichen Ausdehnung des Begriffes „Zurechnungsfähigkeit" enthält. Von diesem Grundgedanken ausgehend, gelangt Lassalle, abweichend von allen früheren

*) Man vergleiche z. B. mit Lassalle's Grundanschauung die kleine Abhandlung von G. Saredo, einem der ersten Juristen Italiens: Dell' applicatione del metodo sperimentale allo studio delle scienze civili e giuridiche.

**) „System der erworbenen Rechte", Bd. I, S. 68—70. Vgl. „Capital und Arbeit", S. 165, Anm.

Forschern, dazu, das erworbene Recht in seinem Verhältniß zu der Rückwirkung der Gesetze folgendermaßen zu bestimmen:

1) Kein Gesetz darf rückwirken, welches ein Individuum nur durch die Vermittelung seiner Willensactionen trifft.
2) Jedes Gesetz darf rückwirken, welches das Individuum ohne Dazwischenschiebung eines solchen freiwilligen Actes trifft, welches das Individuum also unmittelbar in seinen unwillkürlichen, allgemein-menschlichen oder von der Gesellschaft ihm übertragenen Qualitäten trifft, oder es nur dadurch trifft, daß es die Gesellschaft selbst in ihren organischen Institutionen ändert.

Lassalle weist sehr ausführlich nach, daß der moderne Abscheu vor der Rückwirkung der Gesetze durchaus nicht stattfindet bei Nationen und auf Civilisationsstufen, denen der Begriff des Menschengeistes als Subjectivität, als Freiheit und Zurechnungsfähigkeit noch nicht aufgegangen ist. Die Chinesen stempeln durch ein neues Gesetz etwas als Verbrechen, was im Vertrauen auf das existirende Gesetz in völlig loyaler Gesinnung verübt worden ist, und strafen es ohne Gnade als solches. Ja, selbst die Juden des Alterthums waren nicht zu dem Respecte der höchstcivilisirten Nationen vor dem erworbenen Rechte gelangt. In dem Erbschaftsfalle der Töchter Zelaphehad's (4. Mose 27, 1—11), wo der Gott Israel's die juristische Entscheidung trifft, macht dieser Gott, ohne eine Ahnung davon zu haben, sich einer flagranten Rückwirkung in Civilsachen schuldig. Aber dafür war er auch ein orientalischer Gott, der noch kein römisches Recht gelernt und eben so wenig an griechischer Bildung und Kunst sich geschult hatte, d. h. der Gott eines Volkes, welchem die Subjectivität des Geistes weder in der Rechtssubjectivität (wie in Rom) noch in der schönen Individualität (wie in Hellas) zum Bewußtsein gekommen war.

Lassalle's logischer Ausgangspunkt ist also eigentlich der Gedanke, den er schon als Jüngling in seiner „Assisenrede" aussprach, nämlich der, daß „das Gesetz der Ausdruck für das Rechtsbewußtsein des ganzen Volkes und alles gesetzliche Recht nur eine durch den in stetem Wandel begriffenen allgemeinen Geist gesetzte Bestimmtheit ist, so daß jede neue, aus diesem Geist fließende Bestimmtheit unverzüglich das Individuum mit demselben Rechte ergreift, mit welchem es von der früheren erfaßt wurde. Fest kann mithin für das Individuum nur sein, was es sich aus diesem Strome durch sein eigenes Thun und Wollen in rechtmäßiger Weise einmal abgeleitet, was es verseinigt hat." Das Individuum vermag keinen Pflock in den Rechtsboden zu schlagen, mittels dessen es sich als Selbstherrn für alle Zeiten und gegen alle künftigen zwingenden oder prohibitiven Gesetze erklären könnte.*) Die Ausführung dieses Grundgedankens durch die ganze Rechtssphäre nimmt den ersten Band des Werkes ein. Die Darstellung ist klar und scharf bis zum Aeußersten, aber fast nie polemisch. Nur mit Stahl, dem bekannten romantischen Reactionär, hat Lassalle einen ernsthafteren Strauß. Er weist nach, wie dessen Theorien dazu führen, die ganze bestehende Gesellschaftsordnung als unantastbar und heilig zu preisen, da

*) Band I, S. 61 und 197.

diese nach seiner Lehre mit allen ihr entfließenden Rechten das erworbene Recht des Einzelnen bilden soll. „Keine Zeit," ruft Stahl aus, „ist berufen, Gericht zu halten über die Vergangenheit und die aus derselben stammenden Rechte je nach ihrem Urtheil über die Angemessenheit anzuerkennen oder zu vernichten." Gewiß, antwortet Lassalle, allein eben weil jede Zeit autonom ist, steht keine unter der Herrschaft einer andern und ist keine verpflichtet, was ihrem Rechtsbewußtsein widerspricht, oder was ihr als Unrecht erscheint, als Recht noch fortwirken zu lassen. Mit gewohntem Scharfsinn ertappt er dann Stahl auf einigen Selbstwidersprüchen und kann sich nicht das Vergnügen versagen, bei seinem Gegner „jenen unvermeidlichen jacobinischen Hauch" hervorzuheben, „den jeder der modernen Philosophie Nahende auch wider Willen von ihr empfängt". (Bd. I. S. 200—214.)

Der mit Rücksicht auf die Psychologie und den politischen Standpunkt des Verfassers interessanteste Abschnitt dieses lehrreichen ersten Bandes ist indeß unzweifelhaft der, wo er dazu gelangt, die Frage nach der Rückwirkung der Gesetze in der großen französischen Revolution zu behandeln (Bd. I, S. 449 ff.). Hier erhält jene Bezeichnung „Revolutionär aus Princip" eine neue Beleuchtung, hier findet seine Theorie eine merkwürdige Bestätigung, hier zeigt sich endlich, daß Lassalle keine Prahlerei, sondern die nackte Wahrheit spricht, wenn er später einmal („Die indirecte Steuer", S. 116) seinen Richtern zuruft: „Kennen Sie den inneren Zusammenhang der französischen Revolutionsgeschichte, meine Herren? Ich kenne ihn bis in seine inwendigste Fiber."

Die Alten, Cicero z. B., hatten gelehrt: Alles, was durch die sittliche Uebereinstimmung des Volksgeistes bestimmt ist, selbst wenn es sich noch in keinem Gesetz Dasein gegeben hat, kann dennoch, wenn dies Gesetz eintritt, als ein schon früher in der Rechtssubstanz vorhandener Inhalt angesehn werden, so daß das neue Gesetz nur als die Declaration dieses Inhalts zu betrachten ist. Ein solches Gesetz wird daher nach der Anschauung der Alten rechtmäßig rückwirken können. Lassalle betont nun dieser Lehre gegenüber, daß ihre Gültigkeit auf die Völker des Alterthums eingeschränkt werden müsse, denn nur bei diesen habe eine solche sittliche Einheit (ein substantielles Ethos) geherrscht. Für die moderne Zeit müsse bei der Forderung stehen geblieben werden, daß nur ein solcher Inhalt des allgemeinen Rechtsbewußtseins auf rechtliche Wirkung Anspruch machen kann, der bereits — explicite oder implicite — *gesetzt* worden ist. Nun entsteht jedoch die Frage: Was ist nöthig dazu, ihn als „gesetzt" zu bezeichnen? Was liegt in diesem Begriffe? In dem Begriffe liegt unverkennbar, daß der Inhalt des Rechtsbewußtseins keineswegs ausschließlich in *Worten* gesetzt sein muß, daß er eben so wohl durch *Handlungen* eines ganzen Volkes festgestellt und verwirklicht sein kann.

Der französische Convent bestimmte durch ein Gesetz vom 17. Nivôse des Jahres II, daß alle *seit dem 14. Juli 1789* eröffneten Erbschaften nach diesem neuen Gesetz behandelt werden sollten. Von der Thermidorreaction wurden die hierauf bezüglichen Bestimmungen für flagrante Rückwirkungen erachtet und deshalb, so weit ihr rückwirkender Effect in Frage kam, wieder aufgehoben. Und doch lag es unbedingt nicht in der Absicht des Convents, die Regel der

Nichtrückwirkung zu verletzen. In den Motiven des Gesetzes wird das Stattfinden einer Rückwirkung geleugnet, „parce que la loi n'a fait que développer les principes proclamés dès lors par un grand peuple," und es wird hinzugefügt: „l'effet rétroactif commencerait là seulement, où l'on dépasserait cette limite." Nichts desto weniger wurde, wie erwähnt, diese sogenannte Rückwirkung später als ein Beweis von den Schreckensthaten des französischen Convents angeführt. Aber an jenem 14. Juli 1789 hatte das französische Volk wirklich durch den Bastillesturm sein den Privilegien und Vorrechten entgegengesetztes Rechtsbewußtsein an den Tag gelegt, und können auch Gesetze, welche diesem Rechtsbewußtsein eine positive Entwicklung zu einem Objectiv-Neuen geben, nicht als durch jenen Act gesetzt gelten, so verhält es sich doch anders dort, wo der Inhalt des neuen Rechts ohne Weiteres mit der bloßen Negation der bisher bestehenden Privilegien und Vorrechte vollständig gegeben war. In der That hat der Convent auch nur *solche* Gesetze auf den 17. Juli 1789 zurückgeführt. „So sehen wir," sagt Lassalle, „diese *philosophische* Versammlung erklären, daß ihre Erbgesetze nur die Declaration der Principien enthalten, welche das Volk selbst durch den Bastillesturm proclamirt und zum Rechte erhoben habe. — Und in zweierlei Weise hat die Geschichte den Convent gerechtfertigt. Einmal dadurch, daß die erbrechtlichen Grundsätze des Nivôsegesetzes (die in den Code civil übergingen) unter dem ersten Kaiserthum, wie sogar unter der Restauration, und wieder unter der Julidynastie und dem zweiten Kaiserthum in unangefochtener Herrschaft geblieben sind und sich hierdurch also am deutlichsten als ein nothwendiger und zwingender Inhalt des mit der Revolution zur Herrschaft gekommenen Rechtsbewußtseins bethätigt haben. Zweitens aber dadurch, daß alle Geschichtschreiber, deutsche wie französische, reactionäre wie revolutionäre, philosophische Werke wie die gewöhnlichen Handbücher, die französische Revolution vom 14. Juli 1789 datiren!"

Ich bin fest überzeugt, daß Lassalle nicht ohne ein Gefühl inneren Triumphes diese interessanten Thatsachen mitgetheilt hat. Denn was hier vorlag, war ja nicht allein die nachgewiesene Rechtsgültigkeit von Gesetzen, die einer Revolution entsprangen, sondern die bestätigte Rechtsgültigkeit einer Rückwirkung, die für hinlänglich begründet galt durch die Berufung auf „das ungeschriebene Gesetz", auf ein neues, völlig revolutionäres Rechtsbewußtsein, das sich in einer einzigen, tief berechtigten Macht- oder Gewalthandlung Ausdruck verliehen hatte.

7.

Der zweite Theil von Lassalle's großem Werke beschäftigt sich ausschließlich mit dem Erbrecht, speciell mit dem römischen Erbrecht. Wie es überhaupt der Zweck des Werkes ist, den Unterschied zwischen der historischen und der dogmatischen Behandlung des Rechts zu durchbrechen, so zeigt dieser Theil an einem großartigen Beispiele, wie auch das Dogmatische eines Rechtsinstituts sich nur aus dem Verständniß seines historischen Begriffes ergiebt, d. h. des bestimmten historischen Geistesstadiums, auf welchem das betreffende Institut sich jederzeit befindet. Lassalle's Behauptung ist nun keine geringere als die, daß nicht blos dies und jenes Einzelne im römischen Erbrechte, sondern dies ganze

Recht bis auf den heutigen Tag völlig mißverstanden und unerkannt geblieben sei, ein unenträthseltes Geheimniß.

Lassalle's Entdeckung, welche sein Werk unleugbar zur vollkommensten Evidenz bringt, ist die, daß der Erbe im römischen Sinne ursprünglich nur Willenserbe, nicht Vermögenserbe des Todten sein soll, daß daher der Gegenstand und das Interesse des römischen Erbrechts sowie seine historische Entstehung gar nicht in der vermögensrechtlichen Sphäre liegen, und dies Erbrecht seinem Begriffe nach keine Vermögenszuwendung darstellt, sondern eine dieser Verstandesvorstellung geradezu entgegengesetzte quasi-metaphysische Anschauung ist. Der Unendlichkeit des subjectiven Geistes im Christenthum geht in der Geschichte eine andere, äußerlichere Unendlichkeit des Subjects, des subjectiven Willens, vorher, welche sich auf die Außenwelt bezieht und mit ihr als ihrem Gegenstande behaftet ist. „Es scheint," sagt Quinctilian naiv, „kein anderer Trost über den Tod vorhanden zu sein, als der über den Tod hinausgehende Wille." Die römische Unsterblichkeit ist: das Testament! (Bd. II, S. 21).

Da das Testament nun immer eine institutio heredis, eine formelle Einsetzung eines Erben enthalten mußte; da jede bloße im Testament vorgenommene Vermögenstheilung nichtig war, wenn die ausdrückliche Einsetzung des Willenscontinuators fehlte; da diese Einsetzung vor allem Andern, namentlich vor den Legaten, vorhergehen und den Anfang des Testaments bilden mußte; da endlich, wenn der eingesetzte Erbe vor dem Erwerbe der Erbschaft starb oder sie ausschlug, das ganze Testament in der Regel zusammenbrach und alle Legate ungültig wurden, so erhellt, daß es erst der Erbe ist, welcher durch sein Dasein dem Testamente Dasein giebt, und welcher durch seinen Willen den Willensbestimmungen des Testators Halt und rechtliche Existenz verleiht. Also nur wenn im Erben der Wille des Verstorbenen noch als fortexistirend gesetzt ist, wird dieser Wille noch als daseiend angeschaut und kommt in seinem Testamente zur Ausführung. Ohne den Willenscontinuator dagegen bleibt der Wille des Todten das, was er der Realität nach ist, ein todter, nichtsbedeutender und geltungsloser (Bd. II, S. 62).

Wenn aber der Begriff des Erbthums ist, die Fortexistenz des erblasserischen Willens zu realisiren, so liegt das Interesse des Erblassers nicht darin, daß der Erbe hat, sondern daß der Erbe handelt, nach seinem, des Erblassers, Willen handelt. Den Erben nach seinem Willen handeln zu machen, ist nach römischer Vorstellung der Triumph des Erblassers. Aber so lange der Erbe noch hat und handelt, d. h. Erbthum empfängt und übernimmt, ist die Situation zweideutig. Denn es bleibt immer noch möglich, daß sein eigenes Interesse und sein eigener egoistischer Wille, statt die Willenssubjectivität des Erblassers fortzusetzen, dieselbe nur verschlingen und vernichten. Ein entscheidendes Mittel giebt es jedoch hiergegen, nämlich dem Erben nicht den geringsten eigenen Vortheil zu gewähren, ihn vielmehr im directen Gegensatz mit seinem egoistischen Interesse zu bringen. Der Erbe, der Nichts bekommt und dennoch Erbe ist und nach dem Willen des Erblassers handelt (nämlich die Legate vertheilt) — der enterbte Erbe, ist der unerschütterliche Beweis, daß es der erblasserische Wille ist, der in ihm fortexistirt. Der enterbte Erbe ist der gipfelnde Triumph

des erblasserischen Willens, der höchste Genuß seiner Fortexistenz, den sich dieser Wille geben kann (Bd. II, S. 71).

Um zu begreifen, wie diese tiefe und überall zutreffende Anschauung vom Erbrecht, welche Lassalle geltend macht, so lange hat übersehn werden können, muß man wissen, daß die Juristen bisher immer das römische Recht in seiner letzten Gestalt bei Justinian als Ausgangspunkt genommen haben, statt es als den Endpunkt zu betrachten und auf seinen primitiven Keim zurückzugehen. Thut man dies, so fällt das hellste Licht auf die Wahrheit von Lassalle's Theorie. Gajus theilt mit: da es in Rom's älteren Zeiten Jedem freigestanden habe, die ganze Erbmasse durch Legate zu erschöpfen und dem Erben Nichts als den bloßen Namen zu hinterlassen, sei es allzu häufig vorgekommen, daß die zu Erben Eingesetzten das Erbe ausgeschlagen hätten. Zur Abhilfe dieses Uebelstandes, erzählt er weiter, wurde das Furische Gesetz (ungefähr 571 nach Gründung der Stadt) erlassen, welches bestimmte, daß mit Ausnahme gewisser Personen kein Legatar ein größeres Legat als tausend Aß (eine geringe Summe) erhalten dürfe. Aber, fährt Gajus fort, auch dies Gesetz vollbrachte nicht, was es wollte, da man doch das ganze Vermögen in Legaten erschöpfen konnte. Deshalb wurde später (585 nach Gründung der Stadt) das Voconische Gesetz erlassen, welches verfügte, daß Keinem erlaubt sein solle, auf Grund von Legaten mehr zu nehmen, als der Erbe, so daß durch dies Gesetz dem Erben doch irgend Etwas gesichert zu sein schien. Aber auch das verschlug nicht. Denn durch die Zerstückelung des Vermögens auf eine große Anzahl von Legataren konnte man dem Erben ein solches Minimum hinterlassen, daß es sich für ihn nicht lohnte, wegen dieses geringen Gewinns die Lasten der ganzen Erbschaft auf sich zu nehmen. Und so ward denn zuletzt (im Jahre 714) das Falcidische Gesetz erlassen, wonach es nicht mehr freistehen sollte, über mehr als drei Viertel des Vermögens durch Vermächtniß zu verfügen, und so mußte der Erbe fortan wenigstens ein Viertheil der Erbschaft erhalten.

Jedem Denkenden muß es klar sein, daß hier nicht, wie Gajus, zu dessen Zeit die alte metaphysische Auffassung nicht mehr verständlich war, naiv voraussetzt, von einer Redactionsungeschicklichkeit die Rede sein kann. Diese, einen Zeitraum von 130 Jahren umfassenden Gesetze sind nur zu begreifen als ein sich in ihnen vollziehender, schwererer und hartnäckiger Kampf, den der römische Geist mit seinen innersten Anschauungen bekämpft; und dieser innere Kampf wird nicht, wie man glaubt, zwischen Erben und Legatar, sondern lediglich und allein zwischen Erben und Erblasser gekämpft. Der Legatar ist nur der Prügeljunge, auf dessen Rücken der Erbe seinen Kampf mit dem Erblasser schlägt. Ganz entscheidend zeigt sich dies in der Reihenfolge der Gesetze. Ausgegangen wird von dem Zwölftafelrecht, nach welchem die Lage des Legatars die günstigste ist. Plötzlich wird sie die ungünstigste durch die lex Furia, dann wesentlich verbessert durch die lex Voconia, indem der Legatar nun, statt der früheren tausend Aß, die volle Hälfte des Vermögens erhalten kann, noch viel günstiger durch die lex Falcidia, nach welcher ihm sogar drei Viertel des Vermögens zufallen können — eine sinnlose Entwicklung, im Vergleich zu der entsprechenden Stellung des Erben (welche ja ebenfalls durch das letzte Gesetz die

günstigste wird) — wenn man den Kampf als zwischen *ihnen* geführt auffaßt. Nein, der Kampf ist überhaupt von ganz anderer Art, es ist der Kampf des persönlichen Egoismus, des gesunden Menschenverstandes gegen die metaphysisch-religiöse Grundanschauung eines ganzen Volksgeistes von Leben und Tod. So lange der Volksgeist in Rom noch unangefochten, ganz und fest in seinem ursprünglichen Gusse ist, kann das persönliche Interesse des Erben noch nicht revoltiren, weil die Erbschaft eben die bindendste und heiligste Substanz dieses Volksgeistes, seine Unsterblichkeitsidee ist. Lange Zeit verstreicht daher, bis der Erbe principiell zu erklären wagt, daß er *haben will*, absolut für sich selbst, nicht blos formell, im Verhältniß zum Legatar. Und doch muß es dahin kommen, denn der gesunde Menschenverstand läßt sich nicht fernhalten. Das Falcidische Gesetz bedeutet, daß die Unwahrheit der Fiction, welche dem ganzen Erbwesen von vornherein zu Grunde liegt, nun auch zum Vorschein gekommen und gesetzt ist. Mit der lex Falcidia beginnt daher der entscheidende Untergang des gesammten römischen Erbwesens. Und doch — selbst jetzt findet der römische Volksgeist im Tempel des Erbrechts noch eine Capelle, in welche er sein Allerheiligstes retten kann. Unter Augustus wurde die lex Falcidia erlassen, und noch unter demselben Kaiser erschien das Gesetz über fideicommissarische Erbschaften, welches dem Erblasser ein neues Asyl erschließt. Wer Erbe auf der Basis dieser freiwilligen Treue (fides) gegen den Volksgeist und seine heiligen Ueberlieferungen ist, der kann und darf auch von dem neuen Zwange, der dem Erben gegen den Erblasser durch das vorhergehende Gesetz eingeräumt ist, keinen Gebrauch machen, und hat keinen Anspruch auf den Abzug der Falcidia.

So lange römischer Geist existirt, strebt er, an der Wahrheit jener Fiction von der Willensfortexistenz des Erblassers, von der Willensidentität seiner und des Erben, festzuhalten. Wie oft die Geschichte sie auch in ihrem Entwicklungsgange als unwahr stempelt, der Volksgeist sucht sie immer, wenn auch in noch so erblaßter Gestalt, zu retten. Das Testament ist also für das römische Volk ein Cultus seines eigenen Wesens; denn es ist die höchste Selbstbethätigung des allgemeinen Volksgeistes, zu welcher die Römer es überhaupt bringen, und Alles das ist Cultus und von religiöser Natur, worin ein Volk den öffentlichen Geist feiert, der es durchdringt. Deshalb geschieht die Testirung nicht allein in der Volksversammlung und in Gegenwart der Priester, sondern in den ausdrücklich nur zu religiösen Zwecken berufenen Concilien. Und deshalb wird der Wille des Römers, der bei seinem Leben Privatwille war, öffentlicher Wille nach seinem Tode. Oft hat man gesagt, daß der römische Testator, wegen seiner unbeschränkten Freiheit gegenüber der auf Gesetz beruhenden Intestaterbfolge, einem Gesetzgeber *vergleichbar* sei. Aber das ist zu wenig gesagt. Es war zu Rom Sitte, daß der Erblasser nicht blos im Testamente, sondern auch in den Inschriften der Grabmonumente, die er sich häufig schon bei Lebzeiten errichten ließ, eine Vermögensstrafe für den Fall der Veräußerung, Verwerthung oder Verpfändung festsetzte, Strafen, welche immer an die Vestalinnen oder die Kasse der Pontifices oder an das öffentliche Aerarium zu zahlen waren. Und ein solcher Erblasser brauchte diese Strafandrohung nicht im Testamente zu

wiederholen. Woher kam ihm diese Strafgewalt zu? Nach allen üblichen Begriffen vom römischen Erbrecht könnte er doch höchstens den Erben solchermaßen bedrohen, aber er bedroht den fremden Käufer mit derselben Strafe wie den Verkäufer. Dies Grabrecht zeigt, um seiner gedoppelten Stellung willen, formell kein Testament, nach seinem geistigen Inhalt aber dasselbe, was ein Testament, d. h. eine letztwillige Verfügung über die Fortbewahrung des eigenen Ich's zu sein, am schneidendsten, was aus der geistigen Bedeutung, aus dem Begriffe des Testamentes folgt. „Im Tode steht dem Römer ein Recht zu, das er im Leben niemals besaß; im Tode verklärt er sich zum Gesetzgeber. Er muß sich zum Gesetzgeber verklären infolge seines eigenen Begriffes und in dessen Interesse; denn er soll jetzt ja seinen Willen als einen fortdauernden und aller Außenwelt gegenüber bestehenden, d. h. als Gesetz, setzen. Er muß und kann sich aber auch zum Gesetzgeber erklären den andern Rechtssubjecten gegenüber und deren Rechtssphäre verletzen. Denn diesem metaphysischen Interesse des öffentlichen Geistes gegenüber, welches in ihm ruht, kommen die andern Rechtspersonen, welche gegen ihn, den Todten, bloße Privatwillen sind, gar nicht in Betracht." (S. 179—183.) Langsam vollzieht sich dann in der Geschichte des römischen Reiches der Uebergang des metaphysischen Begriffs zum Vermögensbegriffe und die Umwandlung des Willensfortsetzers zum Vermögenserben, bis endlich unter Justinian durch die Einführung der Erbschaft sub beneficio inventarii der Erbe den Vermögenserwerb als das Entscheidende, ja das Alleinige seines Verhältnisses zum Erblasser proclamirt. Aber hiermit ist auch die Abreibungs- und Entnationalisirungsarbeit beendet und der römische Volksgeist erloschen (S. 233 u. 486).

Nicht zufrieden damit, solchergestalt die religiös-metaphysische Grundanschauung, auf welcher das ganze römische Erbrecht beruht, entdeckt und dargestellt, oder die Fähigkeit seiner Theorie, selbst das specifischste Detail des Erbrechts zu erklären, nachgewiesen zu haben, studirt Lassalle mit der ganzen Gründlichkeit eines Philosophen und Philologen die Entstehung dieser Grundanschauung, von der er als Jurist frappirt worden ist. Er geht auf die vorgeschichtliche Zeit des römischen Volkes zurück, um ihren Urgrund zu finden, der kein anderer als die Religion sein kann, in welcher das Volk stets seine ältesten Erinnerungen niederlegt (Bd. II, S. 517—563). Und er findet die substantiellen Wurzeln dieser Vorstellung in dem alten Manen- und Laren-Cultus. Unter Manen versteht der Römer nicht Todte, Gewesene, sondern Bleibende. Der Begriff Manen liegt in dem Worte manere (bleiben), ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Etymologie; denn so etymologisirte man schon im Alterthum. Sie sind und bleiben dasselbe, was sie waren: geistige Individualitäten, d. h. übereinstimmend mit dem römischen Begriffe der Geistesindividualität: Willenssubjecte, die ihren Gegenstand in der Außenwelt haben. In der ältesten Zeit verbrannten die Römer nicht ihre Todten, sondern begruben sie in ihren Wohnhäusern, auf dem Schauplatze ihrer Willensherrschaft, und selbst nach Einführung der Leichenverbrennung gilt das Lararium, die Hauscapelle, als Sitz ihres geistigen Wesens. So werden die Laren zu Schutzgöttern, zu Wächtern und Bewahrern des Hauses, und infolge

fern dieselbe Familie fortwährend das Haus bewohnt, sind sie Familiengottheiten. Aber nur an das Haus, nicht an die Familie, sind sie gebunden; sie sind nicht Ahnen, sondern Ortsgottheiten, und sie bleiben nicht im Besitz der Familie, wenn diese fortzieht. Die Laren sind die Machthaber, die „Mächtigen", potentes. Der Lar bewacht zwar die Stätte, aber nicht als Hausgott; er beschirmt nur das Haus als das ihm untergebene Machtgebiet. Hieraus erhellt schon, daß sein Verhältniß zum neuen Hausherrn kein sehr freundliches sein kann; denn dieser greift ja in seine Machtsphäre ein. Um den Lar und die Göttin Mania zu besänftigen, fanden daher zu Rom's älteren Zeiten förmliche Menschenopfer statt; der neue Hausherr schlachtete sein eigenes Kind am Altare, damit die Familie unversehrt bleibe. Schon während des Königthums war dieser Cultus in Rom unterdrückt worden; Tarquinius, der als Etrusker der Religion am nächsten steht, führt ihn wieder ein; Junius Brutus macht ihm ein Ende, indem er befiehlt, Mohn- und Knoblauchköpfe abzuschlagen, damit dem Spruche des Gottes Genüge geschehe; d. h. die Republik stürzt die aus den alten pelasgischen Zeiten herstammende Barbarei. Der pelasgisch-etruriſche Geist entwickelt sich zum römischen Geiste. Die wahre Religion des Römers ist das Recht, die Religion selber ist ihm nur der vorgeschichtliche Ausgangspunct, und wird daher von ihm nur als ein ihm und seinem Geiste Fremdes aufbewahrt, welches ihn aber doch als die Grundlage seines Volksgeistes mit ehrfurchtsvollem Schauer durchzittert. Während jedes andere Volk seine Religion selbst treibt, läßt der Römer sie sich von einem fremden Volke, und zwar gerade von seinem Stammvolke, den Etruskern, besorgen. Es sind Haruspices, die von den Etruskern kommen, welche den Tod des Curtius als Sühnopfer für den „Manengott" fordern. Die Augurenkunst war eine etruskische Kunst. — Die Versöhnung zwischen dem Verstorbenen und dem Lebenden, welche der Römergeist jetzt vollbringt, oder eigentlich nicht vollbringt, sondern ist, findet im Rechte statt. Der testamentarische Erbe ist schon die Versöhnung. Er ist es ja selbst, der das Dasein des Todten fortsetzt, seinen Willen in sich aufgenommen hat. Aber mit tiefer, innerer Nothwendigkeit muß nun wieder das Recht jenen inneren Zwiespalt und Streit zwischen dem Todten und dem Lebenden abspiegeln, der in der religiösen Ursubstanz vorhanden war. Noch auf dem Boden dieser Versöhnung erhebt sich von Neuem das alte, feindselige Verhältniß zwischen dem Lar als bleibendem Willen und seinem Nachfolger, in Gestalt des feindseligen Verhältnisses des Erblassers und des Erben zu einander. Dieser Zwiespalt muß sich wieder erheben; denn es ist ja derselbe Volksgeist, dessen Wesen auf der früheren Entwicklungsstufe, der Religion, hervortrat, welcher sich jetzt auf dem höheren Boden, auf dem Boden des Rechts, entfaltet. Alles früher Entwickelte empfängt durch den Einblick in dies Verhältniß noch eine ganz andere und tiefere Bedeutung. Und was den römischen Volksgeist betrifft, so wird dessen Entwicklung in der Rechtssphäre auch erst jetzt völlig verständlich. Alle Völker haben ein Recht; denn alle Völker bringen ein geistiges Verhältniß in der realen Wirklichkeit zum Ausdruck. Aber was der Römer hier verwirklicht, das ist der Gedanke der unendlichen Willenssubjectivität, d. h. der Inhaltsbegriff des Rechtes selbst, und so hat er nicht

ein Recht, sondern das Recht, und so wird dies der wahre Ausdruck seines Wesens. Der Uebergang vom pelasgischen Stammvolke zum Römer und Hellenen ist also der Uebergang der unendlichen Subjectivität aus der phantastischen Innerlichkeit der Religion in die höhere Form der Kunst bei den Griechen, in die höhere Form des Rechts bei den Römern, und die Religion bleibt hinter diesen beiden Geistesgestalten nur liegen, dort als Stoff der Kunst, hier als religiös-metaphysische Grundlage des Rechtes.

Indem nun Lassalle von dieser gründlichen Untersuchung des Wesens des römischen Erbrechts den Blick auf das germanische Erbrecht wendet, bemerkt er, daß nicht ein Wort von dem über das römische Recht Entwickelten auf das Erbrecht des ganz anders gearteten germanischen Stammes paßt (S. 570—604). Die Grundregel ist hier, daß die Erbschaft sofort mit dem Tode des Erblassers auf den Erben übergeht. Als die Germanen in der Geschichte auftreten, kennen sie, wie schon Tacitus bekundet, nur Intestaterbrecht (Erbrecht ohne Testament), und es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Intestaterbrecht, das in Rom nur subsidiär zur Geltung kam, wenn der individuelle Wille des Erblassers nicht gesprochen hatte, und dem Intestaterbrecht als einzigem und exclusivem, den abweichenden Willen des Erblassers ausschließendem. Das germanische Intestaterbrecht ist daher, was von dem römischen mit Unrecht behauptet wird: wahres Familienrecht, und der Begriff der Familie ist die sittliche Identität der Personen. Man könnte, wenn es um kurze Antithesen zu thun ist, etwa sagen: der römische Volksgeist verhält sich zum germanischen, wie Wille zu Liebe. Die Einheit zwischen Erblasser und Erben ist hier unmittelbar die Identität des Blutes. Das Vermögen wird seiner Substanz nach als ein gemeinsames Familieneigenthum betrachtet; es wird vom Erben schon mit seinem Erzeugtsein erworben, und die Erwerbung tritt mit dem Todesfall des Erblassers nur in Wirklichkeit; das Recht des Besitzers an seinem Eigenthum ist deshalb bei seinen Lebzeiten auch nur ein beschränktes. Die germanischen Völker kennen daher ursprünglich gar kein Testament. Als sie mit den Römern zusammentreffen, entlehnen sie ihnen zwar rein äußerlich den Gebrauch desselben, aber sie verstehen natürlich nichts von der geistigen Bedeutung des römischen Testaments. Sie halten dasselbe für das, was es äußerlich und sinnlich zu sein scheint, für eine Vermögensverfügung. Als eine solche nehmen sie es nun in Gebrauch, weil dies ihrem Sinn für individuelle Freiheit schmeichelt; aber sie verstehen den Begriff desselben so wenig, daß sie es lange Zeit hindurch mit einer Schenkung unter Lebenden identificiren, von dem Gedanken ausgehend, daß eine Vermögenshandlung doch unmöglich vorgenommen werden könne, wenn der Handelnde schon todt sei. Dieser ihr Irrthum ist also höchst logisch; es ist ein Irrthum, in dem größere Wahrheit enthalten ist, als in der Verbesserung desselben auf jener Grundlage. Selbst wenn der juristische Charakter des römischen Testaments im germanischen Erbrechtssystem wiederhergestellt wird, ist er ja doch dem begrifflichen Boden, in welchem er allein seine geistige Wurzel und seine innere Existenzmöglichkeit hat, entrissen und auf die äußerlichste Weise in eine geistige Welt übertragen, mit welcher er nach allen Seiten in dem widerspruchvollsten Conflict, ja in dem Verhältniß innerer Unmöglichkeit steht. Das

gesammte Testamentsrecht der germanischen Nationen ist daher nichts als — ein großes Mißverständniß, eine theoretische Unmöglichkeit, und wenn dies ausgesprochen wird, so geschieht es nicht kraft einer willkürlichen und subjectiven Kritik des Testaments, sondern in Folge einer von der Geschichte selbst vollzogenen und darum streng objectiven Kritik.

Der große Irrthum der Neueren ist, daß das Testament naturrechtlich sei. Aber weit entfernt, das Testiren für eine natürliche und darum naturrechtliche Fähigkeit des Individuums zu halten, ist der Römer vielmehr von der natürlichen Unfähigkeit des Individuums, nach seinem Tode einen Willen auszuüben, so durchdrungen, daß es des Zusammentreffens zweier Willen, des Concurses eines noch lebenden Willens bedarf, welcher den des Todten zu dem seinigen macht, damit der Wille des Todten, das Testament, ein gültiger sei. Das ganze römische Erbrecht ist ja gerade die ungeheure Anstrengung, den Willen im Tode der natürlichen Person nicht untergehen zu lassen, sondern ihn durch Forterhaltung der Willenssubjectivität in alle Ewigkeit zu erhalten. Deshalb ließ er sich in Wahrheit als das Dogma der Unsterblichkeit in seiner römischen Gestalt bezeichnen. „Man hat ein Naturrecht aus einem Rechte gemacht, welches sich nie und nirgends vorfindet, in dem nationalen Rechte keines Volkes und keiner Zeit, weder im römischen, noch im germanischen."

Und wieder schließt Lassalle hier seine Entwicklung mit einem Anpreisen des juristisch-philosophischen Scharfblicks der französischen Revolution: „Jetzt erst begreift sich klar und lichtvoll von innen heraus, wie in jener Zeit, wo, wie Hegel sagt, die Welt auf ihren Kopf, die Vernunft, gestellt wurde, der französische Nationalconvent durch das Gesetz vom 7./10. März 1793 alle Fähigkeit, in directer Linie zu testiren, abschaffte. Aus der Reaction gegen alles empirisch Ueberlieferte entsprang der Rückgang des Volksgeistes auf seine eigene nationale Substanz; er entfernte ein Stück Romanismus. Freilich ward damit nicht bis in die germanischen Wälder zurückgegangen. Die Intestaterben erhielten kein Recht auf das Vermögen des Erblassers während seines Lebens. Sie erben nur, insofern Etwas bei seinem Tode noch da ist; aber sie haben kein Recht darauf, daß irgend ein Theil seines Vermögens überhaupt zur Vererbung komme. Die Idee der individuellen Freiheit hat sich so weit gegen das germanische Recht entwickelt, daß der Eigenthümer jetzt zum alleinigen und unbedingten Eigenthümer geworden ist. Das Eigenthum ist also jetzt nicht mehr an sich Familieneigenthum, dessen Gemeinsamkeit sich beim Tode nur auflöst (dazu wäre erforderlich, daß schon bei Lebzeiten des Eigenthümers ein seine Veräußerungsbefugniß beschränkendes Recht des Intestaterben da wäre), sondern das Eigenthum ist jetzt rein individuelles Eigenthum. (Nur verschenken kann der Eigenthümer beim Dasein von Kindern auch während seines Lebens nicht über eine gewisse Grenze hinaus.) Auf welchem Princip beruht nun aber hier die Intestaterbfolge? Wie wir sahen, nicht auf einem eigenen Vermögensanrechte der Intestaterben, welches sonst schon bei Lebzeiten vorhanden sein müßte; und da der Erblasser nicht testiren kann, auch nicht auf einem präsumirten Willen desselben. Es ist also klar, daß sie auf nichts Anderm beruht, als auf dem die Vermögenshinterlassenschaften regelnden allge-

meinen Willen des Staates. Sie beruht zwar auf der Familie, da sie nur diese zur Erbschaft beruft, aber nicht mehr auf der Familie als aus eigenem Recht erbender, auch nicht auf der Familie als durch den präsumirten Willen des Todten berufen, sondern auf der Familie als Staatsinstitution. Selbst wenn auch nur, wie es in den gegenwärtigen Erbrechten meistens der Fall ist, Testirfreiheit innerhalb einer quantitativen Grenze besteht, so wird doch bis zu dem Punkte, wo diese quotité disponible eintritt, das eben Entwickelte der Charakter dieses Erbrechts sein. Es ist also, wie sehr dies auch verwundern oder erschrecken mag, bei der wahrhaften Betrachtung dennoch der Fall, daß die meisten heutigen Erbrechtssysteme, wie z. B. der Code Napoléon, in ihrem innersten Grunde und bis zum Eintreten der disponibeln Quantität im Princip nichts Anderes darstellen, als eine Regelung der Hinterlassenschaften von Societätswegen."

Für die großen Philosophen der Vergangenheit, die nicht, wie Lassalle, das Wesen des Erbrechts historisch zu erfassen suchten, mußte das Räthsel desselben ungelöst bleiben. Die Auffassung des Erbrechts als in der sittlichen Personenidentität der Familie beruhend, die ihre äußere Realität in dem an sich gemeinsamen Vermögen hat, gehört Hegel an; aber er verfiel in den Irrthum, für die Idee des Erbrechts überhaupt zu nehmen, was eben nur die bestimmte historische Idee des germanischen Erbrechts ist. Es gelang ihm daher nur, eine Theorie des Intestaterbrechts zu geben, während er es nicht zu einer stichhaltigen Theorie des Testaments bringen konnte. Der einzige große Philosoph außer ihm, welcher einen Versuch dazu gemacht hat, ist Leibniz, der bei seinem genialen Scharfblick nahe daran war, trotz seiner Unkenntniß des geschichtlichen Entwicklungsgangs, das Princip des römischen Erbrechts aus einer Vernunftreflexion heraus zu reproduciren. Er sagt: „Testamente wären mit vollem Recht durchaus null und nichtig, wenn die Seele nicht eine unsterbliche wäre. Aber weil die Todten in Wahrheit noch leben, so bleiben sie Eigenthümer der Sachen; diejenigen aber, welche sie als Erben zurückließen, sind aufzufassen wie ihre stellvertretenden Verwalter in dem Vermögen." (Testamenta vero mero jure nullius essent momenti, nisi anima esset immortalis; sed quia mortui revera adhuc vivunt, ideo manent domini rerum; quos vero heredes relinquerunt, concipiendi sunt ut procuratores in rem suam.) So nahe ist der große Denker daran, die Idee des römischen Erbrechts darzustellen. Aber kein Einzelner denkt mit der Consequenz eines Volksgeistes. Während im römischen Erbrecht der Erblasser sein Dasein im Erben fortsetzt, welcher selbst die Fortexistenz des Geschiedenen ist, kann auf dem Boden des christlichen Geistes, der die Fortexistenz des Individuums ganz wo anders als in dem von ihm als endlich aufgegebenen subjectiven Willen weiß, diese Auffassung nicht mehr stattfinden. Ist es also auch wahr, daß nur unter der Voraussetzung persönlicher Unsterblichkeit von einem Testamente die Rede sein kann, so gilt dies doch nur, wenn diese Unsterblichkeit aufgefaßt wird wie im alten Rom; denn nach christlicher Vorstellung ist die Seele unsterblich, und sie besitzt kein irdisch Gut; sodann kann sie, wenn sie Eigenthümer der Sachen bliebe, nicht jene versöhnte Stellung zu ihrem Stellvertreter einnehmen; endlich würde, wenn auf diese Art

das Testament gerettet werden sollte, der ganze Begriff „Eigenthum" untergehen — Adam, resp. der erste Testator, würde der einzige Eigenthümer sein.*)

Es war nicht ganz leicht, eine Entwicklung, die in Lassalle's bündigem Stil über sechshundert Seiten einnimmt, auf wenige Blätter zusammen zu drängen. Ich hoffe jedoch, dem Leser einen richtigen und erschöpfenden Begriff von dem Charakter und Grundgedanken des zweiten Haupttheils gegeben zu haben. Man sieht, worauf Lassalle hier hinaus kommt: auf die Ansicht, welcher er gelegentlich direct Ausdruck giebt (Bd. I, S. 47), daß „eine strengere Auffassung des Staatsbegriffs die Quelle sei, aus welcher alle in diesem Jahrhundert gemachten Fortschritte stammen und weiter stammen werden." Darüber hinaus Nichts, keine Andeutung, keine Silbe. Das Werk ist streng theoretisch; es enthält nicht eine Zeile, welche auf eine Umsetzung dieser Theorie in Praxis hinwiese. Und was mehr ist: nicht allein enthält das Werk als eine grundgelehrte geschichtsphilosophische Untersuchung keinen derartigen Wink, sondern Lassalle hat auch nicht ein einziges Mal während seiner übrigen Lebenszeit, nicht bei der leidenschaftlichsten Agitation und der heftigsten Verfolgung durch die Organe der Bourgeoisie, seiner Partei den leisesten Wunsch nach einer Agitation für eine dieser Theorie entsprechende Praxis zugeraunt. Lassalle, dem es im Privatleben häufig an Selbstbeherrschung gebrach, hatte im öffentlichen Leben sich so ganz in seiner Gewalt und war so eminent praktisch angelegt, daß er sich immer nur die nächsten Ziele stellte. So oft und so hartnäckig er dazu auffordert, für die Erreichung solcher Ziele, wie das allgemeine und directe Wahlrecht und die Errichtung von Productionsvereinen mit Staatscredit, zu agitiren, — vom Erbrecht ist in all' seinen Flugschriften nicht eine Zeile, nicht ein Tütelchen zu finden.

Im Jahre 1861 ließ er dies sein Hauptwerk erscheinen, mit einer Widmung an seinen Vater zu dessen siebzigjährigem Geburtstage. Nach seinem mehrfach geäußerten Plane**) war es seine Absicht, mit dieser Arbeit den Grundstein zu einer zusammenhängenden Darstellung der ganzen Philosophie des Geistes zu legen, „welche wir," fügt er charakteristisch hinzu, „eines Tages vielleicht liefern werden, falls die Zeit theoretischer Muße für die Deutschen niemals aufhören sollte." 1859 hatte er seinen „Heraklit" in die Welt gesandt mit einem Seufzer darüber, daß praktische Kämpfe die Herausgabe so viele Jahre hindurch verzögert hätten; schon 1861 begleitet er sein juristisches Hauptwerk mit dem Stoßseufzer, daß der politische Stillstand ihm theoretische Muße zur Ausarbeitung desselben vergönnt habe. Wie tief er sich auch in die Theorie zu vergraben im Stande war, sein Verlangen und die Sehnsucht seines Lebens galt der praktisch eingreifenden That.

8.

Wir haben, um den Zusammenhang eines bestimmten Ideenkreises bei Lassalle nicht zu unterbrechen, uns bis zum Jahre 1861 hinführen lassen. Es wird jetzt nöthig sein, einen Blick zurückzuwerfen.

*) Man vergl. H. von Sybel's Kritik des Lassalle'schen Hauptwerkes in den „Lehren des heutigen Socialismus und Communismus" („Vorträge und Aufsätze", S. 81 ff.), und F. A. Lange's Erwiderung in seinem Buch „Die Arbeiterfrage", S. 399.

**) Vgl. die Vorrede und Bd. II, S. 586, Anm.

Als Theilnehmer an der Revolution von 1848 war es Lassalle untersagt, seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Sein Leben in Düsseldorf war eine Art unfreiwilliger Verbannung aus der Residenz, in welcher er aus mancherlei Gründen zu wohnen wünschen mußte. Zehn Jahre seines Lebens verbrachte er am Rhein, und politischen Flüchtlingen wie verarmten Demokraten und Arbeitern standen sein Haus und seine Börse während dieser Zeit stets offen. Viele Jahre nachher erinnerte er in einer seiner Agitationsreden („die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag," S. 3) die rheinischen Arbeiter mit folgenden bezeichnenden Worten an diese Periode seines Lebens: „Ihr kanntet mich! Ich hatte zehn Jahre unter dem rheinischen Arbeiterstande gelebt, die Revolutionszeit und die Zeit der weißen Schreckensherrschaft der fünfziger Jahre hatte ich mit euch verbracht. Ihr hattet mich, wie ihr mir in eurer Adresse mit Recht zuruft, in der einen wie in der andern gesehen. Ihr wußtet, welches Haus trotz der weißen terreur von Hinckeldey-Westfalen, trotz aller wilden Rechtlosigkeit jener Zeit, und zwar bis zum letzten Augenblick meines Verweilens in der Rheinprovinz, das furchtlose Asyl demokratischer Propaganda, das treue Asyl der furchtlosesten und entschlossensten Parteihilfe gewesen war!" — Lassalle sehnte sich indeß nach Berlin, und seine Wünsche waren seinen Freunden bekannt. Als Kutscher verkleidet, fuhr er nach so langjähriger Abwesenheit in die Residenz und suchte nun von seinem Versteck aus durch seine Gönner die Erlaubniß zum Dableiben zu erwirken. Keiner war so eifrig bemüht, diese für ihn zu erlangen, wie der alte einflußreiche Alexander von Humboldt, in dessen Hause Lassalle immer aus- und eingegangen war. Man hatte höheren Orts an sich wenig oder nichts dawider, daß Lassalle seinen Aufenthalt in der Hauptstadt nehme; aber die vermögende Familie der Gräfin Hatzfeldt wollte durchaus verhindern, daß diese Dame in der Nähe ihrer Verwandten verweile. Man hielt es für ausgemacht, daß sie am selben Orte wie Lassalle wohnen würde, und suchte sie fern zu halten, indem man ihm den Aufenthalt verwehrte. Die preußischen Gewalthaber schlugen also just das entgegengesetzte Verfahren wider Lassalle ein, welches die österreichischen Behörden in Italien ihrer Zeit wider Byron eingeschlagen hatten, als sie die ganze Familie Giuccioli aus Ravenna verbannten, weil sie sich überzeugt hielten, daß Byron der jungen Gräfin folgen würde.

Eines Abends drang Alexander von Humboldt, als er in einer größeren Gesellschaft bei Tische neben Hinckeldey zu sitzen kam, mit Eifer in diesen, Lassalle die Aufenthaltserlaubniß zu ertheilen. Ein Zeuge des Gespräches, der sich ebenfalls unter den Gästen befand, hat mir erzählt, daß er deutlich gehört habe, wie Hinckeldey die Antwort gab: „Meinethalb gerne, ich habe nichts dawider, mir ist es ganz gleichgültig, aber der König will es durchaus nicht." — „Wenn weiter nichts im Wege steht," antwortete Humboldt, „so übernehme ich's, den König umzustimmen." Er hielt Wort, und Lassalle blieb in Berlin. Wie man erwartet hatte, nahm auch die Gräfin bald nachher dort ihren Aufenthalt. Sein Leben in Berlin war zwischen Studien und Zerstreuungen getheilt. Er war und blieb eben so sehr Weltmann wie Gelehrter; die öffentliche Aufmerksamkeit verlor ihn nicht aus dem Gesichte, und er hatte schwerlich etwas da-

wider. Das Gerücht von geschmackvollen und originellen kleinen Soupers, die er gab, ist sogar in die Schilderungen eingedrungen, welche Tagesschriftsteller von ihm lieferten. So erinnere ich mich, in dem biographischen Sammelwerk „Zeitgenossen" gelesen zu haben, daß er seine Gäste mit Haschisch zu berauschen und ähnliche Excentricitäten zu verüben pflegte. Was diesem Gerede zu Grunde liegt, ist eine einzige kleine Gesellschaft, in welcher Lassalle und seine Gäste, wie einer der Eingeladenen mir erzählt hat, sich den Spaß machten, in türkischen Gewändern, die er vom Oriente mit heimgebracht hatte, einmal die Wirkung des Haschisch an sich zu erproben. Auch wurde Lassalle in dieser Zeit der Anlaß eines unbedeutenden Skandals, welcher nichtsdestoweniger ein unangenehmes Aufsehen machte. Ein Herr, welcher sich mit den allzu scharfen Blicken der Eifersucht von ihm verletzt wähnte, gab ihm in einer größeren Gesellschaft eine Ohrfeige. Lassalle, der beständig dafür gekämpft hatte, daß ein Mitglied der demokratischen Partei sich nicht duelliren dürfe, und der z. B. über das Duell zwischen Twesten und dem General Manteuffel höchlich entrüstet war, besaß, obschon er ein guter Fechter und Schütze war, Selbstbeherrschung genug, trotz der Beleidigung die nachfolgende Herausforderung abzulehnen. Als jedoch andern Tages der Beleidiger und einer seiner Kameraden Lassalle bei seinem gewohnten Spaziergange auflauerten und ihn in der Nähe des Brandenburger Thores überfielen, bläute Lassalle allein die beiden Herren so weidlich durch, daß sie ihre kriegerischen Gelüste aufgaben. Diese unbedeutende und unschöne Begebenheit hat nur Interesse, weil sie beweist, zu welchem höchsten Maße von Leidenschaft Lassalle später gelangt sein mußte, um selbst jene doppelte Herausforderung zu erlassen, welche seinen Tod zur Folge hatte. Auf Grund dieses Ueberfalls schenkte ein deutscher Historiker ihm Robespierre's Stock, den er stets bei sich führte. Wie kräftig Lassalle übrigens war, wo es sich um körperliche Uebungen handelte, war doch seine Gesundheit keineswegs eine gute. Wie schon seine „Assisenrede" zeigt, hatte er seit frühester Jugend an den bedenklichsten chronischen Uebeln gelitten, und als er in seinen besten Jahren stand, war seine Gesundheit untergraben. Er mußte sich wiederholt langen und langweiligen Curen unterwerfen.

Als er während einer derselben mehrere Wochen das Haus hüten mußte, empfing ein Freund von ihm eines Tages ein Billet, worin er denselben um seinen Besuch bat: „Ich will Ihnen etwas zeigen, wobei ich Ihres Raths und Ihrer Hilfe bedarf, und worüber Sie mich wahrscheinlich auslachen werden; aber kommen Sie nur!" Mein Gewährsmann fand Lassalle mit dem Drama „Franz von Sickingen" beschäftigt; der erste Act war fertig. Man begreift das Erstaunen des Freundes: Lassalle, der so undichterisch wie möglich angelegte Mensch, sich als Dichter versuchend! „Ich weiß, was Sie einwenden wollen," beeilte Lassalle sich zu sagen; „ich weiß so gut wie Sie, daß ich kein Poet bin. Aber Lessing hat auch Dramen geschrieben in dem Bewußtsein, daß er kein Dichter sei. Ohne mich mit Lessing vergleichen zu wollen, sehe ich nicht ein, warum ich nicht ꝛc. ꝛc." In Betreff des Theatralischen, auf das er sich nicht verstand, und in Betreff der Verse wünschte er den Beistand des Freundes, der ein bewährter metrischer Künstler ist. Der erste Rath desselben war also, daß

Lassalle das Stück in Prosa schreiben solle, ein Rath, wie er nicht besser sein konnte; denn die Prosa würde, wiewol oratorisch, doch immer in ihrer Art vortrefflich ausgefallen sein, während Lassalle in einem wahrhaft erstaunlichen Grade die Fähigkeit abging einen correcten und wohlklingenden Vers zu bilden. Nicht, daß es ihm gänzlich an Gehör gebrach, denn er las gut und gern metrische Uebersetzungen der griechischen Dichter vor; aber seine eigenen Verse geben ein possierliches Zeugniß von der Unsicherheit seines metrischen Gefühls. Sechsfüßige Jamben mischen sich in seinem Drama auf die mißtönendste Weise unter die fünffüßigen, und die Accente fallen in diesen wunderlichen Versen, — wie sie eben fallen. „Der Wissenschaften Wiederhersteller" klang für Lassalle's Ohr als ein guter blank verse. Nichtsdestoweniger, oder vielmehr eben darum, war Lassalle nicht zum Aufgeben der Versform zu bewegen, die nun einmal mit seinen, von den Griechen und Hegel abstrahirten Theorien von einem feierlichen Drama übereinstimmte. So erhielt „Franz von Sickingen" die Form, welche er hat. Das Werk besitzt — abgesehen von dem intelligenten Plane — als ästhetisches Product ungefähr alle Formfehler, welche eine poetische Arbeit besitzen kann: es wimmelt von Geschmacklosigkeiten, die Scenen schleppen sich langsam hin und haben nicht Hand noch Fuß; daß es absolut unaufführbar ist, versteht sich fast von selbst. Nichtsdestoweniger kann man durchaus nicht sagen, daß das Stück, bis an den Rand gefüllt mit Lassalle's glühender Energie, unpoetisch wirke. Das tiefe politische Verständniß eines ganzen, gewaltig bewegten Zeitalters und das blitzschwangere Pathos, welches von demselben ausgeht, haben gewiß ihre Poesie. Wie es vorliegt, ist dies Drama auf jeden Fall die merkwürdigste Goldgrube für den, welcher die Psychologie seines Verfassers studirt. Was man auch von seinen Schriften lesen mag, es schwebt Einem beständig in der Erinnerung, es enthält Alles: die tiefste Selbstcharakteristik Ferdinand Lassalle's als Natur und Privatperson, und die allseitigsten und zahlreichsten Winke für das psychologische Verständniß seiner Weltanschauung, seiner Betrachtungsart der Geschichte, seiner ganzen inneren und äußeren Politik. Ein Ganzes ist es nicht und kann daher bei der Schilderung Lassalle's auch nicht als solches genommen werden; aber überall läßt es sich als Illustration benutzen. Werfen wir hier einen Blick auf die Selbstschilderung, die es enthält. Ich schreibe, bei Citirung der wichtigsten Stellen, die oft wahrhaft erschrecklichen Verse in Prosa um und gebe nur hie und da einige der schlagendsten Zeilen in metrischer Form.

Ulrich von Hutten schildert sein elendes Leben, seit er vom Papste in den Bann gethan worden ist. Er erzählt, wie die Rathsherren der Städte aus Scheu vor Händeln mit dem Papst und den Fürsten nicht gewagt hätten, ihm Zuflucht in ihren Mauern zu gewähren. „Und doch," sagt er, „hätten sie mir vielleicht ein stilles Asyl geschenkt, wenn ich gelobt hätte, mich ruhig zu verhalten. Aber:

„Ich *kann* nicht schweigen, kann durch Schweigen nicht
Mir Obdach und des Leibes Sicherheit erkaufen!
Mich treibt der Geist! Ich muß ihm Zeugniß legen,
Kann nicht verschließen, was so mächtig quillt.

Je härter anwächst die gemeine Noth,
Daß in Verzweiflung, wie wenn Pest uns schreckt,
Ein Jeder still in's eigne Haus sich birgt,
Lautlos am Anderen vorüberschleichend —
Nur um so mehr treibt mich des Geists Gewalt,
Entgegen der Verheerung mich zu werfen,
Je mehr sie droht, je mehr sie zu befehden.
O, hätt' ich tausend Zungen — grade jetzt
Mit allen tausenden wollt' ich zum Lande reden!
Viel lieber will ich, elend wie ein Wild gehetzt,
Von einem Dorfe mich zum andern tragen,
Als an der Wahrheit schweigend zu verzagen! . . . .
Lobt mich nicht d'rum, Franciscus! Viele leben,
Die mich darum schon hart getadelt haben.
— Und doch, wenn ich es recht erwäge, glaub' ich
Nicht Tadel und nicht Lob d'rum zu verdienen.
Wenn ein Gemüth mir mitgegeben ward,
Dem der gemeine Schmerz weher als Andern thut,
Dem mehr als Andern die gemeine Noth
Zu Herzen geht — ich kann's nicht ändern, Herr!
Es ward mir eingepflanzt!"

Er schildert die Haltung seiner Freunde. Einige freuten sich, ihn wiederzusehen, aber viele zogen sich kleinmüthig und scheu zurück. „Die Einen offen, Andre wollten's nicht so grad' heraus mir sagen, doch ich fühlte wol, wie sehr ich ihnen zur Last war. Andere wieder, die meine Stimme in bösen Zeiten getröstet, denen ich ein Anker in manchem Sturm gewesen war, sagten jetzt, sie wollten mir gern heimlich Freund bleiben, aber sie könnten sich doch nicht mehr öffentlich mit mir zeigen, sie könnten es mit Rom nicht ganz verderben.

Sieh, Herr, von Freunden das erfahren müssen,
Denen man stets mit willigem Gemüth
Und freier Liebe hingegeben war,
O, das schmerzt hart!"

Mit Herzlichkeit von Franz von Sickingen aufgenommen und von seiner Tochter Marie geliebt, antwortet Ulrich dem jungen Mädchen: „Ehe Du Dich dieser Liebe hingiebst, kenne zuvor den Fluch, der mich vorwärts treibt! Es ist der mächtigste, der unabwendbarste von allen, die ein Gott im Grimm seiner Liebe auf das Haupt eines Sterblichen schleudern kann. O, ewig bleibt die alte Fabel wahr! Als sich im alten Rom ein Abgrund öffnete und der Stadt Pest und Verderben drohte, da sagten die Orakel: nur das Kostbarste, in den Schlund geworfen, könne die Götter versöhnen. Und siehe! hoch zu Roß, im festlichen Waffenschmuck, sprang Curtius hinab, den finstern Gespenstern der Unterwelt sich weihend. Die Besten müssen springen in den Riß der Zeit, nur über ihren Leibern schließt er sich." Und Franz denkt ganz wie Ulrich und — ganz wie Lassalle. Er sagt: „Wir schulden unser Leben jenen großen Zwecken, in deren Werkstatt die Geschlechter nur die treuen Arbeiter sind. Ich hab' gethan, was ich gekonnt, und fühle mich frei und leicht, wie Einer, welcher redlich seine Schuld abgetragen hat." — Aber von allen im Stück vorkommenden Repliken charakterisirt keine besser und verständiger, als die folgende, Lassalle's

innerstes Willensleben, wie sich dasselbe erhob, wenn er, zum Aeußersten getrieben, in innerer Anspannung oder äußeren Gefahren Willenskraft aus unergründlichen inneren Quellen schöpfte. In dieser Replik ist er wirklich Dichter; denn hier hat er so tief empfunden, daß die Worte wie Lyrik aus dieser Tiefe emporsteigen. Der Unterschied zwischen dem Rhetor und dem Dichter ist ja der, daß der Redner die Andern vor Augen hat, während der Dichter allein mit sich selbst ist. Und allein mit sich selbst ist Lassalle in diesem Erguße:

„Blick' nicht zur Erde, Balthasar, blick auf!
Im Aeußersten erst offenbaret sich
Des Mannes ganze Kraft. — Verblassend weichen
Zurücke von ihm die Bedenken all',
Die erdgeboren ihn zur Erde ziehn,
Und aus dem Schiffbruch vielverschlungner Pläne
Und aus den Trümmern seiner eitlen List
Hebt sich der Geist in seine reine Größe.
In die Unendlichkeit, die in ihm schlummert,
Die Willensallmacht, kehrt er wachsend ein,
Saugt zugedrückten Auges neue Kraft,
Neue Erfüllung aus sich selber, setzt
Auf Eine Karte seines Lebens Summe,
Und sich entladend flammt er auf zur That,
Die gleich dem Blitz in einem Augenblick
Der festgewordnen Dinge Antlitz ändert."

Mich dünkt, in diesen Worten hat man den wahren, den idealen Lassalle, Lassalle, wie er in seinen besten Stunden war. Und ist das nicht der Mann? Welches Resultat würden selbst die größten Geister liefern, wenn man alle die Stunden, in denen sie nicht sie selbst waren, zusammenzählen und sie danach beurtheilen wollte! Wie viel Zeit haben sie nothgedrungen den Ansprüchen des Leibes und den Bedürfnissen und Zerstreuungen des Alltagslebens gewidmet! Wie viel haben sie durch Schlaf, Krankheit, durch die Pflege des Körpers verloren, durch die Ansprüche Anderer an ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme! Und was von all' diesen für das Geistesleben direct verlorenen Stunden gilt, gilt es nicht in fast eben so vollem Umfang von demjenigen Theil ihres Gemüthslebens, den unbeherrschte Leidenschaft, unruhige Selbstsucht, Genußsucht oder Schwäche usurpirt haben? Darf und muß man nicht, so viel wie möglich, hievon absehen, wenn man wissen will, was der Einzelne im innersten Kerne war, und ist es billig oder vernünftig, sich ewig an die Schwächen und Fehler eines gewaltigen Geistes zu klammern? Jedenfalls sollte man begreifen, daß der, welcher ein eben so großes Gewicht auf die negativen wie auf die positiven Eigenschaften legen wollte, — was immer er sonst aus dem Betreffenden machen kann, — kein Bild von ihm zu liefern vermag. Denn es steht fest, daß Niemand ein Portrait malen kann, wenn er versuchen will, dem Original einen Ausdruck zu geben, den dasselbe in allen Situationen haben könnte, und wenn ihm kein Ideal der Persönlichkeit vor Augen schwebt. Die

Aufgabe ist, dies Ideal, dem es in mehr oder minder vollständiger Weise historisch gelang, sich der Welt in dem einzelnen bedeutenden Geiste zu offenbaren, als in all' seinen Aeußerungen und Handlungen thätig zu sehen. Und dies Ideal seines Wesens hat Lassalle in jenen Zeilen gemalt.

Das Stück enthält auch gewissermaßen noch eine Ahnung von seinem plötzlichen Ende. Marie fragt Ulrich, als sie ihn so hoffnungslos in Betreff seiner Zukunft sieht, ob er denn nicht an eine höhere Fügung glaube, welche den Sieg des Guten fördere. Er antwortet:

„Das große Ganze kann auf sie wohl bauen.
In eigner Weisheit planvoll sich verschlingend,
Führt es sich seinem eignen Ziele zu,
In allen Windungen sich nie verlierend.
— — — — —
Der Einzelne steht auf des Zufalls Pulvermine,
Auffliegend sprengt sie in die Lüfte ihn.

Es liegt eine wahre und bittere Lebensphilosophie in diesen Worten, bitter für jeden Einzelnen, wahr für Alle, aber am wahrsten für den, welcher, wie Lassalle, selbst Minen legt und unterminirte Schanzen stürmt.

Mit diesen fast selbstbiographischen Zügen des Stückes wird der, welcher die Persönlichkeit des Verfassers studirt, die Züge, welche seine historische und politische Grundanschauung enthalten, nahe verwandt fühlen. Schon in seiner „Assisenrede" hatte Lassalle geschildert, wie die innere Bewegung der Gemüther, die in Wirklichkeit den Entwicklungsgang der Geschichte beherrscht, sich nicht durch Maßregeln unterdrücken lasse, die blos ihre äußeren Symptome treffen: „Lange bevor Barrikaden in der äußern Welt sich erheben können, muß im Innern der Bürger der Abgrund gegraben sein, welcher die Regierungsform verschlingt," und hiermit übereinstimmend spricht Franz von Sickingen zu Kaiser Karl das gewichtige Wort, er möge seine Macht nicht überschätzen, denn „er könne nur beschleunigen — nicht verhindern, nur gestalten — nicht unterdrücken." Hier hat man die Grundlage von Lassalle's historischem Glauben, in ein politisches Axiom umgesetzt; jede theoretische Ueberzeugung nahm bei ihm ja stets eine praktische Form an. Auf dieser seiner Ueberzeugung von einem unwiderstehlich fortstrebenden geschichtlichen Strome beruht sein Abscheu vor allen kleinen diplomatischen Ränken, allen halben Maßregeln und aller Verstellung. Als Karl mit der Reformation unterhandeln will, antwortet Franz: „Mit der Wahrheit ist kein Unterhandeln! Ihr könntet eben so wohl mit der Feuersäule unterhandeln wollen, die vor dem Volke Israel einherzog;" und als Franz später seine Truppen ausdrücklich zum Kriegszuge gegen die Stadt Trier entbietet, um so unvermerkt ein Heer sammeln zu können, das sich gegen alle anderen Fürsten verwenden ließe, wirft Balthasar, der weitschauendste Politiker des Stückes, ihm die Thorheit dieser Schlauheit vor. „Wen täuschest Du?" fragt er. „Nicht Deine Feinde; denn wie sehr ein Mann sich auch verstellt, sein Feind hat's bald heraus, was er sinnt und will; der Lebenstrieb in ihm

wittert schnell die Pläne dessen, welcher ihm mit Untergang droht. Die Fürsten also hast Du nicht getäuscht; mit sicherem Instincte sah ihr Haß in Dir den geschworenen Feind ihres Standes, und sie glauben nicht an die Fabel solcher geringen Fehde. Nur Deine Freunde hast Du sorglich getäuscht und hintergangen; sie glaubten Dir auf's Wort, für sie bedeutete jene Fehde nur den geringen Handel, für welchen Du sie ausgabst, und sie unterstützten Dich nicht. Nein, wolltest Du losschlagen, so war's besser, Du erhobst Dich offen gegen Kaiser Karl, Du schriebst Umformung der Kirche und des Reichs mit großen Zügen lesbar auf Dein Banner, ja besser selbst, Du riefst kraft des Rechtes, das Dein Zweck Dir gab, Dich zum Kaiser aus und entfesseltest die gebundenen Kräfte der Nation, als daß Du so Versteck mit Deinen Freunden spielest, ohne einen einzigen Deiner Feinde zu bethören.

O, nicht der Erste seid Ihr, werdet nicht
Der Letzte sein, dem es den Hals wird kosten,
In großen Dingen schlau zu sein. Verkleidung
Gilt auf dem Markte der Geschichte nicht,
Wo im Gewühl die Völker Dich nur an
Der Rüstung und dem Abzeichen erkennen.
D'rum hülle stets vom Scheitel bis zur Sohle
Dich kühn in Deines eignen Banners Farbe.
Dann probst Du aus dem ungeheuren Streit
Die ganze Triebkraft Deines wahren Bodens
Und stehst und fällst mit Deinem ganzen Können!
Nicht daß Ihr stürzet, ist das Schrecklichste —
Daß, wenn Ihr stürzt, Ihr hinsinkt in der Blüthe
Der unbesiegten, ungebrauchten Kraft, —
Das ist es, was ein Held am schwersten trägt."

Die in dieser Replik ausgesprochene politische Grundanschauung hat Lassalle sein ganzes ferneres Leben hindurch geltend gemacht und befolgt. Sie ist es, die ihn wider die „Fortschrittspartei" jener Zeit erbitterte, als diese während ihres Kampfes gegen das Ministerium meinte, die Regierung werde, wenn man ihr nur beständig einrede, daß sie konstitutionell sei, es endlich selbst einräumen oder selbst daran glauben. „Sie w[illen]," rief er aus*) „die Regierung umlügen. Aber alle reellen Erfolge im Leben w[ie] in der Geschichte lassen sich nur erzielen durch reelles Umarbeiten und Umackern, nie durch Umlügen!" Dieselbe Anschauung war es, welche fast augenblicklich, als Bismarck an's Ruder kam und während die Luft von Verwünschungen gegen ihn erscholl, Lassalle einzig und allein den Mann der Zukunft in ihm erblicken und ihn mit vollkommener Sicherheit weissagen ließ, was Bismarck thun würde. Des Hochverraths angeklagt, weil er durch Agitation für das allgemeine Wahlrecht die Verfassung habe stürzen wollen, ruft er am 12. März 1864 seinen Richtern zu („Hochverrathsproceß", S. 44): „Nun wol, meine Herren, obwol ein einfacher Privatmann, kann ich Ihnen sagen: ich will nicht nur die Verfassung stürzen, sondern es

*) „Was nun?", S. 24. Vgl. „Offenes Antwortschreiben", S. 5.

vergeht vielleicht nicht mehr als ein Jahr, so habe ich sie gestürzt! . . . Es vergeht vielleicht nicht ein Jahr mehr, so ist das allgemeine Wahlrecht octroyirt. Die starken Spiele, meine Herren, können gespielt werden, Karten auf dem Tisch! Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechnungen mit keiner Heimlichkeit zu umgeben braucht, weil sie auf ernste Nothwendigkeit gegründet sind. Und so verkündige ich Ihnen denn an diesem feierlichen Orte: es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen — und Herr von Bismarck hat die Rolle Robert Peel's gespielt, und das allgemeine und directe Wahlrecht ist octroyirt!" Wie bekannt, erfüllte Bismarck diese Prophezeiung nach dem Kriege mit Oesterreich hinsichtlich des neugeschaffenen norddeutschen Bundes.

Wir haben also die allgemeinen politischen Grundsätze gesehen, welche das Stück enthält, — Grundsätze, welche dem Verfasser desselben tief eigenthümlich sind. Bei seiner speciell deutschen Politik ist hier nicht der Ort zu verweilen. Ich will nur bemerken, daß es ohne Einschränkung die jetzt herrschende ist: glühender Unwille gegen die kleinen Fürsten und gegen alle Kleinstaaten — „die Zugluft der Geschichte," sagt Franz, „kann nicht durch solche Landparcellen streichen"; sodann ein tiefer Zorn über die Verdummung des Volkes unter der Priesterherrschaft, Haß gegen Rom, und als Ziel: ein protestantischer Kaiser an der Spitze des deutschen Reichs.

9.

Gerade zur selben Zeit, als Lassalle seinen „Franz von Sickingen" erscheinen ließ, fand er sich zum ersten und letzten Mal in seinem Leben veranlaßt, öffentlich (wiewol ausnahmsweise anonym) seine Ansichten über die von Preußen zu verfolgende äußere Politik zu entwickeln. Der italienische Krieg war erklärt, eine mächtige Gemüthsbewegung erschütterte Europa, und die öffentliche Meinung war eben so desorientirt wie leidenschaftlich erhitzt und schrie Krieg gegen Louis Napoleon, um seinen Angriff auf Oesterreich zu strafen, das als deutsches Stammland um jeden Preis unterstützt werden müsse. Italiens gerechte Sache und Preußens politisches Interesse wurden mit gleichem Leichtsinn um einer blinden und thörichten Gefühlspolitik willen hintangesetzt. Unter diesen Verhältnissen schleuderte Lassalle seine Broschüre „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens; eine Stimme aus der Demokratie" in die Welt. Er zeigt hier zuerst, daß die Demokratie nicht ohne Verrath an ihrem eignen Programm das Princip der freien Nationalitäten mit Füßen treten könne. Er beweist, wie thöricht es sein würde, aus Haß gegen Napoleon III. sich dazu hinreißen zu lassen, ihn auf einem Punkte zu bekämpfen, wo er — gleichgültig, aus welchen Motiven — eine Sache in seine Hand genommen habe, die für ihn selbst am allergefährlichsten werden müsse. Er entwickelt sodann, daß Napoleon, schwankend wie er dastehe, getheilt und zersplittert in all' seinen Zwecken, alliirt mit Victor Emanuel und den Papst stützend, für die Volksfreiheit kämpfend um seine eigene Tyrannei zu stärken, der Demokratie lange nicht so gefährlich sei, wie Oesterreich; denn Oesterreich bedeutete damals „ein in sich selbst festes und consequentes reactionäres Princip". Und endlich trifft er den Nagel auf den Kopf durch

den klaren Nachweis, wie die politischen Folgen des italienischen Krieges nur Preußen und Deutschland zu Gute kommen können. Weshalb? Weil Oesterreichs Niederlage ja eben die Hindernisse für Deutschlands Einheit beseitigen wird, an denen die Revolution von 1848 und die deutschen Einheitsbestrebungen jener Zeit so elend zu Grunde gingen. Denn was nützte es, daß die Revolution damals den deutschen Bund aufhob, den man naiv für die Ursache der Zersplitterung hielt, wenn sie die wahre und innere Ursache der Zersplitterung, das Gleichgewicht zwischen der realen Machtstellung der beiden großen deutschen Staaten, nicht aufhob. Der Zwiespalt beruhte ja nicht auf einer schlecht redigirten Verfassung, sondern auf den wirklichen Machtverhältnissen. Und dem Gleichgewicht zwischen der Stärke dieser Staaten den ersten Stoß zu geben, dahin mußte der italienische Krieg, den Sieg Frankreichs vorausgesetzt, unvermeidlich führen. „An dem Tage, wo der Sonderstaat Oesterreich vernichtet ist, erblassen zugleich die Farben auf den Schlagbäumen Baierns, Württembergs ꝛc. An diesem Tage ist Deutschland constituirt," sagt Lassalle. Und mit einem bewundernswerthen Seherblick, der in Wirklichkeit nur auf einem tief eindringenden Verständniß aller factischen Verhältnisse beruht, weissagt nun Lassalle, ungestört von den ganz anderartigen Träumereien und Neigungen der Volksstimmung, unberührt von den direct entgegengesetzten Vorhersagungen und Drohungen der Tagesblätter, Alles, was kommen wird — und Alles, was gekommen ist: daß Frankreich Savoyen annectiren, und daß Italien sich gegen Napoleon's Wunsch als ein einziger Staat konstituiren werde. Weiter fordert er, daß Preußen Oesterreich aus dem deutschen Bunde stoße und schließlich das deutsche Kaiserreich proclamire. Als der Friede von Villafranca geschlossen war, unternahm Lassalle eine Reise nach Italien, verweilte mehrere Tage bei Garibaldi auf Caprera und soll ihn haben bewegen wollen, einen Freischaarenzug gegen Oesterreich zu unternehmen, um auf diesem Wege die Einheit Deutschlands herbeizuführen. Für sein eigenes Land etwas so Großes zu vollbringen, wie Garibaldi für sein Vaterland vollbracht hatte, hat — seltsam genug — vielleicht in sanguinischen Augenblicken zu Lassalle's Zukunftsträumen gehört. Vorläufig zog er sich, als in der Politik Alles wieder still war, in sein Studirzimmer zurück, arbeitete sein „System der erworbenen Rechte" aus und gab jetzt, 1861, mit zwei großen theoretischen Werken hinter sich, in seiner vollen Manneskraft, sechsunddreißig Jahre alt, einen nothgedrungenen Zuschauer des Wenigen ab, was in der Außenwelt geschah. Es war ein Jahr vor Bismarck's Uebernahme des auswärtigen Amtes, und die auswärtige Politik lag brach. Die sociale Frage, welche noch weit mehr als alle politischen die Seele des jungen Gelehrten erfüllte, war seit 1849 in Deutschland vollständig von dem Schauplatze verschwunden. Die alte demokratische Partei existirte nicht mehr. Mit der Leidenschaft, welche Lassalle in Allem auszeichnete, was er ergriff, vertiefte er sich jetzt immer eifriger in die Staatsökonomie, die er seit seiner frühesten Jugend gepflegt hatte, und durch deren gründliches Studium er allein in Uebereinstimmung mit seinen praktischen Anlagen eine Reihe wissenschaftlicher Forschungen krönen konnte, die von der Metaphysik im grauen Alterthum ausgegangen waren und von diesem Ausgangspunkte aus sich, tief einwühlend, historisch und philosophisch den Weg

zur modernsten Politik und Statistik gebrochen hatten. Zu gleicher Zeit sah er Mittel zur Lösung der großen socialen Probleme vorgeschlagen, die nach seiner Ueberzeugung durchaus nicht hinreichten, den Nothständen abzuhelfen. Ein tiefes Mitleid brannte in seiner Seele. Unbenutzte Fähigkeiten schlummerten in ihm; er war zum Tribunen geschaffen, und er hatte jetzt länger als ein Jahrzehnt nicht geredet. Ausgerüstet mit allen Gaben, die zum Handeln erforderlich sind: mit Geistesgegenwart, Sicherheit im Auftreten, Entschlossenheit, Herrschaft über Andere, einem seltenen Organisationstalente, und mit einer Welt ungelöster Aufgaben vor sich, sah er sich darauf angewiesen, die Hände in den Schoß zu legen. Er hatte versucht, die Mächtigen durch seine Stimme zu wecken, vielleicht einen Augenblick gehofft, Preußen zur That schreiten zu sehen, um auf dem von ihm angedeuteten Wege zu verwirklichen, was er für dessen Aufgabe und nothwendiges Ziel hielt. Er hatte versucht, die Hochstehenden zu bewegen, „flectere superos," aber seine Stimme hatte sich unter so vielen verloren. Seine gesellschaftliche Stellung und seine Vergangenheit schlossen ihn für immer davon aus, als Gewalthaber von oben herab etwas für seine Ideen und für das Wohl des Volkes zu vollbringen. Wieder und wieder mußte daher in ihm der Gedanke aufsteigen, ob es ihm nicht gelingen könnte, die jetzt zwölf Jahre lang von der Politik ausgeschlossenen Massen für die politische Action zu organisiren und zu discipliniren. Was müßte sich nicht von unten her durchsetzen lassen! Hieß es nicht schon bei Virgil: „Kann ich die dort oben nicht erreichen, so will ich die Unterwelt in Bewegung setzen!" — Da kam die preußische Conflictszeit, und der Streit über die Militärorganisation stellte Regierung und Kammer einander absolut feindlich gegenüber. Nach Lassalle's Ansicht blieb der ersteren nichts Anderes übrig, als an die Arbeiter als Stand zu appelliren. Von einem directen Einfluß auf diese Regierung, und damit auf die politische und sociale Entwicklung, war Lassalle völlig ausgeschlossen; zwischen ihr und ihm lag die ganze Kluft zwischen junkerlicher Reaction und revolutionärem Radicalismus. Aber war er von einem indirecten Einflusse ausgeschlossen, wenn er, ohne sich einen unnöthigen Feind zu schaffen, ohne die Monarchie im Allgemeinen oder die Dynastie oder die Regierungsform oder das Nationalgefühl oder die Religion oder das Erbrecht anzugreifen, den sogenannten vierten Stand seinem demüthigen Zustand entrisse und ihn zu einem friedlichen und gesetzlichen Kampfe für sociale und politische Gleichberechtigung (nicht Gleichheit) mit den übrigen Classen erweckte? Nein, keineswegs. Was Wunder denn, wenn er, grollend wie Achilleus in seinem Zelte, manchen Tag und manche Nacht die Worte Virgil's in seinem stillen Gemüth wälzte:

Flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo.

Die „Revue des deux mondes“
über Preußen und Deutschland während der Zeit des Norddeutschen Bundes.

Von
Prof. L. Friedländer in Königsberg.

Eigene Zustände im Spiegel fremder Anschauungen zu betrachten, ist oft lehrreich; Manches, was wir selbst übersehen, tritt dort grell hervor, und Bekanntes erscheint in neuer Beleuchtung überraschend verändert. So wird es uns auch stets von Interesse sein, die Urtheile der andern großen Culturvölker über uns zu vernehmen. Schon seit Jahrzehnten war Deutschland für die gebildeten Kreise Frankreichs Gegenstand eines eifrigen und ernsten Studiums gewesen, als der Krieg von 1866 die Aufmerksamkeit auf das Nachbarland noch erheblich steigerte. Die „Revue des deux mondes“, das hervorragendste periodische Organ Frankreichs und vielleicht der Welt, hat in den Jahren von 1866—1870 ihre Leser mit unsern politischen, literarischen und wissenschaftlichen Zuständen nach den verschiedensten Seiten hin vertraut zu machen gesucht. Sie hat in jener Zeit über die akustischen und optischen Arbeiten Helmholtz's, die Leistungen Kirchhoff's, die Geschichte der französischen Revolution von Sybel, die Philosophie Schopenhauer's eingehende Berichte gebracht. Ferner ist unsere damalige Romanliteratur ausführlich besprochen, den deutschen Schriftstellerinnen ein eigner Artikel gewidmet, Fritz Reuter nicht nur in einer besondern Abhandlung gewürdigt, sondern auch seine Erzählung „Ut de Franzosentid“ in abgekürzter Uebersetzung mitgetheilt, desgleichen eine Erzählung von Paul Heyse übersetzt. Auch auf die frühern Perioden unserer Literatur erstreckt sich das Interesse. Die Zustände Berlin's von 1789—1815, Gentz, Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein sind Gegenstände besonderer Essays. Die bedeutendern musikalischen Erscheinungen sind in einer periodisch wiederkehrenden Revue musicale berücksichtigt, von den bildenden Künstlern nur Cornelius in einem eigenen Artikel behandelt.

Doch am lebhaftesten war natürlich das Interesse für die politische Neugestaltung Deutschlands, deren Ursachen und muthmaßliche Folgen; und es ist

wol noch heute der Mühe werth, sich zu vergegenwärtigen, wie unsere Lage in Frankreich aufgefaßt wurde, als man mit sehr gemischten Empfindungen, aber ohne daß bereits das Urtheil durch Haß und Leidenschaft getrübt war, das „Land der Denker" den ersten und größten Schritt zu seiner für unmöglich gehaltenen Einigung thun sehen mußte.

Das Geheimniß der französischen Politik im Jahre 1866 hatte Napoleon III. in dem bekannten Schreiben an Drouin de l'Huys vom 11. Juni verständlich genug angedeutet.*) Ein Krieg zwischen den Deutschländern (wie der alte Chronist Froissart sagte) galt als ein seltenes gutes Glück für Frankreich, da es die hoch erwünschte Gelegenheit bot, die Karte von Europa in angemessener Weise umzugestalten. An dem Siege Oesterreichs zweifelte man so wenig, daß man nur besorgte, sein Triumph werde ein gar zu leichter sein. Noch in einem Lehrbuch von 1864, das in militärischen Schulen eingeführt war, hieß es, die preußische Armee mit ihrer sehr kurzen Dienstzeit, deren Organisation sich auf dem Papier herrlich ausnehme, sei ein schon für die Vertheidigung sehr unzuverlässiges, für einen Angriffskrieg vollends unzureichendes Werkzeug. Je mehr man nun den bevorstehenden Kampf für einen ungleichen hielt, desto mehr hütete man sich, bei Preußen durch die Forderung irgend eines Versprechens etwa neue Bedenken gegen ein so tollkühnes Wagniß zu erwecken, den König Wilhelm „in der Jagd nach dem Schatten Barbarossa's aufzuhalten". Im geeigneten Moment, d. h. nach erfolgter hinlänglicher Erschöpfung beider kriegführenden Parteien, oder wenn ein gar zu entscheidender Sieg (natürlich Oesterreichs) drohen sollte, das Gleichgewicht Europas zu stören, war es Zeit für Frankreich, mit seinen Forderungen hervorzutreten. Preußen sollte Schlesien und die Rheinprovinzen verlieren, dafür durch große Gebiete an der Ostsee und Elbe abgerundet und zusammengeschlossen werden. Die Staaten zweiten Ranges sollten durch Bildung eines engeren Bundes, dem vielleicht auch ein aus den Rheinprovinzen zu bildender Staat angehören würde, eine bedeutendere Rolle erhalten. Frankreich wollte sich überaus uneigennützig beweisen; es verlangte nur einen neutralen Staat wie Belgien an seiner Ostgrenze, für sich selbst höchstens eine „bescheidene und gerechte" Grenzberichtigung an der Saar und in der Pfalz; der Rhein sollte deutsch bleiben.

So erklärt sich vollkommen, was damals namentlich die deutsche Demokratie durchaus nicht begreifen konnte, daß man von Herrn von Bismarck in Biarritz keinerlei Versprechen für die wohlwollende Neutralität Frankreichs verlangt hatte. Sah man in ihm doch ein willkommenes Werkzeug für die Ausführung der eigenen Absichten: einen Garibaldi in schwarzem Frack und weißer Cravatte, ganz wie man ihn brauchte, um dem in den Verträgen von 1815 erstarrten Europa einen ersten Anstoß zu geben. Mit solchen Leuten läßt sich keine große Macht auf förmliche Verhandlungen ein; man unterstützt sie unter der Hand, und verleugnet sie, wenn sie unterliegen. Bekanntlich war diese Schätzung des jetzigen Reichskanzlers in der hohen Diplomatie damals verbreitet; man zweifelte dort sogar in allem Ernste an seiner Zurechnungsfähigkeit. Dem Grafen Rech-

*) Vgl. Julian Klaczko, Les préliminaires de Sadowa, Revue Septembre 1868.

berg, der in Frankfurt a. M. seinen preußischen Collegen stets nur „einen Burschen“ genannt hatte, galt er auch noch nach dem dänischen Kriege für eine lächerliche Persönlichkeit, und in Biarritz erschien er selbst nach der Convention von Gastein nicht gefährlich.

Aus den Träumen von einer Zerstückelung Deutschlands, die dessen dauernde Ohnmacht gewährleistet und Frankreich zum Schiedsrichter in seinen innern Angelegenheiten gemacht haben würde, wurde der Tuilerienhof durch die Donner der Schlacht von Königgrätz geweckt. Aber nicht blos hier, in einem großen Theil Europas war die Ueberraschung unbeschreiblich. Wie zu allen Zeiten, wo das für unmöglich Gehaltene wirklich wird, war die Fantasie geschäftig, das Unglaubliche dem Verständniß näher zu bringen. Es wäre interessant, die Mythenbildung zu verfolgen, mit der sich die verschiedenen preußenfeindlichen Kreise diesen Verlauf des Krieges begreiflich zu machen, mindestens die Vorstellung festzuhalten suchten, der größte Staatsmann unserer Zeit sei nur ein tollkühner Hazardspieler, sein Unternehmen ein ungeheures Verbrechen, der Erfolg einer ebenso großartigen als genau berechnenden Politik nur ein glücklicher Zufall gewesen.

Zwei der in Süddeutschland umlaufenden Legenden verschmähen auch die Berichterstatter der „Revue“ nicht ihren Lesern mitzutheilen. Die eine ist bescheiden erfunden. Herr von Bismarck habe bei Königgrätz die geladene Pistole, die er während des ganzen Krieges bei sich führte, bereits an die Stirne gesetzt gehabt, als die Meldung von dem Eintreffen des Kronprinzen auf dem Schlachtfelde erfolgte. Mehr im Stil des Melodrama's ist folgende Scene componirt. Herr von Bismarck glaubte an einem Abende, den König Wilhelm endlich für seine verruchten Pläne gewonnen zu haben, aber am folgenden Morgen fand er ihn völlig umgewandelt. Der König hatte nämlich in der Nacht sein Gewissen, „sein ehemaliges Gewissen,“ befragt. Er warf seinem Minister auf's Heftigste vor, daß er den Staat an den Rand des Abgrunds führe, zog ihn an ein Fenster, und auf die Statue Friedrich's des Großen deutend rief er: „Man wird sie umstürzen und an ihrer Stelle ein Schaffot errichten.“ Aber Herr von Bismarck blieb kalt. „Wenn es so steht, Sire,“ sagte er, „ist es dann Ihrer und meiner nicht würdiger, mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde zu sterben?“ Diese Frage übte eine magische Wirkung, denn in jedem Könige von Preußen steckt ein Soldat, und der Rubicon wurde überschritten.

Doch mit solchen Anekdoten mochte das große Publicum sich unterhalten. Die Politiker hatten die Frage zu erörtern, ob Frankreich nicht den Sieg von Sadowa hätte verhindern können, den die Opposition so laut für eine französische Niederlage erklärte und der trotz aller Versicherungen des Gegentheils vielleicht der Mehrzahl der Franzosen dafür galt. Ihre Antwort enthielt einen schweren Vorwurf für die kaiserliche Politik. Es war ein nicht wieder gut zu machender Fehler, daß Niemand in Europa sich gerührt hatte, als man das „loyale, aber unglückliche“ Dänemark „ermordete und plünderte“.*) In diesem Sinne ließ sich auch Guizot (1868) von seinem Dreifuß in Val Richer aus vernehmen.**)

*) L. Buloz, Encore un mot sur Sadowa. Février 1868.

**) Guizot, La France et la Prusse, responsables devant l'Europe. Septembre 1868.

Den großen Mächten, namentlich Frankreich, wäre es ein Leichtes gewesen, die kleine deutsch-dänische Frage auf diplomatischem Wege zu lösen und so den Krieg von 1864 im Keime zu ersticken. Als dann Oesterreich „aus Schwäche gegen die deutschen Leidenschaften" den ungeheuren Fehler begangen hatte, sich zur Vernichtung Dänemarks mit Preußen zu verbinden, habe das französische Kabinet „aus Unentschlossenheit oder falschen Berechnungen der Zukunft unterlassen, die Initiative in dieser Handlung zu ergreifen, die ihm zukam.

Einen andern Vorwurf deutet Guizot mehr an, als daß er ihn ausspricht: Frankreich hätte die deutschen Mittelstaaten in ihrem Bestreben, die preußische Politik lahm zu legen, nachdrücklicher unterstützen sollen. Der selige König Wilhelm von Württemberg, ein Fürst, dessen politische Weisheit Guizot (von seinem Standpunkt mit Recht) hoch rühmt, hatte einst zu ihm gesagt: wenn die vier Könige auf den guten Willen Frankreichs rechnen könnten, so würden sie einen Bund bilden, um die Wage zwischen Oesterreich und Preußen zu halten und so zur Sicherheit ihres großen französischen Nachbars, wie zum europäischen Frieden beizutragen; in ihrer isolirten und precären Lage vermöchten sie es nicht. „Diese kleinen Staaten," fügt Guizot hinzu, „die wenigstens keine Macht und fast nie die Lust hatten, uns zu schaden, waren doch etwas werth;" und er beklagt es auf's Lebhafteste, daß Frankreich an den Alpen wie am Rhein „diesen bescheidenen, aber wirksamen Schutzgürtel" verloren habe.

In der That sah man jenseit des Rheins die Bildung des Norddeutschen Bundes allgemein als eine Gefahr für Frankreich an, während sie in der That doch nur dessen Präpotenz bedrohte. Obwol jede Abhandlung über das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich in jenen Jahrgängen der „Revue" die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens ausspricht, so liest man doch zwischen den Zeilen überall, daß Niemand daran glaubte. Noch war man unbefangen genug, einzusehen, daß Frankreich den Krieg nicht beginnen dürfe, daß es dadurch Deutschland geradezu in Preußens Arme treiben würde. Aber sowol die Staatsmänner, die wie Guizot ihre Belehrung aus den Kreisen mittelstaatlicher Minister, als die Demokraten, die sie aus denen süddeutscher Gesinnungsgenossen schöpften, die „Verpreußung" Deutschlands fürchteten und in Johann Jacoby den einzigen correcten politischen Denker Preußens erkannten*), — die Einen wie die Andern sahen die Hauptgefahr in dem kriegerischen Ehrgeiz Preußens, oder gaben sich wenigstens den Anschein, sie dort zu sehen.

Zwar, daß ein französisches Heer vor einem deutschen in offenem Felde den Kürzern ziehen könne, das war der überwiegenden Mehrzahl der Franzosen undenkbar. Die überraschende Entscheidung des Feldzugs von 1866 erklärte man sich auch hier theils durch das Zündnadelgewehr, theils dadurch, daß das Glück die Preußen in hohem Grade begünstigt habe. Allerdings die frühere Ansicht von dem geringen Werth der preußischen Armee war nicht mehr festzuhalten. In einer ausführlichen Darstellung setzte der Belgier Emil de Laveleye nicht blos auseinander, wie viel größer bei geringerer Kostspieligkeit die Leistungsfähigkeit der preußischen Armee sei, als die der französischen, son-

*) L'Allemagne et ses nouvelles tendances politiques. 1867. Août (p. 769).

dern hob auch ihre innern Vorzüge hervor, namentlich daß sie eine größere Gewähr für die Erhaltung des Friedens biete, als irgend eine andere.*) In einem Kriege, heißt es dort, der in Preußen allgemein verurtheilt wurde, haben die zur Fahne gerufenen Mannschaften doch tapfer ihre Pflicht gethan. Die Pflicht ist die Triebfeder für die Heere des Nordens, die Ruhmliebe für die des Südens, daher die Entmuthigung der letztern durch Niederlagen, die ihnen ihr Ziel entrücken. Das aristokratische Preußen verwirklicht in seinem Heere das Gleichheitsprincip der französischen Revolution, das demokratische Frankreich stößt es zurück; in Frankreich wird bald der größte Theil des Heeres aus Söldnern bestehen, die den Krieg um des Krieges willen wünschen. In Preußen schlägt jeder Krieg dem Handel, der Industrie und dem Ackerbau die tiefsten Wunden. Nach den blendenden Erfolgen hörte Laveleye in Preußen überall sagen: „wir lieben den Krieg nicht.“ Das französische System trennt den Soldaten von der Familie und dem heimathlichen Boden los, die Kaserne erzieht den „troupier“, der bereit ist, heute nach Rom, morgen nach Mexico mit derselben Gleichgültigkeit abzugehn. Das preußische System läßt den Zusammenhang des Soldaten mit Familie und Heimath unangetastet. „Auf dem Zuge, der mich im Herbst (1866) nach Preußen führte, befand sich eine große Anzahl von Soldaten, die nach dem Friedensschlusse entlassen waren. Sie sangen ihre schönen Volkslieder voll süßer und ergreifender Poesie, glücklich, Uniform und Zündnadelgewehr abzulegen. An jeder Station warteten in Menge die Verwandten; welche Ausbrüche der Freude beim Wiedersehn! wie gern sagten diese jungen Männer nach Erfüllung ihrer Pflicht dem Ruhme Lebewohl, um den Pflug, das Handwerkszeug oder die Feder wieder zu ergreifen.“

Dies Lob der preußischen Armee wurde in Frankreich schwerlich mit Vergnügen gelesen. Sehr bald darauf übernahm es eine hohe militärische Autorität, General Changarnier, die öffentliche Meinung über diese Armee zu beruhigen.**) „Ungeachtet ihrer schnellen Siege über die tapfern österreichischen Truppen und über Generale, die ihrer Soldaten an Muth würdig waren, deren Methode aber nicht von Glück gekrönt werden sollte, hat die sehr jugendliche, durch eine ihren friedlichen Beschäftigungen plötzlich entrissene Reserve verdoppelte preußische Armee gezeigt, daß sie nicht im Stande ist, die Anstrengungen eines langen Krieges zu ertragen. In einem Feldzuge von wenigen Tagen hat sie die Straßen mit ihren Nachzüglern bedeckt, die Lazarethe mit ihren Kranken bevölkert. Vor einem ausdauernden hartnäckigen Feinde, der ihr den Boden des Vaterlandes Fuß für Fuß streitig gemacht hätte, würde sie trotz ihrer unzweifelhaften Tapferkeit lange vor Beendigung ihrer Aufgabe dahin geschmolzen sein.“

Der erwähnte Artikel von Laveleye ist nur der erste einer ganzen Reihe von Abhandlungen über Deutschland nach dem Kriege.***) Um das erstaunliche Wachsthum der Größe Preußens seinen Lesern verständlich zu machen, gibt der

*) E. de Laveleye, L'Allemagne depuis la guerre de 1866. I. Les agrandissements et l'armée de la Prusse. Février 1867.

**) Changarnier, Un mot sur le projet de la réorganisation militaire. Août 1867.

***) Auch als Buch erschienen: E. de Laveleye, La Prusse et l'Autriche depuis Sadowa. 2 voll. in 18. Hachette. 1870.

Verfasser eine kurze Geschichte der Hohenzollern und ihrer rastlosen Thätigkeit als Erzieher ihres Volkes und erste Diener ihres Staates; da, wie er bemerkt, in den weiter zurückliegenden Perioden der Geschichte überall die großen Individualitäten in den Vordergrund treten, deren Wirksamkeit erst nach und nach durch die Ideen und Interessen der Völker abgelöst werde. Die Aufmerksamkeit des Verfassers ist hauptsächlich auf das Wachsthum des materiellen Wohlstandes gerichtet, in dem er die wahre Grundlage der Macht der Staaten erkennt. Er schildert die Sorge der preußischen Regenten für Straßen, Canäle, Entwässerungen, Viehzucht, Ackerbau, Colonisation, und stellt ihr den ausschweifenden, das Mark des Landes verzehrenden Luxus der französischen Könige gegenüber. Die überaus schnellen Fortschritte des Ackerbau's in Preußen, die nur durch die Kriege der ersten Kaiserzeit unterbrochen wurden, nach 1815 sofort auf's neue begannen, waren am größten in dem letzten Jahrzehnt vor 1866: das Studium dieser Fortschritte werde theilweise das Geheimniß der Stellung Preußens in Deutschland enthüllen. Wenn seine Bevölkerung sich in den letzten 50 Jahren verdoppelt habe, so sei dies eben nur durch eine gleichzeitige Verdopplung der Bodenproduction möglich geworden. „Preußen ist unter allen großen Staaten am wenigsten von der Natur begünstigt. Der Reisende, der malerische Landschafter, der Landwirth, der eine reiche Cultur sehn will, müssen nicht dorthin gehn. Aber wer erfahren will, wie der Mensch es erreicht, den Widerstand einer störrischen Natur zu brechen und aus einem unfruchtbaren Boden hinreichende Existenzmittel zu ziehn, wie die Verallgemeinerung des Unterrichts und die Heranziehung der Wissenschaft zum Fortschritt des Ackerbau's beitragen können, der wird in dem Studium der preußischen Landwirthschaft die nützlichste Belehrung finden."

Laveleye weist nun in sehr eingehender Darstellung mit äußerst zahlreichen statistischen Daten nach, daß dies von der Natur so höchst stiefmütterlich behandelte Land in der Bodencultur beinahe die Höhe erreicht habe, auf der sich Frankreich mit seiner großen Fruchtbarkeit, seinem günstigen Klima, seiner reich begabten und intelligenten Bevölkerung befinde.

Als die Factoren dieses überraschenden Resultats betrachtet L. in erster Linie die reichliche Verbreitung des Unterrichts in Preußen durch 4 landwirthschaftliche Akademieen, 19 Ackerbauschulen und 4 agrikulturchemische Stationen; sodann die rastlose Thätigkeit aller, auch der höhern grundbesitzenden Klassen. Wenn er außerdem noch als Vorzug Preußens vor Frankreich anführt, daß bei dem erstern kein Abfluß von Menschen und Capital nach überseeischen Colonieen stattfinde, so dürfte dieser Vorzug durch die preußische Auswanderung nach Amerika mehr als aufgewogen werden.

Die deutsche Einheitsbewegung behandelt Laveleye in einem besondern Artikel.*) Die Frage, ob die Einigung Deutschlands durch Preußen erfolgen werde, gilt ihm als eine gar nicht mehr aufzuwerfende. Falls der Friede erhalten bleibe, werde sie sich wahrscheinlich langsam, nach Maßgabe der von Preußen

*) Novembre 1867.

gewährten Freiheit vollziehen; dagegen im Falle eines Krieges mit dem Auslande schnell, plötzlich und gewaltsam.

Der Einheitsdrang Deutschlands hat nach Laveleye zwei Gründe, einen guten und einen schlechten, von denen leider der letztere der wirksamere sei. Die Deutschen haben nämlich eine sehr hohe Meinung von dem Werth ihres Stammes, sie halten sich für den edelsten Zweig der arischen Familie und finden, daß ihr Land nicht die Rolle in der Welt spielt, die ihm zukommt: sie wollen ein großer Staat mit einem großen Heer, einer großen Flotte und einem großen Einfluß werden. Wenn man den Verfasser über diese Wünsche mißbilligend den Kopf schütteln sieht, so sollte man glauben, daß alle solche Dinge in Frankreich als thörichte Eitelkeiten verachtet wurden. Der zweite Grund, dessen Berechtigung L. anerkennt, ist, daß die Deutschen nicht länger gezwungen zu sein wünschen, sich zum Besten des Auslandes oder ihrer Fürsten gegen einander zu schlagen. Der Gedanke, sagt er, daß die Zeiten des dreißigjährigen Krieges oder des Rheinbundes wiederkehren könnten, bringt auch den Ruhigsten zur Wuth: es ist also sehr natürlich, daß in diesem Punkt alle Parteien übereinstimmen. Laveleye führt eine Aeußerung von Schulze-Delitzsch an, die einem Bismarck'schen Circular entnommen sein könnte; er citirt ferner einen Ausspruch Lassalle's aus dem Jahr 1859: „Oesterreichs Bekämpfung durch Napoleon III. sei im höchsten Grade in Deutschlands Interesse, denn Oesterreich sei das ewige Hinderniß unserer Einheit. Das in Italien durchgeführte Princip der Nationalität müsse jetzt auch in Deutschland zur Geltung kommen. Preußen möge ohne Zaudern handeln, sonst werde es den Beweis liefern, daß die Monarchie zur nationalen Action unfähig sei.“ Herr von Bismarck, sagt Laveleye, der so lange der Typus und das Haupt der conservativen Partei war, hat also nur das Programm des Revolutionärs Lassalle ausgeführt. Die Anhänger des letztern scheinen dies freilich schon lange vergessen zu haben.

Daß die „Revue“ einer politischen Anschauung, nach welcher die preußische Hegemonie in Deutschland nicht nur nothwendig, sondern auch vollberechtigt war, ihre Spalten überhaupt öffnete, gereicht ihrer Unparteilichkeit zur Ehre; denn schwerlich konnten solche Ansichten bei der Mehrzahl ihrer Leser auf Zustimmung rechnen. Selbstverständlich mußte sie auch die entgegengesetzte Anschauung zum Worte kommen lassen. Der als geist- und talentvoller Dichter und Schriftsteller bekannte Genfer Victor Cherbuliez übernahm*) die Ansichten der süddeutschen Gegner Preußens vorzutragen. Für diese war Berlin mit allem Abschreckenden, mit Militarismus, Bureaukratie und Steuerdruck identisch; in ihren Augen bestand die neue Einheit nur im Zündnadelgewehr. Eine Regierung, die ihren Wünschen entsprechen sollte, mußte eine freie, rücksichtsvolle, bequeme sein, d. h. Niemandem Zwang auferlegen und wenig kosten. Die Einigung Deutschlands wollten sie gern vertagen. Man solle ihnen nicht vorwerfen, dem Auslande in die Hände zu arbeiten: auch die preußische Regierung sei für sie eine ausländische. Vorläufig wollten sie bleiben, was sie seien; „wenn

*) La Prusse et l'Allemagne en 1869. Novembre 1869 ff. Ebenfalls als Buch erschienen: L'allemagne politique depuis la paix de Prague (1866—1870). 1 vol. in 8. Hachette. 1870.

man sie nehmen wolle, würden sie schreien, und wenn Europa herbeieile, würde es nicht ihre Schuld sein."*) Könnte man noch den geringsten Zweifel hegen, daß mit Europa hier Frankreich gemeint ist, so wird dies an einer andern Stelle von Cherbuliez ausdrücklich ausgesprochen: wie groß auch die Friedensliebe Napoleon's III. sein mag, falls sich Frankreich in seiner Sicherheit und Ehre durch eine heimtückische oder gewaltsame Unternehmung gegen einen der kleinen Staaten angetastet fühlen sollte, welche die sicherste Garantie seines Einflusses in der Welt sind, so kann der Kaiser thun, was er will, er wird immer das Land hinter sich haben."**)

Cherbuliez bemerkt sehr wahr, daß die Gegensätze zwischen Preußenthum und süddeutschem Radicalismus im letzten Grunde auf entgegengesetzten Auffassungen der Staatsidee beruhe. In Preußen gilt der Staat nicht blos als eine Versicherungsgesellschaft, welche die Privatinteressen gewährleistet, sondern man ist dort gewohnt, als seine höchste Aufgabe die Erziehung seiner Angehörigen zur Hingebung an das Ganze, zur Selbstlosigkeit und Aufopferung zu betrachten und ein nicht zu geringes Maß von Staatspflichten als Erziehungsmittel für unerläßlich zu halten. Die radicale Demokratie dagegen wollte und will die Aufgaben der Cultur nicht durch den Staat, sondern durch die Gesellschaft gelöst sehn, in jenem erkennt sie höchstens ein nothwendiges, ja sogar ein entbehrliches Uebel. Wenn aber ein wenig Regierung unerläßlich sei, so müsse sie wenigstens auf das geringste Maß beschränkt werden. Dies Widerstreben gegen alle festen Staatsordnungen findet Cherbuliez im Charakter der Deutschen tief begründet: sie sind ihm in dieser Beziehung noch immer die Germanen des Tacitus, wenn auch sehr civilisirte. So bildete in der That der Main die Grenze zwischen zwei entgegengesetzten politischen Anschauungen. „Im Norden setzt man den Staat über die Gesellschaft, im Süden die Gesellschaft über den Staat. Im Norden ist die Arbeit das höchste Gesetz, im Süden entschließt man sich gern dazu, glücklich zu sein." — Hiernach wäre also dort ein Phäakenthum das letzte Ziel. Schade nur, daß die Voraussetzung fehlt, die dafür auch das Märchen als eine unerläßliche fest hält: eine abgeschiedene fabelhafte Insel im fernen Ocean.

Bei Cherbuliez findet man die sämmtlichen Antipathien und Sympathien der damaligen süddeutschen Demokratie, deren Widersprüche sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß die einen wie die andern aus derselben Wurzel erwachsen sind, einem grenzenlosen Haß gegen Preußen als dasjenige Land, welches die verhaßte Staatsidee am vollkommensten verwirklicht. Wer immer auf der Seite der Gegner Preußens stand, gehörte jenen Radicalen zum Reich des Ormuzd. Ihr französischer Anwalt durfte manches aussprechen, was in ihrem eigenen Munde doch befremdlich geklungen hätte. Niemand, sagt Cherbuliez, wagt jenseit des Rheins, um den deutschen Bund öffentlich zu trauern, und doch ließ er für die Sicherheit Deutschlands nichts zu wünschen übrig, wenn er auch zu auswärtigen Unternehmungen ohnmächtig war. Aber Deutschland mißachtete

*) Revue 1869, 15. Novembre, p. 264.
**) A. a. O. p. 286.

sein Glück, es verlangte nach Ruhm und muß diesen nun sehr theuer bezahlen. Durch die thatsächliche Anerkennung des deutschen Bundes brachte Oesterreich in dem Conflict von 1866 das gute Recht auf seine Seite, und den deutschen Staaten blieb nichts übrig, als sich ihm anzuschließen. Aber der Lohn für Oesterreichs Tugend ist auch nicht ausgeblieben. Sadowa wurde für diesen Staat ein eben so heilsames Unglück, als Jena für Preußen; denn seine Niederlage gab ihm — Herrn von Beust und die Freiheit, und es ist schon halb getröstet, daß es geschlagen ist.

Am wohlsten fühlt sich Cherbuliez in Stuttgart, „dieser reizendsten unter den deutschen Hauptstädten, die auf den Namen Anti-Berlin so gerechte Ansprüche hat“; wo der Beobachter von Herrn Karl Mayer, „einem Manne von großem Talent, hohem Geist und warmem Herzen,“ redigirt wird, und wo zugleich ein Staatsmann wie Herr von Varnbüler regiert. Selbst Herrn von Dalwigks „geduldige Zähigkeit“ findet gebührende Anerkennung; bei genauerer Prüfung der badischen Politik dagegen glaubt Cherbuliez „den fieberhaften beschleunigten Schlag eines Frauenherzens“ zu vernehmen. Der Bund der süddeutschen Demokraten mit den Ultramontanen hat seine vollste Zustimmung. Die Süddeutschen wissen nämlich, daß der Ultramontanismus in Deutschland, wo der Glaube auf einem Herzensbedürfniß beruht, ganz ohnmächtig ist. Der Glaube der deutschen Katholiken hängt nicht von einer Bulle ab; der Widerstand der deutschen Prälaten auf dem Concil hat dies ja auch bewiesen!

Auch in Preußen gibt es noch wahre Liberale, es sind Diejenigen, die, von Sadowa nicht berauscht, die Annexionen bitter beklagen. Sie fühlen, daß man an Preußens deutsche Mission nicht mehr glaubt, daß Deutschlands Hoffnungen in eine unendliche Ferne gerückt sind. Sie werden als eine Elite erleuchteter und überlegener Geister bezeichnet. Auf die nationalliberale Partei dagegen ergießt Cherbuliez eine reichliche Schale des Zorns. Diese Zweiseelenmänner, die zugleich den Ruhm und die Freiheit anbeten, sind mit ihren Großmachtsträumen die eigentlichen Störer der Ruhe Europas. Wollte Herr von Bismarck erklären, daß er bereit sei, den Prager Frieden im vollsten Sinne des Wortes auszuführen und sich mit der Maingrenze zu begnügen, so würde die „Nationalzeitung“ ein Wuthgeschrei erheben, laut genug, um die Fenster der Wilhelmstraße in Stücke springen zu lassen. Leider hat diese Partei selbst in Süddeutschland Anhänger, hauptsächlich unter den Professoren, worüber man sich nicht wundern darf. Denn dies sind Nomaden ohne allen Localpatriotismus, und stets bereit, mit ihrem Katheder auf dem Rücken von Süden nach Norden zu wandern. Daher sind Tübingen und Heidelberg Herde des Preußenthums.

Der Meisterschaft des jetzigen Reichskanzlers in machiavellistischer Staatskunst spendet Cherbuliez zwar große Lobsprüche, behauptet aber zugleich nicht blos, daß er nur entsetzliches Unheil gestiftet, sondern auch, daß er Preußen und Deutschland in eine völlig unhaltbare Lage gebracht habe. Seine Regierung in Preußen schwebt im Leeren, denn sie stützt sich auf keine ministerielle Partei. Die bekannten Klagen über die Zerreißung der Parteien werden vorgetragen,

*) Revue 1870, 1. Mars p. 67.

wobei auch der „beredte" Rundschauer der Kreuzzeitung sein Lob erhält. Die Allianzverträge mit den Südstaaten, die man für ein Meisterstück überlegener Staatskunst angegeben habe, werden für werthlos erklärt, die Nachgiebigkeit Preußens in der Luxemburger Frage als ein Beweis von Unsicherheit und Unentschlossenheit angesehn. Trotz dieser Nachgiebigkeit soll Preußen von den maßlosesten Eroberungsgelüsten erfüllt sein. Es behält vorläufig Schleswig, es könnte sich leicht einmal auch Jütlands bemächtigen. Auf Holland hat es bereits das Auge des Verlangens geworfen; seine Marine kann ihm auch den Wunsch nach dem Besitz einer überseeischen Colonie erregen, z. B. Java's. Es kann Tirol fordern, Curland, die Südstaaten, die deutschen Länder Oesterreichs — nichts ist vor ihm sicher. Sein Traum ist „vielleicht", von der Ostsee bis an's adriatische Meer zu reichen. So weit wird es zwar nicht kommen, aber jedenfalls thut Preußen nichts, um die Geister zu beruhigen, und trägt folglich die Schuld, daß Europa zu der schweren Last des bewaffneten Friedens verurtheilt bleibt.

Der Verfasser schließt mit den wärmsten Wünschen für die Erhaltung der Mittel- und Kleinstaaten; erstens weil sie die Sicherheitspolster abgeben, die für die Arbeit der europäischen Maschinen unentbehrlich, und zweitens weil sie nach der bekannten demokratischen Theorie die wahren Stätten der Freiheit sind.

Von den Kreisen, deren Ansichten Cherbuliez wieder gibt, kann man eine unbefangene und gerechte Würdigung des preußischen Staatswesens um so weniger erwarten, da ihnen das Staatsbewußtsein überhaupt völlig verloren gegangen war.*) Doch ist Cherbuliez noch sehr weit entfernt von der leidenschaftlichen Befangenheit der Gegner Preußens in Deutschland, und die Anerkennung, die die „feudale Monarchie" ihm trotz alledem und alledem abnöthigt, ist größer, als man erwarten sollte.

Er erklärt sich z. B. gegen die vor 1866 auch in hannoverschen Schulbüchern vorgetragene Theorie von dem Slaventhum der Preußen.**) Es sei möglich, daß einige Tropfen wilzisches oder obotritisches Blut in dem preußischen fließen, was ihm übrigens keineswegs zum Schaden gereichen würde, da gerade aus den Völkermischungen die kräftigsten Nationen hervorgehn. Aber die Preußen gleichen den Slaven, namentlich den Russen und Polen, weder in ihren Fehlern noch in ihren Vorzügen, sondern den Deutschen, und ihre auszeichnenden Eigenschaften erklären sich vollkommen aus ihrer Entwicklung und ihrer Erziehung durch die Hohenzollern.

„Das Schicksal hat Preußen für die ihm im Uebrigen bewiesene Härte entschädigen wollen, indem es ihm eine Reihe von Fürsten gab, unter denen man kaum einen oder zwei Müßiggänger, Verschwender oder Männer des Vergnügens findet. Die anderen waren Verwalter ohne Gleichen, wahre Väter des Volkes, allerdings von mäßiger Liebenswürdigkeit, mit etwas rauher Art und schwerem

*) Revue 1869, 15. Decembre, p. 772: Nous autres, Allemands du sud, disait l'un d'eux, nous n'avons pas encore bien compris l'utilité et la necessité de l'état, et, s'il pouvait se passer de nous, nous aurions bientôt fait de nous passer de lui.

**) Die bekannte Entdeckung, daß die Preußen finnoslavischen Ursprungs sind, veröffentlichte Herr von Quatrefages in der „Revue" erst zu Anfang des Jahres 1871.

Arm, aber die intelligentesten unter den Despoten, die Ackerbau und Industrie beschützten, Fremde, wie Holländer und Franzosen, heranzogen, Straßen und Canäle bauten, Sümpfe trockneten, Auge und Hand überall hatten, sich nichts zu vergeben glaubten, wenn sie sich um die kleinsten Einzelheiten kümmerten. Es waren Kleinbürger (Bourgeois), aber zugleich Soldaten, die sich zu schlagen verstanden. Preußen könnte auf seine Thür schreiben: hier arbeitet man und weiß zu gehorchen, dies haben mich meine Fürsten gelehrt.“

Auch der preußische Adel erhält ein hohes Lob: es gibt keinen pflichttreuern, arbeitsamern und verdienstvollern in Europa. Die „Junker“ betrachten sich als Diener des Staats und sind stets bereit, mit ihrer Person einzutreten. Ihr Reichthum, der sich selten bis zum Ueberfluß steigert, hat sie nicht verweichlicht. Das Königthum, dem sie dienen, hat ihnen etwas von seinem Charakter mitgetheilt. Sie verachten den Prunk und den Müßiggang. Kunst und Literatur, geistige Genüsse haben allerdings für sie wenig Reiz, sie leben in rastloser, nützlicher Thätigkeit auf ihren Gütern und kommen nach Berlin nur in Geschäften, gewöhnlich im Dienste des Staats. Kann man sich wundern, daß ein so arbeitsamer Adel eine Macht ist?

Die von den Hohenzollern begonnene Erziehung des preußischen Volkes hat die Katastrophe von Jena vollendet, die der Anfang seiner wahren Größe wurde und ihm mehr Gewinn brachte, als alle Siege Friedrich's des Großen. Das Unglück und die Nothwendigkeit, hat ein Preuße gesagt, sind unsere Götter! Der Verfasser schildert kurz die Wiedergeburt des Staates, in dessen neuer Gestaltung er eine gewisse Aehnlichkeit mit den Staaten des Alterthums erkennt, deren Lebensprincip die Liebe zum Vaterlande und zu den Gesetzen, die leidenschaftliche Anhänglichkeit an das allgemeine Interesse, kurz der Triumph der Erziehung über die Natur war. Auch in Preußen findet eine doppelte Erziehung Aller durch den Unterricht und die dem Staat zu leistenden Dienste statt. „Jeder Preuße geht durch die Schule und das Heer; in dieser doppelten Zucht lernt er sein Land kennen und ihm dienen; daher herrscht in diesem sehr monarchischen und sehr feudalen Volke etwas von dem republikanischen Geiste des Alterthums, eine auf Vernunft begründete Hingebung an das öffentliche Wohl, eine wunderbare Verbindung von Unterthanen und Bürgern. Wenn Friedrich der Große zurückkehrte, würde er sein Preußen wiedererkennen, es hat noch viel von ihm; doch zugleich würde er es sehr verändert finden, das Unglück hat es veredelt.“

Doch freilich, was sich nicht erarbeiten läßt, bleibt diesem Volke versagt. So groß dort die Fähigkeit ist, zu lernen und Gelerntes anzuwenden, so gering die schöpferische Kraft. Das mittlere Bildungsniveau ist höher als anderwärts, über dies erheben sich aber nur Wenige. Von allen deutschen Ländern hat Preußen am wenigsten Genies hervorgebracht. Der einzige unter diesem winterlichen Himmel geborne große Denker ist Kant, der Begründer des Kriticismus, und der Hang zu einer nüchternen Kritik ist die vorwiegendste Eigenschaft des preußischen Geistes.

So weit der französische Autor. Es ist klar, daß das letztere Urtheil sich nicht blos auf Preußen, sondern auf ganz Norddeutschland erstrecken müßte,

da eine Abgrenzung geistiger Eigenthümlichkeiten nur nach den Grenzen der Stämme, nicht nach politischen möglich ist. Wollte man aber auch nur die schöpferischen Geister Norddeutschlands aufzählen, die einen unmittelbaren Einfluß auf die Weltcultur geübt haben, so würden außer Luther, Leibnitz und Lessing, neben Kant die Preußen Winckelmann und Alexander v. Humboldt zu nennen sein.

Zieht man aber das eigentlich wissenschaftliche Gebiet in Betracht, so gestaltet sich die Ansicht von der Begabung der Norddeutschen viel günstiger. In diesem Sinne hatte sich auch Ernst Renan in seinen „Questions contemporaines" ausgesprochen. Bei Sadowa habe nicht der Volksschullehrer gesiegt, sondern die deutsche Wissenschaft, der Geist des Protestantismus, die Philosophie, Luther, Kant, Fichte und Hegel. „Der Volksunterricht ist nur eine Wirkung der hohen Bildung gewisser Klassen. Die Länder, die, wie die Vereinigten Staaten Nordamerika's, einen umfassenden Volksunterricht ohne einen ernsten, höhern Unterricht geschaffen haben, werden noch lange diesen Fehler durch ihre intellectuelle Mittelmäßigkeit, die Rohheit ihrer Sitten, die Oberflächlichkeit ihres Geistes und ihren Mangel an allgemeiner Intelligenz zu büßen haben." Offenbar beunruhigte diejenigen Franzosen, die im Sinne Renan's die Macht der Wissenschaft anerkannten, die nicht abzuleugnende Ueberlegenheit Deutschlands auf diesem Gebiet auch im Hinblick auf den drohenden Conflict beider Länder. Im Anschluß an die angeführte Aeußerung Renan's beklagt ein namhafter Alterthumsforscher, Gaston Boissier, das Sinken des Niveaus des höhern Unterrichts in Frankreich.*) „Wir können", sagt er, „die Fortschritte, welche Geschichte und Philologie seit der Mitte des letzten Jahrhunderts gemacht haben, nicht ohne Trauer betrachten; meistens haben sie sich außerhalb Frankreichs vollzogen. Die Schöpfung der vergleichenden Sprachwissenschaft und Religionswissenschaft, die Neubegründung der klassischen Texte, die lebendigere und wahrere Erkenntniß der ursprünglichen und der Volksliteraturen (bekanntlich fast durchweg deutsche Leistungen) werden den Ruhm unserer Epoche ausmachen. Oxford leiht sich seine Professoren von Deutschland und holt von dort die Philologen zur Herausgabe der Texte, die aus seinen Pressen hervorgehn. Neapel geht bei Hegel in die Schule; Pisa, Florenz, Mailand, die sonst gewohnt waren, von der Nachahmung Frankreichs zu leben, richten heute ihre Blicke auf Bonn, Göttingen oder Berlin. Selbst die Naturwissenschaften, die bisher bei uns guten Widerstand geleistet und unsere Ehre aufrecht erhalten hatten, besorgen, von diesem Lande fruchtbarer Thätigkeit und freier Studien überwunden zu werden. Die Lage ist bedenklich und wol geeignet, die ernstern Geister zu beunruhigen. Diejenigen, die sich mit dem Gedanken trösten, daß unsere Modistinnen fortfahren, London und Petersburg zu versorgen, und daß die schöne Helena überall gespielt wird, machen in der That keine großen Ansprüche." **)

*) Gaston Boissier, L'enseignement supérieur. Revue 15. Juin 1868.

**) Die Ueberlegenheit Deutschlands über Frankreich in den klassischen philologisch-historischen Studien ist allerdings so unzweifelhaft, daß sie selbst jetzt eingestanden wird, wo ein gewisser Muth dazu gehört, Deutschland irgend einen Vorzug vor Frankreich einzuräumen. Vgl. A. Dumont, Les études d'érudition en France et en Allemagne. Revue, 15. Octobre 1874.

Daß auch auf dem Gebiet der Naturwissenschaften Frankreich bereits von Deutschland überflügelt sei, behauptete im folgenden Jahre in der Revue ein Mann von Fach, George Pouchet.*) Er schildert die Berliner Universität, wo in 32 Auditorien mehr als 300 Vorlesungen stattfinden; von einer so erstaunlichen Thätigkeit habe ihm selbst in Paris nichts eine Vorstellung geben können. Als er in Deutschland studirte, sei die Ueberlegenheit der deutschen Naturwissenschaft in Frankreich nur von Wenigen empfunden worden; bald darauf sollte sie von Jedermann, selbst von der Regierung, anerkannt werden.

Pouchet beschreibt ausführlich aus eigener Anschauung den Unterricht in den Naturwissenschaften an deutschen Universitäten, der seine Mannigfaltigkeit, Vielfältigkeit und Zweckmäßigkeit hauptsächlich der völligen Freiheit der Lehrer verdanke. Er rühmt auf's höchste die naturwissenschaftlichen Institute, namentlich in Berlin, Bonn, Göttingen und Heidelberg; der Staat, der im Stande sei, das letztere zu unterhalten und Naturforscher ersten Ranges an seine Universität zu fesseln, sei nicht größer als drei französische Departements. „Deutschland ist unter allen Ländern Europa's dasjenige, welches bei weitem am meisten für die Erforschung der Wahrheit leistet. Der deutsche Geist hat seine hundertjährigen Windeln abgestreift, er tritt in die Reife des modernen Geistes mit allen Vortheilen einer Organisation des Unterrichts ein, die nirgendwo ihres Gleichen hat. Ein Berliner Privatdocent, der kürzlich als Professor in die Hauptstadt von Holland berufen war, begann seine Vorlesung in deutscher Sprache, weil sie die wissenschaftliche Universalsprache geworden sei. Selbst in Paris bemächtigt sich unser eine Art fast strafbarer Entmuthigung, selbst die Wissenschaften des Lebens haben sogar im Vaterlande der Buffon, Bichat, Goffroy St. Hilaire die Tendenz, sich zu germanisiren.“ — —

Je mehr man die Aufrichtigkeit anerkennen muß, mit der damals in dem Hauptorgan der gebildeten Gesellschaft Frankreichs die Ueberlegenheit Deutschlands auf mehr als einem Gebiete anerkannt wurde, desto mehr wird man es beklagen, daß die Möglichkeit einer gerechten Würdigung unserer Bestrebungen und Leistungen jenseits des Rheins durch den letzten Krieg in eine unabsehbare Ferne gerückt ist. Aus den auf Deutschland bezüglichen Artikeln der Revue seit dem Juli 1870 ist für uns wenig mehr zu gewinnen, als eine Ergänzung unserer Kenntniß des französischen Nationalcharakters. Möchte die Zeit nicht allzufern sein, wo Aeußerungen, wie die hier mitgetheilten, in Frankreich wieder laut werden dürfen, und möchte der dazu erforderliche Umschwung der Gesinnung nicht durch zu schwere Opfer erkauft werden müssen.

---

*) G. Pouchet, L'enseignement supérieur des sciences en Allemagne. Revue, 15. Septembre 1869.

Die Metzer Bibliothek in Berlin.

Von

F. von Meerheimb,

Oberst im Neben-Etat des großen Generalstabs.

Die schon unter Ludwig XIV. auf Vauban's Rath errichtete Ingenieurschule in Mézières wurde 1802 auf Napoleon's Befehl mit der Artillerieschule in Châlons vereinigt; diese vereinigte Schule wurde „Ecole d'application" genannt, nach Metz verlegt und die Bibliothek der früheren Artillerie- wie die der Ingenieurschule ihr überwiesen. Nach dem Abschluß des Friedens 1871 wurde die gesammte Bibliothek dem großen Generalstabe in Berlin zugetheilt.

Die „Ecole d'application" war in Metz im Militärgebäude von St. Arnould, einem Kloster, das zu seinem neuen Zweck umgebaut worden, aufgestellt; für die Bibliothek waren eine Anzahl geräumiger heller Säle bestimmt. Durch eine Ordonnanz des Königs Louis Philipp vom Jahre 1831, als Soult Kriegsminister war, und durch die bald darauf erlassenen Reglements wurde der Schule eine neue Organisation gegeben, die im Wesentlichen bis 1870 bestanden hat. Sehr charakteristisch sind die höchst pedantischen, kleinlichen Bestimmungen; die Schüler waren sämmtlich aus der „Ecole polytechnique" hervorgegangene Officiere und doch enthält das Reglement Verordnungen, die wir uns scheuen würden, für die Kasernenstuben zu geben.

Die Selbständigkeit des Geistes, die Kraft des Charakters kann durch so enge, ewig bevormundende Vorschriften nicht entwickelt werden, es zeigt sich hier wie überall im französischen, so reich begabten Volke, daß die centralisirende Administration, die Methode der Erziehung wie des Unterrichts die Energie des Willens in der Nation gelähmt, ja theilweise ertödtet haben. Das alte Königthum schon durch Franz I., vor Allem durch Louis XIV., die Revolution und Napoleon I. haben, von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, in demselben Sinne gewirkt.

Vielleicht darf hier, damit das obige Urtheil und die weiterhin folgende Auffassung des wissenschaftlichen Geistes in Frankreich, wie er sich in dieser Bibliothek ausspricht, nicht zu hart erscheine, an die Worte eines gelehrten und geistreichen Franzosen, Renan, erinnert werden. „Das Königthum war der

Schutzpatron der wissenschaftlichen Bewegung Frankreichs gewesen; aber durch die Vernichtung des Protestantismus that es den ernsteren Studien größeren Schaden, als es ihm durch seine Gunst Gutes erwiesen. Das protestantische Frankreich war in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf dem Wege, das zu thun, was Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gethan hat. Der Widerruf des Edictes von Nantes zerstörte das Alles. Der literarische Geist wurde allein ermuthigt, die Folge war eine gewisse Frivolität. In seiner großen wissenschaftlichen Periode, von Franz I. bis zu Ludwig XIII., hatte Frankreich in reichem Maße zu dem beigetragen, was später durch Deutschland gethan wurde. Aber im 18. Jahrhundert kam der geistreichste aller Menschen nicht über die naiven und knabenhaften Mißverständnisse der alten Schule hinaus. Voltaire verstand weder die Bibel, noch Homer und die griechische Kunst, weder die alten Religionen, noch das Christenthum und das Mittelalter. Die Tradition der strengen Wissenschaft (grande culture) blieb ihm fremd, auf dem Gebiete des Denkens kann er uns wenig lehren."

Voltaire war der vollendete Ausdruck des französischen Geistes bis zur Revolution. Kurz vor der Auflösung des Convents wurde das Gesetz über das „Institut de France" gegeben, das am Anfange erklärte: „Das für die ganze Republik errichtete National-Institut ist beauftragt, alle Entdeckungen zu sammeln, die Künste und Wissenschaften zu vervollkommnen." Renan sagt von dieser Zeit: „Frankreich war im Zustande eines Kranken, der durch einen überstandenen Fieberanfall erschöpft ist. Ganze Zweige der menschlichen Cultur waren weggefegt worden. Die moralischen, politischen, philosophischen Wissenschaften waren tief gesunken, eine Literatur bestand kaum. Die historischen und philosophischen Wissenschaften zählten nur zwei hervorragende Männer (Sylvestre de Sacy und Villoison). Dagegen waren die Natur- und mathematischen Wissenschaften in einem ihrer ruhmvollsten Entwickelungsmomente. Die historischen Wissenschaften bestanden damals kaum in Frankreich. Sie setzen alte Ueberlieferungen und eine verfeinerte, bis auf einen gewissen Punkt aristokratische Gesellschaft voraus. Der erste Consul blickte mißwollend auf eine freie Körperschaft, die doch nur der reinen Speculation gewidmet war." Im Jahre 1803 wurde dem Institut eine neue Organisation gegeben, nach welcher alle Wahlen vom ersten Consul bestätigt werden mußten. Die moralischen und politischen Wissenschaften blieben ausgeschlossen, nur die Classe der alten Geschichte und Literaturen durfte sich mit jenen „in ihrer Beziehung zur Geschichte" beschäftigen. „Man fühlt die bestimmte Absicht durch, dem menschlichen Geist seine Krone zu entreißen, die Literatur auf kindische Uebungen in der Rhetorik zu beschränken. Die Naturwissenschaften und die mathematischen bewahrten ihre Ueberlegenheit, die ihnen Männer wie Laplace, Lalande, Monge und Berthollet sicherten. Aber die literarische und philosophische Nullität wurde kläglich, die historischen Wissenschaften entwickelten sich kümmerlich."

Diese Einrichtung des Instituts blieb bis 1816, wo Ludwig XVIII. alle revolutionären Mitglieder ausstieß; erst die Juli-Regierung stellte, namentlich unter Guizot's Ministerium, die moralischen und politischen Wissenschaften (Philosophie, Moral, Gesetzgebung, Wirthschaftslehre) wieder her.

Von dem Gesichtspunkte aus, den diese flüchtige Skizze der Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes in Frankreich seit zweihundert Jahren darbietet, ist es lehrreich, die Bibliothek aus Metz zu betrachten. Ihre allmälige Gestaltung wird durch den Geist und die Geschichte Frankreichs erklärt. Andererseits zeigt sie, welche Mittel Frankreich seit fast zweihundert Jahren für solche Zwecke verwenden konnte, um den wissenschaftlichen Geist zu fördern.

In diesem Sinne ist es bezeichnend, daß sich hier neben der großen Zahl militärischer Fachwerke eine treffliche Auswahl der mathematischen, naturwissenschaftlichen, geographischen Werke und von Reisebeschreibungen findet, während sich die geringe Pflege der historischen, philosophischen und sprachlichen Studien durch die Regierungen, die hier im Sinne des Volksgeistes handelten, auch in dem Katalog der Bibliothek ausspricht. Als im vorigen Jahrhundert beide Schulen noch getrennt waren, also im Grunde rein technische Zwecke verfolgten, sind doch schon zahlreiche Werke von großem wissenschaftlichem Werthe, eben nur des bezeichneten Inhalts, angeschafft worden. Französische, englische und italienische Werke des 18. Jahrhunderts, auch die damaligen Zeitschriften geben ein deutliches Bild der naturwissenschaftlichen Bewegung jener Jahre. D'Alembert's und Diderot's „Encyclopédie méthodique" bilden zusammenfassend den Abschluß. — Die Entwickelung der Artillerie- und Ingenieurwissenschaften, die sich wesentlich an Ludwig's XIV. Kriege knüpft, ist in dieser Bibliothek durch alle französischen Werke jener Zeit, durch ungedruckte Memoiren und Belagerungsjournale in einer Vollständigkeit dargestellt, die an keinem anderen Orte zu finden ist. Wenig zahlreich sind die vorhandenen geschichtlichen Werke, nur die Section für französische Geschichte ist reicher dotirt. Principiell waren Werke aus der Literatur anderer Völker oder solche philosophischen und politischen Inhalts keineswegs ausgeschlossen, aber alle diese Fächer sind nur dürftig ausgestattet.

Unter Napoleon's I. Herrschaft, der das Erziehungs- und Bildungssystem der Jesuiten, es verschärfend und steigernd, adoptirte, wurde die gleiche Richtung verfolgt. Er wollte keine freie Bildung des Geistes, keine Erziehung des selbständigen Willens, sondern nur eine Abrichtung zu brauchbaren Werkzeugen; jeder Einzelne sollte als Hebel, Schraube oder Stift in der gewaltigen Administrationsmaschine Verwendung finden, die der Kaiser selbst lenkte. Deshalb wurde aller Accent auf das Studium der exacten Wissenschaft gelegt, und diejenigen wurden zurückgestellt, die den Geist befreien und den Willen stärken. Von der Centralstelle der Pariser Universität aus sollte, seinem Plane gemäß, der Unterricht und die Bildung in seinen weiten Reichen gleichförmig angeordnet und geleitet werden. Der Kaiser war, wie aus seinem von Villemain herausgegebenen Gespräche mit Narbonne hervorgeht, ein zu großer und geistreicher Mann, um nicht das Ertödtende eines solchen Mechanismus zu erkennen, aber auch ihm war es ein Mittel, die unbedingte Alleinherrschaft zu begründen, den freien Geist, den er wol „Ideologie" nannte, zu brechen.

Seit der Vereinigung beider Schulen sind der Bibliothek noch reichere Mittel zugewendet worden, so daß sie über die Grenzen einer Sammlung, die

nur den Zwecken technischer Truppen dienen soll, weit hinausgeht und einen encyclopädischen Charakter trägt.

Seltene und kostbare Werke, namentlich prachtvolle Kupferwerke, wurden der Bibliothek als Geschenke Napoleon's I., Louis Philippe's, Napoleon's III. und durch einzelne Private zugewendet. Unter der Restauration und der Juli-Regierung wurde ein Versuch gemacht, der auch in den damaligen Anschaffungen seinen Ausdruck findet, von der einseitig mathematischen Abrichtung des Geistes abzugehen, der seit der Unterdrückung der Hugenotten und Jansenisten die geistige Bildung Frankreichs bestimmt hatte. Der Despotismus des Convents und Napoleon's I. waren auf derselben Bahn, nur rücksichtsloser, weiter gegangen. Namentlich unter Louis Philipp wurden sehr werthvolle historische und archäologische Forschungen angeregt, wie eine Anzahl von Werken über französische Specialgeschichte in der Bibliothek bezeugen. In den letzten Jahrzehnten scheint die Verwaltung weniger umsichtig und sorgsam gewesen zu sein, als in früheren Jahren; einzelne bedeutende Werke sind nicht beschafft, andere falsch einrangirt worden, wie weiter unten an einzelnen Beispielen gezeigt werden soll.

Im Ganzen giebt diese Bibliothek einer militärischen Fachschule doch ein glänzendes Bild des französischen Geistes und seiner freilich einseitigen Entwickelung. Wenn man die gelehrten Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts, die trefflichen Memoiren bedeutender Männer — in dieser Literatur kann keine Nation mit den Franzosen wetteifern — durchblättert und sieht, welche Mittel der Staat schon damals der Pflege der Wissenschaft zuwendete, und vergleicht es mit dem, was etwa unter Friedrich Wilhelm I. und noch im ganzen Laufe des vorigen Jahrhunderts in Preußen geschah, so wird man an Goethe's Wort erinnert, das er vor etwa fünfzig Jahren gesprochen: „Unsere Cultur ist von gestern her, unsere Väter waren Barbaren." Heute, nach dem Erfolge von 1870/71, dürfen wir es erklärlich finden, daß die kleinen Fürsten Deutschlands und sein Adel sehnsüchtig nach Versailles und Paris blickten und dort das Muster für ihre Sitte, Lebensweise, Kleidung, Dichtung und Baukunst suchten. Der dreißigjährige Krieg hatte mit dem Wohlstand auch alle Cultur in Deutschland zerstört, die erst nach dem siebenjährigen Kriege langsam wieder aufsproßte. Die Immoralität, die keineswegs aus Frankreich nach Deutschland und anderen Ländern importirt war, ist wol überall in gleicher Weise verbreitet gewesen; aber in Frankreich waren die Sitten feiner, die äußeren Formen würdiger und gehaltener, der Geist reicher und gebildeter. Wer das mit einem Blicke erkennen will, der vergleiche die Gedichte des churfürstlichen Hofdichters Nicolaus Peucker*), der für die Feste eines so edlen und herrlichen Mannes, wie der große Churfürst, und für den ihn umgebenden Adel dichtete, mit Corneille und Racine. Daß Friedrich II. den Umgang mit d'Argens, Voltaire und Maupertuis dem mit der Mehrzahl seiner Officiere aus pommerschen und märkischen Familien vorzog, wird Jeder begreifen, der das Bildungsniveau jener Kreise vor hundertunddreißig Jahren kannte. Fand der große König so gebildete Deutsche, wie Kaiserlingk und Stille, so zog er ihnen die Franzosen keineswegs vor. Auch das preußische

*) Churfürstliche Hofpauke ꝛc.

Officiercorps des 18. Jahrhunderts verdankt den französischen Refugiés und deren Nachkommen wesentliche Elemente der Bildung, der feineren Sitte und des Formtalents, das sich dort im geselligen Verkehr, in der Literatur, Kunst und Industrie in gleicher Weise zeigt; Fouquet, Hautcharmoy, Chazot und Andere können als Muster in dieser Beziehung gelten.

Erst im 19. Jahrhundert wurden in Preußen militärische Bibliotheken gestiftet, als die Artillerie- und Ingenieurschulen in Châlons und Mézières schon über hundert Jahre lang nicht nur alles ihre Waffen Betreffende gesammelt hatten, sondern auch der großartigen Entwickelung der Naturwissenschaften gefolgt waren.

Die Bibliothek besteht aus etwa 18,000 Bänden*), darunter viele im größten Format. Nach der Capitulation von Metz benutzte man die Räumlichkeiten der Schule zur Unterbringung von Truppen; als der Friede geschlossen, wurden sie für die neue Kriegsschule bestimmt und — da das Gebäude so bald als möglich bezogen werden sollte — die Bücher in große Kisten verpackt.

Sehr erfreulicher und überraschender Weise sind trotzdem die Defecte nur gering; als die Uebergabe der Festung nahe bevorstand, hätten so viele werthvolle Werke weggeschafft oder zerstört werden können, ebenso war von den deutschen Soldaten, die so lange in Bivouaks vor Metz gelegen, kaum eine besonders zarte Schonung der zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmten Räume und der dort aufgestellten Werke zu erwarten. Aber schwerlich ist damals ein einziges Buch fortgenommen worden; — daß einige wenige Bände fehlten, erklärt sich daraus, daß der Krieg so schnell und überraschend ausbrach und nicht alle an Lehrer und Professoren verliehenen Bücher eingezogen werden konnten. Nur ein in der Bibliothek aufgehängtes Bild Napoleon's I. hatte einen Pistolenschuß in den Mantel erhalten. Aber alle sehr geschmackvollen und soliden Einbände sind unversehrt, alle Blätter unbeschrieben — eine in Deutschland nicht immer geübte Discretion — und alle Kupfer wohlerhalten.

Wenn das einerseits für die sorgsame Verwaltung und die genaue Controle spricht, so erklärt es sich doch wol hauptsächlich daraus, daß die treffliche Bibliothek gar wenig — benutzt wurde. Mit echt französischer Pedanterie war es verboten, Bücher an die Officiere, für welche die Bibliothek hauptsächlich bestimmt war, auszuleihen, sie durften von den Eleven nur in den Sälen der Bibliothek benutzt werden. Titel 11 der oben erwähnten „Ordonnance du roi" sagt:

„Während die Säle geöffnet sind, dürfen den Zöglingen nur die Werke zur Lectüre gegeben werden, welche auf den von den Aufsichtsofficieren unterzeichneten Erlaubnißscheinen genannt sind. Sie dürfen nur durch die Thür, welche nach dem Flur führt, in die Bibliothek eintreten und sie nur auf demselben Wege verlassen. Ebenso ist es den Zöglingen verboten, sich um die Oefen zu stellen, oder sich dort zu setzen, um zu lesen. Die Zöglinge müssen Sorge tragen, die Bücher vorsichtig zu durchblättern, die Kupfertafeln sorgsam zu öffnen und zu schließen und weder den Körper noch die Ellenbogen darauf zu stützen."

*) Mit Einschluß der kleinen und ziemlich werthlosen Lagerbibliothek aus Châlons, die nach den ersten Siegen der Deutschen 1870 nach Metz geschafft worden war.

Die Schüler der Anstalt, lauter Officiere, durften also nur in den Sälen derselben zu vorgeschriebenen Stunden unter steter Aufsicht lesen, und bei dem wenig wissenschaftlichen Geiste des französischen Officiercorps, der seit der Juli-Revolution und namentlich unter dem zweiten Kaiserreich in stetiger Progression abgenommen hat, läßt sich annehmen, daß die meisten Werke historischen, literarischen und philosophischen Inhalts ungelesen geblieben sind, um so mehr, da die minutiösen Bestimmungen des Reglements die Benutzung der Bibliothek erschwerten.

Eine Anzahl stark brochirter Bände, die seit Jahrzehnten beschafft, waren bei ihrer Ankunft in Berlin — noch nicht aufgeschnitten. Darunter die unter Louis Philipp angeregte „Collection des documents inédits sur l'histoire de la France". Das Studium dieser höchst lehrreichen, auf sorgsamen archivalischen Forschungen beruhenden und im Auftrage des Unterrichtsministeriums herausgegebenen Werke erfordert freilich neben historischer Kenntniß viel Zeit und Mühe. Wie interessantes Material hier vorliegt, ist aus den folgenden Titeln einiger voluminösen Bände zu entnehmen. „Lettres, instructions et papiers d'état du cardinal de Richelieu." „Correspondence administrative sous les règnes de Louis XIV. avec le cabinet du roi, les sécrétaires du roi, le chancelier, les intendants de province" etc. Camille Rousset, der treffliche Biograph Louvois', hat gezeigt, eine wie reiche Fundgrube historischer Kenntniß die Correspondenzen und Acten aus jener Zeit sind.

Die schönen Kupferwerke über Kirchenbauten und historische Alterthümer, die Beilagen zu den Reisebeschreibungen, den geographischen und archäologischen Studien über Aegypten und Algerien scheinen kaum berührt worden zu sein: dagegen zeigen rein militärische, technische Werke — z. B. über Brückenbau, Constructionen der Laffetten und Minenzündung — schwache Spuren der Benutzung.

Leider hat die Bibliothek, deren Aufstellung in Metz eine durchaus angemessene und zweckmäßige war, in Berlin nur sehr ungenügend untergebracht werden können, was deren Benutzung in hohem Grade erschwert. Bei dem Bau des neuen Generalstabsgebäudes, vor dem Kriege 1870, hat natürlich auf die Erwerbung einer so großen Bibliothek nicht Rücksicht genommen werden können; die alte Bibliothek des großen Generalstabs füllt den für sie bestimmten Saal durchaus, und daher haben die so werthvollen, zum Theil so kostbaren Werke, bei dem gänzlichen Mangel an geeigneten Räumlichkeiten, größtentheils in verschließbaren Schränken auf den finsteren Corridoren im ersten und dritten Stock, endlich in Bodenräumen aufgestellt werden müssen. Bei der bevorstehenden, bereits in Angriff genommenen Erweiterung des Generalstabsgebäudes sind geeignete Säle für die gesammte Bibliothek bestimmt. Doch soll die aus Metz stammende als solche erhalten und vermehrt werden.

Wenn der Mangel an wissenschaftlichem Interesse und das pedantische Reglement Schuld daran war, daß die Bibliothek in Frankreich wenig benutzt wurde, so mag hier in Berlin ein ähnliches Resultat durch ihre ungünstige Aufstellung sowie dadurch herbeigeführt worden sein, daß ihr reicher Inhalt in weiteren Kreisen kaum bekannt geworden. Der folgende kurze Auszug aus dem

Katalog und die hinzugefügten Bemerkungen haben den Zweck, die Aufmerksamkeit auf diese werthvolle Erwerbung zu lenken. Die Erlaubniß der Benutzung derselben — innerhalb der Grenzen des Reglements — ist keineswegs auf die Officiere des Generalstabs oder des Heeres beschränkt. Eine Bibliothek, die nicht benutzt wird, ist im Grunde ein Haufen Lumpen voll Druckerschwärze, der an ihn gebundene Geist wird erst frei und thätig in der Hand des Lesers — wir Alle haben in den letzten Jahren an uns die Erfahrung gemacht, wie wenig wir Frankreich gekannt, wie unrichtig wir Geist und Sinn der Franzosen beurtheilt haben. In der historischen, militärischen, naturwissenschaftlichen und belletristischen Literatur des Volkes spricht sich dessen Geist aus, und was seit zweihundert Jahren in Frankreich auf diesem Gebiete geschrieben, enthält die Bibliothek in seltener Vollständigkeit.

Sie ist in folgende Sectionen eingetheilt:

I.

Arithmétique et Algèbre.
Géometrie, Perspective.
Géodésie et Topographie.
Géographie, Dictionnaires, Statistique.
Géographie, Atlas et Cartes.
Astronomie, Gnomonique.
Physique.
Chimie (Metallurgie).
Mécanique.
Sciences naturelles (Zoologie, Botanique, ouvrages généraux).
Minéralogie, Géologie.
Sciences diverses (Jardinage, Agriculture, sciences médicales).
Eléments des constructions.
Constructions en terrain ferme.
Constructions hydrauliques.

II.

Art de la guerre (Stratégie, tactique, organisation des armées).
Administration militaire.
Artillerie (Ordonnances, reglements manuels, Pyrotechnie, manufactures d'armes, arsénaux).
Génie (Decrets, instructions, traités généraux, fortification permanente et passagère, attaque et defense, mines).
Infanterie.
Cavalerie, Hippiatrique.
Marine.
Sièges et Defenses de Places.
Histoire militaire.
Biographies militaires.
Mélanges militaires.

III.

Sciences morales et politiques.
Litérature, ancienne et moderne.
Histoire ancienne.
Histoire moderne (1. France et histoire générale. 2. Algérie. 3. Italie, Espagne, Portugal. 4. Angleterre, Scandinavie, Allemagne, Russie, Pologne, Turquie. 5. Asie, Afrique. 6. Amérique).
Voyages.
Biographie des hommes illustres.
Langues anciennes et modernes.
Beaux arts.
Mélanges.
Cours des écoles.

Schon aus diesen Titeln geht hervor, daß der Naturwissenschaft eine weit über den engeren technischen Zweck hinausgehende Stelle angewiesen war. Die beiden ersten Abtheilungen und „Voyages et beaux arts“ aus der dritten bilden den bei weitem größten Theil der Bibliothek. Die Geschichte, mehr aber noch die moralischen und politischen Wissenschaften sind, wie schon gesagt, ziemlich dürftig ausgestattet. Lalande's Astronomie, Laplace's „Mécanique céleste“, welche die Ergänzung zu Kant's weltumgestaltender Lehre bildet, Buffon's und Cuvier's Gesammtwerke rufen uns zurück, wieviel Frankreich im 18. Jahrhundert für die Entwickelung der exacten Wissenschaft gethan.

Aus der Rubrik „Beaux arts“ sind die vortrefflichen Bilder französischer Kirchen, z. B. der Cathedrale von Chartres, hervorzuheben. Die Construction im Grundrisse und im Durchschnitt, die Ansicht von allen Seiten wie im Innern, alle zahlreichen Ornamente, die Glasfenster (in Farben) sind in dem großen Folio so correct und sauber als möglich dargestellt; wer diese und ähnliche Kupferwerke durchblättert, hat dasselbe Gefühl der Ueberraschung, das der deutsche Soldat empfand, als er im nördlichen Frankreich fast in jeder Stadt, oft in kleinen Flecken, herrliche gothische Dome erblickte.

Wie Frankreich die Geburtsstätte der gothischen Baukunst ist, so werden jetzt — was im 18. Jahrhundert leider keineswegs geschah — die alten Kirchen im Sinne ihrer Zeit und ihres Styles vortrefflich restaurirt; die „Monuments historiques de la France“ geben Zeugniß von dem gewissenhaften Forschen und dem feinen Verständniß mittelalterlicher Kunst.

Pierre Bayle's „Dictionnaire“, gewissermaßen das erste Conversationslexicon, und Diderot's oben erwähnte „Encyclopédie“ sind der erste und der umfassendste Ausdruck der negativen, verstandesklaren, oft flachen Richtung, die man den Geist des vorigen Jahrhunderts nennt. Man wirft ihm den Mangel an geschichtlichem Sinne vor, aber die Naturwissenschaften verdanken ihm viel. Freilich, und das scheint die nothwendige Folge dieser Richtung, sind die französischen Naturforscher vorwiegend materialistisch, sie suchen Alles auf mechanische Wirkung, auf Stoß und Gegenstoß zurückzuführen, trauen nur der Erfahrung, der Beobachtung und dem Experiment, und wenn das ihnen den Vortheil gewährt, unbefangen, ohne vorgefaßte Ideen an die Natur heran-

zutreten, so hat es den Nachtheil, daß sie nur die Sinneserfahrung auffassen, nicht, was sie bedingt und ihr zu Grunde liegt. Daher ist nicht mit Unrecht gesagt worden, das Mittelalter erforschte die Natur mit Verstand, ohne zu experimentiren, die Gegenwart beobachtet und experimentirt ohne Verstand, und der Vorwurf trifft gewiß nicht die Franzosen allein.

Die griechischen und römischen Schriftsteller sind meistens in französischen Uebersetzungen vorhanden; die neuere Literatur ist fast nur durch französische Werke, aber durch alle bedeutenden Schriften des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, viele aus dem 19., alle in den besten Ausgaben, vertreten. Rabelais, in einer Ausgabe mit obscönen Kupfern aus der Zeit der Revolution, Pascal, Bossuet, Massillon, Bourdaloue, Fontenelle, Diderot, Voltaire — dieser in der schönen Ausgabe von 70 Bänden — führe ich nur beispielsweise an.

Von deutschen Schriftstellern finden sich nur Schiller und Körner in den Gesammtausgaben.

Von den Werken über ältere Geschichte mögen hier Rolin, Volney und Champollion's „Précis sur le système hiéroglyphique des anciens égyptiens" angeführt werden.

Unter der Rubrik „Aeltere Geschichte" findet sich seltsamer Weise „La mort de Caton", eine französische Uebersetzung von Addison's Trauerspiel. Von anderen Irrthümern, die dafür sprechen, daß die Verwaltung der Bibliothek in den letzten Jahrzehnten weniger sorgsam und einsichtig geführt worden, erwähne ich nur, daß Rousset's auch in Deutschland bekanntes Werk „Les Volontaires 1792—94" unter die Militärbiographien gerechnet ist. Einige neuere Werke fehlen, die der Bibliothekar des 18. Jahrhunderts nicht unberücksichtigt gelassen hätte.

Von den trefflichen, meist französischen Werken aus dem Mittelalter und der neuen Zeit führe ich noch an: Mézeray's Chronik, die beiläufig sehr überschätzt wird; sie ist das Werk eines Hofhistoriographen Ludwig's XIV. und beruht wol nur an einzelnen Stellen auf ernsterem Studium der ersten Quellen. Viel gründlicher ist die Geschichte der Stadt Metz „par les frères bénédictins" aus dem 18. Jahrhundert. De Thou's Geschichte Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Memoiren des Cardinals Retz und des Herzogs von St. Simon, die neueren Werke von Sismondi, Augustin Thierry, Barante, Guizot und andere können in einer gut verwalteten Bibliothek nicht fehlen. Fast alle Werke sind in den besten Ausgaben und sehr gut erhalten. Die deutsche Geschichte ist nur durch Uebersetzungen der Schriften von Pfister und Menzel vertreten.

Unter den militärischen Werken sind besonders die theilweise ungedruckten Journale der Belagerungen und Vertheidigungen in den Kriegen Ludwig's XIV. hervorzuheben, die gesammte historische wie die theoretische Kriegsliteratur jener Zeit findet sich vor. Ebenso reich ist die Bibliothek an militärischen Memoiren des 17. und 18. Jahrhunderts und an allen französischen Werken über die Revolutionskriege und die Napoleon's I. Die Franzosen haben zu aller Zeit ihren Ruf als Memoirenschriftsteller bewährt, und noch in den letzten Jahren haben hier in Berlin die sehr interessanten, jene Kriege betreffenden Memoiren

der Grafen Ségur und Pajol, und die „Souvenirs“ des Colonel de Gonneville angeschafft werden können. Von Reisewerken des 18. und 19. Jahrhunderts finden sich, und zwar in den Originalausgaben: Cook, Le Vaillant, Bougainville, Herrera, Malte Brun, Banks Solander, Mungo Park, Humboldt und Bonpland (es ist das von Humboldt in Paris in französischer Sprache mit vielen Kupfern herausgegebene Werk, dessen Herstellung ihm fast sein ganzes, für damalige Zeit bedeutendes Vermögen kostete). Mit sehr schönen Kupfern sind unter anderen die neuen Werke: „Gaymard's Reisen nach Scandinavien und Island,“ „Lefèvre's Reise nach Abessinien“ ausgestattet. „Le Pilote Français“ ist ein vielbändiges, sehr sauber ausgeführtes Kartenwerk, das die Wassertiefe an allen französischen Küsten, an den Stromeinfahrten auch der Colonien, und an vielen anderen Meeren, z. B. der Nord- und Ostsee, angiebt. Bekanntlich sind die Peilungen in diesen großentheils deutschen Meeren von uns noch keineswegs vollständig ausgeführt.

Piranesi's „Antiquités romaines“ in 18 Foliobänden mit den schönsten Kupferstichen, „Roma sotteranea“, das die antiquarischen Schätze der Katakomben enthält, „Les antiquités mexicaines“ und andere Werke dürften in wenigen Bibliotheken Deutschlands zu finden sein.

Piranesi's prachtvolles Kupferwerk lag immer in Friedrich des Großen Zimmer und wurde von ihm befragt, wenn es sich um Ausführung neuer Bauten handelte. Daß die Kunst des Kupferstechens im Allgemeinen zurückgegangen, daß nur in Rom im vorigen Jahrhundert noch die Traditionen des 16. und 17. lebendig waren, zeigt ein Blick auf diese correcten, edlen und feinen Bilder, voll lebendiger Wärme und voll Licht und Schatten, besonders wenn man sie mit den meist scharfen, flachen, kalten, stahlstichähnlichen Kupferstichen der Gegenwart vergleicht. Piranesi's „Antiquités“ sind nur antiquarisch im Preise von etwa 1800 M., und auch so nur selten zu kaufen. An Werken über Algerien, Aegypten und Nordafrika ist die Bibliothek besonders reich, seit fast hundert Jahren hatte Frankreich den Blick auf jene einst so fruchtbaren Länder gerichtet, die ihm ersetzen sollten, was es in Ostindien, in Canada, am Missouri und Mississippi verloren. Die Alterthümer jener Länder, ihre Agricultur, Botanik und Fauna ist eifrigst erforscht worden — wie tief in Nordafrika hinein sich die römische Herrschaft und Baukunst erstreckt, lehren die trefflichen photographischen Abbildungen römischer Alterthümer, die dort wohl erhalten sind, Dank dem trockenen Klima, dem umhüllenden Sande und vor Allem der Entfernung größerer Städte, deren Bewohner die alten Denkmäler allmälig zerstören, um neue Wohnungen aus ihrem Material zu bauen. Für die Kenntniß von Aegypten ist Denon's, des Begleiters von Napoleon's Expedition, „Description de l'Egypte“ besonders wichtig (10 Foliobände Text und 10 Bände Atlanten mit Karten und Kupfern).

Für Algerien: „L'exploration scientifique de l'Algérie“, 18 Bände in Folio, ebenfalls reich mit Kupfern und Karten ausgestattet. —

Zum Schluß mag hier auf sämmtliche Jahrgänge des Moniteur universel (Gazette nationale) hingewiesen werden, die in 187 starken Foliobänden alle Nummern mit den Beilagen vom 5. Mai 1789 bis zum Jahre 1868 enthalten.

Börne sagt einmal: bei dem Lesen des Moniteur habe ihn das Gefühl des Erhabenen ergriffen, es war ihm, als höre er die Wogen der Weltgeschichte rauschen. Gewiß giebt die Sammlung ein Bild der gewaltigen Zeit der Revolution, namentlich der Jahre bis zum Consulat, aber doch nur das Bild, welches sich in den Augen der Zeitgenossen jener Ereignisse, und auch da nur in denen einer Partei spiegelte. Lehrreich und fesselnd ist der Moniteur im höchsten Grade; er ist eine noch heute zu wenig benutzte und durchforschte Quelle der Geschichte jener Tage. Aber beim Lesen desselben fallen uns doch auch Goethe's Verse ein: „daß man die Menschen auch nicht scharf, und nur en gros betrachten darf."

Wer wollte die Größe der revolutionären Bewegung verkennen, die Europa so vollständig umgestaltet hat, und deren Wirkungen noch Jahrhunderte lang fortdauern werden! Sie erschien so edlen, frommen und geistreichen Männern wie Klopstock und Claudius, ich führe absichtlich streng christlich gesinnte Männer an, zuerst in reinstem Lichte, und noch spätere Schriftsteller, wie Mignet, Thiers und Lamartine, haben sie verherrlichend dargestellt und alle ihre Greuel und Thorheiten gewissermaßen nur als die nothwendigen Folgen der Entwickelung, fast als hebende Schatten betrachtet. Wer aber die Schilderung der Ereignisse im Moniteur liest, wird doch einen anderen Eindruck gewinnen.

Kaum giebt es ein Ereigniß aus der Zeit der Revolution und des Directoriums, in welcher Zeit sich das politische Leben Frankreichs in Paris concentrirte, auf welches die genaue Kenntniß des Moniteur nicht ein neues, meist düsteres, unheimliches Licht würfe.

Wenn ich hier angedeutet habe, wieviel Interessantes und Lehrreiches für die Kenntniß der Begebenheiten und für die Beurtheilung der Persönlichkeiten jener tief bewegten Jahre deren bedeutendste Zeitung darbietet, so hätte ich ebenso gut auf jeden Band der „Monuments historiques de la France", auf die Reisebeschreibungen des vorigen Jahrhunderts, auf die Werke über Aegypten, Algerien und Nordafrika hinweisen können, um zu zeigen, welch' reiche Quellen geschichtlicher, archäologischer und geographischer Kenntniß in dieser Bibliothek noch ihrer Eröffnung und Benutzung warten.

Wir sind durch die Geschichte von mehr als dreihundert Jahren gewöhnt, die Franzosen fast nur im Gegensatz zu den Deutschen zu denken, wol auch, weil der deutsche und französische Geist sich vielfach ergänzen; worauf wir am meisten stolz sind, müssen sie ewig entbehren, und uns fehlt Vieles von dem, wodurch sie glänzen. Wenn es aber wahr ist, daß man im Kriege wie im Frieden die Ueberlegenheit über den Gegner am sichersten gewinnt, indem man seine Stärke und seine Schwächen erkennt und dadurch sein Wesen begreift: so müssen wir nicht nur die Stärke seiner Heere, Festungen und Eisenbahnen, die Bodengestaltung Frankreichs kennen, sondern auch seinen Geist, wie er sich in der Geschichte, der Wissenschaft und Literatur ausspricht.

Schiffbruch.

Eine Erzählung aus Japan

von

Rudolph Lindau.

I.

Im Jahre 1864 lebte in Yokohama in Japan ein Mann, Namens Parker, der bei jeder Gelegenheit ein außerordentliches Interesse für das allgemeine Wohl der fremden Gemeinde an den Tag legte und der sich auf diese Weise den Ehrenbeinamen „the Public Spirited" — „der für das Gemeinwohl Bedachte" — erworben hatte. „Public Spirited" Parker, oder P. S. Parker, wie er von allen seinen Freunden genannt wurde, hatte eine Specialität: er gründete Clubs. Der Renn-Club, der Schlittschuhläufer-Club, der Cricket-Club, der Racket-Club, der Ragatta-Club, der Yokahama United-Club endlich verdankten ihm ihren Ursprung. Parker besaß ein außerordentliches Organisations- und Administrationstalent und würde in seinem Vaterlande, England, ein hervorragender Mann geworden sein, wenn er in eine regelmäßige Carriere eingetreten wäre, in der er seine natürlichen Anlagen hätte verwerthen können. Dies war nicht der Fall gewesen; der „Public Spirited" hatte seine Heimath jung verlassen und, seinem Hang nach Abenteuern folgend, während der besten Jahre seines Lebens fremde Länder durchstreift. Er hatte in Indien, am Cap der guten Hoffnung, in Australien und China gelebt, bis ihn der Zufall im Jahre 1864 nach Japan verschlug. Das schöne, damals noch wenig gekannte Land gefiel ihm vor allen andern und er beschloß, sich dort niederzulassen. Er wurde nach kurzer Zeit eine allgemein bekannte, beliebte und geachtete Persönlichkeit. — Wenn ich mich nicht irre, lebt er dort noch heutigen Tages als Besitzer eines kleinen Landgutes, welches den europäischen Markt von Yokohama mit Butter, Milch, Käse, Geflügel, Obst und Gemüse versorgt. —

In dem obengenannten United-Club versammelte sich vor einigen Jahren allabendlich die Mehrzahl der Einwohner von Yokohama. Parker, als Secretär des Clubs, hatte einen französischen Koch engagirt, welcher ein leidlich gutes Diner zu bereiten verstand. Auch konnte man im Club Billard spielen, Kegel

schieben oder in der Trinkstube, an der „Bar", sämmtliche Tagesneuigkeiten von Yokohama erfahren, verbreiten und controliren. Subscriptionsbälle — vierzig Tänzer und acht Damen — und Festessen wurden ebenfalls im Club veranstaltet.

Yokohama war damals eine sehr vorurtheilsfreie Stadt, und der United Club konnte nicht eben „exclusiv" genannt werden. Das Comité ballotirte zwar über ein jedes neu aufzunehmende Mitglied, aber der Gebrauch der schwarzen Kugeln schien ihm gewissermaßen unbekannt zu sein. Jedermann, der sich eines unbescholtenen Namens erfreute, war der Aufnahme in den Club sicher. Man fand dort die Officiere der englischen und französischen Garnison von Yokohama, vom Colonel bis zum jüngsten Fähnrich; die Chefs europäischer und amerikanischer Handlungshäuser, sowie die Commis, welche in diesen Häusern angestellt waren; Schiffscapitäne von Kauffahrern und Officiere der fremden Kriegsschiffe, die im Hafen von Yeddo und Yokohama vor Anker lagen. Alles dies lebte friedlich und freundlich nebeneinander. Jeder Fremde, der nach Yokohama kam, wurde zunächst nach dem Club geführt, um dort am selben Abend sämmtliche Einwohner von Yokohama, welchen er vorgestellt zu werden wünschte, kennen zu lernen. Yokohama war eine kleine Stadt, aber es herrschte dort kein kleinstädtischer Ton. Fremde Besucher wurden im Club nicht etwa angestaunt, sondern konnten im Gegentheil unbeachtet und ungenirt thun und treiben, was sie wollten, so lange sie sich innerhalb der weiten Grenzen der Club-Regulativen bewegten.

Ich saß eines Abends, im Monat Juni des Jahres 1864, auf dem hohen Sopha des Billardzimmers und sah einer Partie zwischen zwei geschickten Spielern zu, als ich mich von P. S. Parker rufen hörte. Der „Public Spirited" hatte eine laute, helle Stimme, und Jedermann im großen Billardzimmer mußte so gut wie ich hören, was Parker mir zu sagen hatte. Es war kein Geheimniß. Parker kannte überhaupt nur solche Geheimnisse, die er über alle Dächer schreien durfte. —

„Hier stelle ich Ihnen den Dr. Heinrich Günther vor!" rief er. „Er hat Briefe für Sie von gemeinschaftlichen Freunden aus Deutschland. Er ist heute Nachmittag mit dem P. & O. Mailsteamer angekommen und kann Ihnen frische Nachrichten aus der Heimath bringen." — Damit verschwand Parker wieder, um an irgend einem anderen Ende des Clubs irgend einen anderen Dienst zu leisten.

Der Neuangekommene schien etwas verlegen, auf so laute Weise der ganzen Gesellschaft vorgestellt zu werden, und seine Stimme klang leise, fast schüchtern, als er das Gespräch mit mir anknüpfte. Ich hatte ihn flüchtig gemustert und seine Persönlichkeit machte einen höchst angenehmen Eindruck auf mich.

Günther war damals 28 Jahre alt. Ich erfuhr dies später, denn er sah älter aus. Er hatte graues Haar und ein außerordentlich ernsthaftes, ich möchte beinahe sagen sorgenvolles, trauriges Gesicht. Seine tiefliegenden braunen Augen hatten den treuesten Blick, den ich je bei einem Menschen gesehen habe. Der Vergleich, den ich geben werde, ist nicht poetisch, aber er drängte sich mir sofort auf und ist vollständig richtig: der Blick meines Landsmannes erinnerte

an den melancholischen, schönen Blick eines treuen Hundes. — Günther's Stirn war breit und edel geformt, die Nase etwas stark; er trug einen langen, vollen Bart, seine Statur erreichte kaum die Mittelgröße, aber war kräftig und symmetrisch.

„Herr Parker hat Ihnen bereits gesagt, daß ich Träger von Briefen für Sie bin" — hob er an. „Ich habe in der That Briefe und Bestellungen für Sie von Ihrem Bruder und von Förster und von Ribbeck."

Im Jahre 1864 wäre ein nicht gastfreundlicher Mensch die seltenste Ausnahme in Yokohama gewesen. — Dies soll sich seitdem etwas geändert haben. — Zur Zeit, von der ich jetzt spreche, konnte kein Fremder mit guten Empfehlungsbriefen nach Yokohama kommen, ohne daß ihm nicht sofort die Häuser aller Derjenigen geöffnet wurden, an die er Einführungen mitgebracht hatte.

Förster und Ribbeck waren alte gute Freunde von mir, und Jemand, der mir von ihnen empfohlen war, konnte mir in Yokohama nichts Anderes als ein willkommener Gast sein. Nachdem ich also die kurzen, herzlichen Schreiben, die Günther aus einer Brieftasche gezogen und mir überreicht hatte, flüchtig gelesen, war es ganz natürlich, daß ich den Ueberbringer einlud, in mein Haus zu ziehen.

Günther hatte wohl schon auf seiner Reise nach Japan gehört, daß ihm ein solcher Empfang bevorstehe, und nahm meine Einladung ohne jede Förmlichkeit an. Ich führte ihn darauf nach meiner Wohnung, wies ihm ein Zimmer an und stellte einen Kotzkoi — japanesischen Diener — zu seiner Verfügung. Dann ließ ich sein Gepäck holen, das noch auf dem Dampfboote war und bat ihn, wie es die gute Sitte in Yokohama damals allgemein erheischte und wie ich es aufrichtig meinte, mein Haus wie das seinige zu betrachten.

Nach wenigen Tagen schien es mir, als ob ich Günther seit Jahren gekannt hätte. Er war ein einfacher, schlichter Mann. Ich gewann ihn lieb und er schenkte mir bald sein Vertrauen. Im Laufe der langen Unterhaltungen, die ich des Abends auf der Veranda mit ihm hatte, erfuhr ich Folgendes von seiner Lebensgeschichte:

Günther hatte sich den Naturwissenschaften gewidmet. Er hatte in Halle und Berlin studirt und war mit seinem Diplom als Doctor philosophiae nach Paris gewandert, um dort sein Glück zu suchen. Er hatte es nicht gefunden. Es war ihm im Gegentheil in Paris manchmal recht schlecht gegangen. Nachdem er dort drei Jahre lang eine Art Zigeunerleben geführt hatte, war er in seine Heimath zurückgekehrt, um eine winzig kleine Erbschaft anzutreten. In seiner Heimath hatte er ein junges Mädchen kennen und lieben gelernt, und einer deutschen, bürgerlichen, unklugen, aber nicht unschönen Sitte folgend, hatte er sich mit ihr verlobt, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, wie er es anfangen könne, sich zu verheirathen und Frau und Kind zu ernähren.

Günther, der sich den ganzen Tag mit Zahlen beschäftigte und ein vorzüglicher Mathematiker war, zeigte sich als ein höchst mittelmäßiger Rechner, sobald es sich um seine eigenen finanziellen Verhältnisse handelte. Bei Gelegenheit seiner Verlobung mußte die leidige Geldfrage nun aber doch auch berücksichtigt werden, und sie erwies sich im vorliegenden Falle als so außerordentlich einfach, daß

es selbst dem unpraktischen Heinrich sonnenklar wurde, dieselbe widersetze sich einer sofortigen Verheirathung mit seiner geliebten Marie. Aber Günther verlor den Muth nicht leicht. — „Alles wird schließlich schon in Ordnung kommen," pflegte er zu sagen. Er zweifelte auch nicht einen Augenblick daran, daß seine Verheirathung „schließlich irgendwie" möglich werden würde, und machte sich ohne Zeitverlust daran, sich nach einer socialen Stellung umzusehen.

Leute, die aus irgend einem Grunde die breiten Straßen verlassen, auf denen die Mehrzahl der Menschen von der Wiege zum Grabe wandelt, haben gewöhnlich große Mühe, sich auf den engen Seitenwegen durchzuschlagen, welche mit diesen Straßen, Carrieren genannt, parallel laufen. Auch der beschränkteste Auscultator und Referendarius bringt es schließlich mit gewöhnlichem Glücke bis zum Rath, und jeder Fähnrich ist sicher, wenn Gott ihm langes Leben schenkt, als Major oder Oberst zu sterben. Die Zeit macht in diesen Fällen, wenn auch nicht Alles, so doch Vieles gut und ersetzt bis zu einem gewissen Grade Begabung und Tüchtigkeit. Aber der Mann, der aus den gebahnten, eben getretenen Lebenswegen heraustritt, der durch eigenen Willen oder durch äußere Verhältnisse von den großen Straßen entfernt wird und sich nun seinen eigenen Weg zu suchen hat — der Mann muß außergewöhnliches Glück oder außergewöhnliche Kraft und Energie besitzen, um nicht bald im Kampfe gegen die Hindernisse, die sich ihm überall entgegenstellen, zu unterliegen. — Wie Viele habe ich nicht selbst auf den Seitenwegen des Lebens kläglich zu Grunde gehen sehen, die gewiß Kraft genug besaßen, um auf den breiten Straßen im gewöhnlichen Marschtempo fortzuschreiten, — arme, müde Wanderer, die erschöpft niedersanken, und die, von Wenigen gekannt, von Wenigen bemitleidet, ein traurig bewegtes Leben jung abgeschlossen haben, um spurlos zu verschwinden und rasch und vollständig vergessen zu werden.

Heinrich Günther war nicht in eine regelmäßige Carriere eingetreten. — Liebe zur Unabhängigkeit, Sorglosigkeit und Selbstvertrauen hatten ihn bewogen, sich seinen eigenen Lebensweg bahnen zu wollen. Seine ersten Schritte — die Reise nach Paris — hatten ihn nicht vorwärts gebracht. Er war nun 26 Jahre alt, ohne Stellung, im Besitz eines Vermögens, das zu klein war, um mit Nutzen verzinst werden zu können, und außerdem der förmlich verlobte und ernsthaft verliebte Bräutigam eines jungen Mädchens, das ebenso arm und ebenso sorglos wie er war, und das sich vollständig beruhigt fühlte, wenn Günther seine Zukunftspläne mit den trostreichen Worten schloß: „Sei nur ganz ruhig, mein liebes Kind, Alles wird schon schließlich in Ordnung kommen." — „Ich habe nicht die geringste Besorgniß," antwortete sie dann, „Du wirst schon Alles in Ordnung bringen."

Es zeigte sich nun aber bald, daß dies doch eigentlich nicht so leicht sei, wie unsere beiden Verliebten vermuthet hatten. Ein Mathematiker und Physiker, selbst wenn er sehr tüchtig ist und mit Lust und Liebe weiterstudirt, so daß er täglich tüchtiger wird, findet viel schwerer irgend ein Unterkommen, als der erste beste, mittelmäßig gute Schuster- und Schneidergeselle. Dazu kam noch, daß Günther ein sehr schlechter Bittsteller war und es ganz und gar

nicht verstand, sich selbst so anzuempfehlen, wie er es verdient hätte, und wie Jeder, der ihn kannte, ihn gern empfohlen haben würde.

Nachdem Günther nahe an sechs Monate „suchend" in Berlin umhergegangen war, wurde ihm die Zeit sehr lang und das Herz etwas schwer. Seine Braut schrieb ihm die zärtlichsten Briefe; auch nicht der entfernteste Anklang einer Klage, nicht das schwächste Symptom von Enttäuschung war in denselben zu finden. Marie war ganz sicher, daß ihr „guter, lieber Heinrich schließlich Alles in Ordnung bringen werde", und nur im gemeinschaftlichen Interesse, wie ein Zeichen der Theilnahme und nicht etwa der Besorgniß erlaubte sie sich manchmal die schüchterne Anfrage, wie denn die Sachen eigentlich ständen, ob irgend eine bestimmte, wenn auch noch entfernte Aussicht vorhanden sei, daß „Alles" nun in einer gewissen definirten Form „in Ordnung kommen werde". —

Heinrich hatte große Mühe, diese Briefe so zu beantworten, wie er es für seine Pflicht hielt. Klagen über das eigne Schicksal schienen ihm unter allen Umständen als eines Mannes unwürdig; einem geliebten Wesen aber, das beim besten Willen nichts helfen konnte, das Herz durch Klagen schwer machen, um sich dadurch das eigne Gemüth zu erleichtern, wäre ihm wie eine erbärmliche Feigheit und unnütze Grausamkeit vorgekommen. Die Briefe an „meine geliebte, einzige Marie" gaben zu der Zeit ein sehr geschmeicheltes Bild von der Gemüthsverfassung unseres Freundes. Er schrieb, er fahre fort, sich nach einer annehmbaren Stellung umzusehen, er gebe durchaus nicht die Hoffnung auf, eine solche zu finden; dies sei etwas schwieriger, als er anfänglich geglaubt habe; aber er bleibe guten Muthes und er könne nur wiederholen und immer wiederholen, sie, „die einzige geliebte Marie" solle sich keine Sorgen machen und solle ruhig überzeugt bleiben, daß „schließlich Alles in Ordnung kommen werde." —

Aber es schien nicht in Ordnung kommen zu wollen. Günther hatte hunderte von unnützen Versuchen gemacht und sein Muth fing an zu wanken. Appetitlosigkeit und schlaflose Nächte stellten sich ein; die Stirn erbleichte, ja die Haare ergrauten, und die guten, ehrlichen, treuen Augen blickten mit jedem Tage sorgenvoller und trauriger. Keine Klage kam über seine Lippen, aber es zuckte schmerzlich um den festgeschlossenen Mund, der schweigsam und doch deutlich die Leiden unseres Freundes erzählte. Eines Abends fühlte sich Günther sehr angegriffen und am nächsten Morgen konnte er nicht aufstehen: er war krank.

Dr. Förster, den Günther an sein Bett rief, hatte mit ihm studirt und war ein ergebener Freund.

„Du bist nicht krank," sagte er, „Du bist aufgeregt, unruhig; Deine Nerven sind überreizt. Um Dich curiren zu können, müßte ich zunächst wissen, weshalb Du Dir Sorgen machst, und dann in der Lage sein, diese Sorgen zu beseitigen."

Günther war ganz der Mann dazu, sich selbst objectiv zu betrachten. Ohne sich bitten zu lassen und ohne sich zu beklagen, erzählte er aufrichtig und einfach, was ihm fehle.

„Siehst Du, Förster," schloß er seine Bekenntnisse „es ist mir ja

meinetwegen gar nicht soviel daran gelegen, ob ich heute oder morgen oder in zehn Jahren eine Stellung finde. Soviel wie ich zum Leben gebrauche, kann ich mir schon noch verdienen. Außerdem bin ich gar nicht in Verlegenheit. Ich habe noch mehrere hundert Thaler und könnte von meinem eignen Capitale und ohne einen Heller zu verdienen noch zwei, drei Jahre lang anständig leben. Glaube nicht, daß ich meinetwegen sorge. Die Sache ist nur die, verstehst Du, daß ich mich verlobt habe, daß ich einem reinen, guten Mädchen Vertrauen eingeflößt habe, und daß ich mich nicht in der Lage fühle, dies Vertrauen zu rechtfertigen. Meine Braut hat eine viel zu gute Meinung von mir. Sie hält mich für einen Mann, der Alles erreichen kann, dem Alles gelingen muß. Ich wage nun gar nicht, ihr zu sagen, wie schwach und hilflos ich mich fühle; nicht aus Eitelkeit, dies versichere ich, sondern weil es ihr wirklich bittere Schmerzen verursachen würde, sich in mir getäuscht zu haben." —

Als Förster einige Tage später wieder zu Günther kam, sah dieser auf dem Gesichte seines Freundes, daß er ihm irgend eine angenehme Mittheilung zu machen habe.

„Heraus mit dem Gesundheitstrank, Doctor," sagte er, „Du hast mir etwas Gutes mitzutheilen. Ich bin ungeduldig. Laß mich nicht warten."

„Zuerst eine Frage," war Förster's Antwort. „Würdest Du etwas dagegen haben, eine große Reise zu machen, über Land und Meer zu gehen und vielleicht Jahre lang von Europa abwesend zu bleiben?"

„Nicht im Mindesten," erwiderte Günther, ohne nachzudenken.

Förster erzählte darauf, daß er seinem Freunde kein bestimmtes Anerbieten zu machen habe, daß er ihm aber von einer Reise nach Japan mit ziemlicher Sicherheit guten Erfolg versprechen zu können glaube. Er wisse, daß die japanesische Regierung deutsche Lehrer suche und daß sie diese Lehrer sehr anständig bezahle; und er habe einen erprobten Freund in Japan, der dort eine einflußreiche Stellung einnehme und gewiß Alles thun würde, was in seinen Kräften stände, um Günther zur Erreichung seines Zieles behülflich zu sein.

„Mein Rath ist folgender," schloß er. „Mache Dein Hab und Gut zu baarem Gelde, sage Deiner Braut, daß sie ein braves Kind sein muß, daß sie sich noch einige Jahre zu gedulden habe und geh' auf gut Glück nach Japan. Ich kann Dir die besten Empfehlungen für meinen Freund dort mitgeben und ich garantire Dir, daß er Dich mit offenen Armen empfangen wird."

Günther hatte sich die Sache eine halbe Stunde lang überlegt, war am nächsten Tage, vollständig geheilt, zu seiner Braut gereist, und hatte diese mit Leichtigkeit davon überzeugt, daß er im gemeinschaftlichen Interesse nichts Besseres thun könne als nach Japan zu gehen. Er hatte darauf unter heißen Thränen von ihr Abschied genommen, war auf ein Schiff gestiegen und ohne Unfall in Yokohama angekommen, um dort „Alles in Ordnung zu bringen".

II.

Es gelang mir, nach einigen Wochen, Günther eine Stelle an der neugegründeten Hochschule in Yeddo zu verschaffen. Selten sah ich einen glücklicheren Menschen als den braven Doctor an dem Tage, an dem er einen Con-

tract auf drei Jahre mit der japanesischen Regierung gezeichnet hatte. Er verpflichtete sich darin, seine Schüler die Elemente der Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie zu lehren; die Regierung wies ihm dafür freie Wohnung in einem schönen alten Tempel in Yeddo und ein jährliches Einkommen von vier Tausend Dollars an.

„Viertausend Dollars," wiederholte Günther ein über das andere Mal, die Worte so lang wie möglich ziehend, „Vier — Tausend — Dollars — über fünf Tausend preußische Thaler! — Wissen Sie wohl, hochverehrter Freund, daß ich von einem Jahr meines heutigen Gehaltes zehn Jahre lang in Deutschland leben kann, ergo von meinem Gehalte von drei Jahren dreißig Jahre?"

Ich schüttelte etwas ungläubig den Kopf.

„Fragen Sie meine Braut," fuhr Günther im Tone innigster Ueberzeugung fort, „ob sie sich nicht anheischig macht, uns mit fünfhundert Thalern per annum wie die Prinzen leben zu lassen. — Spaß, Mann! — Sie wissen nicht, was Marie für eine Frau ist. Eine Perle ist sie. Sie ist nicht eine von jenen großen Damen, die des Morgens schon in Reifröcken umherlaufen und mit Handschuhen in die Küche gehen. Nein, meine Marie hat es gelernt, die derben, guten, ehrlichen Hände an's Werk zu legen und auf ihre Arbeit mehr als auf Nichtsthun stolz zu sein. Ich wiederhole Ihnen: wie die Prinzen werden wir in Deutschland mit fünfhundert Thaler per annum leben; sagen wir sechshundert, also fünfzig Thaler per Monat, aber damit bin ich sicher, ein reicher Mann zu sein. — Was glauben Sie, was ich als Student in Halle ausgegeben habe? Dreißig Thaler im Monat; nicht einen Heller darüber, und dafür hatte ich noch Bier und Tabak, mehr als mir vielleicht gut war. Und der Speisewirth mußte doch an dem verdienen, was ich aß, und es ist bekannt, daß man in möblirten Wohnungen stets theurer und schlechter lebt, als wenn man seine eignen Möbel besitzt." —

Ich hatte Günther nie so gesprächig gesehen, und ich hatte nicht den Muth, Wasser über seinen auflodernden Enthusiasmus zu gießen. Ich sah ihn am ganzen Nachmittag Briefe schreiben und Bogen auf Bogen bei Seite legen. Seine Augen glänzten in ungetrübter Freude, und ein Lächeln höchster Befriedigung lagerte auf seinem Gesichte. Gott weiß, was er seiner „einzigen Marie" schrieb und wie diese sich über den Brief ihres „geliebten Heinrich" gefreut haben mag.

Günther wurde in kurzer Zeit der angesehenste und beliebteste Lehrer an der Universität in Yeddo. Er nahm sich seiner Sache mit einem Eifer an, der die Japanesen in freudiges Erstaunen versetzte. Diese hatten fast immer nur mit solchen Fremden zu thun gehabt, welche weiter nichts beabsichtigten, als soviel wie möglich Geld zu erlangen und dafür so wenig wie möglich Arbeit zu liefern. Günther nahm die Sache ganz anders auf: Er schien zu fürchten, daß er gar nicht genug thun könne. Nach seinen regelmäßigen Lehrstunden gab er unentgeltlich allen Denjenigen Privatunterricht, die ihn um Rath fragten. Außerdem zeichnete er Pläne für die japanesische Regierung, errichtete ihr ein Observatorium und ein Laboratorium, und schien Willens zu sein, die wissenschaftliche Regeneration Japan's nicht nur zu übernehmen, sondern auch

wirklich durchzuführen. Die Japanesen waren im höchsten Grade befriedigt und erboten sich am Ende des ersten Jahres aus freien Stücken, was ganz unerhört war, den Gehalt Günther's von vier auf sechs Tausend Dollars zu erhöhen und, wenn er es wünschte, einen neuen Contract auf fünf Jahre mit ihm zu zeichnen.

Günther kam eines Tages nach Yokohama geritten, um mir diese frohe Nachricht zu bringen. Er hatte sich, wie die meisten in Japan ansässigen Fremden, ein Pferd angeschafft, und bildete sich nun, obgleich er erst seit einigen Monaten ritt und vor seiner Reise nach Japan nie auf einem Pferde gesessen hatte, nicht wenig auf seine Reitkunst ein. Er, der bescheidenste Mensch, den ich gekannt habe, war in dem harmlosen Glauben glücklich, er besitze ein „wildes" Pferd, das er allein zu bändigen verstehe. Er würde es sehr übel genommen haben, wenn man einen Zweifel über seine Geschicklichkeit als Reiter ausgesprochen hätte. Es war ein Bild zu sehen, wie er dem Pferde den Hals streichelte, als verlange die Vorsicht, es zu beruhigen, ehe man sich ihm anvertraue, wie er sodann sorgfältig die Zügel zusammennahm und sich schnell in den Sattel schwang; und es war ergötzlich zu hören, wie er im besten Glauben den Pferdejungen warnte, sich vor den Hufen seines „Staniero" in Acht zu nehmen. — Staniero war, dies sei beiläufig bemerkt, ein langhaariger, gutmüthiger, etwas fauler Yesso-Pony, den selbst Sporen und Peitsche nicht in Carriere bringen konnten und der im gemüthlichen Zuckeltrab, ohne Eifer und ohne Zorn, das leichte Tagewerk zu verrichten pflegte, das Günther ihm auferlegte. — Unser Freund besuchte sein Pferd regelmäßig Morgens und Abends im Stall, und wenn er einen zwei Stunden langen Ritt gemacht hatte, inspicirte er den Rücken und strich er die Beine seiner Rosinante mit der ernsthaften Kennermiene eines Roßarztes oder Pferdeverkäufers. Staniero spielte eine große Rolle in der ruhigen, harmlosen Existenz des braven Doctors. —

Günther besuchte mich, wie gesagt, eines Tages, um mich von dem ihm von der japanesischen Regierung gemachten Vorschlage in Kenntniß zu setzen. Ich war sein Freund und Rathgeber geblieben und kannte sein ganzes Leben. So hatte ich denn auch erfahren, daß Günther's erste Calculationen in Bezug auf die Ersparnisse, die er zu machen gedachte, sich als nicht ganz richtig erwiesen hatten. Günther hatte mir erröthend gestanden, daß er viel mehr Geld ausgebe, als er anfänglich gemeint hatte.

„Ich schränke mich so viel wie möglich ein," sagte er, „aber wirklich das Geld gleitet Einem hier mit erschrecklicher Leichtigkeit durch die Finger. — Yeddo ist ein theures Pflaster. Ich habe keine Miethe zu bezahlen, das ist wahr; und die Regierung ist sehr liberal und hat alle Aenderungen, die ich in Dsen-fu-dsi — dies war der Name des Tempels, den er bewohnte — vorzunehmen wünschte, aus ihrer Tasche bezahlt. Aber ich habe bemerkt, daß ich einen Kotzkoi (Kammerdiener), Momban (Portier), Betto (Pferdejungen) und einen Koch haben muß, um meiner Stellung angemessen aufzutreten. Die vier Faullenzer, die zusammen nicht halb soviel thun als eine einzige gute deutsche Magd thun würde, kosten dreißig Dollars per Monat und essen für ebensoviel Reis und Fisch. Was sie an Oel verbrennen, oder mir für verbranntes Oel

anrechnen, ist haarsträubend. Im vergangenen Monat habe ich einen halben Picul Oel bezahlen müssen. 66½ Pfd. lieber Freund! Bedenken Sie, was das sagen will. Marie würde über eine so unerhörte Verschwendung graue Haare bekommen. 66½ Pfd. Oel, und Gott weiß, wie viel Pfund Zucker und Salz und Pfeffer und Reis; genug, um ein halbes Regiment zu füttern. Ich werde bestohlen, das ist ganz klar, aber es scheint, als ob das nun einmal Sitte hier zu Lande sei und daß ich nichts Anderes zu thun habe als mich im Stillen darüber zu ärgern, aber sonst ruhig auszuhalten. Meine Nachbarn, mit denen ich mich über diese exorbitanten Haushaltungsunkosten unterhalten habe, geben Alle viel mehr aus als ich; sie sagen mir sogar, daß ich außerordentlich billig lebe. Staniero kostet mich auch monatlich, gering gerechnet, zehn Dollars. Aber sehen Sie, lieber Freund, das Pferd muß ich haben. Wie sollte ich die weiten Wege in Yeddo machen und wie sollte ich von Yeddo nach Yokohama kommen, wenn ich kein Pferd hätte? Ich würde beim Marschiren für mehr als zehn Dollars Zeit verlieren. Denn das Thier ist außerordentlich schnell. Sie sehen es ihm vielleicht nicht an, aber ich versichere Sie, es ist außerordentlich schnell. Kurz und gut: der Kotzkoi, der Momban, der Betto, der Koch, Staniero und meine Wenigkeit, wir verzehren nicht weniger als zweihundert Dollars per Monat, und von meinen schönen vier Tausend Dollars kann ich am Ende des Jahres kaum mehr als ein Tausend bei Seite legen. Ich habe es noch gar nicht gewagt, Marie dies zu schreiben. Sie würde mich für einen Verschwender halten. Ein Einkommen von sechs Tausend Dollars würde meine Lage erheblich verbessern. In fünf Jahren könnte ich dann fünfzehn Tausend Dollars zurücklegen. Das ist viel mehr, als ich gebrauche, um von meinen Zinsen in Deutschland leben zu können. Aber fünf Jahre ist etwas lang. Ich bin jetzt 29 Jahre alt — 29 und 5 macht 34 — dann ist ein schöner Theil des Lebens dahin. Marie ist erst 21 Jahre alt. 21 und 5 macht 26. Das ist noch jung. Aber es grämt mich zu denken, daß meine Braut noch fünf Jahre auf mich warten soll. Ich amüsire mich hier ganz gut und bin nicht zu beklagen. Ich lebe wie ein großer Herr; ich habe Kammerdiener, Koch, Portier und Groom und verbrenne 66 Pfd. Oel per Monat. Meine Beschäftigung gefällt mir und ich habe nicht Zeit, mich zu langweilen. Aber das arme Mädchen, Marie, die ist zu beklagen; die ist ihr eigner Koch und kocht wohl auch noch für ihre Mutter und ihren Vater; sie hat weder Kammermädchen noch Kutscher; ihre einzige Zerstreuung sind meine Briefe, und ihre Hauptbeschäftigung scheint mir zu sein, Pantoffeln, Schlummerrollen, Brief- und Cigarrentaschen zu sticken, Börsen zu häkeln und Strümpfe zu stricken. Ich besitze bereits drei Paar Pantoffeln und ebensoviele Schlummerrollen, Brieftaschen und Börsen, obgleich ich hier von den schönen Sachen nichts benutzen kann. Strümpfe haben wir genug für mehrere Generationen. — Nein, aufrichtig gesagt, ich schäme mich, hier in Japan herrlich und in Freuden zu leben, während meine Braut daheim ein einförmiges, freudenloses Leben führen soll. — Und nun komme ich zu dem eigentlichen Zwecke meines Besuches, zu dem Schluß meiner Rede: meine Absicht ist, mir von den Japa-

nesen einen Urlaub von vier Monaten zu erbitten, nach Hause zu reisen, Marie zu heirathen und mit ihr nach Yeddo zurückzukehren. Was sagen Sie dazu?" —

Was konnte ich dazu sagen? Ja, natürlich. — Der Urlaub war leicht erwirkt unter der Bedingung, daß Günther den neuen Contract auf fünf Jahre zeichnen sollte, was er bereitwillig that. — Und so trat der gute Doctor, achtzehn Monate, nachdem er zum ersten Male den Fuß auf japanesischen Boden gesetzt hatte, seine Rückreise nach Europa an.

„Ein Glücksvogel, wie ich, wird selten geboren," sagte er, als er von mir Abschied nahm. „Wie wird sich Marie freuen! Sie haben keine Idee davon, wie sie sich freuen wird, das gute, liebe Mädchen!" —

Drei Monate darauf erhielt ich einen Brief aus Marseille, in dem mir Günther schrieb, daß er nach guter Reise wohlbehalten in Europa angelangt sei und nun ohne Aufenthalt nach Hause reise. Die nächste Post bereits zeigte mir an, daß die Heirath in vierzehn Tagen stattfinden werde und daß das junge Ehepaar sofort nach der Verheirathung die Rückreise nach Japan antreten werde. —

„Es giebt wenig Männer, die in der Lage sind, ihrer jungen Frau eine Hochzeitsreise nach Japan anzubieten," schrieb mir Günther. „Ja, ich bin wirklich ein glücklicher Mensch, und Sie sehen, ich hatte Recht, nicht zu verzweifeln und mir immer zu sagen und Marie zu wiederholen, daß schließlich Alles in Ordnung kommen würde. — Alles ist in Ordnung gekommen. Wir reisen am 16. Juli mit dem Messageries Imperiales Steamer „Suwo-Nada" von Marseille ab und werden gegen Mitte September in Yokohama eintreffen. Bereiten Sie sich darauf vor, zwei vergnügte Gesichter zu sehen: das meiner Braut, die Sie bereits lieb gewonnen hat und Sie herzlich grüßen läßt, und das Ihres dankbaren und ergebenen

Heinrich Günther."

III.

Im Club herrschte eine eigenthümliche Aufregung. Sämmtliche Einwohner von Yokohama schienen sich dort Rendezvous gegeben zu haben. Der Speisesaal, die Bar, das Billardzimmer waren mit Gästen angefüllt. Dessenungeachtet war es dort außerordentlich still. Die Leute unterhielten sich eifrig, aber leise, flüsternd. Auf vielen Gesichtern war Bestürzung und Schrecken zu lesen. Plötzlich hieß es: „Parker hat Nachricht von der Suwo-Nada — er ist in der Kegelbahn — er wird sprechen."

In wenig Minuten war die ganze Gesellschaft in dem großen Schuppen versammelt, in dem sich die Kegelbahnen befanden. Am oberen Ende des Raumes, hinter einem Tische, stand P. S. Parker.

Den Einwohnern von Yokohama waren improvisirte Versammlungen nichts Fremdes. Meetings waren vielmehr in der jungen Colonie an der Tagesordnung, und es fehlte dort weder an Rednern, noch an geschulten Präsidenten, um die Debatten irgend einer Versammlung zu leiten. Yokohama beherbergte damals eine nicht geringe Anzahl junger, wilder Leute, sogenannte „Pionniere der Civilisation", die bei manchen Gelegenheiten viel weniger civilisirt erschienen, als die von ihnen verachteten „japanesischen Barbaren". Aber sobald es sich um ein

Meeting handelte, hielt ein jeder Europäer und Amerikaner darauf, daß nach gewissen, durch den Gebrauch geheiligten parlamentarischen Regeln verhandelt wurde. Selbst der größte „Rowdie" von Yokohama würde sich geschämt haben, in einer Versammlung anders als ernsthaft und zur Sache zu sprechen.

„Herr Stearns, übernehmen Sie das Präsidium!" rief plötzlich Jemand mit lauter Stimme. — „Stearns! Stearns!" erschallte es gleich darauf von allen Seiten. — Der Gerufene, ein kleiner Mann, mit scharfgezeichnetem, energischem Gesichte, näherte sich dem Tische, an dem Parker bereits stand, und nahm hinter demselben auf einem hohen Stuhle Platz, der für den Präsidenten bereitgestellt war. Er unterhielt sich einige Secunden lang mit Parker, dann klopfte er mit einem Schlüssel auf den Tisch und befahl Ruhe. Tiefes Schweigen trat ein.

„Die Sitzung ist eröffnet," begann Herr Stearns, und nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Es ist meine ernste und traurige Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß die Nachrichten, welche seit heute früh über das Schicksal der Suwo-Nada circuliren, sich bestätigt haben. Das Schiff ist am Cap Idsu untergegangen. Nur vier Personen, darunter Herr Bourget, der wachthabende Officier zur Zeit des Schiffbruches, sind gerettet worden. Der ehrenwerthe Secretär unseres Clubs, Herr Parker, hat Herrn Bourget gesehen und ist bereit, der Versammlung mitzutheilen, was er von diesem erfahren hat. — Herr Parker, Sie haben das Wort."

P. S. Parker stand auf. Er sah blaß und verstört aus; seine Stimme, deren lauter, fester, frischer Klang jedem Einwohner von Yokohama wohl bekannt war, zitterte, und die Worte, mit denen er begann, waren kaum hörbar.

„Lauter!" rief Jemand im Hintergrunde des Schuppens.

„Ruhe!" donnerte Stearns und sah sich wüthend nach Demjenigen um der eine Unterbrechung gewagt hatte.

„Ruhe! Ruhe!" ertönte es von allen Seiten.

Parker hielt ein Stückchen Kreide in der Hand, das er vom Tische aufgenommen hatte, und dessen sich vor ihm die Kegelspieler bedient hatten, um ihre Partien anzuschreiben. Er zeichnete damit einige Striche auf den Tisch, die er aufmerksam betrachtete, als handele es sich darum, ein mathematisches Problem zu lösen. Dann legte er die Kreide bei Seite, zog ein Tuch aus der Tasche und wischte sich die dicken Schweißtropfen ab, die auf seiner Stirn perlten. — Vollständige Stille war inzwischen wieder eingetreten. Aller Augen waren auf Parker gerichtet.

„Traurige Nachrichten" — begann dieser, dann stockte er von Neuem. Stearns reichte ihm ein Glas Wasser; er schob es zurück, räusperte sich laut, richtete sich in die Höhe und fuhr, diesmal mit fester Stimme, wie folgt fort:

„Die Suwo-Nada verließ Marseille am 16. Juli mit 24 Mann Equipage, 86 Passagieren, darunter 40 Japanesen, und einer vollen Ladung diverser Waaren für Saigon, Hongkong und Yokohama. Sie langte am 20. August in Saigon an, nachdem sie bis dahin eine schnelle und glückliche Reise zurückgelegt hatte. Sie landete dort einen Theil ihres Cargo und 24 Passagiere und setzte am 22. ihre Reise nach Hongkong fort, wo sie am 27. August eintraf. In Hongkong blieben 16 Passagiere; dagegen nahmen dort 4 andere Personen Passage

nach Yokohama. Es befanden sich folglich am Tage der Abreise von Hongkong 92 Leute am Bord der Suwo-Nada, nämlich: 42 Mann Equipage, 40 Japanesen und 10 weiße Passagiere. Herr Bourget, der zweite Officier der Suwo-Nada, hat mir gestattet, die Passagierliste zu copiren, die er in seinem Notizbuche hatte. Auch hat er mir die Namen der Officiere der Suwo-Nada gegeben." — Parker zog ein Stück Papier aus der Tasche, das er langsam entfaltete. — Man hätte ein Blättchen zur Erde fallen hören, so still war es in der Versammlung geworden. Parker räusperte sich wieder, aber seine Stimme war dick und heiser, als sei ihm die Kehle zugeschnürt.

„Die Suwo-Nada war von Capitain Guérin commandirt. Officiere: Langlois, Bourget, Delmotte, d'Alvarade; Zahlmeister: Bouvier; Doctor: Germain; Ingenieure: Patry, Faltier, Logarrigne, und 31 Mann Matrosen und Heizer. — Passagiere aus Hongkong: Dr. Spencer und Frau, Capitain Voß von der holländischen Barke „Batavia", Herr Frederic Cooper von „Cooper und Nilson" aus Amoy. — Passagiere aus Marseille. —" Parker's Stimme wurde immer undeutlicher. Er nahm hastig einen Schluck Wasser und fuhr schnell fort, als habe er Eile, mit der Lectüre zu Ende zu kommen: „Die Herren Termignon, Mariani, Patti, Dr. Heinrich Günther und Frau und Lieutenant Mc. Gregor von den Royal Marines."

Eine Pause trat ein. Parker wischte sich wieder den Schweiß von der Stirn und ergriff von Neuem die Kreide. Er zeichnete damit ein Dreieck auf den Tisch, das er sorgfältig schattirte, und während er sich aufmerksam mit dieser Arbeit beschäftigte, fuhr er mit leiser Stimme fort: „Herr Bourget und Herr Mariani, sowie zwei Matrosen Namens Setellier und Lourmel, sind heute Nachmittag hier angekommen. — Alle Anderen: Officiere, Mannschaften, Passagiere . . . . sind todt."

Eine neue, längere Pause, während Parker seine Zuflucht wieder zu dem Taschentuche und dem Stück Kreide nahm. In dem Saale rührte sich nichts.

„Die Nacht war finster, der Himmel stark bewölkt, das Meer ruhig. Es mochte 4 Uhr 25 Minuten sein. Sämmtliche Passagiere, mit Ausnahme des Herrn Mariani, der auf dem Decke geblieben war, hatten sich seit mehreren Stunden in ihre Cajüten zurückgezogen. Herr Bourget hatte soeben Herrn d'Alvarade als wachthabenden Officier abgelöst und spähte mit dem Glase nach dem Lichte von Idsu. Das Schiff ging unter vollem Steam mit einer günstigen Brise und mochte 10—11 Knoten zurücklegen. Plötzlich ein furchtbarer Stoß, ein Krachen, ein wüthendes Zischen, als ob eine riesige Säge durch das ganze Schiff fahre. — Herr Bourget, der auf der Brücke stand, lief nach der Maschine, um noch einen Befehl zu geben. Aber schon war es zu spät. Das Schiff mußte auf eine vereinzelte Felsenspitze gestoßen sein, die den ganzen Boden aufgerissen hatte. Die Maschine machte noch einige Bewegungen, dann stockte Alles. Aus den Cajüten erscholl ein schwacher, gedämpfter, kurzer Schrei . . . Und weiter weiß Niemand etwas zu erzählen. Bourget, Mariani und die beiden anderen Matrosen schwammen auf der stillen, schwarzen See, an Stühle und Bänke geklammert, die neben ihnen aus der dunkeln Tiefe aufgetaucht waren. Der aufdämmernde Morgen zeigte ihnen in geringer Entfernung Land, das sie leicht

erreichten. Von der Suwo-Nada war nichts mehr zu sehen . . . . . Seine Ehrwürden, Herr Pastor Winsley und Herr Abbé Gerard werden heute Abend 8 Uhr in der protestantischen Capelle und in der katholischen Kirche den Todtendienst für die Seelen der Verunglückten abhalten. Herr Abbé Gerard läßt seinen Glaubensgenossen sagen, daß morgen früh um 9 Uhr eine feierliche Messe in seiner Kirche gelesen werden soll. Ich lade die Anwesenden ein, dem Gottesdienste beizuwohnen, in Erinnerung und zu Ehren der unzeitig Abberufenen."

Parker blieb noch einen Augenblick stehen, als wollte er in seiner Rede fortfahren. „Dr. Günther war ein guter Mann," hub er an. Dann stockte er, wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich schnell nieder.

„Die Sitzung ist aufgehoben," sagte Stearns. — Die Anwesenden zogen sich geräuschlos zurück, und in wenigen Minuten war der große Schuppen leer und still.

* * *

Die Suwo-Nada liegt am Cap Idsu, am Eingange der Bai von Yeddo, hundert Faden tief im Wasser. Kein Sparren ist je wieder von dem schönen Schiffe gesehen worden. Es liegt auf einem ewig kühlen Bette von schwarzgrünem, fettigem Seegras, buntfarbigen Muscheln und blutrothen Korallen. Riesige, ungeheuerliche Schalenthiere, wie sie die japanesischen Meere erzeugen, nagen mit mächtigen Zangen an seinem zerrissenen Kiele. Fische mit silbernen Schuppen spielen zwischen den hohen Masten und umkreisen die gespenstige, stille Masse, die sie mit blöden Augen anglotzen. Kleine Muscheln haben sich an den Ketten und Ankern festgesogen; allerhand fantastisches Seegethier hat in den Cajüten und Löchern und Winkeln des untergegangenen Schiffes Wohnungen gebaut. — Und in einer der Cajüten ruht unser Freund Heinrich Günther, die treuen Augen zum ewigen Schlaf geschlossen. Neben ihm, im selben kalten Bette, schlummert die Geliebte, vom Tode überrascht, der sie besinnungslos aus dem Schlafe dieser Welt in den Schlaf jener Welt hinübergetragen hat. Ihre Sorgen haben nun ein Ende; ihr Heinrich hat sie nicht getäuscht. Alles ist endlich noch in Ordnung gekommen. Und so werden schließlich auch unsere Sorgen ein Ende haben, und so wird einst auch bei uns Alles in Ordnung kommen.

Literarische Rundschau.

1. Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Herausgegeben von L. Urlichs. Mit Porträt und Facsimile. Leipzig, S. Hirzel. 1875.

Der Name „Johanna Fahlmer" gehört jenem Zauberkreise an, den das erste Aufleuchten des Goethe'schen Genius bestrahlt und in dessen Umfang es für den geistig lebenden Deutschen nichts Gleichgültiges und Unbedeutendes gibt. Wie pietätsvoll ihn unsere Literargeschichte durchforscht hat, welche Fülle von Zeugnissen über ihn vorliegt: immer ist und bleibt jeder neue Beitrag willkommen. So lange die Erinnerung an Jugendliebe und Jugendträume Herzen erwärmen und Augen feuchten wird, so lange werden deutsche Blicke glänzen, wenn von den Jahren die Rede ist, die uns die ersten Faust-Fragmente, den Götz, den Werther, das Sesenheimer Liederbuch, die Lieder an Lotte und Lili, die Hymnen bescheerten: denn damals hat unser eigenes, bestes Empfinden ein für allemal die Weihe der Schönheit empfangen. So sei denn auch die hier vorliegende Nachlese willkommen, die uns unsern Liebling öfter im bequemen Hauskleide des ungezwungensten Umgangstons, oder auch wol in nüchterner Geschäfts- und Arbeitstracht zeigt, als im Festschmuck erhöhten Empfindens. An Johanna Fahlmer erinnert Goethe bekanntlich freundlichst in „Dichtung und Wahrheit" (W. 22, p. 214), wo er von seiner Rheinreise mit Lavater und Basedow und von seinen Düsseldorfer Beziehungen erzählt: „Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und jenem Kreise innig verwandt (ihre Stiefschwester war die Mutter der beiden berühmten Jacobi's), gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, die ungemeine Bildung ihres Geistes ein Zeugniß von dem Werthe der Gesellschaft, in der sie herangewachsen war. Sie beschämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unsrer grellen oberdeutschen Manier, sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir deren auch wohl bedürften." Das diesen Briefen vorgedruckte Bildniß zeigt sie als alte Frau, aber noch anziehend durch das feine Oval des Gesichts und die großen, klaren, gut und hell blickenden Augen. Fünf Jahre älter als Goethe (sie war am 16. Juni 1744 geboren und starb 1821), Tochter des von Frankfurt nach Düsseldorf übergesiedelten Kommerzienrathes Georg Christoph Fahlmer (geb. 1687, † 1759) und dessen zweiter Frau Maria Starck aus Frankfurt, trat sie zu Goethe von vorne herein in das schöne und gesunde Verhältniß inniger, aber leidenschaftloser Freundschaft und wurde die Vertraute seiner kleinen und großen Sorgen, seiner Polemik gegen Wieland, der heißen und kalten Fieberschauer seiner Liebe zu Lili, seiner Freundschaft mit den Jacobi's, seiner ersten Weimarer Eindrücke, auch der Wirthschafts- und Geldsorgen, welche die Uebersiedelung mit sich brachte. Die Bekanntschaft knüpfte sich in Frankfurt nach Goethe's Rückkehr

aus Wetzlar an (Herbst 1772). Johanna war mit ihrer Mutter im Juni von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen, und Goethe fand sie im Freundeskreise seiner Schwester Cornelia. Schon im Frühling 1773 bezeugen Herzensergüsse in ungezwungenster Form, daß der Dichter sich gewöhnt hat, der älteren Freundin gegenüber laut zu denken, ihres Verständnisses und ihrer Theilnahme gewiß. Es geht bunt durch einander, herzlich und übermüthig, zart, weihevoll und derb, wie Stunde und Stimmung es bringen. „Einen so hohen, heiligen Morgen haben wir noch dies Jahr nicht er„lebt", heißt's im zweiten Briefe, ohne Datum. „Wie ich an's Fenster sprang und „die Vöglein hörte und den Mandelbaum blühen sah und die Hecken alle grün unter „dem herrlichen Himmel, konnt' ich Ihnen, liebe Tante und liebe Nichte (Johanna „Fahlmer und Charlotte Jacobi) länger nicht vorenthalten meiner Jugend gute Früh„lings-Empfindungen, daran Sie sich dann erbauen werden, an dem heiligen Leben „mehr als am heiligen Grabe, hoff' ich. Daß Sie gestern nicht mit mir gingen, „mögen Sie sich selbst verzeihen. Gott geb' uns mehr solche Tage als den heutigen „und bewahr' uns vor Reifenröcken, Trisets, Reversino und allem Zähnklappen. „Addio." — Ist das nicht ganz der Ton jenes köstlichen Briefes an Kestner vom Christmorgen 1772, in „Goethe und Werther", 2. Auflage, 1855, p. 113? — Nicht selten läßt der reißende Strom der wechselnden Stimmungen und Vorstellungen von den Sätzen nur einzelne Worte, wie Markſteine übrig, und auch in Bezug auf die bekannte „kraftgenialische Derbheit" jener Jahre wird mit Tantchen Fahlmer keine Ausnahme gemacht. „Ich muß Ihnen melden gute Tante (heißt's im März 1774), „daß ein gewisses Schand- und Frevel-Stück, Götter, Helden und Wieland, durch „öffentlichen Druck vor Kurzem bekannt gemacht wurde. Ich habe der Erste sein „wollen, Sie davon zu benachrichtigen. Daß wenn Sie etwa darüber mit dem Ver„fasser zu brechen willens wären, Sie's de bonne grace thäten und ohne weiter zu „brummen und zu mutzen ihm einen Tritt vorn Hintern gäben und sagten: scheert „euch zum Teufel, ich habe nichts gemeines mehr mit euch."

Daß die Liebe zu Lili wol nie sonderlich tief gegangen ist, mehr Rausch des heißen Blutes und der Phantasie war, als ernste Empfindung, möchte an gewissen Stellen dieser Briefsammlung auch dem orthodoxesten Goethe-Idealisten wahrscheinlich werden. Um von der jubelnden, wahrhaft erleichtert aufathmenden Grundstimmung der Schweizerreise nicht zu reden (sie ist ja bekannt genug): aber das Schlußwort aus Weimar? (April 1776). „Von Lili Nichts mehr, sie ist abgethan, ich hasse das „Volk lang im tiefsten Grunde. Der Zug war noch der Schlußstein. Hol sie der „Teufel. Das arme Geschöpf bedaur' ich, daß sie unter so einer Race gebohren ist." Natürlich gilt der Zorn nur der Sippschaft. Aber ist dies die Sprache der schmerzlichen Resignation, oder eines irgendwie ernstlich verwundeten Herzens? Dagegen erhebt sich auch aus diesen Briefen recht tröstlich die Gewißheit, daß Goethe in der That durch ein gütiges Schicksal in jeder Beziehung an den rechten Platz gestellt war und nicht etwa, wie Beschränktheit und Neid der Zeitgenossen und engherziges politisirendes Nazarenerthum mancher Nachkommen gelegentlich fabelten, in der Weimarer Hofluft die freie Bewegung verlernte. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Gleich nach der Uebersiedelung (22. November 1775) schreibt er an die Freundin: „Lieb „Täntgen! Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und „promenirend auf und ab. Gott weis wozu ich noch gut bin, daß ich solche Schulen „durchgeführt werde. Diese giebt meinem Leben neuen Schwung." Und dann am 14. Februar 1776: „Wär's auch nur auf ein Paar Jahre, ist doch immer besser als „das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts thun kann." Das wußte seine kluge Mutter wol, als sie zum Fortgehen rieth; und an seinen recht wunderlichen Launen hatten Freunde und Freundinnen es in dem letzten Frankfurter Jahre oft genug fühlen müssen. Daß ihm übrigens auch in Weimar allerlei Sorgen und (heilsame) Plagen nicht erspart blieben, ist ja selbstverständlich und wird gelegentlich auch durch die hier vorliegenden Mittheilungen hübsch veranschaulicht. Da ist, dem Tantchen gegenüber, nicht nur von Hemden, Manschetten und Taschentüchern die

Rede, sondern auch von diplomatischen Anweisungen zur richtigen Behandlung besuchender Weimarer Herren, und das liebe Geld spielt überdies eine größere Rolle, als die landläufige Vorstellung von Goethe's glänzenden Verhältnissen es annehmen möchte. Die Wahrheit ist, daß der Papa nicht gern herausrückte und daß z. B. im Januar 1776 Tantchen und Mutter ihre Künste in Bewegung setzen mußten, um die bescheidene Summe von 200 Gulden flüssig zu machen. So erklärt und entschuldigt es sich denn auch, daß Geschenke des Herzogs, darunter recht bedeutende, der Freundin nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt werden: offenbar um die vom Vater erlangte Aussteuer nicht zu schwächen. — Wie man weiß, starb 1776 Goethe's Schwester in Immendingen, und ein Jahr darauf (November 1777) befand er sich in der Lage, das „Täntgen" als „Schwester" begrüßen zu müssen. Schlosser hatte sich mit Johanna Fahlmer verlobt, und Goethe öffnet nun in seinem Glückwunsche sein ganzes Herz: „Gott segne Dich", schreibt er, „und lasse Dich lange „leben auf Erden, wenn Dir's wohl geht. Mir ist's wunderlich auf den Brief, mich „freut's und ich kann's noch nicht zurecht legen. .... Daß Du meine Schwester sein „kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeih meine „Thränen bei Deinem Glück. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir und „halte Dich so warm, wie's mich hält und gebe, daß ich mit Dir die Freuden ge„nieße die es meiner armen ersten versagt hat. Leb wohl grüß Schlosser und sag „was leidlichs Frizzen ich bin gar stumm."

Die Briefe an Johanna gehen von 1773 bis 1781. Es folgen dann noch ein Paar Briefe an Schlosser und im Anhang ein Brief der Frau Rath an ihre Enkelin Henriette Schlosser, sowie ein Paar Briefe Henriettens über Frau Rath. Die Einleitung und die Anmerkungen des Herausgebers sind sehr sorgfältig gearbeitet und geben vielfach werthvolle Auskunft. Herr Prof. Urlichs, sowie die Besitzer der Briefe (Frau Ernst Hasenclever in Ehringshausen, Pastor Mönckeberg in Hamburg, Frau Consul Schröder in Triest) haben sich die Goethe-Gemeinde höchlichst verpflichtet*).

2. Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Herausgegeben von Wendelin von Maltzahn. Mit dem Portrait von Christophine Reinwald, geborne Schiller. Leipzig, Veit u. Comp. 1875.
3. Briefe von Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Dyk und Falk an Karl Morgenstern. Herausgegeben von F. Sintenis. Dorpat, W. Gläser's Verlag. 1875.

Schiller's um zwei Jahre ältere Schwester Christophine (geb. 1757 am 4. Sept.) war bekanntlich seit den Kinderjahren die Vertraute seiner Leiden und Freuden. Ihr entwickelte er seine Zukunftspläne, als er die Heimath verlassen hatte; sie mußte ihm die Eltern trösten; und als sie 1786, wenn schon eigentlich gegen Schiller's Rath und Wunsch, die Gattin des ihm von Bauerbach her befreundeten Bibliothekars Reinwald in Meiningen geworden war, befestigte sich zwischen beiden Familien ein dauerndes, schönes Verhältniß der Zuneigung und des herzlichen Gedankenaustausches, dem wir die hier vorliegenden Briefe verdanken. Dieselben stammen aus dem Nachlasse Christophinens († 1847) und wurden dem Herausgeber von Schiller's jüngster

*) Wir sind in der angenehmen Lage, für eines unserer nächsten Hefte aus der Feder des Herrn Prof. Urlichs einen Aufsatz „Zu Goethe's Stella" ankündigen zu können, durch welchen, in Anknüpfung an die oben besprochenen Briefe, das Problem jenes „Schauspiels für Liebende" seiner Lösung näher geführt wird.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Tochter Emilie, Freifrau von Gleichen-Rußwurm (geb. 1804, gest. 1872), schon im Jahre 1858 anvertraut. Die Sammlung umfaßt 78 Briefe von Schiller, 60 von Reinwald, 19 von Christophine; außerdem gibt ein Anhang Reinwald's höchst lehrreiche und anziehende Reisebriefe an den Hofprediger Pfranger in Meiningen, ein Gebet Christophinens, Gedichte von Reinwald, desselben Geschichte der Verschwörung der Pazzi, Berichtigungen von Schiller's Jugendgeschichte aus Reinwald's Feder und Notizen, welche Christophine im October 1845, also 2 Jahre vor ihrem Tode, über ihre Familienverhältnisse niederschrieb: ein reichhaltiges Material, doppelt willkommen durch die rühmliche Sorgfalt, welche der Herausgeber ihm widmete, theils in der gediegenen Einleitung, theils in den unter dem Text gegebenen Erläuterungen und Nachweisen. Positiv *Neues*, so weit äußere Thatsachen und Vorgänge in Betracht kommen, erfahren wir kaum; auch die von Reinwald gegebenen „Berichtigungen" sind selbstverständlich heute keine „Berichtigungen" mehr: so nicht der Nachweis, daß Schiller ursprünglich Geistlicher werden wollte und sich den juristischen und medicinischen Studien nur unter dem Drucke der herzoglichen Bevormundung fügte; auch nicht die Mittheilungen über die Folgen des Graubündtner Witzes in den „Räubern", über die Flucht, über S.'s glückliches Familienleben, über seinen Mangel an musikalischer Begabung. Die *stoffliche* Ausbeute des Briefwechsels ist kaum größer. In hohem Maße werthvoll dagegen ist die ganze Sammlung als authentischer und wesentlicher Beitrag für die Charakteristik der schreibenden Personen und für Kenntniß der Atmosphäre, in der sie sich entwickelten und lebten. Welch' ein Gegensatz zwischen den strengen, einfachen Linien, den bescheidenen, fast nüchternen Farbentönen dieses Gemäldes und der bunten, reichen, bewegten Welt, in welche jede neue Mittheilung über Goethe's Jugend uns weitern Einblick gewährt! Welche Lebensschule Schiller durchzumachen hatte, ist sattsam bekannt. Das uns so vertraute Bild seiner nobeln Dürftigkeit wird hier nur durch den sprechenden Zug vervollständigt, daß er von Bauerbach aus seine Zusammenkünfte mit Reinwald nie auf den Sonntag verlegen mag, weil er in seiner „Equipage" nicht wagt, sich den Blicken der festlich geputzten Meininger auszusetzen. Reinwald's Lage, der nicht als Flüchtling sich verbarg, sondern als angesehener und ehrenwerther Beamter seinem Fürsten diente, war aber kaum eine bessere. In der Bibliothek heizte man ihm während der Winterkälte nicht einmal das Arbeitszimmer, ließ ihn am gewöhnlichsten Geräth Noth leiden. Sein Einkommen muß *sehr* gering gewesen sein, wenn es einen Schiller bestimmte, gegen die Bewerbung des damals ihm schon sehr lieben Freundes um die Hand seiner Schwester zu wirken (dieser Umstand hätte ihn beinahe auf immer mit R. entzweit), und bezeichnend ist Christophinens Bemerkung im Rückblick auf ihr Leben: „Er (Reinwald) fand einst Schiller's Brieftasche und las die darin enthaltenen Briefe. Wahrscheinlich mochten die Grundsätze der Sparsamkeit, die mein Brief enthielt, ihn bewogen haben, an *mich* zu schreiben; genug, ich erhielt einen Brief von ihm" ꝛc. So gewann Christophine ihren braven Mann. Er verliebte sich, aus der Entfernung, in den Verstand, in die Herzensgüte, in die Sparsamkeit von *Schiller's*, des verehrten und bewunderten Freundes, Schwester, und sie ihrerseits bezwang die erste Abneigung gegen „das Gramgesicht" und reichte ihm die Hand aus Hochachtung vor seinem Charakter und mit dem festen, starken Entschluß, ihn glücklich zu machen. Das war „des Lebens Mai", der Schiller's Schwester blühte. Sodann, unter zähester Arbeit und festester Selbstbeschränkung, wird sie dem zunächst nur „geachteten" Gatten eine feste Stütze und unsägliche Wohlthat. Reinwald arbeitet fleißig, neben eifrigster Verwaltung des Amtes, auf dem Gebiete der germanistischen Studien und der historischen Zeitliteratur. Christophine ertheilt Unterricht, und die *äußerlichen* Lichtblicke dieses eng umgrenzten und hart belasteten Seins beschränken sich auf ein Paar Reisen in die Heimath oder zu Schiller. Das ist grau in grau gemalt, wie ein ächter, wolkiger, kühler, deutscher Normalwerkeltag. Und dem entsprechend ist auch von den geistigen Kundgebungen, welche diesen Verhältnissen entsprangen, Nichts zu berichten, was an die sprudelnde, geniale Goethe'sche Jugend erinnerte. Kein jubelndes Auf-

jauchzen, kein gluthheißes Staccato der Empfindung, kein übermüthiges Spielen mit Sprache und Vers, wie bei Goethe so oft.

„Du finstres Gram-Gesicht
Das mich in aller Welt berüchtigt
Und Menschenhasses mich bezüchtigt,
Dich schuf mein Eigensinn ja nicht.

Ich will getrost als Mann
Mich unter mein Verhängniß schmiegen,
Und mit der kleinen Zahl begnügen,
Die dir zum Trotz mich lieben kann."

So singt Reinwald von seinem eigenen Antlitz. Es ist ein and'rer Ton das, als das Goethe'sche: „Es ist ungefähr das garst'ge Gesicht, aber meine Liebe siehst Du nicht." Wir haben zwar R.'s Antlitz auch im Bilde nicht gesehen, denn der Inhaber bedroht „mit Geisterrache" den, der es verewigen würde. Aber „die kleine Zahl" derer, die ihn lieben, haben wir vermehrt, als wir seine Briefe und seine Aufsätze gelesen hatten und als aus ihnen und den Zeugnissen Schiller's und Christophinens das Bild des Mannes uns aufging. Wie eine Verklärung erhob es sich allmälig vor unserm Auge über dieser ganzen, kleinen Welt. Es war nicht „das rosenfarbne Frühlingswetter", von dem die Goethe'sche Jugend strahlt, aber eine wohlthuende, stetige, aus dem Innern heraus dringende Wärme. Wir glaubten da in einige Grundzüge deutschen Wesens zu blicken, einige der stärksten Wurzeln unsrer Kraft zu erkennen. Diese eiserne Pflichttreue, diese so unendlich genügsame und doch so innige Freude am Leben, diese so edelstolze, ächte Bescheidenheit, mit dem feinsten Ehrgefühl gepaart: das ist's, das hat unser Mark lebendig gehalten in der Ungunst der Zeiten, und das hat uns dann auch wieder groß gemacht, als die Stunde kam.

„O guter Alter, wie so wohl erscheint
In dir der treue Dienst der alten Welt,
Da Dienst um Pflicht sich mühte, nicht um Lohn!"

Das paßt Zug um Zug auf diese Bilder aus dem Kern deutschen Mittelstandes und wahren Gelehrtenadels. — Bekanntlich sind auch in Schiller's Jugendgedichten Prachtstücke wie „Der Flüchtling" und „Die Schlacht" noch Ausnahmen. Auch bei ihm bleibt die Empfindung und die Anschauung lange unter der strengen Zucht des Gedankens, bis sie mit diesem eins wird und sich dann in vollendeter Anmuth verschmilzt. So klingt auch durch die hier vorliegenden Schiller'schen Jugendbriefe mehrfach ein declamirender, predigender Ton an, eine gewisse dogmatische Umständlichkeit. Sein Hochzeitgedicht für die Pflegetochter der Frau von Wolzogen, im Januar 1783 zu Bauerbach verfertigt, ist geradezu eine gereimte Abhandlung über Tugend und eheliche Pflichten.

„Zum erstenmal — nach langer Muße —
Dir, gutes Kind, zum Hochzeitsgruße
Ergreif' ich meinen Dichterkiel.
Die Schäferstunde schlägt mir wieder;
Vom Herzen strömen warme Lieder
In's brachgelegte Saitenspiel.

Darf sich in deinen Jubeltagen
Auch ernste Weisheit zu dir wagen?
Sie kommt aus deines Freundes Brust.
Die Weisheit ist der Freude Schwester,
Sie trennt sie nicht, sie knüpft sie fester,
Und lächelt zu erlaubter Lust."

In dem Ton geht's 25 Strophen weit fort. Welch' ein Gegenstück zu Goethe's „In allen guten Stunden"! Wer aber die vorliegenden Briefe aufmerksam gelesen hätte und dann nicht mit dem Gefühl von ihnen schiede, welches der Gute aus bester

Gesellschaft mit nach Hause nimmt, für den hätte eben Schiller überhaupt nicht geschrieben. — Recht erfreulich sind schließlich die Mittheilungen über das glückliche, hohe Alter Christophinens. Sie überlebte ihren, 1815 gestorbenen Gemahl um 32 Jahre und — genoß ihr Leben bis auf den letzten Tag in jener dauerhaften, ächten Heiterkeit, die nicht geschenkt, sondern erarbeitet und erkämpft wird.

Der Herausgeber hat, wie schon bemerkt, Alles gethan, um die von ihm gebotenen goldenen Früchte uns in schöner, silberner Schale reichen zu können. Das beigegebene Porträt Christophinens, aus ihrer Jugend, zeigt ein allerliebstes, frisches Gesichtchen, voll Lebenslust und mit einem leichten Zuge von Schelmerei, aber fast ganz ohne äußerliche Aehnlichkeit mit Schiller. Erst an der Todten soll die letztere hervorgetreten sein.

Die kleine von Sintenis herausgegebene Briefsammlung aus des in Dorpat verstorbenen Professor Morgenstern Nachlaß sei hier nur wegen zweier Briefe Schiller's an Kant und wegen einiger Auslassungen Falk's über Schiller, Goethe und Wieland erwähnt. Schiller bekennt sich (3. Juni 1794 und 1. März 1795) ausdrücklich und warm als Kant's Jünger und als Apostel seiner Sittenlehre. Falk läßt uns an einem drastischen Beispiele erkennen, welche „edle Unabhängigkeit" gewisse Weimarer Kreise den Geistesheroen ihrer Musenstadt gegenüber innerlich behaupteten. Im December 1796 fühlt er sich „von Herder's breiter, pfäffischer Sinnlichkeit abgestoßen." Am 1. März 1798 macht er die Entdeckung, daß Goethe sich „vom Stoff fortschleppen läßt", und daß, wo gar der Stoff ihn verläßt, „er so unerträglich kraftlos und matt wird, daß Jeder, der nur einen tieferen Blick in das Wesen und in den Bau unserer Sprache gethan hat, ihn unmuthig aus der Hand werfen wird." Auch ist er (Falk) überzeugt, daß Voß länger leben wird, als Goethe. Im November 1799 und am 9. Januar 1800 findet er in „Wallenstein's Lager" nicht „den Halt eines Kunstwerks", und die Piccolomini verrathen ihm „eine sonderliche Armuth in der Anlage, Inconsequenz in der Charakteristik, unbescheidenes Aufdrängen des Dichters". „Die Zuschauer haben reihenweise geschlafen." Und nun sage noch Einer, daß wir Deutschen nicht zur Freiheit geboren sind! — Ganz prächtig dagegen faßt und zeichnet Falk den Gegensatz zwischen Goethe's und Wieland's Persönlichkeit. „Wieland ist ein Mensch, der mit Körper und Seele zugleich überall ausweicht und anzustoßen fürchtet, der sich bei jeder Hausthür moralisch und physisch krumm und tief zusammen bückt, da hingegen Goethe so prall und gerade hinläuft, als wolle er jeden Schlagbaum nieder-, oder seinen Kopf einrennen." — Eine köstliche Disputation im Club zwischen Goethe und Wieland vollendet das Bild. Wieland hat auf das Theetrinken gescholten, und nun beweist Goethe dem „Herrn Bruder" ganz trocken, erst daß Thee stärkt, und dann, daß Thee schwächt, und der Herr Bruder muß beidemal sein Compliment machen und schweigen.

4. Geistesströmungen. Von H. M. Richter. Berlin, A. Hofmann u. Comp. (Veröffentlichung des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur). 1875.

Unter den Errungenschaften dieses merkwürdigen Jahrzehnts ist das gleichsam neugeborene Gefühl unserer geistigen, gemüthlichen, nationalen Zusammengehörigkeit mit dem deutschen und freisinnigen Oesterreich wahrlich nicht die geringste, und jede hüben oder drüben ihr entsprießende oder ihr förderliche Kundgebung ist bei uns des herzlichsten Empfanges sicher. Um so mehr, wenn sie sich so ausgiebig, so gediegen erweist und so warm und freundlich geboten wird, wie diese Schilderungen deutsch-österreichischer Wechselbeziehungen. Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste gibt eine zusammenhängende Uebersicht über die Betheiligung des alten Oesterreichs an deutscher Culturarbeit, von dem ersten Aufkommen der Benedictiner-Klöster und

von der Sangesherrlichkeit der Babenberger-Epoche an bis zum Tode Karl's, des letzten aus dem Habsburgischen Mannsstamm. Dann folgt eine Reihe feuilletonistischer Einzeldarstellungen aus dem Zeitalter der Aufklärung und dem der napoleonischen Kriege, Alles dem gleichen Zwecke gewidmet. Es mag dahin gestellt bleiben, ob der Verfasser, wenigstens dem norddeutschen Lesepublicum gegenüber, sich mit Recht gerade von dieser Beibehaltung der Feuilletonform größere Einwirkung verspricht. Jedenfalls wäre manche Wiederholung vermieden worden, wenn der schöne und reiche, zu großem Theil auf sorgfältigen Specialstudien beruhende Stoff zu einem einheitlichen, zusammenhängenden Kunstwerke verarbeitet wäre. Doch auch so legt man das Werk nicht aus der Hand, ehe man dem Verfasser bis zum Ende gefolgt ist. Er erzählt uns im zweiten Theile von dem Gellert-Cultus des theresianischen, deutsch gesinnten Adels, (eine recht schlagende weitere Bestätigung der bekannten Herder'schen und Lessing'schen Ansicht, daß keineswegs Klopstock, sondern Gellert „der deutsche Homer" jener Epoche war); von den vielfachen künstlerischen, gelehrten und rein menschlichen Beziehungen Lessing's zu den Wiener-Kreisen, von den glänzenden Erfolgen der Lessing'schen Dramen während der sechsziger und siebziger Jahre, von Joseph's rühmlichen Bemühungen um Bühne und Literatur, von dem Aufkommen der österreichischen literarischen Zeitschriften, (Klemm's „Welt" 1762, „Patriot" 1764, Sonnenfels' „Mann ohne Vorurtheil", dann die „Realzeitung", seit 1770); von der regen Theilnahme österreichischer „Cavaliere" der theresianischen und josephinischen Glanzzeit an allem Großen und Schönen, was damals in Deutschland sich regte. Der Raum gestattet nicht, auch nur an den Versuch einer Blumenlese aus dem außerordentlich reichen und überall anziehenden Inhalt dieser Mittheilungen zu denken. Daß der Verfasser mit warmer Liebe sein schönes Vaterland hoch hält, wird jeder gute Deutsche nur in der Ordnung finden, auch darüber nicht rechten, daß dieses so löbliche Gefühl der Darstellung wol hie und da eine etwas sanguinische, optimistische Färbung gibt: wie denn z. B. die warme Aufnahme der „Minna von Barnhelm" von Seiten der Wiener, im Gegensatz zu der anfänglichen Zurückhaltung mancher Berliner Kreise, wol als Beweis für tiefere Geistescultur und nationalen Sinn überschätzt wird. Um so mehr muß dafür die redliche Freiheitsliebe und Freimüthigkeit anerkannt werden, mit welcher die immer wieder eintretenden Rückfälle in das jesuitische System, und die leider auch keineswegs zu leugnenden populären Erfolge dieser Richtung ihre Würdigung finden. Unter den eingehendern Einzelaufsätzen sind die über Lessing's österreichische Beziehungen wol vom größten Interesse: der warm geschriebene Bericht über Lessing's Jugendliebe, die schöne und talentvolle Schauspielerin Lorenz, verehelichte Huber, später Weidner, die wienerischen Bühnenschicksale der Lessing'schen Stücke, darunter die erste Aufführung der „Sarah Sampson", „mit dem Hanswurst" (1. October 1763), die Aufnahme endlich, welche Lessing in der guten und besten Gesellschaft Wiens fand, als er 1775 dort ankam. Auch die Schilderung des „Jesuitenzöglings" Reinhold, des nachher so verdienten und mit Recht berühmten Kantianers, so wie die Nachrichten über die aristokratischen österreichischen Kantianer, Freiherrn von Herbert und Grafen Purgstall, haben uns recht erwärmt und erfreut. Als Gesammteindruck dürfte für den nichtösterreichischen Deutschen zurück bleiben: Sehr reiche und mannigfache Begabung des österreichischen Stammes, starke Empfänglichkeit für die guten, menschlichen, geistigen Anregungen; dagegen bis jetzt noch keineswegs jener Grad von Selbstbestimmung in weiteren Schichten, auf den man in schweren Krisen mit Zuversicht rechnen könnte und den andere Theile Deutschlands auch nur in schwerer und harter Zucht erworben haben. Das helle Licht fällt mit Recht im Mittelalter auf die babenbergische, später auf die josephinische Zeit. Die Gegenwart wird nur gestreift. Der Verfasser singt nicht ihr Lob, aber er bringt ihr offenbar Vertrauen und Hoffnung entgegen. Möge das Vertrauen nicht getäuscht werden, mögen die guten Geister in der Stunde der Versuchung (der hoffentlich fernen) sich mächtig erweisen! Wahrlich, nirgends mehr als in Deutschland wird jeder österreichische Culturfortschritt wie eigener Gewinn empfunden. Nur der helle, lichte Wahnsinn könnte sich noch einmal mit vorgeblich

dynastischen Interessen, mit hohlen Erinnerungen zwischen die beiden, auf einander angewiesenen Großstaaten drängen.

Dem fleißigen, talentvollen, und trefflich gesinnten Verfasser können wir nur aufrichtige Anerkennung aussprechen. Wäre ein Wunsch noch verstattet, so würde er sich auf Vorsicht im Gebrauch unnöthiger Fremdwörter richten. Warum sollen denn deutsche Lehrer noch immer ihre Wissenschaft vor „Frequentanten tradiren"? Warum sollen deutsche Schriftsteller über „die Provenienz" ihrer Mittheilungen Rechenschaft geben? Ich weiß wol, daß das österreichische Angewöhnungen sind; aber eben darum sollten sie desselbigen Weges gehen, auf dem aus unsern neuesten und besten kriegsgeschichtlichen Werken die „Lisière", die „Tête", die„ Queue", die „Soutiens" und Genossen, hoffentlich auf Nimmerwiedersehen, entschwunden sind. Angesichts der aus dem Zeitungswesen auf uns eindringenden Sprachverwirrung sollte jeder gute Deutsche auch in dieser Beziehung auf der Seite Moltke's und — des Lahrer hinkenden Boten stehen!

5. Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. Erster Theil. Mit 2 Lithographieen. (Kant und die Arnauer Kirche.) Halle, Lippert'sche Buchhandlung. 1875.

Es ist eigentlich keine literarische Leistung, „kein Buch", was wir hier vor uns haben. Wol hatte Schön daran gedacht, seinem für Preußen und Deutschland so vielfach bahnbrechenden Wirken eine vollständige und würdige, auch künstlerisch abgerundete Darstellung zu sichern. Er hatte darüber mit seinem Herzensfreunde Joseph von Eichendorff, dann mit Varnhagen verhandelt, und der letztere hatte vorläufig seine Zustimmung gegeben; das Schicksal durchkreuzte diese Pläne. Die Verhandlungen waren im Winter 1853—54 geführt worden, zunächst angeregt durch Schön's Wohlgefallen an der Lebensbeschreibung Bülow's von Dennewitz, welche Varnhagen ihm zusandte. Sie hatten zu dem Abkommen geführt, daß Schön zunächst mit Hülfe eines jungen Historikers seine Papiere sichten, dann dieselben Varnhagen übergeben würde; Eichendorff aber sollte später Alles durch mündliche Mittheilungen ergänzen und beleben. Erst nach dem Tode der Betheiligten, also, wie Schön meinte, etwa nach 20 Jahren, sollte dann die Arbeit veröffentlicht werden. Leider hatte der Tod die Abmachung nicht genehmigt. Er rief zuerst den alten Schön ab (23. Juli 1856), dann Eichendorff (26. November 1857) und bald darauf Varnhagen (10. October 1858). So ist der Plan denn leider unausgeführt geblieben, und wir müssen uns an den Bruchstücken, Skizzen, Materialien genügen lassen, welche jetzt die Pietät des Sohnes aus dem Nachlasse des unvergeßlichen Mannes uns bietet. In der That, nur Bruchstücke und Materialien: Eine kurze, skizzenhafte Selbstbiographie Schön's, (110 Seiten), dann das Testament seiner Mutter, Dorothea v. Schön, geb. Dallmer, Briefe von Hardenberg, Stein, Klewitz, Altenstein, York, Stägemann, Niebuhr, Wilhelm von Humboldt (minder wichtiger Personen nicht zu gedenken), Cabinetsordres an Schön und einzelne kurze Aufzeichnungen des letztern über wichtige Ereignisse und Wendepunkte seines Lebens. In welch' hervorragendem Maße dasselbe zur innern Geschichte unserer staatlichen und nationalen Wiedergeburt gehört, ist wol bekannt, aber noch lange nicht bekannt und anerkannt genug: denn Schön gehörte zu jenen Naturen, die sich nicht auf die Bühne drängen, denen es mehr um die Arbeit zu thun ist, als um den Lärm. Daß wir ihm die wichtigsten der sogenannten Stein'schen Reformen in erster Linie verdanken, daß die Befreiung der unterthänigen Bauern namentlich recht eigentlich sein Lebenswerk war, daß er, mit Friese, die Hauptsache für die Städteordnung gethan hat, daß er mit in erster Reihe jener eisernen Männer steht, welche Stein im Winter 1812—13 verhinderten, aus der preußischen Erhebung eine russische zu machen, ist für die näher stehenden Kreise längst kein Geheimniß.

Hier aber werden nun allem Volk die actenmäßigen Belege geliefert, und es wird fortan Zeit sein, daß auch die populäre Geschichte jener Heldenzeit diese rechte Hand und, oft genug, leitenden Kopf der Stein'schen Reformen zu ihrem Rechte gelangen läßt, wie Gneisenau neben Blücher längst die verdiente Stelle behauptet. Nicht überflüssiger Weise beginnt die Reihe der mitgetheilten Urkunden mit dem Testament von Schön's Mutter, und nicht zufällig schmückt Kant's Bildniß den Titel des Werks. Es ist ganz der Geist des Schiller-Reinwald'schen Briefwechsels, der, wenn auch in anderer Form, aus diesen Mittheilungen uns anweht. Der entschlossene, kritische Gedanke hat unsere Befreiung und Mündigsprechung vollendet. Aber seine belebende und schöpferische Kraft verdankte er doch dem Schatze ächter Gottesfurcht und sittlicher Treue, der im Kern des Volkes, im bessern Mittelstande vornehmlich, als ein theures Vermächtniß der Reformation sich erhalten hatte. Ich sage mit gutem Bedacht „im Mittelstande"; denn jene altpreußische Beamtenaristokratie unserer Prüfungsjahre, bei deren Namen jedes Preußenherz höher schlägt und der auch Schön angehört, trägt alle besten Zeichen der obersten Schicht desselben: anständige, aber bescheidene Unabhängigkeit, regsten Bildungseifer, unverwüstliche Arbeitskraft, und, als schönes Standesvorrecht, eine überlieferte und ererbte Hingabe an den Staatsgedanken, mit der sie damals den unteren Ständen noch als leuchtendes Beispiel voran ging und die ihren eigentlichen aristokratischen Zug ausmacht. „Es ist ein Verbrechen, ein Amt anzunehmen, so lange man Jemanden weiß, der an dieser Stelle mehr nützen kann." Diesen Grundsatz hat Schön nicht nur im Munde geführt. Zweimal zog er die bescheidene Wirksamkeit eines Regierungspräsidenten von Gumbinnen einem Ministerposten in der Hauptstadt vor, weil er, wie die Dinge einmal lagen, überzeugt war, dort unter den einfachen, naturkräftigen Menschen mehr Nutzen stiften zu können, als unter den Elementen einer rostig gewordenen Bureaukratie. Und wenn er (1849) an Varnhagen schreibt, er erhalte sich frisch mit Kantischer Philosophie und — Sauerkraut, so ist das erstere kein Scherz, sondern eine heilige Ueberzeugung. Die Geschichte seiner Bildungsjahre erzählt er in der ihm eigenen knappen, klaren, aber durchaus nicht trockenen Weise. Er hatte (1773 zu Schreitlaugken in Ostpreußen geboren) recht buchstäblich unter Kant's persönlicher Leitung seine Studien vollendet, hatte dann, auf einer mehrjährigen Bildungsreise, sämmtliche preußische Provinzen und England kennen gelernt und kehrte 1799 von dort zurück, voll Begeisterung für den nationalen, auf bürgerliche Freiheit gegründeten Rechtsstaat, dessen großartige, damals in Europa einzige Leistungen er soeben mit Augen gesehen. Kantische Hingabe an die Majestät der Idee und englische Gesetzlichkeit und praktische Tüchtigkeit sind seitdem die Normen seines Strebens geblieben, deren Einflüsse sich mit seinen Standes- und Volksüberlieferungen in seinem Charakter zur Erzeugung des specifisch-preußischen, „altliberalen" Typus vereinigten. Wie seine Zeit- und Gesinnungsgenossen alle, verbindet er treueste Hingabe an die Dynastie mit glühendem Eifer für Entwickelung der Volkskraft und des Volksrechts, und so ist es kein Wunder, daß er von einer spätern Zeit nicht immer verstanden wurde. Für die Männer der alten Routine und gar der Reaction war und blieb er ein unbequemer, wo nicht verdächtiger Neuerer, und im Jahre 1849 findet seine und seiner Freunde Stellung zur herrschenden Meinung nur noch in Varnhagen's „Bedauern über den alten, zurück gebliebenen Mann" ihre Bezeichnung. Als Staatsbeamter wirkte er zunächst in Bialystock, dann (von 1800—1806) in Berlin im Generaldirectorium ziemlich als Prediger in der Wüste. Es mußte die Zeit des Unglücks kommen, um solchen Kräften die Bahn frei zu machen, um die Schön, Humboldt, Schleiermacher, Süvern, Nicolovius, Stägemann, Friese („der Geist der Städteordnung"), Scheffner und Rhediger (ein einfacher, unabhängiger schlesischer Gutsbesitzer) unter Stein's Auspicien an's Werk zu rufen. — Unter den Auspicien Stein's: denn daß Stein's Thatkraft, praktischer Instinct, patriotische Leidenschaft, Stein's imponirende, durchgreifende Persönlichkeit dem Ganzen den Schlußstein gab, wird auch von Schön bereitwilligst zugestanden. Er beklagt nur wiederholt die völlig mangelhafte Bildung des gewaltigen

Mannes, seine bis zur Barbarei gehende Gleichgültigkeit gegen philosophische und ästhetische Dinge, seine aristokratische Sprödigkeit gegen den Freiheitsgedanken. Bekanntlich hat Stein nur widerwillig zur Befreiung der Bauern mitgewirkt (er hat sie ja auch später geradezu beklagt und getadelt), und sein berühmtes „Testament", das Programm unserer ganzen Verfassungsentwickelung, ist vollständig aus Schön's Kopf und Feder geflossen. — Auf packende Einzelzüge der vorliegenden Mittheilungen machen wir nur im Allgemeinen aufmerksam, da wir auf das Werk bei Gelegenheit des zweiten Bandes zurückkommen werden. Hier sei nur kurz an jenen Augusttag des Jahres 1807 erinnert, da Schön in Memel den Vortrag über die Befreiung der Bauern ausarbeitete und dabei die Meldung erhielt, seine neunzehnjährige Frau liege in Königsberg im Sterben. Es fehlten noch drei Stunden Arbeit zur Vollendung des Werkes, das, bei der widerstrebenden Stimmung der alten Routine, ohne Gefahr für die Sache nicht aufgeschoben werden durfte. So schreibt denn der Kantianer erst seinen Bericht und macht sich dann auf den Weg, um — die Leiche der geliebten Gattin zu finden. Auch die Geschichte jener Sitzung des Staatsraths in Königsberg (1807) möge man nicht überschlagen, in der es um Auslieferung zweier Officiere sich handelte, welche im Theater das französische rothe Bändchen im Knopfloche eines Schauspielers ausgepfiffen hatten. Nur zwei Stimmen und — der König wagten es, die Ehre des Landes zu wahren. Die Auslieferung wurde verweigert. Doch wer fände hier ein Ende! Was wäre noch zu melden von Schön's Verhandlungen mit Napoleon, von den Entscheidungen von 1813, dann von der Herstellung der Marienburg, von der stillen, mühevollen, aber segensreichen Culturarbeit des westpreußischen, später preußischen Oberpräsidenten, die dann folgte! Solche Erinnerungen sind ein unverlierbarer Schatz; es strömt eine Kraft aus ihnen, eine Kraft, deren auch unsere, äußerlich so viel glücklichere und größere und im Innern hoffentlich nicht schlechtere Zeit nicht entbehren kann. F. Kreyßig.

„Das Wiener Stadttheater."

(Von Heinrich Laube. Leipzig, J. J. Weber. 1875.)

Zum dritten Mal seit sieben Jahren, doch diesmal in ganz veränderter Tonart erhebt Heinrich Laube seine Stimme, um dem deutschen Theaterpublicum gleichsam in corpore vili die Ergebnisse seiner letzten dramaturgischen Wahrnehmungen zu demonstriren. An ungeschminkter Wahrheit fehlt es, wie überhaupt niemals bei Laube, auch in diesem Bericht über Entstehen und Vergehen des Wiener Stadttheaters nicht. Aber ein neuer Ton, den man in den Relationen über das Burgtheater und über das norddeutsche Theater vergeblich suchen wird, macht sich in dieser jüngsten Publication bemerklich, ein Ton des Verzichtes und der Enttäuschung. Der energischste und glücklichste unter allen deutschen Theaterdirectoren hat auf der Höhe seines Lebens die Fahne gewechselt und ist mit klingendem Spiele zu den Pessimisten übergegangen, welchen er bisher kräftig und fest das Gegengewicht hielt. Darin liegt meines Erachtens zunächst und hauptsächlich die Bedeutung des Buches, welches Laube dem Wiener Stadttheater gewidmet hat. Denn wenn sich dieser Fahnenwechsel als ein berechtigter erweist, so wird man fortan nicht mehr der Klage widersprechen können, daß es um das deutsche Theater jämmerlich bestellt sei. Es ist im Allgemeinen vielleicht gleichgültig, ob irgend ein bankerottirter Practiker oder ein im Kampfe mit der Casse zu Grunde gegangener Theoretiker im Hinblicke auf individuelle theatralische Erfahrung über den Niedergang der deutschen Bühne und den Verfall des deutschen Dramas klagt. Aber Heinrich Laube ist nun einmal in practischer wie in theoretischer und überhaupt in jeglicher Hinsicht der erste Kenner der modernen deutschen Bühne; Beruf, Stellung und Neigung, alle Vorbedingungen in merkwürdigster Vereinigung, zahllose Erfolge und schließlich die umfassendste Erfahrung haben ihn dazu gemacht.

Sein Urtheil ist also kein leerer Schall, sondern erfordert die peinlichste und gewissenhafteste Prüfung. Es ist nicht mit ein paar pikanten feuilletonistischen Scheinargumenten widerlegt, denn es betrifft eine Sache von enormer Wichtigkeit, die Frage nämlich: Ist das deutsche Theater in seinem heutigen Zustande lebenswerth und lebensfähig, oder steuert es unwiderruflich seinem endgültigen Untergange zu?

Laube's Antwort ist trostlos genug. Mit einer fünffachen Rüstung von Gründen gepanzert, sagt er dem deutschen Theater das Geschick des gegenwärtigen englischen voraus. Glücklicherweise hat aber dieser pessimistische Panzer eine sehr dünne Stelle, deren sich die Kritik ohne Schwierigkeit bemächtigen kann. Jene Prophezeihung würde vielleicht von einer unheilvollen Unwiderleglichkeit gewesen sein, wenn sie die Schlußfolgerung des Buches über das Burgtheater oder desjenigen über das Leipziger Theater gebildet hätte. Aber als Resultat aus der Geschichte des Wiener Stadttheaters ist sie hinfällig.

Laube selbst wird nicht bestreiten, daß das Wiener Stadttheater ein Experiment war, welches außer ihm Niemand hätte wagen dürfen. Aber hierin lag schon eine Gefahr für das neue Institut, daß sein Schicksal unlöslich an die Person seines Schöpfers geknüpft war. Nicht dem als unabweislich erkannten Bedürfnisse, sondern der Hausse zuliebe, welche den Ehrgeiz des Mäcenatenthums hatte, ward der Kunstaltar an der Seilerstätte errichtet, und Laube übernahm das Commando in dem guten Glauben, daß er das Bedürfniß weiterer Kreise allmälig erwecken und für die Kunst werde erhalten können, was von der Eitelkeit des Reichthums gespendet worden war. Er brachte zu diesem Zwecke selber beträchtliche materielle Opfer, und Niemand zweifelte an der Lauterkeit und Größe seiner Intentionen. Alle Welt sah vielmehr mit Staunen die wahrhaft riesige Arbeitskraft, welche er entwickelte. Aber organische Fehler lassen sich nicht beseitigen; sie sind dazu da, daß man an ihnen früher oder später verkümmere. Ein Ausnahmezustand war als normaler betrachtet und zur Voraussetzung für die Existenz des Stadttheaters genommen; als der ominöse 9. Mai 1873 ihn zerstörte, vernichtete er gleichzeitig Alles, was auf ihn fundirt worden. Auch das Stadttheater ward in seinen Grundvesten erschüttert; um in Laube's ursprünglichem Plane weitergeführt zu werden, ermangelte es der Glücksbedingungen, welche bei seiner Gründung gewaltet hatten; und einem neuen, reducirten Plane versagte Laube seine Mitwirkung, ein Umstand, der wiederum verhängnißvoll sein mußte, weil eben das Stadttheater auf Laube's Person zugeschnitten war.

Wo solche Grundgebrechen die Existenz schon in der Wiege zum Problem machen, da thut man unrecht, aus besondern Ursachen allgemeine Wirkungen zu folgern. Und Laube scheint sich in der That das Geschick des Stadttheaters zu sehr zu Herzen genommen zu haben, wenn dasselbe ihn zum Pessimismus bekehren konnte. Löst man nämlich seine pessimistischen Auseinandersetzungen von dem Substrate los, auf das sie gegründet sind, und prüft man sie ohne Rücksicht auf das Wiener Stadttheater, so vermag man dagegen gar nichts einzuwenden, denn sie sind ganz gewiß berechtigt, wenn auch freilich in ihrer Tragweite stark überschätzt. Wenn Laube beispielsweise über den ökonomischen Verfall in den deutschen Ländern klagt und demselben eine verhängnißvolle Wirkung auf das Theater zuschreibt, so ersieht man leicht, daß hier in specieller Hinsicht auf das Wiener Stadttheater ein vorübergehender Zustand als ein dauernder genommen wird. Der ökonomische Verfall wird nicht ewig währen, und er ist auch nicht in allen deutschen Ländern mit gleichmäßiger Heftigkeit aufgetreten; aber ganz unumstößlich wahr ist es, daß, wo derselbe sich einstellte und Ersparungen rücksichtlich des Theaters erheischte, die letzteren auf Kosten des edleren, nicht des gemeinen Geschmacks angestrebt wurden. Die Frage ist nur, ob diese Erscheinung neu ist, oder ob sie nicht vielmehr dem scharfsinnigen Beobachter geläufig sein mußte, bevor er vom Wiener Stadttheater aus gleichsam die dritte Serie seiner dramaturgischen Studien begann. Um die enge Gemeinde des edleren Theatergeschmacks zu übersehen, dazu bedurfte es doch fürwahr nicht der Börsenkatastrophe; auch während der Hochfluth der Haussejahre bestand diese Gemeinde in ihrer Spär-

lichkeit, nur daß sich ihr damals ein breites Außenpublicum Halb- oder gänzlich Ungebildeter zugesellte, welche für leicht erworbenes Geld sich der Abwechslung wegen auch einmal bessere Genüsse einzuhandeln trachteten. Hat man denn bei der Gründung des Stadttheaters auf diese Alluvialschicht nicht mehr als billig speculirt?

Wenn ferner Laube den höher bemittelten deutschen Bühnen den harten Vorwurf der Sorg- und Gedankenlosigkeit zuschleudert, weil dieselben sich sträuben, die Stelle eines Vortragslehrers zu creiren, so kann man ihm die Berechtigung hierzu nicht wol bestreiten. Ich glaube zwar nicht ganz so dogmatisch wie Laube, aber immerhin mit Ueberzeugung an die Ersprießlichkeit des Vortragslehrer-Amtes. In Wien, wo sich diese neue, von Laube eingeführte Institution zunächst zu bewähren hatte, sind die Meinungen über seinen Vortragsmeister, Alexander Strakosch, sehr getheilt. Laube selbst schätzt die Verdienste seines dramaturgischen Gehilfen so hoch, daß er ohne denselben überhaupt in keine theatralische Wirksamkeit mehr eintreten will. Ich gestehe, daß das letztere Argument für mich einen schlagenden Effect besitzt und daß alle theoretischen Einwendungen dagegen mich in keiner Weise zu bestimmen vermögen. Man sagt, Strakosch arbeite nach der Schablone und ertödte dadurch in jedem Novizen die Besonderheiten künstlerischer Individualität. Diese Behauptung hat einen Beigeschmack, als ob sie direct aus dem Munde „verkannter Künstlergenies" käme. Der Vortragslehrer hat nämlich mit der künstlerischen Individualität gar nichts zu schaffen; er lehrt die Neulinge sprechen, stehen, gehen — und in diesen drei Dingen möchte man wol schwerlich etwas Anderes als die gemeingültige Regel in Anwendung bringen. Bei dem Erlernen der unregelmäßigen griechischen Verba in den unteren Gymnasialklassen dürfte die Besonderheit der Schüler-Individualität doch eben auch nicht sehr in Betracht kommen, und eine ganz ähnliche Arbeit ist die des Vortragslehrers. Strakosch versteht zufällig mehr als die Rudimente seiner Kunst; die Heroine Kathi Frank, Emerich Robert und Siegwart Friedmann haben ihm viel zu verdanken. Doch ganz abgesehen von der Person, welche in dieser Controverse nur deshalb in den Vordergrund tritt, weil Strakosch vorläufig der erste und einzige deutsche Vortragsmeister ist, finde ich es allerdings sehr beklagenswerth, daß insbesondere die Hoftheater es mit der Anstellung eines Vortragslehrers nicht versuchen wollen; das Experiment ist weder kostspielig noch gefährlich und jederzeit rückgängig zu machen, falls es sich nicht bewährt. Wenn Laube eine Anregung in theatralischen Dingen gibt, so sollte man an derselben nicht achtlos vorübergehen, zumal in einer Richtung, die an den meisten deutschen Bühnen wirklich sehr verwahrlost ist.*)

Noch etliche solcher an sich wohlbegründeten Klagen erhebt Laube gegen die überhandnehmende Putzsucht auf der Bühne, gegen die Theaterkritik und die Präponderanz der Ausstattung über den geistigen Inhalt. Aber alle diese Bitterkeiten klingen nur so scharf, weil Laube's Sprache nun einmal derart beschaffen ist. Er hat zeitig lernen müssen, kurz angebunden zu sein, und durch nahezu drei Decennien sich darin geübt, sonst wäre seine Herrschaft im Reiche der Coulissen schwerlich von langer Dauer gewesen. Nun kann er kaum mehr anders als stoßweise und in eigenthümlich abgebrochener Manier reden. Auch schreiben muß er so. Das sollte man erwägen, bevor man in übertriebener Empfindlichkeit sich für verletzt hält, wenn er sich einmal eine seiner energischen Apostrophen aus der Feder schlüpfen läßt. Die Wiener Presse hat nicht übel Lust, ihn wegen seiner Bemerkungen über sie zur Verantwortung zu ziehen. Sie thut ihm aber unrecht, erstens, weil er sie nicht in Pausch und Bogen angeklagt hat, und zweitens, weil derjenige Theil derselben, auf welchen er zielt, factisch mit einiger photographischen Treue charakterisirt ist. Laube

*) Man vergleiche, was an einer andern Stelle des vorliegenden Heftes (p. 308) ein so competenter Richter, wie Hanslick, über die Frage des „Vortragsmeisters" auch auf dem Gebiete der Oper denkt.

Anmerkung der Redaction.

kennt die Presse; er ist selbst wiederholt unter den Journalisten gewesen, und wenn er darüber jammert, daß die Kritik nicht wenige dramatische Productionen zerstöre, so kann er von seinem Standpunkte des Theaterdirectors füglich nicht anders urtheilen. Ich erinnere mich, daß er ganz entrüstet war, als die Wiener Kritik Lindau's „Erfolg" nicht acceptiren wollte. „Aber das Stück macht ja volle Häuser", rief er in Einem fort, „und das Publicum unterhält sich bei diesen heiteren Scenen auf das beste." Das wird ewig der Streit zwischen Theaterdirector und Kritiker sein. Dem Recensenten ist das besetzte Haus durchaus Nebensache, dem Theaterdirector muß es Hauptsache sein. An Concessionen läßt es eine wohlwollende Kritik gleichwol nicht mangeln, wie andererseits auch eine verständige Direction bisweilen den kritischen Postulaten Opfer bringt. Auf diese Weise findet man den mittleren Weg, und ich habe nicht beobachtet, daß dem Stadttheater gegenüber von der ernsthaften Kritik eine besondere Schärfe zur Anwendung gebracht worden wäre.

Aus alledem ergibt sich mir der Schluß, daß Laube's Pessimismus gar nicht ernsthaft genommen sein will. Der in zahllosen Schlachten siegreiche General ist verbittert und enttäuscht, weil in dem Augenblicke, als eine ruhmreiche Campagne sich nach mannigfachen Schwankungen wieder zum Besseren wenden wollte, die Intrigue an ihn heranschlich und ihn nach dem Recepte des ôte-toi que je m'y mette zur Seite drängte. Wer wird ihm diesen Groll verargen? Er hängt ja unerschütterlich an dem Glauben, daß der Stern des Stadttheaters noch nicht für immer erloschen sei, ein Glauben, den ich mit einer gewissen starken Einschränkung mit ihm theile, so fern und so lange nämlich der Commandostab seinen Händen wieder anvertraut würde. Denn kein Zweiter besitzt die Autorität Laube's. Der dramatische Dichter läßt sich von ihm ohne Widerspruch Striche, Kürzungen und Schiebungen gefallen, weil er dem Verfasser der „Carlsschüler" und des „Essex" mit Recht die intimste Kenntniß der Theatereffecte zutraut; der Kritiker erblickt in ihm die ebenbürtige Gestalt des seit vier Decennien bewährten und gepriesenen Schriftstellers; der Schauspieler gehorcht seinem Winke, weil er weiß, daß seine Kunst nirgends andächtiger und ernsthafter betrieben wird als in Laube's Schule; und das Publicum endlich kennt die Flagge, welche am Wiener Michaelerplatze und am Augustusplatze in Leipzig zum Symbol der besten theatralischen Erfolge geworden ist, und auch an der Seilerstätte ihre Traditionen nicht verleugnete.

Mit dieser Autorität erhält Laube jegliches Theater am Leben; und was mehr bedeuten will, er erhält es, dramaturgisch betrachtet, sogar immer auf einer beträchtlichen Höhe. Das Wiener Stadttheater war trotz seiner organischen Fehler in artistischer Hinsicht ein Musterinstitut. Das windige flackernde Comödiantenthum wich dem hingebendsten Eifer, die Eitelkeit räumte dem ernstesten Studium den Platz. Jedes einzelne Mitglied des Personals erachtete sich als für die Wohlfahrt und Ehre des Ganzen engagirt, und so konnte es gelingen, daß oft mit überraschender Geschwindigkeit neue Stücke trefflich einstudirt, ältere vorzüglich inscenirt wurden, daß sogar, während einer gewissen Zeit, diese jüngste unter den deutschen Bühnen alle ihre Schwestern an künstlerischem Glanze überstrahlt und an Größe der Intentionen überragt hat. Das Capitel deutscher Theatergeschichte, welches ihr gewidmet ist, läßt an lehrreichem und interessantem Inhalte schwerlich etwas zu wünschen.

Ueberlese ich dieses Capitel heute in dem Buche, von dem diese Zeilen handeln, so ergibt sich mir, daß unter allen deutschen Theaterdirectoren der Gegenwart vielleicht keiner ist, der sich in seinen Qualificationen mit Heinrich Laube zu messen vermöchte; daß aber auch die ausgesuchteste Kraft an Experimenten scheitern muß, welche mehr auf den Glanz als auf die Solidität begründet sind. Und ein solches Experiment war trotz all des Schimmers seiner Flittermonate das Wiener Stadttheater. „Die ganze Wahrheit zu gestehen: ich war nicht die zuversichtlich treibende Seele, ich wurde mehr hineingezogen in das Unternehmen", so sagt Laube selber in dem Eingangscapitel seines Buches. Und er fährt fort: „Ich wog und überlegte Tag und Nacht,

ob Kern und Dauer sicher wäre. Die artistische Frage machte mir keine Sorge. Das hielt ich für möglich: neben dem durch nothwendige Rücksichten beengten Burgtheater ein erstes Schauspiel auszubilden. Aber die ökonomische Frage beunruhigte mich. Ist soviel Publicum vorhanden, fragte ich immerfort, um zwei gleichartige Schauspielhäuser zu füllen? Und was entsteht, wenn dies nicht der Fall ist, da die Gründer nur gründen und nicht verpflichtet sind zu erhalten?" Man sieht hieraus, daß die Bedenken sich von allem Anfang an genau in der richtigen Linie bewegten, in welcher sie nach zwei Jahren zu Thatsachen sich umgestalteten. Laube hielt, was er versprochen; das Glück aber läßt sich nicht verpflichten.

Wilhelm Goldbaum.

Zu dem von Max Müller herausgegebenen

Briefwechsel Schiller's mit dem Herzog von Augustenburg.*)

I.

Je werthvoller die Gabe ist, welche Max Müller im letzten Heft der „Deutschen Rundschau" durch die Mittheilung der im Augustenburg'schen Hausarchiv befindlichen Briefe Schiller's und des Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg den Verehrern Schiller's geboten hat, um so nöthiger ist es, auf einen Datirungsfehler aufmerksam zu machen, welcher einen wichtigen Brief in Folge einer wahrscheinlich sehr undeutlich geschriebenen Jahreszahl in ein falsches Jahr setzt.

Nach Max Müller's Lesart ist der unter Nr. 4 abgedruckte Brief des Herzogs an Schiller vom 19. März 1793 datirt. Nicht aber 1793 ist zu lesen, sondern 1795.

Der Brief beginnt mit den Worten: „Die beiden ersten Stücke der Horen und die diese beiden Stücke begleitenden Briefe habe ich erhalten. Es bedarf in der That einer Entschuldigung, daß ich Ihnen den Empfang derselben bis jetzt nicht angezeigt habe." Wie kann ein Brief, der die Horen erwähnt, aus dem Jahre 1793 stammen, da die Herausgabe der Horen erst 1795 begann? Und in der That sind auch die beiden Briefe Schiller's, auf welche der Herzog in jenen Eingangsworten Bezug nimmt, noch vorhanden. Es sind die von Max Müller unter Nr. 6 und 7 mitgetheilten. Der erste dieser Briefe aber ist vom 20. Januar 1795, der zweite vom 4. März desselben Jahres.

Könnte aber noch der leiseste Zweifel über die falsche Lesart Max Müller's bestehen, er würde beseitigt durch einen Brief Schiller's vom 5. April 1795, der unter Nr. 8 abgedruckt ist. Dieser Brief lautet: „In dem Briefe vom 19. März, womit Ew. Durchlaucht mich beehrten, lese ich die für mich höchst aufmunternde Versicherung, daß Ihnen die ersten Stücke meines neuen Journals nicht mißfielen, ja daß Ihre eigenen Ueberzeugungen mit dem Hauptinhalt meiner ästhetischen Briefe übereinstimmend sind. Was Ew. Durchlaucht in Ansehung der Schwierigkeit des Vortrags bemerken, ist sehr gegründet, und es verdient allerdings die größte Aufmerksamkeit der Schriftsteller, die erforderliche Gründlichkeit und Tiefsinnigkeit mit einer faßlichen Diction zu verbinden." Dieser Brief Schiller's ist Satz für Satz die Beantwortung des in Frage stehenden Briefes des Herzogs. Erstens spricht Schiller die Freude aus, sich mit dem Herzog in wesentlicher Uebereinstimmung der Ideen zu wissen. Jener Brief des Herzogs hatte gesagt: „Es ist mir eine nicht geringe Freude, in Ihrer Denkart über Das, was der Menschheit Noth

*) Deutsche Rundschau. Heft 7. April 1875.

ist, so viele Uebereinstimmung mit meinen Ueberzeugungen zu finden." Zweitens vertheidigt sich Schiller gegen den Vorwurf zu dunkler und schwerfälliger Darstellung. Jener Brief des Herzogs hatte gesagt: „Ihre ästhetischen Briefe habe ich mit Vergnügen in den Horen wiedergefunden. Da sie aber wegen meiner Unbekanntschaft mit der Terminologie und wohl auch mit dem Inhalt der kritischen Philosophie für mich manche Dunkelheiten enthalten, die erst bei wiederholter ruhiger Lesung verschwinden werden, so schweige ich lieber gegenwärtig noch über diese Briefe; im Sommer auf dem Lande mit mehrerer Muße und weniger Zerstreuung werde ich diese Lectüre wieder vornehmen." Und drittens sagt Schiller ganz ausdrücklich, daß der Brief des Herzogs, welchen er beantworte, vom 19. März sei. Jener Brief aber ist ebenfalls vom 19. März.

Wenn also Max Müller sagt, daß ein Brief des Herzogs vom 19. März 1795, in welchem der Herzog seinen Beifall über die Horen und zugleich einen Tadel über die Schwerfälligkeit der Sprache ausgedrückt zu haben scheine, fehle, so ist nunmehr klar, daß diese vermeintliche Lücke nicht besteht.

Ich brauche wol kaum hinzuzufügen, daß durch das kleine Versehen das große Verdienst Max Müller's um die Wiederfindung dieser Briefe nicht geschmälert werde. Möchte die von ihm ausgesprochene Hoffnung, daß vielleicht noch andere Bruchstücke dieses Briefwechsels wieder zum Vorschein kommen, recht bald und recht reich in Erfüllung gehen.

Dresden, den 4. April 1875.

Hermann Hettner.

II.

An Professor Max Müller in Oxford.

Berlin, den 6. April 1875.

Lieber Freund! Sie haben Recht, zehntausendmal Recht, oder besser: Sie hatten Recht, bis vor ganz Kurzem stand es so. Ueberdrüssig des ererbten Rechtes, bewundern zu dürfen, waren wir mit Allem unzufrieden, um uns hinterher mit Allem zufrieden zu geben. Das Achselzucken wäre ja so ungefähr die bezeichnende Geberde unsrer Generation — gewesen. Denn ich meine, es weht doch schon heute ein andrer Hauch über unser Gefilde, und je mehr es Ihnen gelingt, mit unsrem Thun und Empfinden Eins zu bleiben, dort auf Ihrer Insel der Seligen, desto gewisser werden Sie sich davon überzeugen. Nicht blos der preußische Landwehrmann von 1870 und der badische Bourbaki-Kämpfer wußten sich ohne das Nil admirari zu behelfen. Sehen Sie sich um unter den Grüßenden vom 22. März und 1. April 1875, auf Schritt und Tritt begegnen Sie einem fröhlichen, nicht angekränkelten oder ausgeheilten Menschen.

Doch nicht um Ihnen dies zu sagen, habe ich nach Lesung Ihres prächtigen Schiller-Holstein-Artikels rasch zur Feder gegriffen, sondern zum Zweck einer winzigen literar-historischen Conjektur. Der Brief des Herzogs vom 19. März 1795 ist nicht, wie Sie auf S. 52 voraussetzen, verloren gegangen. Sie selbst haben ihn aus dem Concepte des Herzogs abgedruckt auf S. 48, freilich unter dem Datum des 19. März 1793, was eben nur eine Folge undeutlicher Schrift sein kann. Lesen Sie nur jetzt die Briefe vom 4. und 19. März und 5. April in dieser Folge einmal durch. Die bescheidene Kritik des Staatsmannes und ami de l'homme, den die Speculation Schiller's fremdartig berührt, im Schreiben des Herzogs, — wie das feine Mißverstehen und die Entschuldigungen in der Antwort Schiller's werden Ihnen sofort den inneren Zusammenhang offenbaren.

In treuester Freundschaft

Ihr alter

G. v. Bunsen.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Berlin, 15. April 1875.

Wie alljährlich, so veröffentlicht die Intendantur der Hofbühnen auch diesmal, im Ausgange des März, einen statistischen Rückblick auf die Leistungen der königlichen Theater in dem vergangenen Jahre, vom 1. Januar bis zum 31. December 1874. Da dieser Rückblick seit dem Umschwung der deutschen Dinge auf dem Schlachtfelde von Königgrätz nicht allein das Berliner Schauspiel- und Opernhaus, sondern auch die Theater von Hannover, Kassel und Wiesbaden berücksichtigt, so haben wir in ihm den wichtigsten Beitrag zur Geschichte des deutschen, zunächst des norddeutschen Theaters. Hier fehlt jede Verschönerung der Thatsachen, jedes mißgünstige Urtheil; selbst die geschickte Zusammenstellung der Zahlen, die man den Statistikern vorzuwerfen pflegt, um gewisse Behauptungen daran zu erweisen, ist hier nicht einmal annähernd versucht worden. Die Schlüsse, die ich aus dem vorliegenden Material ziehe, sind subjectiv; die Grundlage selbst ist die objectivste, die ich mir denken kann. Mein Credo in den Sachen unsers deutschen Theaters kennt der Leser: der wesentlichste Uebelstand liegt in der Schwäche und Dürftigkeit der Produktion. Das Berliner Schauspiel hat im vergangenen Jahre 16 Stücke aufgeführt, von denen 6 nur einactige Kleinigkeiten waren, es bleiben somit 10 größere Stücke für eine zehnmonatliche Thätigkeit. Wiederum von diesen 10 Stücken sind 3: „Des Meeres und der Liebe Wellen" von Franz Grillparzer; „Pitt und Fox" von Rudolf Gottschall; „Herodes und Mariamne" von Friedrich Hebbel altbekannte. Die beiden ersten vielgespielte Dramen; so reducirt sich die Ausbeute eines ganzen Jahres für die Berliner Hofbühne auf 6 Neuigkeiten: „In Charlottenburg" von Max Ring; „Die Realisten" von Wichert; „Schwere Zeiten" von Julius Rosen; „Alte Schweden" von Brachvogel; „Ein Erfolg" von Paul Lindau; „Die Sirene" von Mosenthal. Ein letztes Stück „Der Verschwender", das liebenswürdige Zaubermärchen von Raimund, steht meiner Meinung nach mit Unrecht in dieser Liste; es wurde am Mittag des 13. December zum Besten der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger aufgeführt und zwar nur durch die Mitwirkung des Wiener Schauspieldirectors Jauner: in das Repertoire des Theaters ist es erst im Laufe dieses Jahres aufgenommen worden. Diese Aufzählung hat etwas Beschämendes; nur sechs moderne Dramen und Komödien sind der Aufführung für werth befunden. Und wie ist nun die Wirkung derselben auf die Zuschauer? Grillparzer bringt es auf 6, Gottschall auf 7, Hebbel gar nur auf 2 Aufführungen; von den eigentlichen Neuigkeiten verschwinden Wichert's „Realisten" und Rosen's „Schwere Zeiten" nach je vier Vorstellungen; Mosenthal's „Sirene" verdankt ihre vier Aufführungen ausschließlich dem anmuthigen und etwas allzukecken Spiel der Frau Niemann; Ring's „In Charlottenburg" erlebte sieben Aufführungen: nur Lindau's und Brachvogel's Stücke erringen mit 14 und 12 Vorstellungen einen Erfolg. Aber beide zusammen genommen werden von einem halbwegs „uralten" Lustspiel von Shakespeare „Was Ihr wollt" in einer neuen entsprechenden Inscenirung aus dem Felde geschlagen. Eine Komödie, die von den

modernen Dramaturgen so gering geschätzt wird, gewinnt, überdies noch in Concurrenz mit den Meiningern, im Schauspiele den Sieg über alle neuen Schöpfungen mit 27 Vorstellungen. Ein zweiter Satz meines Glaubensbekenntnisses bestätigt sich hier, daß die Neueinrichtung und Wiederbelebung der klassischen Dichtungen die wichtigste Aufgabe der Hoftheater sein soll, die durch ihre Dotation und die ihnen immer offenstehende Schatulle des Fürsten den andern Bühnen gegenüber eine Ausnahmestellung einnehmen. Nicht nur mit „Was Ihr wollt" hat die Hofbühne einen glücklichen Treffer gezogen; auch Kleist's „Zerbrochener Krug" hat, neu einstudirt, 5 Aufführungen; Dumas' „Die Fräulein von St. Cyr" 10 erlebt.

Wenden wir uns einem andern Punkte zu, so kommen auf 289 Schauspiel-Aufführungen 101 Vorstellungen klassischer Stücke. Shakespeare hat mit 55 Vorstellungen den Löwenantheil davon; die außerordentliche Mühe, die der Director Hein und die Künstler im Jahre 1873 auf die Einrichtung der Königsdramen verwandt haben, hat sich schlecht belohnt, und die Kritik hat mit ihrer Abneigung gegen dies ganze Unternehmen Recht behalten: außer „Richard III.", der von jeher dem Repertoire des Schauspielhauses angehörte, hat nur der erste Theil des vierten Heinrich eine Aufführung erlebt; auch den Oechelhäuser'schen „Hamlet" haben seine neuen Dekorationen nicht vom verdienten Verderben gerettet. Es kommt eben auf die Auswahl an, die man aus dem Nibelungenschatz der klassischen Dichtung trifft, sowol auf das Was? wie auf das Wie? Von Lessing sind „Nathan der Weise", „Emilia Galotti", „Minna von Barnhelm"; von Goethe „Torquato Tasso", „Iphigenie", „Faust", „Clavigo", „Egmont", „Götz" auf der Bühne; Schiller ist ein wenig spärlich, nur 14 Mal erschienen. Ungern vermißt man die Wallenstein-Trilogie. Daß Molière ganz fehlt, ist eine bedenkliche Lücke. Kleist's „Prinz von Hessen-Homburg" müßte gerade in Berlin seinen festen Platz im Repertoire haben. Gehe ich zu den neueren Dichtern über, so ist Gustav Freytag mit 7 Vorstellungen („Die Journalisten" und „Die Valentine") genügend vertreten; Karl Gutzkow verdient eine ungleich größere Berücksichtigung, als ihm 2 Vorstellungen des „Königslieutenant" und des „Uriel Acosta" zu Theil werden lassen. Heinrich Laube hat dem Theater eine Fülle wirksamer Bühnenstücke geschenkt, so daß die vollständige Nichtachtung, die sie erfahren, auffällt. Paul Lindau, der im Jahre 1873 zweiundvierzig Vorstellungen erlebte, ist auf neunzehn zurückgesunken und steht hinter Moser mit 22, Benedix mit 31 Aufführungen zurück. Auch nach ihrem Tode trotzt Frau Charlotte Birch-Pfeiffer mit 10 Vorstellungen den Angriffen der Kritik, die in diesem Falle sich ebenso wenig gerecht wie vorausseh end bewiesen hat. Die moderne französische Dramatik seit 1830 ist, was ich mit Lob hervorhebe, nur spärlich vertreten; sieht man von einer Anzahl kleiner Scherze ab, findet sich von größeren Komödien nur: Dumas' „Fräulein von St. Cyr", Scribe's „Glas Wasser", Bayard's „Vicomte von Letorières", Dumanoir's und Keranion's „Die Eine weint, die Andere lacht" auf der Bühne unseres Schauspielhauses.

Zu der immer kleiner werdenden Cohorte der dramatischen Schriftsteller — ich hebe noch einmal hervor, daß die Statistik des verflossenen Jahres auf allen vier Bühnen auch nicht einen, nicht schon längst als Dramatiker bekannten Namen aufweist — haben sich in den letzten Wochen zwei gesellt: Friedrich Spielhagen, von dem bisher nur „Hans und Grete" mit mäßigem Erfolge auf der Bühne erschienen war, und Hugo Bürger, der nicht vom Dichter der „Lenore" abstammt, sondern den Heinrich Laube aus dem Fabrikantenstande auf die weltbedeutenden Bretter geführt hat. Das interessanteste Ereigniß der Theatersaison bildete die erste Aufführung von Friedrich Spielhagen's vieractigem Schauspiel „Liebe für Liebe" am 1. April. Es verdient schon Anerkennung, wenn ein Schriftsteller von dem Rufe Spielhagen's seinen Kranz auf das unberechenbare, von tausend Zufälligkeiten abhängige Schicksal eines Bühnenstücks setzt; wenn er auf einem neuen Gebiete die Arbeit beginnt, die ihm auf dem alten fast mühelos gelingt. Unrecht wäre es auf der anderen Seite, den tapferen Willen gleich für die vollendete That gelten zu lassen. „Liebe für Liebe" ist noch keine,

ganz harmonisch abgerundete und ausgebildete Bühnendichtung, aber der Fortschritt, den der Dichter hier über „Hans und Grete" zum wahrhaft Dramatischen hinaus gemacht hat, gehört zu den ungewöhnlichen. In „Hans und Grete" überwiegt in der Form das novellistische Element, in der Führung der Handlung der Zufall. Ueberall in „Liebe für Liebe" begegnet man dem echten Dramatiker. Ein engumschlossener Raum — ein kleines Schloß mit dem Vorgarten, eine kurze Zeitspanne: ein Octobertag des Jahres 1813; wenig Figuren, die lebendig aus dem reichen historischen Rahmen hervorspringen; die fest in sich geschlossene Handlung, nicht durch Erzählungen, sondern durch den Monolog und Dialog sich entwickelnd, erklärend, verschlingend und lösend. Was die Technik des Drama's, in Aufbau und Abrundung, betrifft, zeigt „Liebe für Liebe" eine nicht geringe Meisterschaft in den drei ersten Acten; der vierte ist schwächlicher, im Beginn zu gedehnt, im Ausgang, auch durch das Zusammendrängen der Figuren in dem doch immer beschränkten Raum eines Thurmzimmers, zu überhastet.

Der Conflikt des Stücks ist, im tiefsten Grunde, nur tragisch zu lösen, oder, wenn man die scherzhafte Seite hervorkehrt, durch das heitere Gelächter der komischen Muse. Spielhagen's Schauspiel stellt sich wie eine abgestumpfte Pyramide dar. Aeußerlich ein glücklicher Zufall, innerlich eine Herzenswandlung brechen der Tragik die Spitze ab. Nach vierjähriger Gefangenschaft kehrt Fritz von Elbeck, von den französischen Galeeren flüchtend, in die Heimath zurück; im Uebermuth der Jugend, im Ingrimm gegen die Fremdherrschaft hat er sich mit seinem Freunde Bernhard, einem Theologen, dem abenteuerlichen Zuge Schill's angeschlossen. In einem Gefecht sind beide verwundet worden, aber während es Bernhard gelingt, sich zu retten, geräth Fritz in französische Gefangenschaft. Zum Glück wird er nicht als Officier erkannt, sondern als gemeiner Soldat behandelt und nach dem Süden Frankreichs geschickt. Für die Seinen ist er verschollen und gilt für todt. Es ist natürlich, daß die Braut des Gefallenen, seine Verwandte Charlotte, für den Freund des Geliebten allmälig eine wärmere Neigung gewinnt; aus der gemeinsamen Klage über den Freund, der beiden entschwunden, entwickelt sich eine zärtliche Liebe. Fritz findet bei der Rückkehr Charlotte als Braut Bernhard's, am Vorabend der Hochzeit, wieder. Heftig, wie er stets gewesen, durch die lange und harte Gefangenschaft verbittert, wird Fritz durch diese Treulosigkeit der beiden ihm theuersten Menschen, denn so muß er die Wendung des Geschicks ansehen, zur Verzweiflung, in Haß und Wuth getrieben. Eine Reihe anderer Umstände tritt hinzu, diese Stimmung immer tiefer und wilder zu erregen. Seine Tante hat sich und ihre Kinder schon als rechte Besitzer des reichen Gutes angesehen, sie ist eine sächsische Patriotin und eine große Verehrerin Napoleon's. Auf dem Gute findet Fritz französische Einquartierung, er wird in das Haus seiner Väter, unter falschem Namen, als Doctor Ulrich, den die Familie von Karlsbad her kennt, eingeführt. Da Charlotte nun fest zu ihrem zweiten Verlobten hält; der Commandant der Franzosen durch einen Brief aus dem Hauptquartier des Kaisers von der Anwesenheit des flüchtigen Galeerensclaven Fritz von Elbeck in der Umgegend unterrichtet wird, so sind alle Motive und Verhältnisse zu einem tragischen Ausgang gegeben. Ein solcher Schluß befriedigt auch am reinsten die erregte Stimmung des Zuschauers; indem er uns erschüttert, läutert er unsere Empfindung und befreit sie von einer gewissen Pein, die uns bei dem Anschauen der unseligen Verwickelung ergreift, in die der Zufall drei an sich edle Menschen, mit gleichen Rechten und Ansprüchen, gestürzt hat. Spielhagen hat einen andern, ich möchte sagen den realistischen Weg eingeschlagen; er läßt wie Charlottens Neigung, so die des Helden umschlagen. Eine jüngere Schwester Elma tritt für sie ein. Als Fritz sein Haus verließ, war Elma noch halbwegs ein Kind, als Jungfrau in der Fülle ihrer Schönheit findet er sie wieder. Sie zuerst trifft er im Walde hinter dem Schlosse, ihr zuerst entdeckt er sich. Noch mehr: beide haben den gleichen muthigen Charakterzug, dieselbe Kraft des Willens. In Elma ist eine Unbändigkeit der Jugend, wie in Fritz die Leidenschaft des Zornes. Nicht im Augenblick können sich Beide aussprechen; nicht sogleich ver-

mag Fritz die frühere Neigung für Charlotte von der plötzlichen Liebe für Elma zu sondern. Je klarer sich das Mädchen über sein Gefühl ist, desto dunkler lodert die Gluth in Fritzens Brust. Die Stimme des Gewissens muß ihm sagen, daß Charlottens „Untreue" durch das Schwanken seines eigenen Herzens entschuldigt wird — und diese Ahnung bestärkt ihn nur in seiner Heftigkeit. Indem er nach Rache dürstet, sucht er einzig dem eigenen Schuldbewußtsein zu entgehen. Dies ist einer der feinsten Züge in dem eigenthümlichen Charakterbilde des Helden. Um einen drohenden Zweikampf zwischen ihm und Bernhard zu verhindern, nennt Elma in der Aufregung eines schrecklichen Augenblicks seinen wahren Namen und zwingt so den französischen Hauptmann Anatole de Fleurac, der ihn längst erkannt, aber aus Achtung vor dem Unglück, aus stiller, unerwiderter Liebe zu Elma geschwiegen hat, ihn zu verhaften. Der Versuch, den Elma nun macht, den Gefangenen zu befreien, und bei dem sie sich gegenseitig ihre Liebe gestehen, scheitert, aber die siegreiche Schlacht bei Leipzig entscheidet auch das Geschick dieses Hauses. An der Spitze eines Trupps deutscher Landwehrleute dringt Bernhard in das Schloß, die Franzosen ziehen ab, und dem Glück der beiden liebenden Paare steht kein Hinderniß mehr dräuend entgegen.

Ich wage nicht zu behaupten, daß diese Lösung, so natürlich wie sie ist, und so glücklich sie der Dichter nach seinem Wahlspruch „Liebe für Liebe" erfunden hat, alle Zweifel, die in der Seele des Zuschauers aufgestiegen sind, harmonisch löst: der einmal angeschlagene tragische Akkord klingt eben für ein feineres Ohr zu stark wieder, um durch das Geflüster einer neuen Liebe übertönt zu werden. Wenn aber in einem Punkt dieser Dichtung, so beweist sich hier der wahrhafte Dichter. Indem er seine Fabel in die Tage der Schlacht bei Leipzig, die nur auf die Entfernung weniger Meilen von dem Gutshofe tobt, mit all' ihren Fäden hineindichtet; indem er die Luft über seine Gestalten von diesem Weltkampf her dumpf und gewitterschwül hinwehen läßt, ihre Aufregung dadurch steigert und das Gewaltsame ihrer Handlungen, das Sprunghafte ihrer Empfindungen in den Zauberbann des großartigsten Ereignisses stellt, gewinnt er den wirkungsvollsten Hintergrund dafür. Der Donner der nahen Schlacht entschuldigt, macht Alles gut. Das Geschichtliche in dem Vorgang, das dem oberflächlichen Blick als etwas Nebensächliches und Zufälliges erscheint, verwächst für den tiefer Schauenden unlösbar mit dem Nervengeflecht der Hauptfiguren und ihres Schicksals Entwickelung. Nun fühlt man, daß die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft gleichsam mit Nothwendigkeit auch das Glück des Helden einschließt; daß in dieser Hinsicht der tragische Schluß einen Mißklang hervorgerufen hätte. Spielhagen's scharfe Charakterzeichnung, die Eigenthümlichkeit und je nach der Person individuelle Färbung der Sprache brauche ich nicht ausdrücklich zu loben: sie sind allbekannt und gewürdigt, das unbestrittene Zeichen seiner Meisterschaft. Voll und ganz, mit Feuer und in eigenartiger Auffassung, die fein die Schärfen und Ecken des Charakters durch die Ritterlichkeit des Auftretens milderte, war Herr Ludwig, der den Fritz von Elbeck zu seinen besten Leistungen rechnen darf.

Aeußerlich, von Seiten eines wohlwollenden Publicums, hat Hugo Bürger's Schauspiel in 4 Acten „Die Modelle des Sheridan", das am 17. März aufgeführt wurde, einen nicht geringeren Erfolg gehabt, als die Dichtung Spielhagen's. Wie im vergangenen Jahre im Wiener Stadttheater mit seinem „Frauenadvokat", hat hier Hugo Bürger mit seinen „Modellen des Sheridan" dasselbe Schicksal erfahren: das Publicum hat ihn mit Beifall hervorgerufen, die Kritik ist ihm mit einer gewissen Herbigkeit entgegengetreten. Beides aus gleichberechtigten Gründen. Den Zuschauern in der großen Mehrzahl gefällt die naiv dreiste Art des Verfassers, längst erprobte Theatereffecte wieder einmal auf die Bühne zu bringen, die historischen Namen blenden, einige wohllautende politische Phrasen gewinnen die Sympathie; ist das Vergnügen nicht allzugroß, so wird dafür auch zu seinem Genuß nicht das geringste Nachdenken erfordert. Wie alte bequeme Kleider schmiegen sich die Rollen den Schauspielern an: die übermüthige, spottsüchtige, kokette Lady entdeckt im Laufe der Handlung ihr Herz und eine Jugendliebe darin; die arme ein wenig mißhan-

delte Schauspielerin wird die Gattin eines gefeierten Dichters und kann frühere Feindschaft durch Großmuth vergelten; ein frecher Emporkömmling wird gestürzt, ein liebenswürdiger junger Mann der erste Dichter, der erste Redner Englands. Was will man noch mehr? Solche Figuren lassen sich leichter vollgültig in Silber oder Kupfer ausprägen, als die vertieften Gestalten Spielhagen's. Umgekehrt muß die Kritik solch' keckem Unterfangen gegenüber Stellung nehmen. Es darf nicht der erste beste, mit mäßigem Talent und vieler Kühnheit, für seine dürftige Erfindung erlauchte Namen mißbrauchen und den Witz, der ihm selber mangelt, von einem witzigen Kopf wie Sheridan zu borgen versuchen. In einer „Posse als Medicin" — denn darauf läuft das ganze Schauspiel hinaus — hat Sheridan keine Rolle. Niemals ist es dem wirklichen Sheridan eingefallen, durch seine „Lästerschule" den Lord Thurlow und seine Nichte Harriet an den Pranger stellen und alte Beleidigungen rächen zu wollen; im Gegentheil, die Zeitgenossen bemerkten mit Recht, daß er seine „Modelle" aus Smollet, aus Fielding's berühmtestem Roman „Tom Jones" entnommen. Auch geht der Zweck der „Lästerschule" keineswegs, wie Hugo Bürger meint, gegen die Spötterei, die Verläumdungssucht, die boshafte Geschwätzigkeit der Gesellschaft; diese einzige Komödie zielt viel höher, die Tartuffe's, die falsche Sittenstrenge, die gesellschaftliche Lüge, die Unmoralität im Gewande des Puritanerthums will sie geißeln; nicht die lästernden Frauenzimmer, Joseph und Charles Surface sind die Hauptfiguren des Stücks. Von dem Allen scheint Hugo Bürger nichts wissen zu wollen. In der glücklichen Unbefangenheit seines Genius fühlt er sich berufen, mit den Helden und den Thatsachen der Geschichte nach seiner Laune umzuspringen. Die „Lästerschule" wurde am 8. Mai 1777 zum ersten Male im Drury-Lane-Theater aufgeführt; in's Parlament kam Sheridan erst durch die allgemeine Wahl von 1780. Was kümmert das unsern Dichter? Nach ihm zwingt Sheridan durch seine Reden im Parlament den Lord Thurlow zur Abdankung, während der wirkliche Sheridan im Ministerium Rockingham gelassen neben Lord Thurlow, noch dazu in einer untergeordneten Stellung diente; nach ihm muß Sheridan eine nichtswürdige Handlung begehen, um mit einer „kleinen" Schauspielerin bekannt zu werden, nämlich ihr Liebe heucheln, während der echte Sheridan, der Director des Drury-Lane-Theaters, wol auf leichtere Weise die Bekanntschaft einer kleinen Schauspielerin machen konnte. Kein Lokalton, kein Rococo-Hauch, nicht die Spur englischer Sitten, die Sprache zwischen Uebertreibung und Alltäglichkeit schwankend; ein Hogarth'sches Gemälde wird versprochen, und es erscheint ein keck hingeworfener Bilderbogen. Ein solches Verfahren verdient die Rüge der Kritik schärfer als ein schlechtes Stück. Niemand fordert vom Dichter historische Namen, historisches Colorit; wenn er freiwillig einen historischen Stoff wählt, hat er sich den Bedingungen desselben zu unterwerfen. Zum Mindesten muß er in der Sache, um die es sich handelt, unterrichtet sein; die aequa potestas, die ich ihm gern bewillige, geht nicht soweit, die Dinge und die Charaktere auf den Kopf zu stellen. Der Genius ist in drei Sprüngen, wie die Rosse des Poseidon, am Ende der Welt, aber wolverstanden, der Genius! Nicht der erste, der des Wegs kommt, kann sich auf den Pegasus schwingen, um dasselbe Kunststück, denn für ihn ist es nichts Größeres, nachzuahmen. Und der Tadel fällt um so härter aus, weil Hugo Bürger einen unleugbaren, wenn nicht dramatischen, doch theatralischen Zug, eine gewisse Gewandheit, eine Fa Presto-Hand besitzt, die wie es scheint, mühelos eine Fülle von Gestalten und Vorgängen hinwirft, alltäglich die eine wie die andere, aber doch zu einer neuen Composition verbunden. Im Kleinen wird dies Talent Gefälliges leisten; man kann ja auch ohne den historischen Pomp ein Dichter sein, auch wenn nicht, wie im Empfangssaal des Lord Thurlow —

Si non aurea sunt juvenum simulacra per aedes
Lampadas igniferas manibus retinentia dextris,
Lumina nocturnis epulis ut suppeditentur —

auch bei bescheidenerer Beleuchtung vermag die Komödie zu bestehen.

Auch die übrigen Theater haben, einer alten Gewohnheit folgend, die Osterzeit mit neuen Stücken eingeweiht. Die Saison nimmt, indem sie sich zu Ende neigt, noch einen letzten Aufschwung. Im Residenztheater ist ein zweiactiges Lustspiel: „Rezept gegen Hausfreunde", mit dem herausfordernden Fragezeichen: von Wem? nach kurzer Weile wieder von den Brettern verschwunden. Die Reklame hatte es, ich weiß nicht aus welchem Grunde, dem Könige von Bayern zugeschrieben, vielleicht weil er Ludwig II. heißt und sein Großvater Ludwig I. aus dem Spanischen das „Rezept gegen Schwiegermütter" bearbeitet hatte. An dem neuen Lustspiel ist der Titel das Verheißungsvollste; die Fabel bleibt im Keime stecken, der launige Einfall entwickelt sich nicht zum komischen Gedanken. Mehr Glück hatte zur selben Zeit das Wallner-Theater mit einem Volksstück „Ehrliche Arbeit" von Heinrich Wilken, es hält die richtige Mitte zwischen Sentimentalität und burlesker Uebertreibung, jene Grenzlinie, auf der sich diese dramatische Gattung aufbaut. Es sind Zwittergeschöpfe der Kalisch'schen Posse und des Iffland'schen Rührstücks; in diesem Sinne durchaus deutsch und der mittleren Bildung gleichsam wahlverwandt. Wilken hat als Schauspieler ein gutes Auge für das Bühnengemäße, für die Eigenart der Künstler, die seine Hauptfiguren verkörpern sollen. Spielt Helmerding als reichgewordener Bäckermeister „Schulze von der Aristokratie" sich selbst oder eine Rolle? Ich wage es nicht zu entscheiden. Daneben ist der Verfasser nicht ohne Begabung für das Couplet, so für das politisch anregende, wie für das schlicht gemüthliche; die hübsche Musik Bial's unterstützt da freundlich den Dichter. Wie alle diese Stücke leidet „Ehrliche Arbeit" an der Dürftigkeit der Handlung; über das billige Maß des Geduldsfadens, der bei dem Publicum des Wallner-Theaters schon eine gehörige Länge erreicht, ist der dünne Golddraht ausgesponnen; um den Zuschauer zu unterhalten, springt dann immer von Neuem — ob passend oder nicht? Nur ein Narr fragt danach — die Soubrette oder der Komiker mit einem „Gesangsvortrag" ein. Der reiche Schulze hat eine arme Adlige geheirathet und lebt in der unglücklichsten Ehe; aus der ersten Ehe ist eine Tochter da, der vornehmen Verwandtschaft ein Gräuel, ein weiblicher Naturbursche, die schließlich einen jungen Bäckermeister heirathet, wodurch die aus den Fugen gerathene Schulze'sche Welt wieder in's Grade gerückt wird. Ausfälle gegen das Gründerthum, Verspottungen des bourgeois gentilhomme ergeben sich von selbst; sehr lustig ist, im Stil von Angely's noch unübertroffenem „Fest der Handwerker" die Bäckerstube, eine Landparthie der Gesellen und des Meisters geschildert. Von der „ehrlichen Arbeit" und ihrem Segen vermag ich freilich nichts in dem Stücke zu entdecken, denn der gute Meister Wohlmuth lebt und arbeitet, bei Lichte besehen, doch nur von dem Kapital eines geheimen Wohlthäters, der — drollig genug — ein Baron ist. Der Dichter hat die richtige Empfindung, daß trotzalledem der alte Geburtsadel dem neuen Adel von Gründungs-Gnaden vorzuziehen sei. „Ehrliche Arbeit" — ich denke mir dabei einen Mann, der mit widerwärtigem Schicksal ringt, einen in eigenen Schuhen, der mit Herz und Kopf und Hand sich jeden Tag von neuem das Leben und das Glück erobert, der — aber der Kritiker hat das Nachdenken, der dreimal herausgerufene Dichter lacht ihn freundlichst aus. Da aller guten Dinge drei sind, erwähne ich hier noch des neuen Ausstattungsstückes des Viktoria-Theaters „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen". Der Titel lehrt schon, daß hier im günstigsten Falle der Maler und der Ethnograph, in jedem Falle die großen und die kleinen Kinder, in keinem die Kritiker etwas zu suchen und zu sagen haben. Und so sei diese Bilderreihe allen denen empfohlen, die es lieben, in ihrem Fauteuil behaglich sitzend, einen Andern die Mühe und Strapazen der Reise um die Erde machen zu sehen: unbewußt bringen sie die bekannten Verse des Lucrez zu Ehren.

Karl Frenzel.

Aus dem Berliner Opernhaus und den Concertsälen.

Berlin, Mitte April 1875.

Die Oper, das jüngste Kind der Musen, kam bekanntlich in Italien zur Welt, und auf lange Zeit hinaus blieb die Geburtsstätte ihre einzige Heimath. Italienisch war bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fast das gesammte Opernwesen. Das Land jenseits der Alpen lieferte die Componisten und Sänger, oder in ihm hatten sie sich wenigstens ihre künstlerische Weihe geholt. Als aber endlich auch Deutschland und Frankreich eine nationale Gesangesbühne besaßen, war die ältere Schwester doch immer noch die stolze Königin der Mode, der verwöhnte Liebling der Höfe und der vornehmen Gesellschaft. So lange ihr nur die Quelle der melodischen Erfindung reichlich genug floß, behauptete sie eine bevorzugte Stelle in jedem großstädtischen Kunstleben. Ihr üppigstes Wachsthum und Gedeihen fällt in das zweite dritte und vierte Decennium unseres Jahrhunderts. Es war, als ob in ihrem Reich das Blühen nicht enden wollte. Theils neben, theils unmittelbar nacheinander überschütteten Rossini, Bellini und Donizetti Italien und von ihm aus die ganze civilisirte Welt mit einer Fluth des Wohllauts. Welche Frühlingspracht der Töne drängt sich nicht in den eng gemessenen Zeitraum zusammen, der zwischen Tankred und der Lukrezia liegt! Nach einem unabänderlichen Naturgesetz mußte jedoch auf diese Ueberfülle der Production eine Periode der Erschöpfung folgen. Während des letzten Menschenalters ist die gesammte weitere Entwickelung der Gattung in dem Tagewerk eines Einzigen aufgegangen. Dem Ausland wird sie gegenwärtig nur durch Verdi vertreten, alle Stimmen, die sich noch etwa um ihn herum erhoben, verhallten machtlos jenseits der Berge. Unter sämmtlichen Gebilden der tondichtenden Phantasie waren aber seit jeher am kurzlebigsten die melodischen Gestalten, mit denen sie die Bühne bevölkert, und im eminenten Sinne gilt das von der italienischen Oper. Vermöge ihres innersten Wesens sind sie hier dem zerstörenden Einfluß der Zeit widerstandslos hingegeben. Je nach den wechselnden Neigungen der Massen gewinnen und verlieren sie die Macht über die Herzen der Menschen. Von allen Schöpfungen Rossini's, Bellini's und Donizetti's dürfen sich heut zu Tage kaum mehr als ein halbes Dutzend an das Licht der Lampen wagen, und selbst die älteren Partituren Verdi's sind schon bedenklich vergilbt. Die Gesangesbühne Italiens, ehedem die große melodische Vorrathskammer für das ganze musikgenießende Publicum, heischt jetzt Almosen in der Fremde. Von Auber und Meyerbeer, Gounod und Thomas, von Flotow, Nicolai und selbst von Richard Wagner hat sie Besitz ergriffen. Je weltbürgerlicher sie wurde, je mehr sie von ihrer einseitig nationalen Bedeutung, in der gerade ihre Hauptstärke lag, preisgeben mußte, um so weniger konnte sie sich neben dem ohnehin kosmopolitischen Opernrepertoire unserer einheimischen Theater behaupten. Nicht blos den Stoff, auch die Kräfte für die von ihr bereiteten Aufführungen holt sie in unseren Tagen aus aller Herren Ländern.

Schweden hat ihr die Nielssen geliefert, Nordamerika die Hauk, Belgien die Artôt, Deutschland die Tietjens und Lucca.

Bis in den Anfang der funfziger Jahre besaß Berlin seine italienische Oper. Sie residirte in den Räumen des längst eingegangenen Königsstädtischen Theaters und war durch die ganze Saison vom September bis zum April thätig. Im Gedächtniß der älteren Generation leben noch bis zu dieser Stunde die Namen Assandri, Donatelli, Castellan, Gardoni, Moriani, Labocetta. Als 1860 das Victoriatheater seine Pforten öffnete, machte es wieder einen Versuch mit den gesungenen Süßigkeiten des Südens und der Erfolg war zunächst ein glänzender. Die Häuser in der engen, entlegenen Münzstraße schauten verwundert auf die lange Reihe eleganter Equipagen unter ihren Fenstern. Verödet standen die Räume des königlichen Opernhauses, dessen Personal sich gerade in einer Krisis befand. Alles drängte sich zu der Stätte, wo die in üppigster Jugendblüthe prangende Stimme der Artôt erklang. Allein der Barbier brachte es in drei Monaten zu zweiundzwanzig Vorstellungen. Seit jenen goldenen Tagen ist die italienische Oper fast alljährlich in Berlin zu Gaste gewesen, aber in der Gunst des Publicums sollte sie nie wieder festere Wurzeln schlagen. Der Grund ihres Mißgeschicks lag weniger in der an sich nicht unerheblichen Schwierigkeit, ein den theuer bezahlten königlichen Sängern und Sängerinnen ebenbürtiges Personal zusammen zu bringen, als in der immer trostloseren Lage des Repertoires. Auch der gegenwärtigen Saison hat ein kurzes italienisches Intermezzo nicht gefehlt. Es bescheerte uns Cimarosa's „heimliche Ehe", Donizetti's „Don Pasquale" und die hier noch nicht gehörte, ursprünglich für Paris geschriebene dreiaktige komische Oper „L'ombra" von Flotow. Ihr Textbuch verläugnet gänzlich das traditionelle Geschick der französischen Librettisten. Die Handlung ist äußerst ärmlich und unbeholfen, den Charakteren geht jeder individuelle Gehalt ab, die abenteuerlichsten Voraussetzungen sind aufgeboten, um eine Reihe fadenscheiniger Situationen nothdürftig aneinander zu kleben. In der Partitur erkennt man auf den ersten Blick die mit den Handwerksgriffen vertraute Gewandtheit des erfahrenen Praktikers, der in die der Bühne gemäßen Formen sich zu schicken, den Stimmen nach dem Munde zu schreiben, das Orchester in Nahrung zu setzen gelernt hat. Was er uns zum Besten gibt, ist freilich leicht genug gewogen. Allenthalben wimmelt es von Reminiscenzen, man könnte fast sagen von Citaten. Nicht blos Auber und Offenbach sind emsig in Anspruch genommen, auch Meyerbeer und Gounod, Verdi, Wagner und wer nicht sonst haben Beiträge geliefert. Daß dem Componisten zudem noch Manches aus seinen früheren Arbeiten wieder unter die Feder gekommen, ließ sich erwarten. In Rücksicht auf Frische der melodischen Erfindung ist l'ombre lediglich der Schatten des Stradella und der Martha, aber ein etwas hellerer Ton als in der Großfürstin, der Indra und dem Rübezahl langweiligen Angedenkens wurde hier doch angeschlagen. Leider geräth die Handlung zu bald aus dem Komischen in das Sentimentale, und man weiß, was es auf sich hat, wenn die Flotow'sche Muse Thränen der Rührung vergießt. Da an der ersteren nur vier Personen betheiligt sind, muß der Hörer selbst auf den bescheidenen Reiz einer rein äußerlichen Mannigfaltigkeit verzichten.

Schon nach fünf Abenden wurde das diesjährige italienische Gesammtgastspiel auf der königlichen Bühne abgebrochen. Sein künstlerisches Interesse verdankte es allein der Mitwirkung von Desirée Artôt und ihrem Gatten, dem Baryton isten de Padilla. Jene ist bisher regelmäßig mit jedem jungen Jahr nach Berlin, der Wiege ihres Ruhmes, zurückgekehrt. Die Stimme kann es nicht verbergen, daß sie bereits in ihren Spätsommer getreten. Wie viel sie aber auch allmählich an Duft und Schmelz verloren, ihr eminentes technisches Vermögen, ihre seelenmalerische Beredtsamkeit sind Vorzüge, über welche die Zeit keine Gewalt hat.

Die Künstlerin geht freilich jetzt in der Richtung auf die realistische Handgreiflichkeit der Charakteristik ein gutes Stück weiter als sonst. Je weniger sie das Ohr mit süßem Wohllaut zu sättigen vermag, um so freigebiger verwendet sie das

heißeste Gewürz des Ausdrucks. Herr de Padilla ist vor Allem in der gesungenen Komödie zu Hause. Die müheloſe Behandlung des Tons, die gewinnende Anmuth und Natürlichkeit der Darstellung kommen ihm hier trefflich zu Statten. Für den rückhaltloſen Ausdruck der Empfindung fehlt es seinem Baryton an Mark und Fülle. Die getragene Kantilene versetzt ihn in wogende Unruhe, läßt auch die Intonation leicht zu tief gerathen.

Die Proben zu Rubinstein's „Makkabäern", mit denen in diesen Wochen unser einheimisches Personal vollauf beschäftigt ist, raubten dem Repertoire alle Freiheit der Bewegung. Um das letztere einigermaßen in Fluß zu erhalten, mußte man gar häufig zu Lückenbüßern greifen. Einige Bemerkungen glaube ich nur dem Mendelssohn'schen Loreley-Finale zu schulden, das dem Berliner Publicum zum erstenmal auf der Bühne sich präsentirte. Durch die scenische Darstellung gewann es nicht unerheblich. Manche Wendung, die im Concertsaal sich etwas phrasenhaft ausnimmt, wurde durch den auf sie aus der Handlung fallenden Reflex in ein weit günstigeres Licht gerückt. Die Vornehmheit der Tonsprache that ihrer theatralischen Wirkung keinen Abbruch. Es hat in unseren Tagen nicht an Leuten gefehlt, die den wohlverdienten Lorbeer dem Haupte Mendelssohn's zu entreißen und in den Staub zu treten versucht. Sie gaben damit freilich nur die völlige Unreife oder Verkommenheit ihres ästhetischen Urtheils kund. In Rücksicht auf das harmonische Zusammenwirken der mannigfaltigen bei der Entstehung des musikalischen Kunstwerks thätigen Kräfte der Seele, auf den Adel und die Klarheit der Formen, das lebendige und gegenwärtige Walten eines obersten, die verschiedenen Theile zum einheitlichen Ganzen verbindenden Stilgesetzes ist dieser Componist das vollendete Muster eines echten und rechten Künstlers. Näher, als irgend ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, hat er — dem (um mit Ferdinand Hiller zu reden) „Alles gegeben war, nur in geringerer Machtfülle, als den allergrößten unter seinen Vorgängern" — mit seinen Tönen an die reine Schönheit des classischen Ideals herangereicht. Dabei sind diese nicht etwa nur der lebensmüde Nachklang ausgesungener Weisen, jedem empfänglichen Ohr vernehmbar schwingt vielmehr in ihnen der Herzschlag der Zeit, welcher sie entströmten. Kann irgend ein Oratorium als Beweis für die fortzeugende Kraft des Bach'schen und Händel'schen Geistes angeführt werden, so gilt das vom Paulus und Elias. Trotz der innigsten Beziehung zu den Altmeistern protestantischer Kunst verhalten sie sich jedoch zu ihren Mustern etwa wie das Christenthum Schleiermacher's zu dem Martin Luther's. Aehnliches ist von der Mendelssohn'schen Instrumentalmusik zu behaupten. Auch in ihr haben Altes und Neues den engsten Bund geschlossen. Segnend neigen sich über sie die olympischen Häupter der Wiener Schule und zugleich ist sie erfüllt von dem Blüthenduft jener Romantik, deren erste Frühlingsboten uns in den Klängen des Weber'schen Orchesters begrüßen. Die nämliche Verschmelzung classischer und moderner Elemente gewahrt man in dem Mendelssohn'schen Opernstil, soweit er sich in den Bruchstücken der Loreley erkennen läßt. Die Tonsprache hat sich die Weise Gluck's zum Muster genommen, aber durch den ungleich weicher und voller quellenden lyrischen Ausdruck ist die herbe Strenge des Vorbilds auf's freundlichste gemildert.

In dem Berliner Concertwesen nehmen zur Zeit die Joachim'schen Quartett-Soiréen die hervorragendste Stelle ein. Ich habe noch Bericht über ihren zweiten diesjährigen, abermals vier Abende in sich begreifenden Cyklus zu erstatten. Während ehedem die Freunde der hier gepflegten Gattung in dem bescheidensten Musikwinkel unserer Singakademie ihre Conventikel hielten, reicht jetzt der große Hauptsaal kaum aus für den massenhaften Andrang des Publicums. Nicht immer leistet die Mode dem Werthvollsten und Gediegensten ihren allmächtigen Beistand. Hier sollten wir es jedoch erleben, daß diese launenhafte Göttin auch einmal ihre volle Gunst einem Unternehmen geschenkt, welches das odi profanum vulgus et arceo an der Stirn trägt. Wie viele aus der Zuhörerschaft mit ihrem Verständniß den Offenbarungen wirklich gewachsen sind, die im Streichquartett sie erwarten, wie viele

der Klang von Joachim's Zaubergeige oder wol gar nur der Ehrgeiz herbeigelockt, mitten darunter zu sein, wo es so hoch hergeht — statt mir darüber unnütze Gedanken zu machen, will ich lieber freudig die Thatsache verzeichnen, daß dem Besten, was gegenwärtig unser öffentliches Tonleben zu bieten vermag, auch die Geleitschaft des glänzendsten äußeren Erfolges nicht fehlt. Wenn irgend welche Kunstform das fast ausschließliche Eigenthum unseres Volkes genannt werden kann, so ist es das Streichquartett. Die Italiener haben es nur ganz nebenher und mit geringem Erfolge gepflegt, die Franzosen so gut wie gar nicht, von unseren Meistern ward es dagegen auserkoren, den ganzen Tiefsinn deutschen Geistes, die ganze Fülle deutschen Gemüthes in sich aufzunehmen. In ihrem Schaffen sehen wir es sowol dem Umfang wie der inneren Bedeutung nach besonders bevorzugt. Haydn allein hat uns einige achtzig Werke der Art geschenkt, Mozart zehn, Beethoven siebzehn. Gleich ihnen haben auch ihre Jünger das Quartett hoch in Ehren gehalten. Wie sehr es dem Herzen Schubert's, Mendelssohn's und Schumann's theuer gewesen, davon geben ihre Arbeiten urkundliches Zeugniß. Mit ihrer prunklosen Gediegenheit, dem unbegrenzten Reichthum thematischer Gestaltung, dem keuschen Idealismus des Ausdrucks spiegelt keine andere Gattung treuer und reiner als diese das eigenste Wesen deutscher Tonkunst wider; ihr stehen weder gewaltige Klangmassen, noch eine bunte Mannigfaltigkeit der Farben zu Gebote. Nicht im sinnlichen Reiz sucht das Quartett seine Wirkung, sondern lediglich in dem geistigen Gehalt der Gedanken und deren künstlerischer Verwerthung. Es führt uns in das innerste Heiligthum der Instrumentalmusik, wo die tongestaltende Phantasie still und ernst ihre Arbeit verrichtet.

Der echt künstlerischen Weise, mit welcher die von Joachim gegründete und geleitete Genossenschaft ihres Amtes waltet, ist schon an dieser Stelle von anderer Seite in beredten Worten gedacht. Mir bleibt nur übrig, kurz hervor zu heben, was der zweite Cyklus an hier noch nicht öffentlich gehörten Werken brachte. Das Scherzo in A-moll und das Adagio mit Variationen in E-dur von Mendelssohn sind vermuthlich Fragmente aus unvollendet gebliebenen Arbeiten oder vielleicht auch ein paar Sätze, welche den Platz, für den sie ursprünglich bestimmt gewesen, räumen mußten, weil ihr Autor später für gut gehalten, ihnen andere Stücke zu substituiren. Beiden hat der Mendelssohn'sche Genius seinen eigensten Stempel aufgeprägt. Durch die Frische und Anmuth des Ausdrucks, die leuchtende Klarheit der Form gewannen sie sich alle Herzen. Geboten wurde uns ferner ein neues Werk von Friedrich Kiel, dessen Es-dur Quartett op. 53. Seit jeher hat der Componist neben der religiösen Tonkunst mit besonderem Eifer die Kammermusik gepflegt. Er, Brahms und Volkmann überragen auf diesem Gebiet um mehr als eines Hauptes Länge alle ihre Zeitgenossen. Das edle, weich hingegossene, von innigster Empfindung gesättigte Larghetto scheint mir der werthvollste Theil des Es-dur-Quartetts. Mit dem krausen, durch die Reflexion beunruhigten ersten Satz mag man vielleicht bei wiederholtem Hören etwas mehr sich befreunden. Die Stelle des sonst üblichen Scherzo vertritt ein gefälliges Andante moderato. Gar rührig und munter geht es im Finale her. Schon seit längerer Zeit pflegt Joachim ohne seine Quartett-Genossen nur ausnahmsweise vor dem Publicum zu erscheinen. Einigemal geschah es aber doch im Laufe dieses Winters. Angethan mit dem glänzendsten Waffenschmuck des Virtuosenthums spielte er das 7. Concert von Spohr und das Beethoven'sche. Mit diesem hatte er sich einst — zweiundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen — in Berlin eingeführt und einen Triumph ohne Gleichen gefeiert. Wieder und wieder ist uns inzwischen die Tonschöpfung durch ihn dargeboten worden und immer war es, als ob der Geist, dem sie ihre Entstehung verdankt, ohne jedes Medium in ursprünglichster Echtheit und Machtfülle sich offenbarte. Wenn David Strauß nicht der Kirche sondern der Kunst das festtägliche Priesteramt zuweist, wenn er erwartet, daß die jugendliche Tochter der altersmüden Mutter fortan die Aufgabe abnehmen werde, unserem Leben die geistige Weihe zu spenden, es mit dem heiligen Schein des Ideals zu verklären, so hat in der Osterzeit das öffentliche

Tonwesen unserer Stadt solcher Forderung reichlich Genüge geleistet. Man kann getrost behaupten, daß Hunderte und Tausende in den Concertsälen jene höchste Befreiung und Erhebung des Gemüths gefunden, welche in den Gotteshäusern zu suchen sie sich längst entwöhnten. Ihrer langjährigen Sitte getreu, brachte die Singakademie die Bach'sche Matthäuspassion zu Gehör. Sie hat ein besonders nahes Anrecht an das Werk. Aus dem Staub ihres Noten-Archives wurde es einst von Mendelssohn hervorgezogen, durch ihren Chor am 11. März 1829 dem Leben wieder zurückgegeben. Von dieser Auferstehung weiß Eduard Devrient, der dabei kräftig mitgeholfen, viel des Ergötzlichen zu erzählen. Wol lächeln wir heute über die Menge der Vorurtheile und Bedenken, die es damals zu besiegen galt, als es sich darum handelte, die gewaltige Schöpfung des alten Thomaner Cantors aus hundertjährigem Schlafe zu erwecken: aber das Unternehmen war in der That ein kühnes Wagniß, denn felsenfest stand der Glaube, daß die Bach'sche Musik nichts anderes enthielt als die spitzfindigen Künste kontrapunktischer Schulweisheit, als graue, freudlose Tonalgebra und unüberwindlich schienen die Schwierigkeiten der Wiedergabe. Allein mit jugendlichem Feuereifer betrieben Mendelssohn und Devrient die Sache, sie rangen dem greisen, bärbeißigen Zelter die Einwilligung ab, agitirten unter den Sängern und im Publicum, und als sie endlich jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt, beglückwünschte der zukünftige Componist des Paulus und Elias in der Freude seines Herzens sich und den Genossen mit den übermüthigen Worten: „daß es ein Komödiant und ein Judenjunge sein müssen, die den Leuten die größte christliche Musik wiederbringen". Nur langsam brach sich das Werk Bahn, seine befremdliche Form wehrte zunächst spröde die Theilnahme und das Verständniß ab. Heinrich Heine, der auch jener ersten Berliner Aufführung beigewohnt, witzelte, wie Rahel berichtet: „Er hätte acht Groschen Profit dabei; einen Gulden kostete sie, und für einen Thaler hätte er sich ennuyiert." Jetzt hat die Matthäus-Passion längst ihren wolgesicherten Platz in dem Concertwesen der meisten größeren deutschen Städte. Seit einem Menschenalter gibt sie bei uns jedem Osterfest die musikalische Weihe, und es bleibt nur der Wunsch übrig, daß auch ihr ebenbürtiges Seitenstück, die Johannespassion, bald der nämlichen Gunst theilhaftig werde. In die Betrachtung ihres unerschöpflich reichen epischen, lyrischen und dramatischen Gehalts darf ich mich hier nicht vertiefen. Noch ein kurzes Wort fordert mir lediglich die diesjährige, von Herrn Professor Blumner geleitete Aufführung ab. Trefflich entspricht dem inneren Charakter des Bach'schen Stils die schlichte, allem äußerlichen effectsüchtigen Wesen abholde Weise des singakademischen Chors. Die Damen Schultzen-von Asten und Langner, die Herren Geyer und Stockhausen hatten die vornehmsten Solopartien übernommen. Dem Letztgenannten war mit der Repräsentation Christi die bei Weitem schwierigste Aufgabe zugefallen. Kommt es doch hier darauf an, die Doppelnatur des Gottmenschen zu sinnlicher Erscheinung zu bringen, den warmen, vollen Strom der Empfindung nicht abzuschwächen und doch zugleich die reine Strahlenglorie nicht zu trüben, welche die Gestalt umfließt. Der Vortrag empfahl sich durch die echt künstlerische, jedes Zuviel in der Stärke oder Farbe verschmähende Behandlung des Tons, durch die ruhige Sicherheit in allem Technischen, den Adel und die Deutlichkeit der Aussprache. Die Würde und Heiligkeit des Bibeltextes gebietet es, daß dem Ohr auch keine einzige Silbe sich entzieht. Wer hier mit den Worten achtlos umginge, gäbe ähnliches Aergerniß, wie die Hand, die Abendmahlswein verschüttete. Ein Bedenken kann ich indessen nicht verschweigen, mir wollte es scheinen, als ob der Sänger in der emsigen Klein- und Feinmalerei des Ausdrucks doch hin und wieder etwas zu weit ginge.

Dem Stern'schen Verein verdankten wir eine glänzende Aufführung des Händel'schen Messias. Zu rühmen waren in der Haltung der Chöre die straffen, sicheren Einsätze, die Frische der Klangfarben, die feurigen Tempi; die Feinheit und Mannigfaltigkeit der Vortragsschattirungen. Für Herrn Stockhausen, der die Baßpartie zu singen gedachte, aber durch eine plötzlich eingetretene Heiserkeit ihr

entzogen worden, hatte Herr Capellmeister Radecke die Leitung übernommen. Die Damen Harriers-Wippern und Schultzen-von Asten theilten sich in das Sopransolo. Im Concertsaal ist die liebliche Stimme der ersteren noch immer von Werth. Die Altistin des Abends, Fräulein Fides-Keller, brachte zu ihrer Aufgabe einen vollquellenden sorglich gepflegten Ton und eindringendes musikalisches Verständniß. Für die Tenor- und Baßpartie hatte die königliche Theaterverwaltung die Herren Link und Krolop zur Verfügung gestellt. Sie lieferten den erfreulichen Beweis, daß ihnen auf der Bühne die für den Oratoriengesang nothwendigen Eigenschaften keineswegs abhanden gekommen sind. Der Messias hat mit der Matthäuspassion zum Theil den Gegenstand gemein und eine Vergleichung drängte sich unabweisbar auf. Das Bach'sche Werk, aus der lutherischen Liturgie hervor gewachsen, trägt einen streng kirchlichen Charakter. Das Händel'sche, auch nichts weniger als profan, sondern in jedem Ton voll echtesten religiösen Gehaltes, strebt doch mehr hinaus in's Freie und Weite. In jenem, welches Marx ein fünftes Evangelium nannte, besitzen wir die tiefsinnigste musikalische Deutung des Bibelworts, dieses so gänzlich deckend und erschöpfend, als ob sie mit ihm aus der nämlichen Quelle geflossen wäre, als ob der Geist des neuen Testamentes seit jeher nur in diesem seinem künstlerischen Leibe sich den Menschen offenbart hätte. Was die Tonsprache verkündet, ist die strengste Verneinung alles Irdischen. Stets trägt sie das: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" im Herzen und auf den Lippen. Weit heller, freudiger ist im Messias die Grundstimmung. Nicht das weltfremde Urchristenthum, sondern der Glaube an das Evangelium, wie er allmälig im Gemüth der Völker, vor Allem der germanischen, Wurzel geschlagen und ein unvertilgbarer Zug ihrer nationalen Persönlichkeit geworden, hat hier seinen Ausdruck gefunden. Vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, verhält sich das Bach'sche Oratorium zum Händel'schen wie die Gothik zur Renaissance. Das eine ist die idealste Blüthe, welche dem Schooße der großen deutschen Organistenschule entsprossen, das andere hat zwar auch aus diesem Boden einen Theil seiner Nahrung gesogen, allein ebenso viel verdankt es der Einwirkung des italienischen Tonwesens, dessen fließende Linien und schwellende Formen ihm zu Eigen geworden.

Graun's „Tod Jesu" gelangte in den letzten Wochen nicht weniger als dreimal zur Aufführung. Das Werk, für seine Zeit nicht ohne Bedeutung, aber jetzt längst zu einem vollendeten Typus des musikalischen Zopfstils eingetrocknet, ist auf's engste mit der Berliner Osterfeier verwachsen. In unserer Stadt entstanden, in ihren Kirchen und Concertsälen seit mehr als hundert Jahren heimisch, hat es eine locale Geltung, der vor der Hand keine ästhetischen Argumente, wie stichhaltig sie auch sein mögen, etwas anhaben können.

Otto Gumprecht.

Wiener Theater.

Anfangs April 1875.

Die Langeweile hat fortgedauert; selbst „Cagliostro", eine Strauß'sche Oper im Theater an der Wien kann sie nicht bannen. Das Libretto ist ein Zwitter: ein Betrüger soll lustig unterhalten. Das kann er nicht, denn Betrug zerstört das Behagen. In der Musik ist alle mögliche Lebhaftigkeit, und ein paar Wochen lang ist die Oper auch gut besucht worden. Plötzlich aber war's aus mit dem Besuche. Das ist stets ein Zeichen, daß nur die Neugierde befriedigt worden, der ehrliche Genuß aber ausgeblieben ist. — Im Burgtheater gibt's immer wieder eine neue „Historie" von Shakespeare; für die Abonnenten eine Verzweiflung, für die Zeitungen Anlaß zu großen Artikeln, für das Publicum ein gleichgültiger Vorgang, welcher bei so oftmaliger Wiederkehr ermüdet. Die Wolken drohen da immer — sagt Publicum — aber es bildet sich kein Gewitter, und es schlägt niemals ein. Wo bleibt da die Unterhaltung?

Wien braucht aber seine Unterhaltung, und sucht sie vorzugsweise im Theater. Das Wiener Theaterpublicum ist im Verhältniß zur Einwohnerzahl nicht groß, jedoch es ist lebhaft. Wenn die Theater langweilig werden, dann reagirt es ungestüm und sucht Ersatz. Das ist auch jetzt geschehen. Die Aristokratie hat einen Cyclus von Vorstellungen zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet, hat all' ihre begabten Dilettanten dazu in's Feuer geschickt, und hat sich zum Führer Mr. Got aus Paris verschrieben, einen der besten Schauspieler vom Théatre français. Man hat also natürlich — im Palais Auersperg — französisch gespielt, und die bei den Aristokraten sonst nicht eben geliebten Journale haben sich sehr liebenswürdig geberdet und haben meilenlange, von Wohlwollen überfließende Berichte gebracht. Wenn doch der deutsche Dramendichter in Zukunft auch so entgegenkommende Berichte finden könnte! Nun, wie dem sei, man freut sich, so viel gegenseitige Zufriedenheit betrachten zu können.

Es ist ein bestimmtes Merkmal der österreichischen Aristokratie, daß sie am Theater großes Gefallen findet. Das alte Burgtheater hat diese Neigung erzeugt und gepflegt. Alle Logen des Burgtheaters sind von jeher Abonnementsplätze des hohen Adels gewesen, und erst in neuerer Zeit ist der Finanzadel in Besitz von Logen gekommen. Früher wartete man wie auf einen Lotteriegewinn auf das Freiwerden einer Loge — es mußte Jemand sterben — man war vorgemerkt und hoffte auf den Todesfall. Das hat sich ein Wenig geändert. Zum Theil wegen der politischen Spaltungen, welche einen Theil des Adels „feudal" gemacht und in die Provinzhauptstädte getrieben haben, während früher alle zur Winterszeit in Wien wohnten.

Die Absonderung Ungarns ist dazu gekommen. Die Magnaten, früher alle nur deutsch sprechend und dem deutschen Theater zugethan, versammeln sich jetzt in Pest um ihr magyarisches Nationaltheater.

Aber wenn auch die nahezu hundert Logen des Burgtheaters nicht mehr so gesucht und besucht sind, der Sinn für's Schauspiel ist unter der Aristokratie immer noch sehr lebendig, und sie spielen selbst gerne Komödie.

Warum sie französisch spielen? Ja, antworten sie, wenn wir deutsch spielten, da forderten wir doch gar zu deutlich den Vergleich heraus zwischen uns und den guten Schauspielern in Wien. Und das wollen wir vermeiden.

Vermeiden wir also auch, näher hierauf einzugehen, und erzählen wir nur, daß sie trotz enorm hoher Preise — Extravorstellungen zu hohen Preisen, und nur sie wissen in Wien nichts vom Krach — den Saal im Palais Auersperg immer gefüllt hatten bei acht Generalproben und acht Vorstellungen, und daß einige positive Talente in der Darstellungskunst hervorgetreten sind. Das eine ist — freilich keine Ueberraschung — Mr. Got, das andere ist die Fürstin Melanie Metternich, geborene Sandor, die Gattin des österreichischen Gesandten in Paris unter Napoleon III. Sie spielt Soubretten, und zwar niederer Gattung bis zur populären Köchin. Und sehr gut. Man fragt sich: wo hat sie diese Studien gemacht in ihren vornehmen Verhältnissen? Die Antwort ist wol: sie hat eben Talent. Das Talent erfährt Alles, was es braucht, sei's auch nur im Vorübergehen.

Auch unter den übrigen Dilettanten zeigten sich mannigfaltige angenehme Fähigkeiten: die Baronin Löwenthal zeigte Haltung und geistig beherrschten Vortrag, Comtesse Rossi Ingenuität, wie's die Franzosen nennen, Fürst Constantin Czartoryski behagliche Gewandtheit, Graf Kielmansegg einen tapfern Humor, und für die zahlreichen lebenden Bilder entwickelte sich ein Reichthum von schönen Frauen, Jungfrauen und Kindern. „Herzig!" war für letztere der beliebte Ausdruck.

Wir sind also erbaut von solchem Unternehmen? Warum nicht! Solche Beschäftigung mit einer schönen Kunst, solche Hingebung an das öffentliche Urtheil scheint mir immerhin eine ganz lobenswerthe Sache. Es wäre mir lieber gewesen, wenn man deutsch gespielt hätte, aber ich muß zugeben, daß ihnen das schwerer geworden wäre, schon der Sprache wegen, so auffallend das auch klingt. Sie werden ja im Französischsprechen sorgfältiger erzogen als im Deutschsprechen. Ob das gut sei und wie viel das bedeute, wollen wir hier nicht erörtern. Und weil's denn französisch sein mußte, so hat man uns die nähere Bekanntschaft Got's gebracht, wofür wir sehr dankbar sind. Der ist wirklich ein sehr guter Schauspieler. Auch wer seinen „Giboyer" nicht gesehen im Théatre français, sondern nur hier seinen „Alceste" im Misanthrope, und den einfachen Bourgeois in einem Vaudeville, und den Ehemann in Scribe's „Oscar", der wird zugestehen: das ist eine gute Schule, das ist ächtes Talent. Man gab nur zwei Acte aus Molières Misanthrope und interessirte damit in geringem Grade. Auch der traditionelle Vortrag der Alexandriner mag ein deutsches Publicum befremden. Ich respectire solch' eine nationale Tradition des gehobenen Vortrags. Er macht eine gründliche Vorbildung des Schauspielers nöthig, und wie verwerthet sich diese Vorbildung dann in der natürlichen Prosa! Außerordentlich. Der französische Schauspieler schleppt nichts vom Pathos des Verses in die Prosa hinein, aber die durchgebildete Klarheit der Rede, die vollständige Beherrschung des Sinns bringt er mit, und das gibt einen kräftigen Grundriß für Alles.

Im Burgtheater hat der zweite Theil von Shakespeare's Heinrich IV., wie ich voraus gesagt, wenig angesprochen: ich fand bei der dritten Vorstellung ein schwach besuchtes Haus. Man nennt das hier „schütter", wenn viel leere Plätze vorhanden sind. Sobald man sich treu an's Original hält, dann ist es ja nicht möglich, den zersplitterten Scenen der ersten drei Acte ein theatralisches Interesse abzugewinnen. Dingelstedt hat nur etwas in einer Rede zugethan. Aber nicht um

die Reden, sondern um die stärkere dramatische Verknüpfung handelt es sich, wenn diese Shakespeare'schen Scenen die Wirkung eines Stückes machen sollen. Jene Zuthat in der Rede ist der Lady Percy zu Theil geworden, wo sie den Verlust ihres Heißsporns beklagt, und die also verlängerte Rede ist hübsch und poetisch. Sie wurde auch von Frau Wilbrandt mit echtem Gefühl gesprochen. Leider paßt nur dieser poetische Schwung nicht recht zum Charakter der Percy'schen Käthe, welche um einen starken Grad nüchterner ist als das hübsche Bild, welches ihr hier in den Mund gelegt wird. Und wenn wir endlich im vierten Acte durch die berühmte Kronenscene und den Tod des Königs auf eine dramatische Höhe gelangt sind, dann wird ja das ganz wieder vernichtet, sobald vor dem Schlusse die breite Mahlzeitscene mit Falstaff, Schaal und Stille wie ein abkältendes Sturzbad über uns kommt. Das Stück heißt Heinrich IV. Er ist gestorben, und unmittelbar nach diesem Tode beschäftigen wir uns eine Viertelstunde lang mit müßigen Späßen von Nebenpersonen. Das schlägt ja jedem Steigerungsgebote eines Dramas in's Angesicht. Hier liegt es doch nahe genug, nach dem Tode des Königs unverweilt zum Schlusse, also zur Krönung des neuen Königs überzugehen, wobei der Lordoberrichter und Falstaff erledigt werden können.

Was übrigens die berühmte Kronenscene betrifft, so erweckt sie mir immer wieder mancherlei Bedenken, wenn ich sie auf der Bühne dargestellt sehe. Ist sie nicht doch sehr gewaltsam und unnatürlich? Der Sohn findet zu seiner Ueberraschung den Vater todt, den geliebten Vater. Er hat uns wenigstens öfters versichert, daß er ihn liebe. Und wie benimmt er sich nun der noch warmen Leiche gegenüber? Er sagt recht besonnen: „Dein Recht an mich sind Thränen, tiefe Trauer Deines Bluts, was Dir Natur und Lieb' und Kindessinn, o theurer Vater, reichlich zollen soll." Abgemacht. Denn nun wendet er sich sofort zur daliegenden Krone, nennt sie sein „Recht an den Vater", setzt sie sich auf den Kopf unter der Versicherung, daß sie ihm kein „Riesenarm" entreißen solle, und geht pathetisch ab, die Krone auf dem Haupte, wie ein Kartenkönig. Er allein weiß, daß der König plötzlich gestorben ist und todt daliegt. Ach was! Um den todten Vater mag sich kümmern, wer will! Ihn interessirt nur die Krone, mit der er spazieren gehen will, man weiß nicht recht wohin oder wozu. Denn es macht sie ihm Niemand streitig. Ist das nicht arg Komödie?

Ich habe immer gefunden, daß Shakespeare seinem Lieblinge, dem fünften Heinrich, keine genügende Ausführung in der Charakteristik hat angedeihen lassen. Es scheint doch so leicht, den gesundhumoristischen Prinzen Heinrich organisch hinüberzuführen zur höheren Königsaufgabe. Shakespeare unterläßt es. Die letzte Begegnung mit Falstaff bleibt ein widerwärtiger Riß im Charakter des Heinz. Er konnte ja dem alten Dicken Alles sagen, was er ihm sagt; aber er mußte es ihm anders sagen, so daß es einen gesunden Uebergang bildet vom lustigen Heinz zum ernsthaften Könige. Statt dessen sagt er es platt, sagt er es grundprosaisch, so daß es verletzt. Statt sein früheres lustiges Leben neben dem alten Dicken gleichsam zu weihen durch ein mildes Abschiedswort, stygmatisirt er selbst seine heitere Jugend zur Rohheit, indem er den alten Genossen wie ein Kanzelredner abkanzelt. Ich habe versucht, eine kleine humoristische Nüance herauszufinden für den Schauspieler in dieser letzten Rede Heinrich's, um eine organische Folge zu gewinnen für Heinrich's Charakter. In dieser Rede ist ja die bekannte Stelle „wisse, daß das Grab Dir weiter gähnt als andern Menschen" — sie kann vielleicht helfen. Denn ernsthaft genommen ist sie ja doch ziemlich albern. Weil Falstaff mehr Platz im Grabe braucht, ist er ja doch kein schlechterer Mensch als ein dünnerer Patron, für den ein schmaleres Grab zureicht. Daß er ein größeres Grab braucht, weil er zu viel gegessen und getrunken, ist doch eine Folgerung, welche, in ernsthafter Rede gesucht, fast abgeschmackt erscheint. Der dünnere Mann kann ja durch Lüderlichkeit abgemagert sein, und erschiene nun doch des kleineren Grabes wegen tugendhafter als der Dicke. Man ist also verlockt, die Stelle mit leise anhebendem Humor sprechen zu lassen, damit doch ein Funke Humors unter der Asche der alltäglichen Bußpredigt

zu glimmen scheine. Aber es geht kaum; die nächsten Zeilen schon: „Erwidre nicht mit einem Narrenspaß! Denk' nicht, ich sei das Ding noch, das ich war" — lassen eigentlich keinen Zweifel zu, daß auch das breite Grab Falstaff's die Schuld Falstaff's erhöhen soll, kurz, wir müssen verstimmt scheiden von dem Prinzen Heinz, der durchaus in einen Prediger verwandelt sein soll.

Am Ende hab' ich mir so zu helfen gesucht, daß ich Fichtner rieth, die Stelle vom Grabe doch humoristisch anzuhauchen und alles Folgende recht milde zu sprechen den Worten entgegen, welche besagen, daß der König für den Unterhalt Falstaff's sorgen werde. Fichtner war glücklich über den Rath, denn sein Talent litt schwer darunter, den Heinz-Charakter am Ende so ganz verläugnen zu sollen.

Herr Baumeister spielt den Falstaff gut. Er ist einfach, mäßig, ächt. Die meisten übrigen Rollen sind kaum genügend besetzt, die Nebenrollen, namentlich die komischen, ungenügend. Der achtzigjährige Laroche ist jetzt noch sehr eigenthümlich und frisch als Friedensrichter Schaal. Die Rolle hat nur an Wirksamkeit verloren, weil sie länger geworden ist durch Aufnahme der Mahlzeitscene. Wenn der Inhalt einer Charakterstik nur aus einem Charakterzuge besteht, dann darf uns die Rolle nicht zu lange behelligen, sonst wird sie eintönig.

Unsere Scrupel über die Schlußrede hatten Herrn Hartmann, den diesmaligen jungen König, nicht beunruhigt: er sprach sie mit tugendhaftem Pathos. Er ist ein guter Lustspielschauspieler, der wol deshalb die ernsthaften Reden des Prinzen zu hoch anschlug, um sie ja recht würdig zu machen. Prinz Heinz ist aber auch bei ernsthafter Wendung nicht pathetisch.

Die Aufführung Heinrich's des Fünften hat nun auch stattgefunden, und in diesem Stücke ist denn Dingelstedt auch dem Bedürfnisse einer Bearbeitung näher getreten, was man vom Theaterstandpunkte aus durchaus billigen muß. Die Shakespeare'sche Historie Heinrich V. ist unter all' seinen Historien am weitesten entfernt von dem Begriffe eines Stücks. Sie hat gar keinen dramatischen Charakter, und da muß sehr viel geschehen, wenn sie auf der Bühne lebensfähig werden soll. Leider richtet Dingelstedt auch hier bei reichlicherer Zuthat seine Sorge nicht auf den dramatischen Zusammenhang, sondern auf Ausführung in Schilderungen und auf Veränderung der Charaktere. Letzteres insbesondere hat geringere Berechtigung, wenn es nicht zum Vortheil der dramatischen Organisirung geschieht, denn eben diese nur fehlt der Historie. Es sind da Theatereffecte für den einzelnen Schauspieler gewonnen — was auch nicht zu verachten ist —, aber das Ziel, „auf's Innigste zu wünschen," wird dadurch nicht erreicht, das Stück entsteht nicht, das Stück, welches fehlt. Und nur wenn aus solcher Historie ein Stück entsteht durch die Bearbeitung, nur dann kann vom Gewinn für die Bühne die Rede sein. So bleibt's auch hier beim fünften Heinrich, wie bei den beiden Vierten: die zweite Vorstellung zeigte, daß das Publicum trotz allen Preises in den Zeitungen nicht sonderlich dafür interessirt worden ist. Mäßiger Besuch predigte die alte ästhetische Moral: es könne im Drama nichts die zwingende Gewalt einer Composition ersetzen, nicht schöne Reden, Decorationen, Costüme, Arrangements, und wie die Beihilfen alle heißen. „Die Worte hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube," mir fehlt das Drama. Der Glaube entsteht im Theater nur durch dramatische Composition.

Ich lese, daß auch in Schwerin die Historien Shakespeare's während dieses Winters in Scene gesetzt worden sind. Der Mangel an neuer dramatischer Schöpfung muß wol groß sein. Aber einigen Andeutungen nach scheint Freiherr v. Wolzogen, welcher die Bearbeitungen für Schwerin verfaßt hat, die Ergänzung der Composition als Hauptsache in's Auge gefaßt zu haben, was nach seiner lobenswerthen Bearbeitung der indischen Sakuntala zu erwarten stand.

Das Stadttheater brachte zum ersten Male das Schauspiel von Paul Heyse: „Ehre um Ehre". Dies Stück ist schon einige Jahre alt. Schon 1870 wollte ich es in Leipzig geben, ebenso 1874 im Wiener Stadttheater. Mein Abgang verhinderte dies beide Male. Im Stadttheater hat nun mein Nachfolger sehr wohl

gethan, die Erbschaft anzutreten; der Erfolg hat es ihm gelohnt: das Stück hat gefallen. Gefährdet ist es nur durch die kühne Einleitung der Handlung, welche vom erfindungsreichen und feinen Novellendichter aus einem Novellenthema auf die Bühne versetzt worden ist. Bei der Novelle ist der Leser dreister und nimmt eine kühne Idee behaglich auf. Im Theater ist der Zuschauer nicht so dreist, er ist schüchtern, weil er nicht allein ist. Er lacht aus Kameradschaft mit, wenn der Nachbar sein Erstaunen durch Lachen ausdrückt, und so entsteht leicht das, was man Auslachen nennt. Auf der Bühne erhält Alles Fleisch und Bein und erscheint grell, was in der Lectüre nur als „besonders" vorüberhuscht. Dennoch ist es recht wünschenswerth, daß erfindungsreiche Novellisten öfters ihre Themata auf die Bühne bringen und sich dem Mißverständniß der Masse aussetzen. Sie bereichern die Bühne, auch wenn sie durchfallen. Der banale Umkreis des Bühneninhalts wird durchbrochen, und neue Stoffe werden möglich, werden wenigstens vorbereitet. Denn beim ersten Male nur lacht das Publicum gröblich über das ungewöhnliche Thema, beim zweiten Male stutzt es blos, und beim dritten Male geht es ohne Weiteres mit.

In Heyse's „Ehre um Ehre" besteht die Herausforderung darin, daß ein junges Mädchen, welches verkuppelt werden soll, einen jungen, ihr bis dahin unbekannten Officier fragt: ob er sie erretten, das heißt heirathen wolle, ohne Anspruch zu machen auf die Rechte, welche sonst eine Heirath mit sich bringe? Der Officier geht darauf ein und liebt natürlich bald. Sie gewinnt ihn ebenfalls lieb durch sein edel sich entwickelndes Betragen, und so wird endlich, nachdem sogar ein Zudrängen des Königs (Ludwig XV.) abgewiesen worden, die Vereinigung erreicht. Die Uebergänge sind psychologisch gut motivirt, die Vorgänge anziehend erfunden.

Bei jener kühnen Einleitung lachte denn auch hier das Publicum so, daß es Auslachen heißen konnte. Es interessirte sich aber bei der weiteren Entwickelung und erwärmte sich schließlich für den Gang und Abschluß vollständig.

Einige Zeitungen ließen sich, wie herkömmlich, jenes Lachen nicht entgehen und machten es zum bequemen Leitartikel, dessen Bericht lautete: das Stück sei von Anfang bis zu Ende ausgelacht worden. Paul Heyse solle doch um Gotteswillen bei seinen Novellen bleiben. Das ist so „unser Herrenrecht zu Arras", die Production für die Bühne zu verscheuchen. Läge es denn nicht näher, einem Manne wie Heyse freundlich entgegen zu kommen, froh darüber, daß ein so fruchtbarer Dichter sich wieder der Bühne zugewendet, von der er sich seit Jahren abgewendet hat?

Ueber dies Wiener Stadttheater selbst wird soeben die Entscheidung getroffen in der Generalversammlung der Gründer, welche jetzt zusammengetreten ist. Es wird da ausführlicher über die Gründe meines Abgangs gesprochen werden, als ich es in dem Buche „Das Wiener Stadttheater" gethan. Nicht eigentlich oder doch nicht blos wegen der verarmten Krachzeit, welche die Kasse unzulänglich gefüllt, sei mein Rücktritt erfolgt. Die Zeit sei allerdings schwer gewesen, aber doch nicht so schwer, um eine Katastrophe des Theaters herbeizuführen. Ein vorbereiteter Plan zu anderem Regimente sei die Hauptursache gewesen, ein Plan mit der Devise „Principwechsel zu wohlfeilerem Theater", wohlfeiler im Inhalte des Repertoires. Man hätte gewußt, daß ich solchem Wechsel nicht zustimmen und meinen Rücktritt vorziehen würde. So sei es denn auch erfolgt.

Das wohlfeilere Regiment ist nun aber theuer zu stehen gekommen. Man hat hundert Gulden in der Ausgabe gespart, und fünfhundert Gulden in der Einnahme verloren. Die Generalversammlung will jetzt diesem nur sogenannten wohlfeilen Regimente ein Ende machen und das Theater bis zum Herbste schließen. Mit dem 1. September soll es wieder eröffnet werden, und zwar wesentlich nach dem Systeme der ersten zwei Jahre. Zu solcher Wiederherstellung des alten Stadttheaters gehört neues Geld und, um dies zu finden, neues Vertrauen. Viele Gründer melden sich mit überraschender Hingebung und wollen für die nächsten zwei Jahre einen Subventionsfond gründen, indem sie ihre Gründerplätze wie Abonnementsplätze bezahlen, wenn die artistische Garantie gefunden wird, daß im Stadttheater wieder ein erstes

Schauspiel geboten werde. Das Resultat wird wol erst nach einigen Wochen festgestellt sein, da man einen Ausschuß erwählt, welcher längere Zeit braucht, um über die Geld- und Directionsfrage in's Klare zu kommen.

Die berühmte Patti gastirt mit einer italienischen Gesellschaft in der komischen Oper und — das Haus muß gestopft werden, von selbst wird's nicht voll. Dabei ist sie selbst vortrefflich wie je; aber die Preise sind unverschämt. Eine Loge 75 Gulden! Als ob der Krach eine Mythe wäre, was er leider nicht ist. Es wird im Gegentheile immer wahrscheinlicher, daß alle Theaterpreise in Wien erniedrigt werden müssen. Sie sind höher als die Pariser, viel höher als die Berliner, und doch fehlen uns die zahlreichen Fremden, welche regelmäßig nach Paris und Berlin kommen.

Die frühere Goßmann, jetzt Gräfin Prokesch, ist in einigen Wohlthätigkeits-Gastrollen wieder als Goßmann im Stadttheater aufgetreten und hat trotz der verarmten Zeit volle Häuser und vollen Beifall gefunden. Das ist mit ihrem „Lorle" und ihrer „Grille" nicht eben verwunderlich, denn sie war sehr beliebt und hat sich im Aeußern und Innern ganz frisch erhalten. Sie ist aber auch als Gretchen im „Faust" aufgetreten, in einer Rolle, welche sie nie gespielt und welche über ihr früheres Fach weit hinaus liegt. Trotz ebenfalls erhöhter Preise hatte sich dafür das Haus gefüllt, denn alle Theaterfreunde Wien's strömten hinzu, um zu erfahren, ob die „Grille" wirklich auch Verzweiflung und Wahnsinn darstellen könne. Wie es scheint, hat man Ja gesagt; es gab wenigstens einstimmigen Beifall bis an's Ende der Rolle. Sie faßt das Gretchen fest realistisch an als schlichtes Bürgermädchen, sie nüancirt sogar in „Neige, du Schmerzensreiche" so resolut, daß sie einmal ihr „Rette mich vor Schmach und Tod" ungeduldig und zornig betont, und sie sucht auch im letzten Acte, im Wahnsinn, den höheren poetischen Hauch entbehren zu können, indem sie unter sorgfältiger Eintheilung der Rede und geschickter Pause ein ehrliches Pathos einschiebt für den poetischen Schwung, kurz, sie bietet ein verständig aufgebautes und genau durchgearbeitetes Ganze. Das eigentliche deutsche Gretchen Goethe's ist es wol nicht, aber es ist immerhin eine Leistung tapferen Talents.

Das ist insofern doppelt interessant, als Frau Goßmann-Prokesch offenbar mit diesem Gastspiele das Terrain und ihre Kraft erproben will, ob sie mit Zuversicht noch einmal auf die Bühne zurückkehren könne, wenigstens für einige Jahre. Sie will erfahren, ob sie ihr Fach erweitern könne, das Fach der naiven Mädchen. Nicht nur das Publicum, auch die Kritik ist ihr sehr freundlich entgegen gekommen, und es werden ihr verschiedene Fächer vorgeschlagen. Professor Ambros in der „Wiener Abendpost" geht bis zur Lady Tartuffe. Sie selbst ist nicht der Meinung, daß sie sich so weit von ihrem früheren Fach entfernen dürfe. Wie und wie weit sie's kann mit ihrem gesunden, selbständigen Verstande, mit ihrem Talente, mit ihren Mitteln und mit der ihr anwohnenden Energie, das wird sich vielleicht schon in der nächsten Saison zeigen.

Heinrich Laube.

Die musikalische Saison in Wien 1874—1875.

Wien, Mitte April 1875.

Die Osterzeit pflegt gewöhnlich das Ende der „Saison" zu bezeichnen. Nachdem Ostern in diesem Jahr sehr früh im Kalender figurirte, schlagen die musikalischen Wellen noch eine Strecke über diesen gewohnten Damm hinaus, so daß Wien sich heute noch keineswegs beklagen kann, ohne Sang und Klang zu leben. Aber die Kraft dieser Wellen erscheint trotzdem schon gebrochen, es ist nur ein gelinde plätscherndes Nachspiel nach anhaltender Brandung. Wir können unbedenklich jetzt schon einen überschauenden „Rückblick" auf die Ergebnisse der Concert- und Opernsaison werfen.

Unser Concertleben stützt sich auf einige unerschütterliche, solide Säulen, die großen Chor- und Orchesterinstitute. Durch ihre anerkannte Autorität, ihr gediegenes Repertoire, vor allem durch ihre regelmäßige periodische Wiederkehr üben diese Concerte den bedeutendsten Einfluß auf die musikalische Bildung des Publicums. Die „Philharmonischen Concerte" und die Concerte der „Gesellschaft der Musikfreunde" (erstere von Dessoff, letztere von J. Brahms geleitet) bilden zunächst unsere musikalische Grundmacht, um welche sich plänkelnd die Militia vagans der Virtuosenconcerte, bald dichter, bald spärlicher, wie es Zeit und Zufall bringen, bewegt. Die „Philharmoniker" haben ihre acht Concerte eben beendigt, es ist der letzte Cyclus, welchen der nunmehr großherzogl. badische Hofkapellmeister Dessoff vor seiner Uebersiedlung nach Karlsruhe dirigirte. Wir werden den vortrefflichen Musiker und liebenswürdigen, feingebildeten Mann schwer entbehren, das Publicum gibt ihm dies durch Ovationen aller Art auf das Herzlichste zu erkennen. In der That ist es Herrn Dessoff für zahlreiche, auserlesene Kunstgenüsse zu Danke verpflichtet. Wenn ein Künstler sich aus schwierigen Anfängen durch Talent, Wissen und rastloses Streben zu bedeutender Höhe aufgeschwungen, so ist es Dessoff. Kaum aus dem Leipziger Conservatorium ausgetreten, wo er Mendelssohn's Unterweisung genossen hatte, lernte der blutjunge Kapellmeister bei wandernden Truppen und kleinen Theatern die Noth des Lebens und der Kunst kennen. Diese theatralischen Wanderjahre gaben ihm frühe Selbständigkeit und unschätzbare practische Erfahrungen. Fremd, jung und namenlos kam Dessoff vor 15 Jahren als provisorischer Kapellmeister an das Wiener Hofoperntheater, auf Eckert's Empfehlung. Er sah sich plötzlich in ein Erdreich verpflanzt, das dem norddeutschen, protestantischen Musiker alle Schwierigkeiten der Acclimatisirung bereitet. Gedrückt von dem Dirigentenruhm seiner Vorgänger Otto Nicolai und Eckert, vom Publicum kühl, von einem Theil der Journalistik schlimmer als kühl behandelt, ließ Dessoff trotzdem den Muth nicht sinken, sondern spannte desto energischer alle Kräfte an, um die von ihm wiedererweckten „Philharmonischen Concerte" zu jener Vollendung zu heben, die sie heute auszeichnet. Durch mehrere Jahre war ihr Schauplatz das alte (jetzt demolirte) Kärntnerthortheater; seit Erbauung des neuen Musikvereinssaales werden sie in diesem gegeben, wo eine weit bessere Akustik und eine Verstärkung des Orchesters von 80 auf 109 Musiker ihre Wirkung erhöht. Unter ihrem Begründer, Otto Nicolai, waren die „Philharmonischen Concerte" (Concerte des Hofopern-Orchesters) eine glänzende, aber vorübergehende Erscheinung gewesen

(1842—1847). Unter dem feingebildeten Carl Eckert, welcher diese Concerte, freilich in spärlicher Zahl, Ende 1854 wieder aufnahm, erhoben sich dieselben wol zu einzelnen trefflichen Leistungen, jedoch als Ganzes nicht wieder zu ihrer ehemaligen Bedeutung; ja sie geriethen durch die auffallende Theilnahmlosigkeit des Publicums immer wieder in's Stocken. Erst vom 4. November 1860, an welchem Tage Dessoff sein erstes Philharmonisches Concert dirigirte, datirt der stabile, gesicherte Bestand des Unternehmens, das, von Jahr zu Jahr in der Gunst des Publicums wie in der eigenen Tüchtigkeit steigend, nunmehr unbestritten die erste Stelle in Wien einnimmt. Dessoff hat auch das Verdienst, zuerst die allzu conservative Ausschließlichkeit der früheren Philharmonie-Concerte durchbrochen und neben den mit Recht vorherrschenden Klassikern auch die hervorragendsten Componisten der Neuzeit zur Aufführung gebracht zu haben. Ihm verdanken wir die Bekanntschaft der interessantesten Sinfonien und Ouvertüren von Schumann, Hiller, Gade, Volkmann, Raff, Lachner, Bargiel, Reinecke, L. Ehlert ꝛc.; ihm endlich verdanken unsere einheimischen Talente: Goldmark, Käßmayer, Forster, J. Zellner, Robert Fuchs u. A. die erste öffentliche Aufführung ihrer Manuscripte. In früherer Zeit stellte man viel geringere Ansprüche an die technische Vollendung von Orchesteraufführungen, als heute. Zur Zeit Otto Nicolai's waren in Wien sorgfältig studirte, fein ausgearbeitete Orchesterconcerte etwas geradezu Neues, eine erstaunliche und angestaunte Errungenschaft; unter Eckert waren sie wenigstens noch immer etwas relativ Seltenes. Nur ein eigensinniger Laudator temporis acti oder ein vom Schimmer der Jugendeindrücke geblendeter Schwärmer könnte behaupten, daß die Nicolai'schen Concerte heutzutage dieselbe Bewunderung erregen würden, wie damals. Die Anforderungen haben sich in diesem Punkt hier unendlich gesteigert und demnach sah das Publicum in jedem der Dessoff'schen Concerte sicher durch ein oder das andere Stück seine Erwartungen noch übertroffen. — An guten Novitäten blieben allerdings die „Philharmonischen Concerte" auch in dieser Saison ziemlich arm, die Productivität unserer Componisten will nicht recht in Fluß gerathen. Am meisten Anklang fand noch Volkmann's Serenade für Streichorchester in D-moll. Ein melancholisches Violoncell-Solo, an rumänische Nationalmelodien anklingend, zieht sich durch das ganze Stück, anfangs mit dem Orchester alternirend, dann mit diesem vereinigt. Eine durchaus originelle, reizvolle Composition. An Novitäten einheimischer Componisten gefielen Herbeck's „Tanzmomente" für Orchester, kleine Stücke in Ländlerstyl, elegant und wirksam instrumentirt, sodann eine hübsch gedachte und formschön gestaltete „Serenade" von Robert Fuchs. Weniger glücklich war diesmal Julius Zellner mit einer Sinfonie (Es-dur), welche ohne Originalität sich in längst ausgefahrenem Mendelssohn'schen Geleise bewegt. Dem Vernehmen nach soll Hans Richter (der bekannte Wagner-Adept) Dessoff's Stelle am Hofoperntheater erhalten und dürfte somit auch dessen Nachfolger am Directionspult der Philharmonischen Concerte werden.

Leider ist der Abgang Dessoff's nicht der einzige Verlust, welcher jetzt unsere Musikwelt trifft: Herbeck hat als Hofopern-Director, Brahms als artistischer Director der „Gesellschaft der Musikfreunde" seine Demission gegeben. Brahms und die Gesellschafts-Direction haben ihr Verhältniß in freundschaftlichstem Einvernehmen gelöst. Die „Gesellschaft der Musikfreunde", welcher nicht blos künstlerische, sondern, wie es scheint, in erster Linie finanzielle Erfolge nothwendig sind, soll über die schlechten Einnahmen, welche Brahms mit den zwei Außerordentlichen Concerten („Matthäus-Passion" und „D-Messe von Beethoven") erzielte, in große Betrübniß gerathen sein und überhaupt gegen Brahms' strenge, ernste Richtung längst Bedenken gehegt haben. Brahms selbst, der seine Pflichten als Künstler gewissenhaft und erfolgreich erfüllte, empfand wenig Vergnügen an dem geschäftlichen Theil seiner Stellung und an den damit verknüpften Discussionen mit einem aus Nichtmusikern zusammengesetzten Directionsrath. Es ist auf's Tiefste zu bedauern, daß die „Gesellschaft der Musikfreunde" diesen hochgebildeten, charakterfesten Künstler, als Tondichter die erste Reputation in Deutschland, sich entgehen läßt. Wir haben wenigstens den Trost, daß Brahms in

Wien verbleibt und in der neugewonnenen Muße als Componist doppelt thätig sein wird. Sein Nachfolger in der Direction der Gesellschaftsconcerte wird ohne Zweifel Herbeck, der bekanntlich diese Concerte seinerzeit in Flor gebracht hat. Die diesjährige Saison der „Gesellschaftsconcerte" war gleichfalls arm an Novitäten, als einzige größere Novität ist Max Bruch's „Odysseus" zu verzeichnen, der in dem letzten Concert, Ende April, zur Aufführung kommen soll. Von älteren Werken bildeten Beethoven's Große Festmesse und Bach's Matthäus-Passion die Glanzpunkte des von Brahms geleiteten Concertcyclus. Endlich sein eigenes „Deutsches Requiem", das (zum zweitenmal vollständig aufgeführt) einen großen Triumph feierte. Dieses Werk, ohne Frage der Gipfelpunkt von Brahms' Schaffen, steht in der modernen Musik ganz einzig da, — Brahms ist darin von keinem lebenden Tondichter auch nur entfernt erreichbar. Es war ein seltsames Zusammentreffen, daß in demselben Concertsaal, an zwei nach einander folgenden Tagen, Brahms' Requiem und die Fragmente aus Wagner's „Götterdämmerung" gegeben wurden; die Hauptwerke der beiden hervorragendsten Tondichter der Gegenwart. Größere Gegensätze in der Musik zweier Zeitgenossen deutscher Nation sind kaum denkbar. Die Vergleichung drängte sich unwillkürlich auf. In Brahms' Requiem sehen wir mit den reinsten Kunstmitteln höchste Ziele erreicht, Wärme und Tiefe des Gemüths bei vollendeter technischer Meisterschaft, nichts sinnlich blendend und doch Alles so tief ergreifend; keine neuen Orchester-Effecte, aber neue große Gedanken und bei allem Reichthum, aller Originalität die edelste Natürlichkeit und Einfachheit. Bei Wagner jeder Satz in Manier getaucht, bei Brahms kein Tact. Wagner fängt auf den Trümmern der früheren Musik die seinige ganz neu an; Brahms schämt sich nicht seiner Vorfahren und Vorbilder Bach und Beethoven. Während bei Wagner die Musik die Innerlichkeit ihrer Herrschaft aufgegeben hat, um Malerei zu werden, bleibt sie bei Brahms die eigenste Sprache eines starken Gemüths und zeigt uns, wie eine Tondichtung alle Herzen erschüttern kann, ohne die Grundfesten der Tonkunst zu erschüttern. Man darf es heute ruhig aussprechen, daß seit Bach's H-moll-Messe und Beethoven's Missa solennis nichts geschrieben ist, was auf diesem Gebiete sich neben Brahms' „Deutsches Requiem" zu stellen vermöchte. Ja, unserem Herzen steht letzteres noch näher, weil es jedes confessionelle Kleid, jede kirchliche Convenienz abstreift, statt des lateinischen Ritualtextes deutsche Bibelworte wählt, und zwar so wählt, daß die eigenste Natur der Musik und damit zugleich das Gemüth des Hörers in intimere Mitwirkung gezogen wird. Der Glücklichste, der nie einen Verlust erfahren, wird das „Deutsche Requiem" mit jener inneren Seligkeit genießen, die nur die Schönheit gewährt. Wer hingegen ein theures Wesen betrauert, der vermesse sich nicht, bei diesen überwältigend rührenden Klängen trockenen Auges zu bleiben. Aber er wird erfahren, wie verklärend und stärkend der reinste Trost aus dieser Musik fließt. Brahms soll das Requiem, selbst in tiefster Gemüthsbewegung, nach dem Tode seiner zärtlich geliebten Mutter geschrieben haben. Ein schöneres Denkmal hat kein Sohn seiner Mutter gesetzt, — und sich selbst. —

Außer den „Philharmonischen" und den „Gesellschafts-Concerten" sind noch zwei stabile Concertinstitute mit regelmäßigen Aufführungen zu erwähnen: Die seit 25 Jahren bestehenden Quartettsoiréen von Josef Hellmesberger und die von R. Weinwurm dirigirte „Wiener Sing-Akademie". Hellmesberger hat außer einem neuen Streichquartett, das in der Berliner Chronik der „Deutschen Rundschau" bereits von Ehlert gewürdigt ist, keine hervorragende Novität gebracht. Auch die „Sing-Akademie" war ziemlich arm an Neuigkeiten. Die Aufführungen dieses gemischten Chorvereins, der vom redlichsten Eifer beseelt, aber finanziell nicht stark dotirt ist, finden bei Clavierbegleitung statt. Auch der „Wiener Männergesangverein" leidet gegenwärtig an der spärlichen Productivität unserer Chorcomponisten, und verdankt noch immer seine besten Erfolge dem meisterhaft nuancirten Vortrag älterer Chöre von Schubert, Schumann, Mendelssohn 2c. Von den Novitäten, welche die Chormeister des Vereins, R. Weinwurm und E. Kremser, in dieser Saison

brachten, fand ungetheilten und sehr lebhaften Beifall nur ein Chor von Engelsberg „Am Langbathsee", ein bescheidenes Blümchen, aber von echtem frühlingsfrischem Duft. Ohne Engelsberg, diesen immer anspruchslosen, aber immer melodieenreichen und liebenswürdigen Componisten, würden unsere Männergesangvereine oft in bittre Verlegenheit gerathen. Der von Studirenden gebildete „Akademische Gesangverein" verdankte in dieser Saison seinen größten Erfolg gleichfalls einem neuen Engelsberg'schen Chor „Annabell Lee". Einen geradezu traurigen Eindruck machten „drei Jagdlieder" von Robert Schumann, aus dessen Nachlaß. Aus Schumann's letzter Zeit stammend, verrathen sie einen vollständigen Verfall dieser einst so reichen, blühenden Phantasie. Der erste und dritte dieser Jagdchöre (Text von Heinrich Laube) neigen zum gewöhnlichsten Liedertafelstyl, ohne die sinnliche Frische und Popularität ähnlicher Repertoirestücke zu erreichen. Eigenthümlicher, namentlich harmonisch interessanter, klingt der zweite Chor „Früh steht der Jäger auf". Aber welches Vergreifen des Gedichts! Die fröhlich lauernde Erwartung des früh Morgens ausziehenden Waidmanns taucht Schumann in eine unbegreifliche, schauerliche Leichenfarbe; man glaubt, der Jäger werde „früh Morgens" gehenkt. Beinahe komisch wirkte ein neuer Chor von Liszt „Lied der Begeisterung" durch seine musikalische Impotenz. Die „Poesie" ist ungarisches Gewächs (von Herrn Cornel Abranyi) und charakterisirt sich durch Verse wie folgende:

„Was nützt mir Freundschaft, was Freiheit, was Lust,
Wenn getrennt von der Begeisterung die Brust?"

Von allen Concertgebern dieser Saison erzielten die weitaus größten Einnahmen Richard Wagner und A. Rubinstein. Wagner brachte zum Besten seines Bayreuther Theaters einige Fragmente aus der „Götterdämmerung" zur Aufführung. Trotz der enormen Eintrittspreise war der große Musikvereinssaal überfüllt und der übliche Wagner-Spectakel mit Lorbeerkränzen, tumultuarischem Geschrei, Anreden ꝛc. in höchster Blüthe. Einige Tage später wurde das Concert zu herabgesetzten Preisen „für minder Bemittelte" wiederholt. Es ist oft hervorgehoben worden, daß es eigentlich dem obersten Grundsatz der Wagner'schen Kunstphilosophie schnurstracks widerspricht, dergleichen Opernfragmente, nicht nur herausgerissen aus einem dem Publicum gänzlich unbekannten Zusammenhang, sondern überdies entkleidet ihrer scenischen Anschaulichkeit, im Concert aufzuführen. Nach Heine's Versicherung gibt es jedoch zwei Verlegenheiten, in welchen keine Philosophie hilft: Liebe und Geld. Die Liebe — selbst bei Wagner wol keine „unendliche" Melodie — dürfte ihn kaum mehr plagen; hingegen scheint der Nibelungen Geldnoth unendlich und so muß denn der Pontifex maximus durch persönliche Intervention herbeischaffen, was an freiwilligen Peterspfennigen zu wenig eingeht. Es wäre kindisch, Wagner diese ästhetische Inconsequenz zum Vorwurf zu machen; er hat Recht, das Eisen der Volksgunst zu schmieden, so lange es glüht. Und grade Wien hat in diesem Punkte die einladendste Temperatur erreicht. Aus der „Götterdämmerung", welche bekanntlich das letzte Stück des durch vier Abende spielenden Musikdrama's „der Ring des Nibelungen" bildet, brachte das Wagner-Concert drei große Fragmente. Zuerst das Orchestervorspiel (die drei Nornen auf dem Walkyrenfels das Seil des Schicksals flechtend) — ein düstres Nachtstück, das Wagner's ungemeines Talent für musikalische Decorationsmalerei neuerdings bekundet. Daran schließt sich der Abschied zwischen Sigfried und Brunhilde. Betrachtet man einzelne Phrasen dieses großen Duetts für sich, so findet man sie voll Prägnanz und Leidenschaft; im Zusammenhang gleicht aber dieser sich fortwährend zur Ekstase aufstachelnde Declamationsgesang einer Reihe von Interjectionen, die keine zusammenhängende Rede bilden. Anfangs lebhaft angeregt, verfällt der Hörer immer mehr einer Müdigkeit, die schließlich in völlige Theilnahmlosigkeit übergeht; mit bestem Willen vermag er nicht mehr aufmerksam zu folgen und wird zerstreut. Wohlthuend wirkt das Orchesternachspiel mit der Hornfanfare des davonreitenden Sigfried; das Stück hat am meisten musikalischen Reiz und Zusammenhang, es überrascht namentlich durch den hübschen contrapunktischen Zierrath, der jenen lustigen

Hornruf umrankt. Sigfried's Sterbescene ist bei weitem schwächer, als der darauf folgende, sehr stimmungsvolle Trauermarsch. Das Concert schloß mit dem dritten und größten Fragment: Brunhilden's Monolog an der Leiche Sigfried's. Sie schickt die Raben heim und schleudert die Fackel in den Scheiterhaufen. Wie das Krächzen und Auffliegen der Raben durch gestopfte Trompetentöne und schwirrende Figuration aller Geigen versinnlicht ist, dann das Prasseln des Feuers durch raffinirte Behandlung der Blech- und Schlaginstrumente, das gehört zu den auserlesensten Kunststücken des in solchen Malereien unübertrefflichen Meisters. Brunhilden's Gesang steigert sich zur höchsten Exaltation; immer in der höchsten Tonlage und gewaltsamsten Anstrengung muß ihre Stimme den Sturm des aufgewühlten Orchesters übertönen. Die Kraft und Ausdauer, mit welcher Frau Materna diese Aufgabe bewältigte, erregte allgemeine Bewunderung. Wie die Sänger solche Kraftproben die ganze Tetralogie hindurch in Bayreuth leisten werden, ist uns vorläufig ebenso räthselhaft, als wie der Zuhörer solchen Sturm des Außersichseins durch volle vier Abende aushalten soll. Ueber die aufgeführten Bruchstücke läßt sich ohne Anmaßung kaum urtheilen, bevor man sie nicht auf der Bühne und im dramatischen Zusammenhang gehört. Die Musik ist darin vorzugsweise malend, decorativ, das Orchester in seinem höchsten Klangraffinement die Hauptsache; die Singstimmen wechseln zwischen monotoner Declamation und Explosionen maßloser Leidenschaft. Diese stammelnde Brunst inmitten des Gewoges von betäubenden und nervenaufregenden Instrumental-Effecten vermag man nicht lange ohne Erschlaffung anzuhören. Ueber die Dichtung der „Götterdämmerung", welche als Drama die drei früheren Theile weit überragt, hat Otto Gumprecht eingehend und gerecht geurtheilt. Auch die Diction ist darin weniger gewaltsam, als im „Rheingold" und „Sigfried", obwol in ihrer alterthümelnden Ziererei noch immer verschroben genug. Den musikalischen Styl der „Götterdämmerung" kennt man aus den früheren Theilen; die Manier ist dieselbe geblieben, die musikalische Erfindungskraft Wagner's erscheint (nach den aufgeführten Fragmenten zu schließen) entschieden schwächer, als in der „Walkyre". Wagner ist Manierist, ein geistvoller und genialer, aber doch ein Manierist. Seine Manier des Declamirens, Modulirens, Harmonisirens nöthigt er jeglichem Stoff auf. In ihrer fieberhaften Exaltation erinnert seine Musik an manche Poesien von Victor Hugo, Ausgeburten innerer Kälte, welche sich glühend und begeistert stellen. Die „Götterdämmerung" charakterisirt ihren Autor neuerdings als eine glänzende Specialität, eine Specialität mehr neben als in der Musik. Es ist undenkbar, daß diese Methode, wie Wagner meint, fortan die alleingültige des Opernstyls sein werde, „das Kunstwerk der Zukunft" schlechtweg. Wagner hat sich, vom „Lohengrin" abwärts, einen neuen Weg gebahnt, mit Lebensgefahr, aber dieser Weg ist nur für ihn; wer ihm nachgehen will, bricht den Hals, und das Publicum wird diesem Unfall gleichgültig zusehen.

Anton Rubinstein gab drei Concerte, die sich eines massenhaften Besuchs erfreuten. Als Claviervirtuose übt Rubinstein immer denselben, durch keine Wiederholung abgeschwächten Zauber auf unser Publicum. Ich werde mich wol hüten, sein Spiel von Neuem wieder zu beschreiben, ist es doch nicht möglich, etwas Neues über diese erstaunlichen und glänzenden Leistungen zu sagen. Als Componist fand Rubinstein diesmal nicht den gleichen Beifall. An seinem neuen Clavierconcert in Es erfreute eigentlich nur die Virtuosität des Vortrags, worin Rubinstein gradezu sich selbst übertraf. Aber dieser Reiz fiel hinweg bei der andern großen Novität, die uns R. vorführte, einem Orchesterwerk, das er „Dramatische Sinfonie" betitelt. Die Zuhörer, welche vergebens nach einem Faden des Verständnisses suchten in dieser wüsten und ungeheuerlich langen Oper ohne Worte, hatten nach dem Schlußaccord nur das unerquickliche Gefühl der Ermattung, Verwirrung und Betäubung.

Es glänzte auf allen Gesichtern eine wahre Erlösungsfreude, als nach überstandener „dramatischer Sinfonie" Rubinstein sich an's Clavier setzte und eine Reihe eleganter und anmuthiger Solostücke spielte, — mit einer Schönheit des Anschlags, einer Zartheit und Kühnheit, wie sie nur bei Rubinstein zu finden. —

Gehen wir zu den Opern-Ergebnissen der letzten Saison über, so haben wir zwei Novitäten zu verzeichnen, welche seit 1. Februar im Hofoperntheater zur Aufführung gelangten: „Der Widerspänstigen Zähmung" von H. Götz und „Die Königin von Saba" von Goldmark. Beide Opern wurden bei ihrer ersten Aufführung vom Publicum günstig aufgenommen, die Goldmark'sche sogar mit lärmendem Beifall, — doch haben beide bis heute so wenige Wiederholungen erlebt, daß man an der Nachhaltigkeit ihres Erfolges zweifeln darf. Das Textbuch zu der vieractigen komischen Oper von Götz „Der Widerspänstigen Zähmung" ist recht geschickt und möglichst getreu nach Shakespeare's Lustspiel verfaßt. Die Musik bietet viel erfreulich Anregendes und entläßt uns mit jenem harmonischen Totaleindruck, den nur künstlerische Sittlichkeit und künstlerische Bildung erzwingen. Der Componist ist ein gewissenhafter Künstler und eine feine, vornehme Natur. Was seinem Werke fehlt, das ist der echte Lustspielton, die melodiöse Frische, das leichte Blut. Zu viel künstliche und schwere Musik, überhaupt zu viel Musik. Götz ist als Componist ein edler, maßvoller, durch und durch deutscher Charakter, aber ohne Lustigkeit und Leichtsinn, sogar von sehr mäßiger Sinnlichkeit. Seine dramatische Methode ist vorwiegend Wagnerisch; der Schwerpunkt des musikalischen Gedankens liegt meistentheils im Orchester, die Singstimmen verflechten sich darein mehr declamatorisch, als melodieführend. Sie verfolgen eine überwiegend rhetorische Tendenz und streben vor Allem nach prägnanter Ausgestaltung des Wortes. Der Componist soll es zwar sehr ärgerlich aufgenommen haben, daß die gesammte Wiener Kritik sich durch den Styl der „Widerspänstigen" an die „Meistersinger" erinnert fand, welche Götz auf der Bühne gar nicht und in der Partitur nur ganz flüchtig kennen gelernt haben soll, — das kann jenen Eindruck nicht tilgen. Wie der Richter, so urtheilt auch der Kunstkritiker nach den vorliegenden Acten. Und man wird uns für die herumspringende Declamation der „Widerspänstigen" in der gesammten Opernliteratur kein andres Vorbild zeigen können, als die „Meistersinger." Eine bloße Nachahmung ist darum Götzens Oper keineswegs, sie trägt alle Zeichen sowol der ehrlichen Ueberzeugung, als der künstlerischen Reife. Götz bringt (mit Ausnahme eines „Petruchio"-Motivs) keine Leitmotive und ist zugleich einfacher, maßvoller in der Behandlung des Orchesters, als Wagner. Die Musik zur „Widerspänstigen" tritt durchaus würdig und bescheiden auf, mit nobler Gelassenheit, fest in den Umrissen, überaus sorgfältig in der Ausmalung, oft geistreich, nirgends trivial. Das ist kein geringes Lob. Hätte sie nur auch den frischen, flotten Lustspielton, der uns niemals vergessen läßt, daß es sich hier um ein heiteres Spiel handle! Mit ihrer pathetischen Declamation, in ihrem allzeit aufgeregten Orchesterspiel drückte Götzens Musik schwer auf die Handlung, statt, wie ein einströmendes Gas, diese leicht in die Höhe zu tragen. Weder das laute, herzliche Lachen Rossini's, noch das pikante Geplauder Auber's, noch selbst der derbe Spaß Lortzing's finden ein Echo in dieser angeblich komischen Oper. Ihr Ernst ist pathetisch, ihre Heftigkeit tragisch, selbst ihr Scherz hat etwas Nachdenkliches, beinahe Feierliches. Allzusehr herrschen die langsamen Tempi, die Molltonarten, die zweitheiligen Tacte und vor allem die gleichmäßigen Rhythmen vor. So leidet denn die Oper von Götz mit all' ihren Vorzügen an dem deutschen Erbfehler: sie ist keine Theatermusik.

Wenn Götzens „Widerspänstige" mit ihren feinen Zügen sich mehr für ein kleineres Theater eignet, so ist im Gegentheil Goldmark's „Königin von Saba" durchaus als „große Oper" im Styl Meyerbeer's und Halévy's gedacht und mit allen möglichen Massen-Effecten und Ausstattungspomp versehen. Die interessante biblische Figur der Königin von Saba hat bekanntlich schon Gounod zur Composition einer Oper „La reine de Saba" verlockt, welche 1862, also 13 Jahre vor Goldmark, in Paris aufgeführt wurde. An dem raschen Verschwinden der Gounod'schen Oper trug das Textbuch vielleicht die meiste Schuld. Auch Goldmark's Oper ruht auf einem dramatisch sehr dürftigen Libretto; die Handlung ist arm, die Charaktere flößen kein Interesse ein. Mosenthal mußte als bewährter, praktischer Theaterdichter die dra-

matische Schwäche des Stoffes voraussehen und gab sie dem Componisten zu bedenken. Goldmark wollte aber grade nur eine „Königin von Saba" componiren; er legte wenig Gewicht auf „Handlung", destomehr auf „Stimmung", und in der That überwiegt letztere so stark, daß im dritten und vierten Act das dramatische Interesse empfindlich erlahmt. Goldmark's Partitur ist eine achtunggebietende Arbeit, das Werk jahrelangen Fleißes. Seine Musik hat ihre Stärke in dem hochgespannten Pathos des Ausdrucks und in glänzender Malerei. Ihre Eigenthümlichkeit liegt vornehmlich in dem festgehaltenen jüdisch-orientalischen Charakter. Sie gehört, trotz einzelner Reminiszenzen an Wagner, keineswegs zur neuesten Zukunftsmusik; sie lehnt namentlich in den breit und effectvoll aufgebauten Ensembles an die Architektonik der älteren Opernschule. Von Meyerbeer und Wagner hat Goldmark die Leidenschaftlichkeit des Gesangs, die Massen-Effecte, den Orchesterprunk, leider auch das Uebermaß in diesen drei Dingen. Fast ununterbrochen verweilt er auf der Höhe des Pathos und der Exaltation; selbst in untergeordneten Momenten ist der Ton Goldmark's, wie der der hebräischen Poesie überhaupt, ein durchaus feierlicher, der was er sagt, sofort als etwas Wichtiges ankündigt. „Die Himmel sollen der Rede horchen, und die Erde soll den Worten lauschen!" Das drückt sich nicht nur in dem Pathos seines Gesanges, sondern ebenso sehr in den zahlreichen Orchester-Zwischenspielen aus, welche gleichsam jede Phrase des Sängers nachdrücklich unterstreichen und den dramatischen Fortgang oft empfindlich retardiren. In Momenten des Affects treibt Goldmark die Leidenschaftlichkeit auf die äußerste Spitze; da ist die Anstrengung der Singstimmen in höchster Lage, da ist der Orchestersturm mit seinem Posaunen- und Paukendonner und den wie rasend herabfahrenden Blitzen der Streichinstrumente kaum mehr zu überbieten. Als hervorstechendste Eigenthümlichkeit der Goldmark'schen Musik kann man ihren orientalisch-jüdischen Charakter bezeichnen. Schon in seinen früheren Compositionen hat sich Goldmark eingenistet in diese Vorliebe für orientalische Musik, mit ihrer klagenden, winselnden Melodik, ihren übermäßigen Quarten und verminderten Sexten, ihrem nervösen Schwanken zwischen Dur und Moll, ihren monoton fortbrummenden Bässen, über welchen sich tausend dissonirende Töne und Tönchen kreuzen. Geist und Selbstständigkeit habe ich bei Goldmark nie vermißt, wol aber Klarheit, natürliche Empfindung und Schönheitssinn. Wo in der „Königin von Saba" orientalische Musikweise als Localfarbe gefordert ist, da wirkt Goldmark charakteristisch und effectvoll; das ist der Fall bei allen religiösen Scenen der Handlung, sodann in den nationalen Tänzen, die originell erfunden und äußerst pikant instrumentirt sind. Allein diese so schnell ermüdende und immer fremdartig bleibende Manier nimmt in der „Königin von Saba" einen zu breiten Raum ein. Wir sehnen uns in der übermäßig langen Oper manchmal nach einem herzhaften Schluck klarer, europäisch-abendländischer Melodie! Obendrein sind wir durch „Lalla-Rookh", „Feramors", und „Aïda" mit orientalischer Opernmusik übersättigt. „Aïda" scheint mir die äußerste Grenze zu bezeichnen, bis zu welcher ein Operncomponist mit orientalischen Musikweisen gehen kann, ohne die Schönheit und Allgemeingültigkeit seines Werkes zu schädigen. Verdi verfährt aber, trotzdem seine Oper für Cairo componirt war, viel maßvoller als Goldmark, und selbst wo er mit voller Absicht orientalisirt, klingt seine Musik ungleich natürlicher, heller, wohllautender. Sie ist schöner. Es fehlt mir diesmal an Raum, um auf Einzelheiten der Goldmark'schen Oper einzugehen. Man wird sie ohnehin bald in Berlin zu hören bekommen und ich kann nur wünschen, daß der liebenswürdige, bescheidene und hier persönlich hochgeachtete Componist dort einen ebenso glänzenden Erfolg erlebe, wie in Wien.

In dem letzten Hefte der „Rundschau" hat Heinrich Laube auch ein Streiflicht auf die Vorstellungen unseres Hofoperntheaters fallen lassen und insbesondere zwei Uebelstände beleuchtet: Die störende hohe Lage des Orchesters und die schlechte, undeutliche Aussprache der Sänger. Es ist von großem Werth, wenn eine dramaturgische Autorität wie Laube auch einmal die Oper in den Bereich seiner Bemerkungen zieht; jene von ihm gerügten Uebelstände haben mir schon mehr als Eine Klage ab-

gepreßt. Gleich in meinen ersten Artikeln über das Neue Opernhaus befürwortete ich dringend, aber erfolglos die Tieferlegung des Orchesters, indem der Anblick dieses heftigen Geigens, Blasens und Schlagens so vieler Musiker die dramatische Wirkung stört, ja das Herumfechten des zuhöchst postirten Dirigenten mit dem Tactstab fortwährend das scenische Bild durchkreuzt. In meinem Berichte über unsere neuerbaute „Komische Oper" (im ersten Heft der „Deutschen Rundschau" p. 151) rühmte ich die tiefere Lage des Orchesters, welches sich dem Ideal der Münchener Einrichtung wenigstens nähere und hierin einen Fortschritt gegen das Neue Opernhaus bezeichne. Die undeutliche Aussprache der Sänger ist ein Cardinalfehler, gegen den anzukämpfen man freilich nachgerade müde wird. Es fehlt den Sängern unserer Oper an jeder Führung, an jeder Anleitung. Es fehlt dem Operninstitut eine Persönlichkeit, die — sei es ein „Vortragsmeister", oder Regisseur, oder Kapellmeister oder Gesangslehrer — den einzelnen Sänger regelmäßig unterweist und corrigirt. Jedes Opernmitglied singt und spricht aus, wie es will, — es muß schon ein ungewöhnlicher Mißgriff stattfinden, wenn der Kapellmeister es wagen soll, eine Primadonna oder einem ersten Tenor in dem Vortrag einer Phrase zu corrigiren. Von einer Anleitung zur Auffassung einer ganzen Rolle ist vollends nie und nirgends die Rede. Die undeutliche Aussprache wird, da sie die Regel bildet, von dem Publicum und der Direction fast wie ein nothwendiges Uebel resignirt hingenommen. Mit Unrecht. Eine tüchtige Unterweisung und ein unermüdliches, redliches Streben des Sängers vermögen unendlich viel gegen diesen Fehler. Wir sahen an den Sängern Beck und Bignio zwei rühmliche Beispiele, sie verdanken ihre großen Fortschritte in der Aussprache allerdings nur ihrem eigensten Fleiße. —

Seit mehreren Jahren bringt uns regelmäßig der Frühling, nebst anderen schönen Dingen, auch Adelina Patti. Mit einer italienischen Gesellschaft, deren beste — vielleicht einzig hervorragende — Mitglieder der Tenorist Capoul und der Baßbuffo Zucchini sind, singt sie zwei- bis dreimal wöchentlich in der „Komischen Oper". Das hellfunkelnde Licht dieses Sternes scheint mit jedem Jahr an Intensität und Größe noch zu wachsen. Als sie ihr Gastspiel vor 14 Tagen mit „Lucia" und „Traviata" eröffnete und diese anstrengenden Rollen mit jener Frische und Energie durchführte, die wir an so zarten Wesen immer bewundern, da hätte Niemand vermuthet, daß Adelina Patti unmittelbar von dem anstrengenden russischen Winterfeldzug kam. Ja, das ist wieder der alte, unvergleichlich reine Silberklang ihrer hohen Töne, welche sich jetzt doppelt wirksam abheben von dem dunklen, sammtartigen Violaklang ihres tieferen Registers! Das ist wieder der bei allem Glanze so einfach edle Vortrag, der selbst im schneidendsten Affect die weiße Linie der Schönheit nicht überschreitet und eben so einzig ist durch den Genuß, den er den Hörern, wie durch das Beispiel, das er den Sängern gibt! Leider bringen es die Verhältnisse eines kurzen, nur von wenigen Personen bestrittenen Gastspiels, dann die Privilegien unserer Großen Oper mit sich, daß wir in Wien fast nur das ältere Repertoire der Patti hören. Ihre großen dramatischen Partieen (Hugenotten, Nordstern, Romeo und Julie ꝛc.) sind unserer „Komischen Oper" verwehrt. Trotzdem wirkt Adelina Patti selbst in ihren bekanntesten Rollen noch immer mit dem Reiz der Neuheit. Es ist dies ein Privilegium der lebendigen Persönlichkeit. So lange eine bedeutende künstlerische Individualität im Vollbesitz ihrer Mittel wirkt, bleibt sie neu für uns, selbst wenn die Dichtung, die sie reproducirt, sich überlebt hat. Das gilt besonders auf musikalischem Gebiet und von einer so ganz exceptionellen Erscheinung wie die Patti. Schon durch den zaubervollen Klang ihrer Stimme tritt sie gleichsam in den Kreis des rein und unmittelbar wirkenden Naturschönen, und an Blumen, Wäldern und Bergen hat sich noch Niemand überdrüssig geschaut. — Adelina Patti bildet den holden Abschluß unserer diesjährigen Musiksaison, mit deren Schilderung ich somit für längere Zeit von den Lesern der „Deutschen Rundschau" Abschied nehmen darf. —

Eduard Hanslick.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. April 1875.

Die rasch aufeinander folgenden Geburtstagsfeste des Kaisers und des Kanzlers waren in allem deutschen Land diesmal in ganz besonders hochgehender Weise gefeiert worden. Das ganze Volk in seinen verschiedensten Schichten erschöpfte sich in Kundgebungen, die sein vertrautes Verständniß der geschichtlichen Sendung der beiden Männer erschöpfend darlegten, denen es vergönnt gewesen war, das gesammte Sehnen und Hoffen der Nation greifbar zu verkörpern. Während der Kaiser nahezu als der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht galt und man sich an seiner Persönlichkeit um so nachhaltiger erfreute, je gesicherter man seinen Besitz wußte, nahm die Freude am Gedächtnißtage des Kanzlers eine erhöhtere Färbung an, weil man eben noch dem seltsamen Für und Wider seiner Rücktrittserörterungen ungläubig zwar, aber darum nicht minder staunend angewohnt hatte. Aber die Bestimmung unseres Volkes scheint zunächst nicht die zu sein, sich am ungetrübten Besitz erworbener oder empfangener Güter zu erfreuen. Die Auflehnung, welche von Rom aus den Priestern der katholischen Kirche Deutschlands und namentlich Preußens gegen die Gesetze des Staates zur Pflicht gemacht wurde, warf ihre düsteren Schatten auf die Erfüllung jener Geschicke, die uns nach so langem Harren endlich zu Theil geworden.

Man hat in Berlin — ob leider oder glücklicherweise, bleibe für jetzt unentschieden — die napoleonische Art und Weise der amtlich beeinflußten Preßfeldzüge mit geringen Veränderungen sich zu eigen zu machen gesucht. Und in der That, wer wollte es leugnen, es liegt ein gut Stück demokratischer Neigung vor der Gesammtheit des Volkes in diesen Versuchen, den Strom der öffentlichen Meinung stets auf die Bedürfnisse der nationalen Politik vorzubereiten und für das in Anwendung gebrachte System zu gewinnen. Der alte patriarchalisch-absolutistische Staat, in welchem die Mehrheit unserer politisch thätigen Generation aufgewachsen, wußte nichts von dieser Berücksichtigung jener Massen, denen man damals nur einen sehr beschränkten Unterthanenverstand zuerkannte, oder an die man sich doch nur in den Tagen der höchsten Noth unter der Aufschrift: „An mein Volk!" zu wenden getraute. Fürst Bismarck erkannte zuerst in Deutschland an regierender Stelle, welch' eine Macht das Bewußtsein verleiht, sich Eins mit dem Willen eines ganzen Volkes zu wissen. Allein dieses sich Beugen vor jener Zahl, deren Gemeinsamkeit die Machtstellung des Staates bedingt, ist auch nicht ohne Gefahren, wenngleich bei uns bisher die Volksseele mehr emporgehoben wurde zum Standpunkte des weitblickenden Staatsmannes, als daß dieser sich herbeigelassen hätte, den mit mehr oder minder niederen Elementen verquickten Instincten der Massen zu schmeicheln. Immerhin liegt indeß auch die Verlockung nahe, wenn man erst einmal auf der Preß-Klaviatur die nöthige Technik sich erworben, künstliche Strömungen der Volksmeinung hervorzurufen, und dieser Verlockung, dünkt uns, ist man in der Wilhelmsstraße nicht immer mit aller wünschenswerthen Entschiedenheit aus dem Wege gegangen.

Auf diesem oder ähnlichem Wege, meinen wir fast, wurde in die Presse des Landes die Discussion über die internationale Stellung des nunmehr länderlosen Papstes in Rom geworfen, als dieser mit seiner Encyklika vom 5. Februar,

die dem Fürsten Bismarck alle Rücktrittsgedanken vertrieb, dem deutschen Reich und Volke in bündigster Form die offene Fehde angesagt hatte. An diese internationale Stellung des Papstes schloß sich die Erörterung über die Zulässigkeit des italienischen Garantiegesetzes vom Mai 1871, welches dem Papste allerdings eine Exterritorialität gewährte, deren Vortheile heute der Vatikan ganz vortrefflich auszubeuten versteht, so nachdrucksvoll er auch im Uebrigen die Urheber und Mitarbeiter an diesem Gesetze excommunicirt und verflucht haben mochte. Für solche Fragen von staatsrechtlicher Bedeutung ist es von jeher schwer gewesen, weitere Kreise zu erwärmen, und es ist kaum anzunehmen, daß die in dieser Richtung eingeleitete öffentliche Discussion selbst bei unserer politischen Welt verständnißinnige Abschätzung erfahren habe. Allein, was das Volk verstand, das war doch immer das Eine, daß der italienischen Regierung nunmehr eine gewisse Verantwortlichkeit für das Thun und Lassen des von ihr so sehr außerhalb des Bereiches aller irdischen Gesetze Erhobenen zufallen müsse. In Deutschland wurde diese Auffassung Seitens der nationalen Schattirungen unserer politischen Parteien ohne Schwierigkeit angenommen, allein in Italien selbst fand sie nur sehr getheilte, nur sehr bedingte Zustimmung, und auf welchem Wege immer sich auch die deutsche Reichsregierung von der Stimmung Italiens Kenntniß verschafft haben mochte, dem Volke blieb bald genug durch das Echo der italienischen Zeitungsstimmen gar kein Zweifel mehr, daß in dieser Beziehung diesseits und jenseits der Alpen die einander widersprechendsten Ansichten vorherrschend waren. Während man im Publicum, wo man zwischen geschriebenen und Verbalnoten, Depeschen und vertraulichen Eröffnungen, Pulsfühlungen und Pourparlers kaum einen Unterschied zu machen pflegt, sich diese italienischen Verpflichtungen im al-fresco-Stile zurechtlegte, war auch die Diplomatie nicht ungeschäftig, und es tauchte jene Idee von Neuem auf, welche bereits als Grundzug der im Mai 1872 vom Fürst Bismarck erlassenen Collectiv-Note (um den technischen Ausdruck zu gebrauchen) an die Mächte bezüglich einer künftigen Papstwahl dem aufmerksamen Leser aufgefallen sein mußte. Freilich, die alte Idee hatte ein neues, zeitgemäßes Gewand angezogen. Es handelte sich auch diesmal darum, der kosmopolitischen Machtfülle der im Papst repräsentirten katholischen Hierarchie eine nicht minder internationale Coalition der durch katholische Bevölkerungen zunächst an diesen Fragen betheiligten Staatsgewalten gegenüber zu stellen. Das monarchische, das gouvernementale Princip sollte sich in seinen verschiedenen Repräsentanten zusammenthun, um den Uebergriffen geistlicher Machthaber in die Sphären irdischer Gesetzgebung auf gemeinschaftliche Weise Halt zu gebieten. Hierfür wäre schlechterdings von Nöthen gewesen, daß zunächst für ein gemeinsames Vorgehen eine gemeinsame Grundlage gefunden würde; denn im Grunde weichen die Gesetze, Gewohnheiten und Bedürfnisse der verschiedenen hierbei in Frage kommenden Völkerschaften zu sehr von einander ab, als daß ein geeignetes Zusammenwirken auch nur denkbar gewesen wäre. Wie schon so oft, tauchte denn auch diesmal die Idee eines allgemeinen Congresses auf; aber dieser Gedanke hatte nichts mit jenem Congreßvorschlage gemein, den Napoleon III. einst aufgestellt, als ihm Europa aus der Sackgasse heraushelfen sollte, in die er gerathen, indem er dem Papste sein weltliches Besitzthum garantirt hatte. Diesmal galt der Vorschlag keiner territorialen Frage, welche die Eifersüchteleien der Mächte wohl oder übel hätte hervorrufen müssen, sondern lediglich einer möglichst allgemeinen Verständigung über die Grenzen der Rechte und Pflichten, welche in Zukunft europäische Staaten dem katholischen Pontifex maximus zuzugestehen sich bereit finden lassen würden, damit so ein durchweg identischer Rechtszustand in's Leben trete. Nenne man nun eine derartige Verständigung der Staaten untereinander, wenn sie zu einer Vereinbarung mit dem künftigen Träger der Tiara geführt, nenne man sie nun „Constitution des Papstthums“ oder „Concordat“ oder auch sonst wie, so wird doch der Hinweis auf Frankreich und das dort seit 70 Jahren bestehende Vertragsverhältniß zwischen Kirche und Staat genügen, um darzuthun, daß sich bei gutem Wollen von hüben und drüben schon ein Modus finden ließe, um einen Frieden herbeizuführen, den die angeblich so schwer

verfolgte Kirche nicht heißer ersehnen kann, als ihn der Staat im Interesse der Allgemeinheit, die er vertritt, wünschen muß. Ein isolirter Staat würde freilich im Vatican auch bei den bescheidensten Anforderungen stets auf das alte: „Non possumus!“ stoßen — aber das zu einem staatlichen Pfeilbündel geeinte Europa wäre schon ein Factor, mit dem auch der von seinen diversen göttlichen Eigenschaften überzeugteste Nachfolger Petri nicht umhin könnte, gebührend zu rechnen.

Darum auch mochte die Congreßidee, der Gedanke einer internationalen Vereinigung der Staatsgewalt gegen die internationalen Herrschergelüste der Curie für mehr als einen Politiker sehr verführerische Aussichten enthalten. Aber unter welcher Form auch dieser jedenfalls nur leise hingehauchte Vorschlag an die leitenden Staatsmänner Europa's hingetreten sein mag, er scheint keine Gnade vor ihren Augen gefunden zu haben. Von den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreich-Ungarns und Italiens kann man sogar mit aller Bestimmtheit behaupten, daß sie, Jeder von seinem Standpunkte aus, sich mit bemerkenswerther Entschiedenheit von der ihnen etwa anzusinnenden Mitwirkung abwandten. Diese Gleichmäßigkeit der Anschauung verlieh der Fürstenbegegnung von Venedig, gerade weil sie das Symbol der Streitaxt-Begrabung zwischen Kaiser Franz Joseph und König Victor Emanuel darstellte, ein erhöhtes Relief. Auf diesem kirchenpolitischen Gebiete hatten sich zwei Monarchen, deren persönlich fromm-katholischer Sinn für Niemanden ein Zweifel war, gewissermaßen die Hand zur Versöhnung gereicht, und wenn sich beide Staaten damit auch nicht in den Dienst des streitbaren al Gesù begaben, wenn Beiden der Gedanke fern blieb, jemals den weltlichen Arm der Kirche zu bilden oder sich dazu herzugeben, für französische Revanchegelüste die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen, so lag doch in dem engen Zusammenschließen beider Nachbarreiche auf dem Gebiet der Verneinung jeden gemeinsamen Vorgehens behufs Einfriedigung des päpstlichen Machtbereichs ein bedeutsamer Fingerzeig nach dem Punkte hin, auf welchem die so oft betonte „Gemeinsamkeit der Interessen“ zwischen Deutschland einerseits und den beiden genannten, dem deutschen Reiche bisher so intim verbundenen Staaten andererseits ihre bestimmt gezogene Grenze finde. Diese Erfahrung, gewissermaßen die geographische Bestimmung dieses Grenzpunktes darstellend, mußte man hier in Berlin machen, und sie konnte schwerlich dazu dienen, die Gefühle, welche man für einander hegte, inniger zu gestalten, ohne daß freilich damit auch schon ein völliges Aufgeben jener stillschweigenden, friedfertigen Uebereinkunft angedeutet gewesen wäre, welche man für gewöhnlich als die „Drei-Kaiser-Politik“ zu bezeichnen liebt.

Daß unter diesen Umständen die Erklärung der Aerzte, welche dem Kaiser Wilhelm die Reise nach Italien, die nun schon seit Jahresfrist geplant war, förmlich untersagte, daß diese Erklärung die Kreise der hohen Politik nicht empfindlich störte, bedarf wol kaum der Erwähnung. Dennoch trat eine seltsam auffallende Unsicherheit der Entschließung gerade mit Bezug auf diese italienische Reise hervor, als der Kronprinz des deutschen Reiches die Höflichkeitspflicht übernehmen sollte, welche seinem kaiserlichen Vater also vorenthalten blieb. Es ist kaum glaublich, daß, wie man berichtet, die italienische Regierung sich geweigert haben sollte, den deutschen Gast im königlichen Rom selbst zu empfangen, um Kundgebungen auszuweichen, welche gleichzeitig in der Wiener Hofburg und im Vatican hätten übel vermerkt werden können. Allerdings würde Kronprinz Friedrich Wilhelm in Rom auf einen jubelnden Empfang Seitens des gesammten italienischen Volkes haben rechnen dürfen, welcher die Begrüßung Franz Joseph's durch und in Venedig stark in den Hintergrund hätte drängen müssen. Thatsache ist freilich, daß auch der officielle Besuch des Kronprinzen unterblieb, was allerdings die eingetretene Entfremdung des officiellen Italien vom officiellen Deutschland nur noch schärfer hervortreten ließ.

Während auf diesem Gebiete die Halben sich von den Ganzen scheiden, schritt man in Preußen unentwegt auf der einmal eingeschlagenen Bahn fort, um den Clerus zur Achtung der Staatsgesetze anzuhalten. Die „Herren Bischöfe“, wie man

die obersten Vertreter Roms nachgerade auch amtlich zu nennen beginnt, versammelten sich in Fulda, um in einer Immediat-Eingabe an den Monarchen noch einmal feierlich gegen das „Brotkorbgesetz", das ihre Freunde in der Kammer noch für den Monat April unwirksam zu machen gewußt hatten, Verwahrung einzulegen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Das Staatsministerium, dem sie vom Könige übertragen wurde, faßte sie kurz und bündig ab. Der Titel „Bischöfliche Gnaden" erschien in diesem denkwürdigen Schriftstücke noch einmal am Eingange der Replik, die im Uebrigen dreimal den Vorwurf der „Unwahrheit" gegen die Diener des hohen Priesters von Rom schleuderte. Hand in Hand mit dieser entschiedenen Abweisung gingen neue Gesetzesvorlagen, welche diesmal sehr radical auf die Beseitigung derjenigen drei Artikel der Verfassung ausgingen, in deren Schatten sich die katholische Kirche bisher in Preußen so wohl gefühlt. Gleichzeitig ward noch ein anderes Gesetz, betreffend die Aufhebung der Klöster und Congregationen in Preußen, in bestimmteste Aussicht genommen. Mit einem Wort, der Kampf bis auf's Messer entwickelt sich immer unverstellter, und der Staat macht ebenso rücksichtslos wie die Kirche von den Mitteln Gebrauch, die den Sieg zu versprechen scheinen. Im Volke hat bisher die priesterliche Ausstreuung von der diokletianischen Kirchenverfolgung, trotz aller aufgewandten Mühe, nur wenig Anklang gefunden. Der stramme preußische Geist, die anerzogene und angeerbte Disciplin der Massen bewähren sich *noch* vortrefflich und wir wollen hoffen, daß dieses vorsichtige „*noch*" in Jahr und Tag mit gutem Fug durch ein siegsgewisses „*allezeit*" ersetzt werden könne. Auch an Fürstbischof *Förster* von Breslau erging inzwischen Seitens der politischen Behörde die Aufforderung, wegen offenen Ungehorsams gegen die Gesetze sein Amt niederzulegen. Daß auch diesen dem Hofe einst so nahestehenden Mann, der so lange geschickt zu laviren verstanden, das Verhängniß ereilte, ist auch für Skeptiker ein deutlicher Beweis, daß ein Schwanken an höchster Stelle, wenn es jemals vorhanden war, jetzt unter keinen Umständen mehr bemerkbar ist.

Zu all diesen Fährlichkeiten, welche den Mann umdräuen, der mit fester Hand das Steuerruder des Staatsschiffes lenkt, trat noch eine anfänglich ziemlich ernste diplomatische Verwickelung, in welcher allerdings die von nicht unberechtigtem Selbstgefühl getragene Politik des deutschen Reiches den Schein eines herausfordernden Auftretens nicht eben zu vermeiden suchte. Wir meinen den *deutsch-belgischen Notenwechsel*, in welchen mit kluger Vorsicht die Garantiemächte und das Belgien benachbarte Holland sofort vertraulich eingeweiht wurden, damit nicht etwa in Folge unzeitgemäßer Heimlichkeitskrämerei das deutsche Reich feindseliger oder gar verbrecherischer Anschläge gegen Belgiens Land und Volk geziehen werden könne. Auch in diesem Falle liebte es der Reichskanzler, wenigstens den Cabinetten gegenüber, mit offenen Karten zu spielen. Es scheint, daß namentlich in England ihm dies rückhaltslose Verfahren sehr hoch angerechnet wurde, und die Art und Weise, in welcher Disraeli im Unterhause die deutschen Mahnungen an die belgische Regierung in die Kategorie der „freundschaftlichen Vorstellungen" einreihte, wie sie zwischen befreundeten Regierungen häufig vorzukommen pflegen, ist ein vollgültiger Beweis dafür, daß die gerade in belgischen Dingen so überaus heiklen und feinfühligen britischen Staatsmänner an der Harmlosigkeit des Bismarck'schen Vorgehens nicht den mindesten Zweifel hegen.

Noch ist das letzte Wort in dieser Angelegenheit nicht gesprochen, und es darf gehofft werden, das ultramontane Brüsseler Ministerium werde es sich dreimal überlegen, ehe es fortfährt, das belgische Land gleichsam zum clericalen Laboratorium darzuleihen, aus welchem im Interesse des französischen Revanche-Gedankens die Brandgeschosse jenseits der deutschen Grenze niederfallen. Vom strategisch-politischen Gesichtspunkte aus muß man in Belgien ja wissen, daß man von Deutschland, dessen Grenze jetzt gegen Frankreich so sichere Deckung besitzt, nichts zu besorgen hat, während in Frankreich mehr als eine militärische Stimme laut ward, die den Weg über Belgien als den einzigen bezeichnet, welcher in einem Kriege gegen Deutschland den

französischen Heeren glückliche Erfolge zu versprechen vermöge. Wenn nun solchen Aussichten gegenüber Deutschland sich veranlaßt sähe, seine Unterschrift, welche die belgische Neutralität mitgarantirt, einfach zurückzuziehen, weil es sich nicht für Etwas verbürgen mag, was sich zum Helfershelfer oder doch zum Hehler der deutschfeindlichen Bestrebungen hergibt — so würde die Brüsseler Regierung die Folgen sich schlechterdings selbst zuzuschreiben haben. Dieser Erwägung scheint sich in letzter Instanz auch der Chef des ultramontanen belgischen Cabinets, Herr von Aspremont-Lynden, nicht länger entzogen zu haben, und so dürfte für jetzt die Mahnung des Reichskanzlers, die sich ja nicht nur nach Brüssel allein richtete, überall da Verständniß gefunden haben, wo man dasselbe hervorzurufen gewünscht.

Während so das deutsche Reich nach Außen gleichzeitig auf verschiedenen Punkten seine Fehden gegen die ultramontane Macht ausficht, ist es weit entfernt, in seiner innern Politik zu feiern. Freilich hatte die römische Partei in Bayern die Genugthuung, dem reichstreuen Kriegsminister Pranckh seinen Posten derart zu verleiden, daß er seinen Abschied nahm; aber sie ist dadurch um nichts besser daran, weil der neue Kriegsminister, General Mailinger, vielleicht noch entschiedener, wenigstens nicht minder fest auf dem Boden der Versailler Verträge und ihrer natürlichen Consequenzen steht. Allerdings ist gerade in Bayern die Lage nicht unbedenklich, weil es dem Jesuitismus gelang, in der Volksvertretung sich nahezu die Majorität zu erhalten, und weil voraussichtlich bei den bevorstehenden Neuwahlen kein nennenswerth reichsfreundlicheres Ergebniß zu erzielen sein wird. In Preußen dagegen wird neben dem Kampfe gegen die Ergebenen des Vaticans das Reorganisationswerk der inneren Verwaltung rüstig fortgesetzt, und Regierung wie Landtag arbeiten sich tapfer in die Hände, um die Errungenschaften der Selbstregierung unter Dach und Fach zu bringen. Leider gebricht es der materiellen Entwickelung des Landes noch an jener beruhigenden Stetigkeit, welche allein das Gefühl eines gesicherten Friedenszustandes zu verleihen vermag. Und gerade in dieser Beziehung waren die letzten Wochen auf sehr bezeichnende Weise von Beängstigungen aller Art erfüllt, welche einen Zustand der Ungewißheit hervorriefen, mit dem selbst der bewährteste Patriotismus nur ungern rechnet. Wie auf ein gegebenes Losungswort füllten sich die Spalten der hervorragendsten Organe der öffentlichen Meinung mit längeren Auseinandersetzungen über das neue Cadresgesetz der französischen Armee, dessen Votirung man während der Aufregungen, die mit der definitiven Constituirung der Republik verbunden gewesen waren, wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Dieses Cadresgesetz, welches jedes französische Bataillon statt in 4 nun in 6 Compagnien eintheilte, vermehrte allerdings weniger den Mannschaftsstand, als den Rahmen für eine künftige Mobilisirung, und setzte Frankreich schon im Jahre 1877 in den Stand, ein numerisch starkes Heer in's Feld zu führen, wie es unter anderen Umständen kaum erst im Jahre 1880 vermocht haben würde. Man glaubte überdies auf unserer Seite der Vogesen annehmen zu dürfen, daß die Votirung dieses Gesetzes gewissermaßen das Draufgeld bedeutet habe, welches die Orleanisten den Republikanern von der Schattirung Gambetta's zahlten, um sie zu vermögen, für eine so wenig republikanisch eingerichtete Republik zu stimmen, welche man ihnen mit dem Senat, unter der Präsidentschaft Mac Mahon's, und mit dem Ministerium Buffet-Meaux darbot. Dieses Mißtrauen, wie gesagt, machte sich an hervorragender Stelle in Berlin in unverkennbarer Weise geltend und hatte naturgemäß seine Reflexe in der Tagespresse, die freilich nicht genug ein drittes Motiv beachtete, welches Frankreich gegenüber jederzeit mit in Anschlag zu bringen ist: das Motiv des persönlichen Interesses. Es waren in der französischen Armee an 1200 überzählige Hauptleute vorhanden, und Niemand wußte, was mit diesen Officieren anzufangen, ohne ihre Interessen in empfindlichster Weise zu schädigen. Es ist keine Frage, daß für die Mehrzahl der Votirenden die rein menschliche Theilnahme an der Lage dieser Capitaine der leitende Beweggrund war, der sie für die Vermehrung der Compagniezahl stim-

men ließ, wenn auch sicherlich die Urheber der Idee nur danach strebten, den Rahmen der Armee möglichst zu erweitern. Die französische Presse beantwortete die besorgten Auslassungen deutscher Zeitungen in einem auffallenden „Unisono" der Friedensschalmeien, für deren Concert der bekannte „schwarze Mann" aus dem Ministerium des Innern die Stimmgabel geschwungen hatte. Allein Jedermann weiß ja zur Genüge, was man von diesen Versicherungen auf Commando zu halten hat, und in Berlin würden ohne Zweifel autorisirtere Friedensstimmen, die weniger Redensarten und mehr greifbare Nachweise enthielten, willkommener gewesen sein. Dennoch ist schwerlich für jetzt eine Störung des öffentlichen Friedens zu besorgen.

Freilich, daran muß man sich gewöhnen: dieselbe Bürgschaft der Beruhigung, welche noch vor Jahresfrist die „Dreikaiser-Politik" darbot, darf man heute nicht mehr von ihr erwarten. Deutschland mußte, wenn es auch Rußlands sicher sein konnte, wenn es namentlich selbst in den orientalischen Angelegenheiten sein Möglichstes that, um Oesterreich-Ungarn zu secundiren, Deutschland mußte die Erfahrung machen, daß auf die zuverlässige Bundesgenossenschaft des Wiener Cabinets nicht in allen Fragen zu rechnen sei. Nicht etwa, als ob Graf Andrassy die Hand gereicht zu jener vielfach geplanten „katholischen Liga", die eine Vereinigung Frankreichs, Spaniens, Italiens und Oesterreich-Ungarns, als eines kraftvoll gegen Deutschland erhabenen weltlichen Armes der Kirche, erträumte. Nein, der österreichische Minister des Aeußeren hätte schon aus ungarischem Patriotismus, wie aus liberaler Ueberzeugung niemals die Hand zu solcher Intrigue geboten. Aber es war für ihn, bei den Strebungen, die sich in dieser Richtung bei Kaiser Franz Joseph geltend zu machen versuchten, ein Gebot der Selbsterhaltung, damit er mit freier Stirn den Vorwurf, den man gegen ihn erhob, als mißbrauche er die österreichische Macht in einem außerösterreichischen Interesse, zurückweisen könne, es war für ihn, wiederholen wir, ein Gebot der Selbsterhaltung, jedes Zusammenwirken in kirchenpolitischen Dingen von der Hand zu weisen, ja sogar Italien in seinem Widerstande gegen die deutschen Mahnungen, bezüglich einer internationalen Constitution des Papstthums, zu bestärken. So sehr man in Berlin diese Lage auch wol zu würdigen wußte, so wenig war man gewillt, das unangenehme Gefühl zu verbergen, welches die Erfahrung von der Unzuverlässigkeit dieses Verbündeten, gerade in diesem wichtigsten Punkte, hatte hervorrufen müssen. In diesem Sinne, aber nur in diesem, war die Monarchenbegegnung von Venedig, trotz aller officiösen Schönfärbereien österreichischer inspirirter Federn, kein Freundschaftsbeweis für Preußen-Deutschland. Man mag in der Lagunenstadt mancherlei über handelspolitische Dinge gesprochen haben, sicher ist, daß die italienischen, wie die österreichisch-ungarischen Staatsmänner sich dort einig fanden in der Negirung der deutschen Kirchenpolitik. Nun hatte aber eben Fürst Bismarck, wie schon angedeutet, in orientalischen Angelegenheiten, welche Oesterreich so sehr am Herzen liegen, dem Interesse dieses Staates sich mehrfach dienstbar erwiesen. Graf Andrassy mußte besorgen, daß ihm diese Unterstützung in Zukunft bei der ottomanischen Pforte, wo er ihrer bedurfte, fehlen könne. Und wenn er daher ohne Zweifel in Berlin kein Mißverständniß über die eigentlichen Motive seines Verhaltens aufkommen ließ, mußte er doch auf der anderen Seite bemüht sein, sich für alle Fälle einen Ersatz zu sichern, der ihm in Constantinopel dienstwillig zur Seite stehe. Hierfür hatte er sich Italien auserkoren, welches bisher traditionell in fast allen Dingen, die Gegenstände der türkischen Politik betrafen, mit Frankreich und England gegangen war. Nun hat sich aber bisher noch jede Macht stets verrechnet, welche auf uneigennützige Dienstleistungen der Enkel Macchiavelli's in politischen Fragen gebaut, und auch dem Grafen Andrassy scheint diese Erfahrung nicht ganz erspart geblieben zu sein.

Jedenfalls hatte er im Orient alle Ursache, Bundesgenossen zu werben, denn sein Vertreter in Constantinopel, Graf Zichy, man kann es heute getrost niederschreiben, mußte in der Frage der rumelischen Bahnen und ihrer Anschlüsse an das ungarische Schienennetz eine gar nicht abzuleugnende Niederlage, welche ihm

die Pforte bereitete, hinnehmen. Er hatte freilich auch in Folge „mißverständlicher Auslegung" seiner Instructionen die Sache Oesterreichs mit derjenigen des türkischen Finanzwucherers, des Barons Hirsch, des Concessionärs der bestehenden türkischen Bahnen, auf's Innigste verquickt, so daß sogar gegen den Botschafter, der allerdings noch vor Kurzem den Kreisen der haute-finance angehört hatte, die wol jedenfalls durchaus ungerechtfertigte Unterstellung laut werden konnte, er sei durch ein materielles Interesse an die Vertretung der Hirsch'schen Separatforderungen — gefesselt worden. Der vom Grafen Zichy mit dem Sultan herbeigeführte persönliche Zwischenfall ist bekannt. Der österreichische Diplomat, der sich geschlagen sah, wollte den Umstand, daß ihn der Großvezier direct Lügen strafte, dazu benutzen, den ganzen Streitfall auf das persönliche Gebiet zu spielen, sich tödtlich beleidigt zu stellen und bei Gelegenheit der zu empfangenden Genugthuung doch auch jene materielle Frage in seinem Sinne zu lösen, deren Abweisung eben seine Niederlage darstellte. Allein auch dies Manöver mißlang. Der Großvezier erwies sich ihm an Schlauheit überlegen. Er überwand seinen türkischen Stolz, bat den Botschafter um Verzeihung, falls er ihn persönlich beleidigt habe, blieb aber fortiter in re, nachdem er sich suaviter in modo erwiesen. Die versuchte Escamotage mißglückte gänzlich, und trotz aller versuchten Verdunkelungen hat es bisher noch immer nicht gelingen wollen, der österreichischen Politik zu dem bereits mehrfach escomptirten Eisenbahnsiege zu verhelfen. Wurde doch selbst die erwähnte persönliche Genugthuung dem Grafen Zichy von Hussein-Avnipascha, dem Großvezier, erst auf die erfolgreiche Vermittlung des deutschen Botschafters zu Theil.

Daß dem dritten im Dreikaiserbunde, daß Rußland nicht viel an einem Erfolge Oesterreich-Ungarns in dieser Eisenbahnfrage liegen konnte, durch welche der Handelsverkehr mit dem Orient nahezu zum Monopol der österreichischen Bahnen und der österreichischen Industrie zu werden versprach, lag auf der Hand. Deutschland war der einzige Staat, der des Grafen Andrassy Bestrebungen in dieser Richtung aufrichtig unterstützte. Rußland blieb gerade hierin nicht von aller Eifersucht frei. Allerdings war das Hauptaugenmerk der Petersburger Politiker, was ihre Expansivgelüste anging, auf Centralasien beschränkt, und die Indiscretionen der famosen Schuyler'schen Depesche, welche das auswärtige Amt der Vereinigten Staaten in Washington unbedenklich der Oeffentlichkeit übergab, waren weit entfernt, die Petersburger Regierungskreise zu erzürnen. Constatirte doch der unparteiische Bericht des amerikanischen Gesandtschaftssecretärs, neben manchen Ungehörigkeiten der russischen Verwaltung des Chanats von Chiwa, die sich ja leicht abstellen ließen, in aller Form die Zettelungen, welche England von Indien aus über Afghanistan gegen die weitere Ausbreitung der russischen Herrschaft in Mittelasien anstiftete.

Es scheint auch in der That, daß die britischen Politiker die Gefahren sich immer deutlicher entwickeln sehen, welche ihren indischen Besitzungen zu drohen beginnen. Die britische Colonialpolitik, sonst ein Muster in ihrer Art, vermag in neuerer Zeit nicht immer glücklich zu operiren, wie dies der berühmte Proceß gegen den Guikowar von Baroda wol zur Genüge beweist. Die Absicht, den Prinzen von Wales im Herbst dieses Jahres nach Ostindien reisen zu lassen, scheint die Annahme eines neuen Systemes zu beweisen, welches darauf berechnet ist, die Colonie fester an das Mutterland zu ketten. Inzwischen macht gerade in England eine andere Frage ihren Weg, welche bisher noch nirgends aus dem Bereich der mehr oder minder kühn verfochtenen Theorie herausgetreten ist. Das politische Stimmrecht der Frauen wurde im Parlament mit einer überraschend kleinen Majorität verworfen, während der Minderheit Männer wie Gladstone und Disraëli gleichzeitig angehörten. Nach englischem Brauche ist bei solcher Minorität die Annahme der Bill schon beim nächsten Male gesichert, und damit träte ein neues Element in die Politik, dessen Tragweite man für jetzt nur ahnen, nicht bemessen kann.

Sonst war die Schweiz für gewöhnlich das Versuchsfeld für derartige zweischneidige Neuerungen. Auch der Eidgenossenschaft blieben die mannigfachen Kämpfe

nicht erspart, welche in Folge des Kirchenconflictes jene Staaten heimsuchen, die noch nicht gelernt haben, sich in Demuth vor dem Willen des Unfehlbaren in Rom zu beugen. Auch die Schweiz wurde mit einer Brand-Encyklika dotirt. Auch sie hat ihre katholische Partei, welche den Conflict vom kirchlichen auf das politische Gebiet hinüberspielt. Die Angelegenheit der landesverwiesenen jurassischen Pfarrer suchte man, wiewol ohne Erfolg, in diesem Sinne auszubeuten. Desto machtvoller ist die Propaganda der Ultramontanen gegen die Einführung der Civilehe. Sie haben durch Massenpetitionen die nöthige Stimmenzahl zusammengebracht, um eine nochmalige Volksabstimmung über das Civilgesetz durchzusetzen. Dennoch ist man überzeugt, daß sie auch mit diesem Manöver nicht glücklicher sein werden. Die Tage der jesuitischen Sonderbündlerei sind für die Eidgenossen vorbei.

In den Vereinigten Staaten von Amerika geht der Zersetzungsproceß der Parteien, welcher bereits vor einem Jahre begonnen, rüstig vorwärts. Ob nun aber die demokratische Partei an die Stelle der republikanischen treten wird, oder die „Oppositionspartei", welche in den Novemberwahlen siegte, wird lediglich von dem Auftreten dieser Parteien in den Staatslegislaturen abhängen. In New-Hampshire haben, gerade weil die Hoffnungen, welche man auf die Demokraten setzte, sich nicht verwirklichten, die Republikaner mit allerdings sehr schwacher Majorität gesiegt. Die „Civil-Dienstreform", eine Verwaltungsmaßregel, welche die Besetzung der Aemter von einer besonderen Prüfung abhängig machen wollte, anstatt sie unter die Freunde der Senatoren und Congreßmitglieder zu vertheilen, hat mit dem Aufhören des 43. Congresses ihr Ende erreicht. Als 38. Staat wird, einem noch in der letzten Sitzung des Congresses angenommenen Beschluß gemäß, in zwei Jahren das Territorium Colorado in die Union zugelassen werden, da sich dasselbe in Folge der neuentdeckten Mineral-Reichthümer schnell stark bevölkert. In Bezug auf die Finanzfrage hat der Congreß nichts gethan, als einen Beschluß angenommen, welcher die Rückkehr zur Goldwährung für den 1. Januar 1879 anstrebt, eine Maßregel, an deren Ausführbarkeit vielfach stark gezweifelt, die von anderer Seite direct als ein plumper Versuch geschildert wird, die Lösung der wichtigen Frage hinauszuschieben, so daß sie die bevorstehende Präsidentenwahl nicht beeinflusse. Die Ernennung des Erzbischofs M'Closky von New-York zum Cardinal hat auch in Amerika eine zuerst sich allerdings auf die Zeitungen beschränkende Miniatur-Ausgabe des Culturkampfes heraufbeschworen. Im social-politischen Leben spielt der große Kirchenscandalproceß Beecher-Tilton schon seit drei Monaten eine hervorragende und weit über die Grenzen des Landes hinaus Aufsehen erregende Rolle. Henry Ward Beecher, der hochgeehrteste amerikanische Kanzelredner, steht zwar allein als Angeklagter vor Gericht unter der Beschuldigung, seinen heiligen Beruf als Deckmantel für seine Don-Juan-Streiche benutzt zu haben; die Welt aber verurtheilt mit ihm den Kläger, die meisten Zeugen und die ganze Plymouth-Gemeinde, die sich allem Anschein nach in einem entsetzlichen Pfuhl sittlicher Verkommenheit sehr wohl zu befinden scheint. — An die deutsch-amerikanischen Kreise tritt neben der Temperenzfrage, in welcher nur durch unaufhörliche Wachsamkeit die Zwangsgesetze der Puritaner verhütet werden können, neuerdings in immer höherem Maße die Frage des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen. Erst vor wenigen Wochen haben die Deutschen der Stadt New-York in dieser Angelegenheit eine eingehende Demonstration gemacht. Die „Deutsche Rundschau" wird dieser, für die Deutschen in Amerika hochwichtigen Frage demnächst einen besonderen Artikel widmen.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Erster Jahrgang. Heft 9. Juni 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam Seyffardt'sche Buchh.	Kopenhagen Wilh. Prior's Buchh.	New-York Stechert & Wolff.	Rio de Janeiro E. & H. Laemmert.
Athen Karl Wilberg.	London A. Siegle.	New-York E. Steiger.	Rom Loescher & Comp.
Bern Huber & Comp.	London Trübner & Comp.	Paris Sandoz & Fischbacher.	Rotterdam van Hengel & Eeltjes.
Brüssel C. Muquardt's Hofbuchh.	Mailand Ulrico Hoepli.	Petersburg Carl Ricker.	Stockholm Samson & Wallin.
Bukarest Sotschek & Comp.	Moskau Edmund Kunth.	Riga J. Deubner.	Wien Faesy & Frick.
Christiania Albert Cammermeyer.	Moskau Alexander Lang.	Riga R. Kymmel.	Yeddo H. Ahrens & Comp.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Joseph Victor Scheffel, Die Mär vom Rockertweibchen, wie sie im Schwarzwald die Mutter den Kindern erzählt 323

II. Ottokar Lorenz, Kirchenfreiheit und Bischofswahlen. I. 333

III. H. Hüffer, Mittheilungen über H. Heine. Nebst bisher ungedruckten Briefen und Gedichten desselben. — I. Aeußerungen Heine's über die musikalische Bearbeitung seiner Gedichte. — II. Zu Heine's Gedichten. — III. Zusätze; Heine und Johann Baptist Rousseau 351

IV. Gerhard Rohlfs, Expedition in die libysche Wüste im Winter 1873/74 377

V. Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. 392

VI. Adolf Bock, Berlin im Grünen 404

VII. Giacomo Leopardi's Gespräche. Deutsch von Paul Heyse. — Herkules und Atlas. — Ein Professor der Humanität und Sallustius 411

VIII. Otto Girndt, Ein heimliches Verhältniß. Humoreske. I. 416

IX. Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau 444

a) Heinrich Waser. Ein Drama in fünf Aufzügen mit Gesängen von Ludwig Spach.

b) Zwischen Ruinen. Roman von Leopold Kompert. 3 Bände.

c) Dranmor's gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers.

d) Gedichte von Theodor Storm. Fünfte, vermehrte Auflage.

e) Die Insel. Ein episches Gedicht von Wilhelm Jensen.

f) Barbarossa's Brautwerber. Eine wirtemberger Sage. Von Ludwig Laistner.

X. Ottokar Lorenz, Gefechten über „Staat und Kirche" . . 451

XI. Karl Gutzkow, Georg Herwegh 455

XII. Rudolph Genée, Das Gastspiel der Meininger in Berlin 457

XIII. Otto Gumprecht, Rubinstein's „Maccabäer" und Schluß der musikalischen Saison in Berlin 464

XIV. Heinrich Laube, Wiener Theater 471

XV. Politische Rundschau 477

XVI. P. Thompson, Präsident Lincoln und die amerikanischen Eisenbahnen 484

Die Mär vom Rockertweibchen,

wie sie im Schwarzwald die Mutter den Kindern erzählt.

Von

Joseph Victor Scheffel.

I.

Ja, liebe Kinder, nicht von alten Märchen,
Auch nicht von Krieg und theurer Helden Lorbeer
Aus unsrer Heimath will ich euch berichten.

Wie, als ich selbst, wie Ihr, in langen Zöpfen
Und kurzem Rock durch Gernsbach's Straßen sprang,
Die Mutter oft uns Kindern es erzählt hat.
Der Mutter wieder hat's die Großmama
Und der die Urgroßmutter einst vertraut;
Denn wie ein altgrau Moos, so heftet sich
Die Sage an die Landschaft, unzergänglich,
Und tief aus hohlen Bäumen oder Bergen
Vermeint der Wandrer Sang und Ton zu hören
Als Nachhall ferner, langverklungner Zeit.

Ihr Alle kennt den langgestreckten Rücken,
Der sich genüber von Neu-Eberstein
Mit mächtigen Forsten aufschwingt ob der Murg.
Den Rockert nennt man ihn. Vielleicht entstammt
Des Namens Wurzel alter Keltensprache.
Rocca heißt Fels, Rockhart ein felsiger Wald,
Und Rockertstein des Felswalds höchste Kuppe,
Die frei hinausragt. — Auch in England kennt
Der Sageforscher solche Rockingstones.

Doch Alles weiß kein Mensch. Es ist verstruppt
Und finster droben, und ein Trümmermeer
Verwitterten Granits bedeckt den Waldgrund.
Doch wer zur Spitze klimmt, schaut hoch genüber
Der Herrenwies verschneite lange Grinden,
Im Sonnenglanz tief unten Eberstein,
Frei vorn im Duft die Bad'ner Porphyrberge,
Und fern des Rheines lichten Silberstreif. —

In einer Höhlung jener Felswand haust
Das Rockertweiblein. Niemand weiß zu sagen,
Seit wann sie Sitz und Wohnung dort genommen.
Doch raunt das Volk: Einst war sie jung und schön
Und als ein höher Wesen viel verehrt,
Frau Holda sei ihr eigentlicher Namen.
Erst mit dem Alter sei die gute Fee,
Wie es zu gehen pflegt, rauh und unhold worden.

Gern sahen Dorf wie Burg ihr Rockertweiblein,
Denn freundlich und dienstfertig war sie Jedem,
Und zürnte nur, wo Grund war zum Erzürnen.
Die Wildrer, die im Rockertforste jagten,
Hat sie vertrieben und durch Dick und Dünn,
Durch Dorngestrüpp, durch Hecken und durch Stauden
Auf steilen Abhang strafend irrgeführt.

Doch Fleiß und Ordnung hielt sie hoch in Ehren,
Und hoch den Flachsbau und des Spinnens Kunst;
Der Bauer, wenn er seinen Flachsherbst hielt,
Ließ einen Theil im Feld zurück für sie.
Den spann sie sorglich droben vor der Höhle.
Nach Weihnacht aber, wenn der Schnee in Flocken
Zu wirbeln anhub, sagte man im Thal:
„Das Rockertweibel droben macht sein Bett,
Die Federn fliegen — jetzt kommt sie zu uns —!"

Das war ein Leben in den Spinnestuben
Zu Hilpertsau, zu Reichenthal und Scheuern,
Wenn sie erschien und bracht' als Lohn des Fleißes
Ein Rädlein fein von Birnbaumholz geschnitzet,
Und an der Kunkel eine volle Riste,
Mit rosigrothem Seidenband umwunden,
Ein Schleiflein dran, ein Netzgeschirr von Silber,
Im Krebs die Spule, halb schon angesponnen —
Und trieb zur Arbeit: „Spinnt die Spulen voll;

Bis Fastnacht kommt, muß Alles fertig sein!
Dem faulen Volk zünd' ich die Rocken an!"

Da gings voran, da schnurrten und da surrten
Im Tact die Räder; hell erscholl Gesang,
Die Spulen wurden noch einmal so voll,
Der Faden wurde noch so fein und gleich.

II.

In jenen Zeiten war auf Eberstein
Ein junger Gärtner dienend eingestellt,
Und eine Jungfrau, die man Clara hieß;
Ein schmuckes Paar, in Liebe sich geneigt.
Er pflegte sorglich einen Flor von Rosen,
Die sich die Burg als Schildzier auserwählt
Und üppig drum im Garten blühen ließ,
Und pflegte sorglich auch des Rebgeländes,
Aus dessen Trauben Eberblut entquillt.
Die Jungfrau spann und wob im Frauensaal.

Wer heute fröhlich von des Burgthurms Zinnen
Hinabschaut in das murgdurchrauschte Thal,
Umströmt vom Harzduft seiner Edeltannen,
Erquickt vom Farbenreiz der Rheinthalferne,
Der fühlt: Hier ist ein Sitz des Glücks und Friedens
Und lang entschwunden ist die böse Zeit,
Die nur verspürt des Ebers grimmen Zorn
Und von der Rose nur den scharfen Dorn.

Doch damals war des Glücks nicht viel. Ein Vogt,
Ein harter Mann, befehligte die Burg.
Der zwang die Mägde, in dem Frauengaden
Zu haspeln und zu spinnen Tag und Nacht,
Und gönnt' den Müden kaum den Bissen Brod
Und kaum das Stündlein Schlaf. Drum heißt's im Lied:

„Zu Eberstein im Schlosse, so lang' der Burgvogt wacht,
„Da drehen sich und weifen die Spindeln in der Nacht,
„Die armen Mägde nicken, die Müdigkeit sie zwingt,
„Und fahren auf erschrocken, wenn fern ein Pförtlein klingt.

„Der Vogt ... der Vogt ... wie ist doch der Vogt ein harter Mann!
„Wir haspeln ihm und spinnen zugleich, was Niemand kann.
„Wär' nicht das Rockertweibchen, wir selber könnten's nicht;
„Doch schilt er stets und gönnt uns kein freundliches Gesicht!"

Die Clara war leibeigner Leute Kind
Und schuldete des Vogts Befehl Gehorsam;
Doch wenn sie ihn um baldige Hochzeit bat,
Da sprach er höhnisch: „Wohl, im nächsten Jahr,
Am einunddreißigsten des Monat Hornung!“

Und als die Beiden flehend wieder nahten,
Wie er den Hof mit Pfauenschritt durchmaß,
Da führte er sie grimmig vor zum Söller,
Wo sich die Aussicht weitet nach dem Thal,
Strich sich den rothen Schnauz- und Knebelbart
Und sprach: „Siehst du dort unten Dorf und Kirche
„Und auf dem Kirchhof das verstruppte Grab?
„Dort schlafen deine Eltern in der Erde,
„Und die gehörten unsrer Burg leibeigen,
„Sie hatten uns zu dienen und zu frohnden,
„Wir konnten sie vertauschen und verkaufen,
„Du bist ihr Kind und bist, wie sie, uns fröhnig.
„Ja, schau' nur hin — du kannst meintweg auch weinen —
„Der Eltern Grab! — — mit Nesseln ist's bedeckt:
„Kann ich dafür, daß es nicht Rosen sind?!“

„Doch bist du fleißig, Dirne, so schaff' dir selbst dein Glück!
„Ich ordne dir mit Nesseln ein Spinnermeisterstück,
„Sie blühen roth und weiß; wenn du es recht beginnst,
„Läßt sich ein Faden drehen, ein wunderzart Gespinnst.

„Viel Thränen müssen rinnen, daß du den Faden tränkst,
„Du wirst sie wol gewinnen, wenn du der Eltern denkst,
„Und webst aus weißen Nesseln ein Nothhemd du für mich,
„Dann magst du aus den rothen das Brauthemd weben für dich.

„Bis dahin bleibt's beim Alten, und du bleibst ungefreit,
„Der Gärtner bleibt im Garten, wir nützen deine Zeit.
„Erst bring' von Nesseltuche die Hemden fertig und fein,
„Dann geb' ich meinen Willen, dann soll die Hochzeit sein!“

So sprach der Vogt, und höhnisch lächelnd wies
Er noch einmal hinüber nach dem Grab,
Und ließ tieftraurig sie im Vorhof stehn.

III.

Was bleibt dem armen Kind, wenn es gebeugt
In tiefem Schmerz aufjammert, besseres,
Als betend zu der Mutter Grab zu gehn?

In stillem Zwiespruch mit dem treuen Herz,
Das uns verstand und das uns noch versteht,
Thaut milder Trost wie Balsam auf die Wunden,
Die Grausamkeit und Hohn des Lebens schlägt.

Wir athmen heil vom Druck der ird'schen Schwere,
Und Heimweh überkommt uns nach dem Frieden,
Den Jene schlafen, die der Erdschooß birgt.

Wie hob sich still an morscher Friedhofmauer
Der Mutter Grab, zu dem jetzt Clara ging.
Kaum scheucht ihr Tritt die bunten Schmetterlinge,
Die dort sich wiegten in der Sonne Glanz.
Ein schmucklos Steinkreuz ragte aus dem Boden,
Epheu und Flieder rankten um die Hügel,
Und Alles rings war eine blühende Wildniß,
Von weiß und rothem Nesselkraut durchwuchert.

„O Mutter, gute Mutter, wie bin ich an Hoffnung verarmt!"
Sie warf sich hin mit Schluchzen. — Es hätt' ein Stein sich erbarmt.
Und als die Sterne blinkten vom hohen Himmelsdom,
Noch lag sie auf den Knieen, noch floß der Thränen Strom.

Da fühlt sie sich die Locken berührt von sanfter Hand:
Das war das Rockertweibchen, das freundlich neben ihr stand!
Es trat zu ihr, und hob sie von der Erde,
Und fragte nach dem Grunde ihres Grams
Hilfreich und gut, als alte Spinnsaal-Freundin.
Doch als ihr Clara Alles treu erzählt,
Was zwischen ihr sich und dem Vogt begab,
Hub sich die Bergfrau stolz und schwer entrüstet:

Und finster ward und finstrer ihr Gesicht,
Die Nesseln riß sie aus dem Grabe aus
Bis auf die letzte — fügte sie zum Busch,
Und hob sie drohend mit geschwungnem Arm
Empor zur Burg: „Geh', trockne deine Thränen,"
So rief sie zürnend mit unsanfter Stimme,
„Geh' heim, du gute Clara; geh' und vertraue mir,
„Dir soll geholfen werden. Die Hemden spinn' ich dir."

Und groß und größer hub sich die Gestalt,
Unheimlich braust' es durch die Luft wie Sturm,
Bis hoch am Rockertfelsen sie verschwand.

IV.

Das ist vergnüglicher Jagdgrund, der Schwann und der Rockertforst,
Dicht säumen Buchen und Tannen des Urgebirgs rothgrauen Horst,
Des Jagdhorns fragendes Blasen und Rüdengebell erschallt,
Daß weit in's Murgthal hinunter dem Flößer es widerhallt.

Und kommt der Schnee zu schmelzen, so kündet der Auerhahn stolz
Seiner Liebe Verthörung mit Balzen früh Morgens den Andern im Holz.
Tak tak tak, lockt leise die Henne, er tanzt halbblind, halbverrückt,
Bis sicher gezielt ein Schuß ihn dem Tanz wie dem Leben entrückt.

Oft klimmt ein fürstlicher Waidmann behend und Allen voran
Zur Kuppe und grüßt genüber sein Schloß im schwarzdunkelnden Tann.
Sei ihm sein Pirschgang gesegnet und keine Klippe zu steil,
Gott schenk' ihm lange Jahre, Frohmuth und Waidmann's Heil!

Als Clara von dem Grab der Mutter ging,
Hielt just der Vogt ein großes Jagen ab
Im Schwann und Rockert oberhalb der Murg.

Als wilder Jäger zog er aus zum Waidwerk,
Ein Hut von Zobel war des Hauptes Zierde,
Ein Rock von grünem Sammt sein Pirsgewand.
Sein Köcher war viel guter Pfeile voll,
Und zu der Armbrust stählern glattem Bogen
Bedurft es guten Handgriffs, ihn zu spannen.
Er brachte tüchtige Helfer mit und Treiber,
Und eine Koppel Bracken, die im Tann
Jedweden Thieres Spur und Fährte kannten.

So hub sich mit Halli Hallo der Trieb,
Und als der Spürhund einen borstigen Eber
Aus dunkler Liegerstatt zum Fliehen trieb,
Bestand der Vogt, als des Gejägdes Meister,
Mit blankem Schwert die drohende Gefahr;
Denn gar viel unsanft lief und zorniglich
Daz wilde swin den küenen recken ân!

Doch als das Pirschen glücklich war ergangen,
Und laut das Horn zu Rast und Imbiß rief,
Da kam der Zug mit Jägern und mit Treibern
Und wildbeladen vor zum Rockertstein.

Hei seltsam Bild, was sie erschauen mußten,
Was ihren Sinn mit fremdem Graun erfüllt!

Hoch ob der Höhle saß das Rockertweibel
Und ließ das Spinnrad und die Spindel schwirren,
Und sang dazu ein fremdes Zauberlied
Uralt im Stabreim und im Wortgefüg.

Der Vogt trat vor: „Was schaffst du, Alte, da?
Gelüstet's dich, so spät ein Glück zu gründen,
Da, wo der Fuchs der Eule Gute Nacht sagt?
Du spinnst dir gar ein Brauthemd? Gib Bericht!"

„Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, Herr Vogt,
So Ihr's erlaubt," versetzt das Mütterchen.
„Dein Flachs ist schön, doch klebt an ihm ein Makel,
Du hast vom Feld der Herrschaft ihn geraubt!"

„Nicht also, Herr!" sprach wiederum die Alte,
„Mein Flachs der wuchs an einem guten Ort.
Ihr habt den Gottfried drüben doch gekannt
Und seine Frau — das ärmste Paar im Ort,
Auf ihrem Grabe wuchs, was ich verspinne."

Und groß und größer hub sich die Gestalt,
Und aus der Höhle wirbelte ein Staub,
Die Bracken all' begannen wild zu bellen,
Als wären auf die Spinnerin sie gehetzt.
Die wandte leise sich und war nicht mehr erschaut.

Der Vogt ritt heim. Verdorben war und blieb
Sein Jagdfrühstück ... denn im Gewissen saß
Der Alten Wort ihm wie ein Bienenstich.
„Lenk' ein, eh' dich's gereut," mahnt ihn die Sorge,
Doch widersprach ihr Hochmuth und Verdruß.
Er schwankte lang' und kam nicht zum Entschluß.

V.

Und wie so Mancher, wenn ihn Unmuth plagt,
Zum Keller schreitet und ein Faß ansticht,
Und Weisheit sich im Weine holt und Rath,
So schuf der Vogt sich Kurzweil und Zerstreuung
Daheim mit seinen Freunden beim Pokal.

An Eberstein's Geländ wächst guter Trost:
Wie Feuer glüht das rothe Eberblut,
Und wie Karfunkel blinkt's im Stengelglas.

Noch heut' erquickt der Wandrer sich daran,
Der steigensmüde in der Vorburg Rast hält,
Und dankbar leert er seinen ersten Becher
Dort auf des Burgherrn und der Seinen Wohl.

Fest saß der Vogt mit seinen Zechgesellen
Im Rittersaal am krügeschweren Tisch,
Wo durch der Erkerfenster runde Scheiben
Der Sonne Goldschein auf die Humpen fiel.

Da klopft es fröhlich an die Eichenthür,
Und wer trat ein? — Wer malt die Wonne ganz,
Die auf dem Angesicht des Braven strahlt,
Dem nach rathlosem Dunkel der Verzweiflung
Die Hoffnung siegreich wiederkehrt in's Herz?

Schön Clara war's. Hoch in den Händen hielt
Dem Vogt die Nesselhemden sie entgegen,
Geziert und blank, wie er sie selbst bestellt.
Weiß war das eine, fein wie Schwanenflaum,
Seltsame Runen waren drein gewoben,
Wie man es pflegt bei einem Nothgewand:
„Mit Bildern, Zeichen, schaurig fremd
Ein weißes, ein weites wallendes Hemd."

Roth war das andre, und ein goldner Saum
Zog schimmernd sich um Kragen, Brust und Aermel,
Ein alterthümlich schmuckes Festgewand.

So stand sie lang' und sprach kein Wort dazu,
Doch ihres Aug's bescheiden stolzer Blick
Sprach Alles, und dem Vogt ward schwer zu Sinn;
Doch hofft er wegzuscherzen das Geschick,
Bracht' ihr den Becher wie zum Glückwunsch dar
Und sprach: „Es sei! — Wo ist der stärkste Mann,
Den nicht der Frauen List und Kunst bezwingt,
Denn Hexen seid Ihr alle miteinand —
Du hast gesiegt, mein Wort ist dir verpfändet,
Behalt' dein Brauthemd lustig; morgen schon
Geb' ich dich frei und richte Hochzeit ein
Und Haus und Wohnung der Frau Gärtnerin!
Ich aber will Brautführer sein im Zug
Und will als Festleibrock das Nothhemd tragen;
Es wird für mich fürwahr kein leichter Tag!"

VI.

Schalmeienklang und schrille Geigenstriche
Begrüßten des ersehnten Tages Frühroth,
Und festlich ordnete im Hof der Burg
Zum Kirchengange sich der Hochzeitzug.
Der Musiker aufrichtige Freude ließ
Die Falschheit ihrer Töne ganz vergessen.

Ein schmucker Knabe schwang den Leitstock hoch,
Mit Blumenkranz und Bändern reich geziert,
Die Braut erschien im Schmuck der Schapeltracht,
Das Schapelkrönlein blitzte auf dem Haupt,
Geziert mit Flitterschaum und farbigen Steinen,
Der Schapelgürtel prangte goldgestickt,
Die Rechte trug den Zweig von Rosmarin.

Der Bräutigam im weißen Linnenrock
Hatt' einen großen, selbstgezognen Strauß
Sich vor den rothen Brustlatz vorgesteckt
Und sah vergnüglich drein und dachte sich dazu:
„Es gärtnet wol nicht ungut sich selbzweit!"

Als Ehrenmägde schritten mit der Braut
Die Jungfrau'n alle aus dem Frauensaal,
Mit denen sie so manche Kunkel spann.

So trat die ganze Schaar zum Thurm des Vogts
Und brachte ihm ein Morgenständchen dar;
Hellauf erklang des Hochzeitsliedes Weise:
„Wie fröhlich will ich sein, wenn's dir und mir wohlgeht,
Wenn unser jung frisch Leben in hoher Freud' aufgeht."

Erwartend, daß er bald herunterstеige,
Als Oberster und Herr den Zug zu führen,
Begann man ungeduldig schon zu raunen:
„Wo bleibt der Vogt? Wann kommt der Vogt zum Festzug?"

Der Vogt kam nicht. Das Ständchen klang zu Ende.
Der Vogt kam nicht. Da plötzlich, schrill und graus
Erscholl ein Sterbeschrei vom Thurm zum Hofe.
Denn als er sich bereit zum Kirchgang machte
Und in des Rockertweibchens Nothhemd fuhr,
Da brach er jäh zusammen — „Wehe, Weh!"

Wie Flammen brennts, wie glühend Eisen brennts,
Und schnürt sich um ihn wie ein Feuerpanzer ...
Wie giftige Lohe zischt der Nesselfaden
Und haftet fest — umsonst versucht die Faust,
Ihn abzureißen — weiter sengt die Gluth,
Sengt tief und tiefer, und verzehrt ihn ganz:
Sein Nesselhemd ward ihm zum Nessushemd!

So spinnen Jedem sich des Schicksals Fäden,
Hier klingen Hochzeits-, dort die Sterbeglocken,
Doch ewig gleich, unabweisbar stillwaltend
Ob Allem, was da ist und war und sein wird,
Steht Gottes Allmacht und Gerechtigkeit.

Kirchenfreiheit und Bischofswahlen.

Von

Professor **Ottokar Lorenz** in Wien.

I.

Wer kennt nicht den Spruch des Evangeliums Matthäi: „Denn wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Aber nicht Jedermann mag sich erinnern, welche Geschichte diese Worte Christi haben und welche gewaltsamen Interpretationen dieselben erfuhren. Die Umdeutung, welche ihnen die Dogmatik zu Theil werden ließ, hatte die weitgreifendsten Folgen für die gesammte Entwickelung der Kirche. Noch der Kirchenvater Tertullian wußte es nicht anders, als daß überall, wo Zwei oder Drei und zwar als Laien im Glauben an Christus sich vereinten, die wahre Kirche sei, und es ist bekannt, daß er für die Laien ein allgemeines christliches Priesterrecht in Anspruch nahm. Hätte seine Gesinnung Bestand gewonnen, so wäre der große Riß zwischen den beiden Ständen der Kirche vermieden worden, zwischen Geistlichen und Laien wäre kein durch Sacramente begründeter Unterschied entstanden; in Europa hätte sich keine Hierarchie entwickelt, welche mit dem Staate in einen fast niemals endenden Streit gerathen konnte; es wäre keine päpstliche Macht aufgekommen, welche im Namen und in Gottes Stellvertretung alle Creatur zu beherrschen unternahm. Kein oberster Priester hätte den Gnadenschatz der Kirche zu verwalten in Anspruch genommen, und nicht aus den Händen des Clerus empfinge man die Anweisung auf das Himmelreich. Allerdings kann man auch nicht läugnen, daß es wahrscheinlich auch zu keiner Einheit des Glaubens, zu keinem katholischen Begriff und Bekenntniß, zu keiner allgemeinen und am wenigsten zu einer römischen Kirche gekommen wäre.

Man vermag heute, diesen Möglichkeiten unverzagt und ohne Beunruhigung des Gewissens in's Auge zu sehen; doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Geschichte und Cultur völlig andere geworden wären, wenn es bei dem Tertullianischen Begriff der Laienkirche sein Verbleiben gehabt hätte. Aber den Worten des Evangeliums Matthäi wurde eine andere viel untergeordnetere Stelle

im System der Kirche angewiesen. Denn die Ueberlieferung der Geschichte des Herrn und seiner Apostel war wie ein blühender Garten von kostbaren Gewächsen und Blumen, aber diese wurden nicht alle in gleiche Sorgfalt und Liebe genommen. Manche der keimenden Stöcke wurden beschnitten, oculirt oder bei Seite gestellt, andere dagegen im warmen Treibhause der Kirche groß und prächtig herangezogen. Von dem Satze des Evangeliums Matthäi wird man nicht behaupten können, daß er besonders geschätzt und gepflegt worden wäre; als ein verborgenes Veilchen erhielt er in der dogmatischen Lehre ein gar stilles und unscheinbares Plätzchen, während die kräftigen Sentenzen von der Löse- und Bindegewalt der Apostel und die Felsenprophezeihung üppig in's Kraut schossen und gewaltige Zweige und Blätter trieben. Die Lehren des Herrn waren zuweilen dunkel, aber die Erklärungen seiner Diener befleißigten sich einer um so größeren, schlagenden und oft unbarmherzigen Deutlichkeit.

Thatsächlich war das autonome Gemeindebewußtsein der ursprünglichen christlichen Kirche zur Zeit Tertullian's schon etwas erschüttert. Schon waren gewisse symbolische Handlungen in Gebrauch gekommen, durch welche die Vorsteher und Erwählten der Gemeinde eine besondere Mission erhielten. War auch noch nicht auf Grund derselben für die Priesterschaft ein besonderer Vorzug oder Vorrang behauptet worden, so war doch der geistliche Stand als solcher vorhanden, und die ausschließliche Thätigkeit desselben wuchs bei dem Zuwachs der Gemeinden. Aeußere und innere Gründe wirkten zusammen, um erst die Laien dem Clerus und bald auch die Presbyter und Diakone den Bischöfen zu unterordnen. Der Drang und das Bedürfniß nach Einheit der Lehre und Einheit der Gebräuche machte den Bischof zum Vertreter der Gemeinde nach Außen: bald war man bei der Lehre vom Hirt und der Herde angelangt. Und immer weiter und weiter baute der schaffende Geist der Kirche. Anfangs versammelten sich die Bischöfe mit gleichen Rechten und Pflichten und walteten ihres Amtes in froher Selbstständigkeit; allein bald zeigte es sich, daß auch die Hirten noch eines Meisters bedurften, um nicht von einander gerissen zu werden. Denn wenn Streit in Lehre und Dogma entstand, so war ein Schiedsrichter nöthig, und wenn seine Sprüche Erfolg haben sollten, so brauchte man einen Herrn, der zu entscheiden nicht blos das Recht, sondern auch die Gewalt besaß: die Kirche hatte den Papst.

Die neuere geschichtliche Forschung konnte den Gang dieser Dinge Schritt für Schritt nachweisen. Es war, wie wenn sich die Verfassung der Kirche nach einem logischen System herausgebildet hätte. Die Noth der Zeiten, die Armuth der Menschen, das Schicksal des römischen Reichs, der Zusammenbruch der politischen Ordnung der Welt sorgten dafür, daß es der neuen Hierarchie nicht an Anhängern fehlte. Neben allen diesen äußern Umständen aber geht in der Tiefe der Menschenseele in jenen Zeiten eine Revolution vor sich, welche sich der historischen Erörterung fast zu entziehen scheint und zu deren Erklärung sich keine Urkunden finden. Denn wie sich die zahllosen Völker der neueren Zeit vor dem Kreuze und seinen Priestern beugten, bleibt der historischen Betrachtung in den meisten Punkten ein Räthsel. Gewiß mit Recht wurde hervorgehoben, daß die Spitze der hierarchischen Kirche sich eben nur in der

weltbeherrschenden Roma entwickeln konnte, aber auch hier fehlen durchaus die genaueren Verbindungsglieder, die von dem römischen Pontifex maximus zu dem christlichen Papste hinüberleiten.

Für den Verlauf der späteren Kirchengeschichte und für das Verhältniß derselben zur Staatsgewalt haben indessen die Anfänge derselben nur eine untergeordnete Bedeutung. Die geistlichen Vorsteher der Kirche suchten ihre Herkunft nach Möglichkeit in ein mythisches Gewand zu kleiden, und im spätern Mittelalter wußte Niemand etwas davon, welche Stellung in den Zeiten des Urchristenthums Geistliche und Laien zu einander einnahmen. Die Kenntniß von der alten christlichen Gemeinde mußte erst durch die Forschungen der Geschichte gleich den Ruinen des alten Rom's aus dem Schutte der Erde herauswachsen. So gänzlich hatte sich die katholische Kirche ihrer alten Erinnerungen entschlagen, daß man die Unterordnung des Laienelements in der Kirche und die Vernichtung seiner geistigen Freiheit gleichsam als das Lebensprincip des Christenthums überhaupt ausgeben konnte und Niemand hiergegen zu widersprechen wagte. Unter diesem Zeichen eröffneten die Päpste des Mittelalters ihren Kampf gegen das Kaiserthum; unter der Fiction einer besondern christlichen Mission, welche die Hierarchie erhalten hätte, wurde das Laienrecht in der Kirche geläugnet, angegriffen und beseitigt, wurde dem Staate, der die alte Gemeinde repräsentirte, der Krieg gemacht. Die gewaltigen Kirchenstreitigkeiten, die seit dem elften Jahrhundert fast ununterbrochen bis an das Ende des Mittelalters dauerten, waren ein Ausfluß des alten Gegensatzes von Geistlicher- und Laiengewalt in einer sehr concreten und persönlich zugespitzten Form. Das kirchliche System aber, welches auf diesen erkünstelten Gegensatz aufgebaut wurde, war selbst nur in sehr allmäliger Entwicklung theoretisch ausgebildet worden und fand in seinen starren Consequenzen auch bei den Geistlichen Jahrhunderte lang Abneigung und Widerspruch.

Seinem Ursprunge nach war das hierarchische System aus den theoretischen und dogmatischen Streitigkeiten der Kirche hervorgegangen, von denen die Laien der Natur der Sache nach so gut wie gänzlich ausgeschlossen waren. In dem Bischof Athanasius von Alexandrien, dessen Thätigkeit von fundamentaler Bedeutung für die katholische Kirche war, kam die Idee der frei waltenden hierarchischen Lehre im Kampfe gegen die Staatsgewalt eigentlich zuerst zur Erscheinung. Aber der Gegensatz zwischen Hierarchie und Staat bewegte sich im altrömischen Reiche durchaus auf dem Gebiete des Dogmas und brachte dadurch unleugbar die Sache der weltlichen und Laiengewalt in eine schiefe und unhaltbare Stellung. Wenn die römischen Kaiser Gesetze in Glaubensangelegenheiten gaben, über die Lehre Entscheidungen fällten und die andersgläubigen Bischöfe mit Verbannung und Tod bedrohten, so hatte die Hierarchie, die sich durch Symbole einig wußte, ihrerseits ein starkes Gefühl davon erhalten müssen, daß ihrer Entwicklung durch äußere Mächte Gewalt angethan werde, die zu bekämpfen Recht und Pflicht schien. Alle Differenzen, welche zwischen dem hierarchischen System und dem römischen Kaiserthum des Westens wie später des Ostens entstanden, berührten das Gebiet der kirchlichen Verfassung, das Gebiet der Rechtsverhältnisse gar nicht; die weltliche Macht war in dieser Beziehung so unangreifbar, daß

die von der hierarchischen Richtung der Kirche geforderte Freiheit in der That absolut ungefährlich zu sein schien. Noch war der Gegensatz in die Grenzgebiete staatlicher und weltlicher Macht, wie sie spätere Zeiten faßten, entfernt nicht eingetreten. Die verlangte Kirchenfreiheit war ein Begriff, der seinem Ursprunge nach sich streng auf die dogmatischen Feststellungen bezog. Man wollte Raum für die in der Kirche lebendige Tradition, für das Zeugniß, welches auf den Kirchenversammlungen von den Bischöfen über den Glauben ihrer Herde abgelegt wurde. Die Kirchenfreiheit hatte bereits einen stark hierarchischen Charakter, aber sie bewegte sich in Wahrheit auf einem sehr engen Raum rein dogmatischer Fragen, theoretischer Speculationen.

Mußte nun aber der Sieg, der auf diesem Gebiete von der hierarchischen Kirche in vollständigem Maße errungen wurde, nicht bald zu Angriffen auf die rechtliche und politische Stellung der weltlichen Gewalt anreizen? Der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens war für zahlreiche Völker in Rom gefunden, aber um die dogmatischen Errungenschaften gegen die Gefahren aller Zeiten und der wechselnden Machtverhältnisse zu befestigen, bedurfte es alsbald einer Erweiterung des alten Begriffs der Kirchenfreiheit, der nunmehr in der Lehre des achten und neunten Jahrhunderts mit kühnem Sprunge in das Gebiet der staatlichen und Laienrechte überhaupt eingriff und immer weitere Kreise zog. Die kirchenpolitischen Ideale, welche solchergestalt aus der hierarchischen Entwicklung der älteren Zeit entsprangen, sollten ihre rücksichtslose Verwirklichung in der Epoche erhalten, welche den Namen Hildebrand's, des Papstes Gregor's VII., trägt. Von seinen Maßregeln und Unternehmungen wird der Begriff der Kirchenfreiheit hergeleitet, welcher die Kämpfe des späteren Mittelalters bezeichnet und den man in Rom bis auf unsere Tage festhielt. Von dieser Art von Kirchenfreiheit konnte weder im altrömischen Staate noch unter der Herrschaft germanischer Könige, weder in der Monarchie Karl's des Großen noch unter den deutschen Kaisern aus sächsischem Stamme die Rede sein. Sie konnte erst aus dem Nebel der Idee in die Wirklichkeit treten, nachdem weltliche Machthaber selbst ihr die Wege geebnet hatten. Die sogenannte große Reform des elften Jahrhunderts war es, welche den Kampf des Hildebrandinischen Zeitalters ermöglichte, vorbereitete. Unter dem verfänglichen Titel der Gesetze gegen Simonie und Priesterehe gewann der Geist der sogenannten Kirchenfreiheit den weltlichen Arm für seine Zwecke und Absichten und so oft es gesagt wurde, so muß es doch immer wiederholt werden, daß sich das Kaiserthum selbst die Grube gegraben, in die es hinabstürzen sollte. Freilich klagten die Schriftsteller der Kirche, daß das Verderbniß des Christenthums hereingebrochen wäre, daß man die geistlichen Pfründen, statt sie würdigen Männern anzuvertrauen, um Silberlinge verkaufe. Allerdings wurden die Laster der von den weltlichen Machthabern angestellten Geistlichen gräulich geschildert, aber wenn man unparteiischen Schriftstellern folgen will, so darf man wol fragen, ob wirklich der Clerus des zehnten Jahrhunderts schlechter war, als jener des dreizehnten? Und in der That läßt sich kaum verkennen, daß in den furchtbaren Anklagen über den Verfall der Kirche ein gutes Theil Heuchelei und Uebertreibung lag, die man oft ungeprüft wiederholte. Die hierarchische Politik des elften Jahrhunderts erhob über die schlechten Sitten der

Aebte, Bischöfe und Pfarrer fortwährend Beschwerde, aber man fand es nicht der Mühe werth, Thatsachen gewissenhaft zu verzeichnen, welche gegen den von den Laien eingesetzten Clerus Zeugniß ablegen könnten. Die Methode der kirchlichen Eiferer richtete sich überall mehr dahin, die Phantasie des Volkes zu erregen, als durch nüchterne Feststellung geistlicher Verbrechen Beweise zu liefern. Wir erinnern uns an Erzählungen, wie etwa, daß einem Priester die Hostie von einer Taube bei der Messe entrissen worden sei, da er nicht im Stande der vollen Unschuld das Sakrament empfangen wollte. Man hört von Erscheinungen der Jungfrau und anderen Wundern, welche sich ereigneten, um beweibte Priester in den Augen der Gläubigen zu züchtigen. Aber viel Schlimmeres beweisen diese aufregenden Erzählungen eben nicht, als daß die Priester verheirathet waren. In den Zeiten der „großen Reform der Kirche" liest man unaufhörlich von Concubinen der Geistlichen, und zahlreiche Synoden erheben sich gegen die Priesterehe und gegen die Unzucht der Geistlichen, aber seit der Zeit, wo die Coelibatsgesetze Eingang gefunden, wurde merkwürdigerweise kaum mehr eine Klage weder von kirchlichen Schriftstellern, noch auch von Synoden über Nikolaitismus erhoben.

Man sieht, es wäre eine scharfe Prüfung jener leidenschaftlichen Autoren nöthig, welche der Kirchenfreiheit im elften Jahrhundert Bahn machten, wenn man der Wahrheit der Dinge auf den Grund kommen wollte; soviel aber läßt sich schon aus wenigen Beispielen ersehen, daß die kirchlichen Eiferer eine Sprache redeten, welche auf besonderen und eigenthümlichen Begriffen beruhte. Man sprach von Concubinat und meinte darunter die Ehe, man sprach von Kirchenfreiheit und dachte an einen von den Laien jedes Standes, von der Staatsgewalt unabhängigen Besitz. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß man von Simonie oder Kauf der kirchlichen Aemter sprach und daß man darunter nichts Anderes als die regelrechten Verleihungen durch Laien verstand, mit denen gesetzliche Taxen verbunden waren. Denn für die förmliche Corruption von Beamten, die ohnehin auch das weltliche Recht nicht billigte, in der Ausdehnung, wie sie in dunkeln Worten vorausgesetzt werden könnte, liegen kaum einige wenige beglaubigte Fälle vor. Es ist zwar in Deutschland und Frankreich davon die Rede, daß die Staatsgewalt Bisthümer und Abteien verkauft hätte, allein das zum Verbrechen gestempelte Verfahren ist nicht so klar, daß man den Berichterstattern irgend zu vertrauen vermöchte. Hohe Taxen und Sporteln waren im Mittelalter sowol bei geistlichen, wie weltlichen Aemtern etwas Gewöhnliches; auch die römische Curie huldigte dem Grundsatz, daß gewisse Verleihungen nur gegen Bezahlung hoher Geldbeträge oder gegen Sicherstellung regelmäßiger Zinsen gemacht und erhalten werden können. Weltliche Aemter und Besitzungen wurden gewöhnlich auf Grund von Zinsverhältnissen, geistliche dagegen meist nur gegen sofortige Bezahlung von Gebühren vergeben. Daß man in Rom ein Pallium zu irgend einer Zeit unentgeltlich erhalten hätte, davon ist kein Beispiel aufzufinden. Aber auch bei den canonischen Capitelwahlen der späteren Zeit entfallen die Gebühren und Taxen für die Gewählten keineswegs, und eine Bischofswahl, eine Abtwahl verursachte gar vielerlei Unkosten, welche nur dann nicht als simonistisch bezeichnet wurden, wenn der

Vortheil der römischen Curie anheimfiel. Was Simonie eigentlich sei und bedeute, wurde von verschiedenen Schriftstellern sehr verschieden erläutert. Manche verstanden darunter überhaupt alle Vorgänge bei Besetzung eines kirchlichen Amtes, welche den Kirchengesetzen zuwider waren; Manche hatten speciell die Bestechung im Auge, Manche meinten, daß Jeder, der irgend einen Preis oder eine Taxe für sein geistliches Amt bezahlt habe, unzweifelhafter Simonist wäre. Gerade die letztere Auffassung ist es, welche für die Zeiten, die dem Investiturstreit vorhergingen, wichtig erscheint. Man beschuldigte Bischöfe, bei deren Erhebung keinerlei Unregelmäßigkeiten nachgewiesen werden konnten, simonistischer Verbrechen, offenbar nur, weil sie von der weltlichen Gewalt investirt waren, weil sie Taxen bezahlt, weil sie einem weltlichen Lehnsherrn Treue geschworen hatten. Bei dem Investiturstreit kam ein starkes fiscalisches Moment in Frage, welches von den Männern der Hildebrandinischen Richtung als kirchliches Verbrechen der Simonie gebrandmarkt wurde.

Einer der bekanntesten Processe wegen simonistischer Erwerbung eines Bisthums wurde im Jahre 1071 auf der Synode zu Mainz verhandelt. Die Acten desselben sind ziemlich vollständig erhalten; die Ankläger waren Priester von Constanz, wo die neuen Kirchenanschauungen ebenso, wie in dem benachbarten Reichenau, einen fruchtbaren Boden gefunden hatten. Als päpstliche Legaten erschienen auf der Synode Gebhard von Salzburg und Udo von Trier, entschiedenste Parteigänger der sogenannten Reform; der König selbst war anwesend, und in seiner Gegenwart ward die von ihm vollzogene Investitur in Untersuchung gezogen. Man sollte meinen, daß bei dieser Gelegenheit ein bestimmter juristischer Begriff der Simonie zu Tage getreten wäre, aber statt dessen kam man über die allgemeinsten Anschuldigungen nicht hinaus. Nicht einmal zur Formulirung eines Urtheils vermochte die Synode zu schreiten, und es ist denn doch nicht viel mehr als eine Phrase, wenn es heißt, daß der der Simonie angeklagte Bewerber um das Constanzer Bisthum „wahrscheinlich" durch Gewissensbisse und Reue bestimmt worden sei, die von dem Kaiser empfangenen Insignien, Ring und Stab, freiwillig zurückzustellen. Nur aus einer einzigen protokollarischen Aeußerung, und zwar Kaiser Heinrich's IV. selbst, läßt sich ermessen, was bei der Verleihung des bischöflichen Amtes geschehen war. Der Kaiser leugnete für seine Person jede Unregelmäßigkeit der Verleihung, jede Annahme eines ungehörigen Versprechens oder eines Vertrags, aber er stellte nicht in Abrede, daß die Canzlei für die „Mühe der Intercession" Geld erhalten haben möchte, wovon er aber persönlich keine Kenntniß nähme. Wenn man aber den Geschäftsgang seit den ältesten Zeiten beobachtet, so findet man die Intervention dritter Personen bei Verleihungen als etwas so Gesetzliches, daß derselben in den Urkunden ausdrücklich Erwähnung zu geschehen pflegt. Es ist daher kein Zweifel, daß es sich in dem Falle des Constanzer Bisthums um gewisse Sporteln handelte, welche die Canzlei in Anspruch nahm, und die bei Verleihung so hoher geistlicher Pfründen immerhin sehr beträchtlich gewesen sein mögen.

War dies das Verbrechen der Simonie, daß der Bewerber um das Constanzer Bisthum für die Mühewaltung der Canzlei (propter opem interces-

sionis) Geld zu bezahlen hatte, so ist nicht zu verkennen, daß der Begriff der Simonie eine sehr elastische Natur verrieth und mit dem Hergange der Dinge wenig mehr gemein hatte, welcher über den Ursprung dieses Verbrechens erzählt wurde. Denn von Simon wurde berichtet, daß ihn der heilige Petrus deshalb ausgeschlossen und bestraft hätte, weil er sich vermaß, das Geschenk des heiligen Geistes durch Auflegung der Hände käuflich erwerben zu können. Nach der ursprünglichen Definition war es die Weihe — also der rein kirchliche Act, für welchen niemals eine Gebühr bezahlt werden sollte, nach der Auffassung des elften Jahrhunderts dagegen sollte das geistliche Beneficium unentgeltlich erworben werden.

Indessen blieb die kirchliche Richtung auch bei dieser Auffassung nicht stehen. Sie entdeckte noch andere Schäden und Gebrechen in dem Verhältnisse der geistlichen und weltlichen Gewalt, welche sofort in den Sack des simonistischen Verbrechens gesteckt wurden. In einem Briefe Gregor's VII. an die französische Regierung findet sich die Forderung der Partei mit viel klareren Worten ausgesprochen; König Philipp solle die von der Kirche für würdig erachteten Personen ohne jede Geldleistung widerstandslos zu ihren Pfründen gelangen lassen. Und das Concil Gregor's VII. in der Fastenwoche des Jahres 1074 definirte die Simonie in dem Sinne, daß darunter jegliche Geldbezahlung zu begreifen wäre, wobei durchaus kein Unterschied zwischen gesetzlichen Abgaben, Taxen und Leistungen und zwischen Bestechung in unserem heutigen Sinne gemacht wurde.

Durch die voranstehenden Erwägungen dürfte die fiscalische Seite des Investiturstreites wol Jedermann klar geworden sein. Es erübrigt vielleicht noch, zu bemerken, daß nicht das Vorkommen von Mißbräuchen geleugnet, nicht Bestechungen beschönigt werden sollten, aber es leuchtet ein, daß die Kirche unter dem Titel der Simonie nicht blos gegen Mißbräuche, sondern gegen durchaus gesetzliche, herkömmliche Abgaben und Gebühren kämpfte. Der Investiturstreit war keineswegs eine so rein ideale Frage, bei welcher die höchsten Abstractionen von Kirche und Staat durch Männer, die man gern als verkörperte Principien ansehen möchte, vertreten waren. Der Investiturstreit nahm seinen Ausgangspunkt von höchst materiellen Punkten und hätte den finanziellen Ruin des mittelalterlichen Staates herbeiführen müssen, wenn er in dem Sinne beendigt worden wäre, in welchem er von Gregor begonnen wurde. Das Investiturverbot der Osterwoche 1075, welches den Laien jede Theilnahme bei der Besetzung der kirchlichen Aemter und Pfründen verweigerte, war ein ebenso starker Eingriff in die Finanzquellen des damaligen Staates, als die Bulle Clericis laicos, durch welche Bonifaz VIII. 200 Jahre später die Besteuerung des Clerus verhindern wollte.

Das Investiturverbot hatte seine geheime Geschichte. Es ist schwerlich ein Zufall, daß dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt nur wenig verbreitet wurde, und uns heute verloren ist. Im Jahre 1078 und 1080 ist es in immer verschärfterer Form erneuert worden. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß Gregor Anfangs einen Vergleich mit der kaiserlichen Gewalt für möglich erachtete und wahrscheinlich in Aussicht nahm. Denn Niemandem konnte entgehen, daß der

Kirche mit der Eroberung eines bloßen Princips nicht gedient war, wenn mit demselben Verluste in der materiellen Stellung des Clerus verbunden sein sollten. Ein Verhältniß, wie es Paschal II. dreißig Jahre später wirklich vertragsmäßig zuließ, daß die Kirche auf all' ihr weltliches Gut und der Staat auf seine kirchenrechtliche Hoheitsstellung einfach verzichteten, lag nicht entfernt in den Intentionen Gregor's VII. Einen rein idealen Triumph, eine Hierarchie in den Wolken, ein Priesterthum der Armuth, der Noth und des materiellen Entsagens wollte Gregor nicht herbeiführen; und wenn die Beweise nicht fehlen, daß man in Rom die schroffsten Sätze der pseudoisidorischen Dekretalen eben in jenem Augenblicke in Aufnahme brachte, wo das Investiturverbot die Grundlagen des alten Kirchenrechts erschüttert hatte, so ist wol kein Zweifel, daß durch das letztere die Kirche nicht ärmer und beschränkter gemacht werden sollte.

Auch Gregor VII. publicirte seinen Syllabus von 27 Thesen; eine große Zahl davon bezieht sich auf allgemeine Fragen von Staat und Kirche, welche aber eben wegen ihrer Allgemeinheit zu einer unmittelbar praktischen Consequenz seit dem neunten Jahrhundert bis auf unsere Tage nicht geführt haben, und die auch nur selten von den staatlichen Gewalten zum Anlaß einer directen Streitfrage gemacht worden sind; aber die unmittelbar eingreifende Bedeutung des Gregorianischen Syllabus wird in dem Zusammenhange zu suchen sein, in welchem seine Bestimmungen mit der brennend gewordenen Frage der Investitur stehen. Denn das Investiturverbot war ursprünglich durchaus negativer Natur. Es war ein Verbot ohne Angabe dessen, was an die Stelle treten sollte. Die Fortdauer der kirchlichen Verwaltung verlangte eine sofortige Beantwortung der Frage, von welcher Autorität der weltliche Besitz der Pfründen ausginge und durch wen derselbe den Pfründenbesitzern gesichert wäre. Wenn die weltlichen Besitzer nicht mehr das Verleihungsrecht des Kirchenguts besaßen, wie bisher, so durfte nicht gezögert werden mit der Aufstellung eines Princips, welches den kirchlichen Würdenträgern die zeitlichen Güter zu sichern vermochte. Denn durch die präcise Bestimmung des Papstes, daß die Laieninvestitur wegzufallen habe, die Einsetzung in das geistliche Amt aber von der Wahl und Weihe allein abhänge, war die Dotation der Pfründe nicht nur gefährdet, sondern geradezu beseitigt. Mit welchem Rechte vermochten sich die gewählten und vom Papste consecrirten Bischöfe in den Besitz des dem Kaiser doch ohne alle Frage zustehenden Gutes zu setzen? Wollte Gregor VII. seine Bischöfe vor dem Vorwurf offenbaren Raubes schützen, so mußte die Lücke des Kirchenrechts in irgend einer Weise ausgefüllt werden. Und dieses war der Zweck jener Thesen, welche Gregor VII. aufstellte. An der Hand der pseudoisidorischen Dekretalen nahm Gregor die Verfügung über allen weltlichen Besitz der Kirche als eine Sache des Papstthums in Anspruch. Konnte der Papst den Anhängern seiner Lehre, den Bischöfen der römischen Obedienz nicht die Versicherung geben, daß sie einen in den canonischen Rechten begründeten Anspruch auf die Temporalien und Dotationen besäßen, welcher von Lehnsrecht und Staatshoheit völlig unabhängig wäre, so war es mit der Ausführung des Investiturverbots vorbei. Die allerwenigsten Geistlichen in Deutschland würden in der Alternative der kirchlichen oder Laieninvestitur einen Augenblick schwankend geworden sein, wenn

diese den Genuß der Temporalien, jene aber die evangelische Armuth der Apostel zur Folge gehabt hätte.

Ueber diese Frage fand sich nun in den bis dahin bekannten Canonen der Kirche keine Aufklärung. Selbst die unechten Sammlungen derselben gehen den Rechten der weltlichen Besitzer nicht direct an den Leib. Es bedurfte einer sehr erweiterten Erklärung der falschen Dekretalen von Seite Gregor's VII., es bedurfte einer Entscheidung ex cathedra, wie sie der Syllabus dieses Papstes enthält, um seine Anhänger zu beruhigen. Das aber wurde durch die Behauptung erreicht, daß der Papst die oberste Verwaltung aller geistlichen und weltlichen Rechte der Kirche besitze und daß mithin der Papst der oberste Lehnsherr des Kirchengutes, wie der Kaiser der oberste Herr der weltlichen Lehen wäre. Die ganz specielle Absicht Gregor's VII. ging dahin, durch seinen Syllabus das Kirchengut von der weltlichen Gewalt unabhängig zu machen. Man sieht, es war ein revolutionärer Schritt, wie jemals einer gewagt wurde. Es war nicht die Vorliebe für gewisse theoretische Lehrmeinungen, die andere Päpste zuweilen auszeichnete, was sich in Gregor's VII. Syllabus als das wichtigste Moment darstellt, sondern die ganz praktische Frage der Verfügung und Verwaltung über das Kirchenvermögen, welche zu den verhängnißvollen Thesen führte. Sowol nach der Seite des Eingriffs in die bürgerlichen Verhältnisse, als auch in Betreff der Begründung durch die canonischen Bestimmungen erschienen die Thesen als die bedeutendste Maßregel Gregor's VII. und beabsichtigten eine viel radicalere Aenderung der bestehenden Verhältnisse, als das Verbot der Laieninvestitur als solches. Wollte man daher den Begriff feststellen, welcher durch Gregor VII. über Kirchenfreiheit in die Welt gesetzt wurde, so müßte man sich vielmehr an die Thesen, als an die Investiturverbote als die richtigen Quellen der Erkenntniß halten. Es reicht auch nicht hin, zu sagen, daß Gregor die Herrschaft über die Welt, über den Staat verlangt habe. Charakteristisch wird erst die Kirchenfreiheit Gregor's VII. beleuchtet werden, wenn man in das Besondere eingeht und die Rechtsfrage bestimmt bezeichnet. Was die Herrschaft der Kirche überhaupt anlangte, so sollte man nie vergessen, daß die Mittel derselben auf ganz anderen Gebieten hierarchisch hinreichend gesichert waren. Die ganze sittliche und geistige Grundlage des Staates beherrschte die Kirche. Sie beherrschte das Gewissen und den Unterricht; nicht blos in figürlichem Sinne, sondern thatsächlich erweckte sie zum Leben und entsendete die Menschen in den Tod. Die höchsten und mächtigsten Personen unterwarfen sich ihren Censuren. Kein Kaiser bestritt ihr im mindesten das Recht der Strafgewalt gegen seine Person, und daß er vom Priester nicht zur Verantwortung gezogen werden könnte, war eine dem Mittelalter vollständig unbekannte Idee. Erscheint es unter diesen Umständen nicht zu wenig, wenn man Gregor VII. blos einen Anspruch auf eine Macht erheben läßt, die er im Allgemeinen im vollsten Maße besaß?

Und doch ist nichts wahrer, als was die Geschichtsbücher alter Zeiten lehrten, daß dieser Papst eine ganz besondere Kirchenfreiheit angestrebt und etwas ganz Besonderes unternommen habe. Allein um sie richtig zu begreifen, muß man die Kirchenfreiheit Gregor's VII. in ihrer ganz bestimmten Absicht

fassen. Die hierarchische Gesellschaft, welche der Papst beherrschte und welche durch die Ehelosigkeit von der Gemüths- und Geisteswelt der Laien von den sittlichen Fäden der Welt abgeschnitten war, bedurfte eines freien, unabhängigen Kirchenbesitzes; und Gregor VII. beanspruchte für die Kirche all' das Gut, das ihr von der weltlichen Gewalt als zeitlicher Besitz verliehen war, als freies Eigen, welches vom päpstlichen Stuhle verwaltet und an die von ihm bestellten Beamten vertheilt werden sollte. Wäre Gregor's VII. Absicht durchgeführt worden, oder durchführbar gewesen, so wäre die Hierarchie allerdings völlig unangreifbar geworden. Aber Gregor VII. unterlag; die Sache, die er vertrat, konnte nicht behauptet werden, seine wesentlichste Absicht wurde nicht erreicht; kein Staat verzichtete auf sein Eigenthum der Kirche gegenüber; die geistlichen Güter blieben nach wie vor Dotationen, welche die weltlichen Mächte gewährten und verliehen. Den Nutzgenuß des Kirchengutes hatte der Geistliche von der Staatsgewalt zu erwerben, welche letztere eben dadurch stets einen Einfluß auf die Kirche nehmen konnte und zuweilen wirklich in energischer Weise nahm.

Der große Streit, welchen Gregor VII. entfachte, fand seinen Abschluß in dem Concordat von Worms. Es sind wenige Verträge in der Geschichte bekannt, welche eine so nachhaltige, tiefgreifende, für Jahrhunderte maßgebende Wirkung hatten. Durch das Wormser Concordat wurden dem Staate die wesentlichen Rechte in der Verleihung des Kirchengutes an die Träger der geistlichen Gewalt für alle Zeiten gewahrt. Das deutsche Reich, welchem bald darauf Frankreich, England und alle übrigen europäischen Staaten in dieser Beziehung folgten, verzichtete bekanntlich auf eine Form der Belehnung, durch welche der priesterliche Schmuck, Stab und Ring bis auf die Zeiten Gregor's aus der Hand der Kaiser genommen wurde. Aber war es denn den Eiferern für die Gregorianische Kirchenfreiheit nur darum zu thun? Es ist wahr: daß die Symbole der geistlichen Würden von den Laien gereicht wurden, kränkte an und für sich die Kirchenpartei, aber um eine bloße Formalität hatte sie nicht einen fünfzigjährigen wechselvollen Kampf geführt. Das wesentliche und nie wieder bestrittene Anerkenntniß des Papstthums zu Worms lag nur darin, daß die Kirche keinen freien unabhängigen Besitz haben sollte, und daß jedem Würdenträger der Kirche der zeitliche Nutzgenuß der weltlichen Güter von der Laiengesellschaft und deren Repräsentanten verliehen werden mußte. Die Hierarchie konnte den alten Satz des Evangeliums Matthäi in allen Punkten vergessen machen, nur nicht darin, daß es doch schließlich die Laien sind, welche die Kirche ernähren und Sorge tragen, daß ihre Priester nicht nackt und obdachlos wären. Das Wormser Concordat war das für alle Zeiten giltige Anerkenntniß der römischen Kirche, daß die Laiengewalt unter allen Umständen den Korb in der Hand hält, aus welchem die Kirche gespeist wird.

In dem Wormser Vertrag sind für die Besetzung der Kirchenämter drei Momente zu unterscheiden, die Wahl, die Verleihung der Regalien und die Weihe. Der erste und dritte Punkt werden als canonische Handlungen, der zweite als ein Act der weltlichen Gewalt bezeichnet. Die Pfründenverleihung war also ein Product aus drei Factoren geworden, welche letztere jedoch ihren jedesmaligen Werth erst durch die politischen Machtverhältnisse erhielten. Der

Einfluß des Kaiserthums auf die Wahlen in Deutschland war überdies durch zwei Bestimmungen gesichert worden, welche bis auf unsere Tage als die festesten Garantien der staatlichen Gewalt von den Staatsmännern geachtet und als eine drückende Beschränkung der Kirchenfreiheit von den Kirchenparteien bedauert wurden. Für's Erste setzte der Wormser Vertrag die Anwesenheit des Kaisers bei den Wahlen der Capitel voraus, und für das Zweite sollte die Weihe eines in Deutschland erwählten Bischofs nicht stattfinden, bevor derselbe von dem Kaiser belehnt wurde.

Gleich beim Abschlusse des Wormser Vertrags waren juristisch gebildete Männer davon überzeugt, daß die Bestimmungen desselben sehr veränderte Wirkungen hervorbringen mußten, je nachdem man den drei Factoren der Pfründenbesetzung einen größeren oder kleineren Spielraum einräumte. Von der Bestimmung des Vertrages, nach welcher der Kaiser bei den Wahlen selbst, oder durch einen Vertreter anwesend sein sollte, wurde übrigens behauptet, daß sie eine persönliche Vergünstigung des Kaisers Heinrich V. gewesen und für seine Nachfolger nicht rechtsgiltig sein sollte.

So war man mit der Kirchenfrage bei einem Vertrage angelangt, der in seinen allgemeinsten Bestimmungen zwar klar und unantastbar schien, aber die mannigfaltigsten Machtverschiebungen zuließ. Er machte Wahlen unter Intervention der weltlichen Gewalt und Wahlen ohne die letztere möglich. Er ließ in einigen Ländern die Weihe der Belehnung, in anderen diese jener vorangehen. Bei Streitigkeiten der Capitel ermöglichte er dem Kaiser, aber auch dem Papste ein Entscheidungsrecht. Von den drei Factoren, welche bei der Besetzung eines Bisthums in Wirksamkeit zu treten hätten, konnte das canonische Recht zwar nie mehr ganz absehen, aber der ganze Wahlapparat ließ die mannigfaltigsten Verschiebungen zu. Und wie war es endlich mit dem Begriff der Simonie zu halten, deren der Papst in seinem Zugeständniß nicht zu erwähnen vergaß.

Allerdings heißt es in der Urkunde des Papstes nur, daß die Wahl frei und ohne Simonie vollzogen werden sollte; aber würden die Belehnungen und die damit verbundenen Kosten nicht neuerdings Anlaß gegeben haben, über Verletzung der Kirchenfreiheit zu klagen? Und wenn auch wirklich der Begriff der verpönten Simonie auf ein illegales Verfahren bei der Wahl allein einzuschränken war, konnte der Papst die vollzogene Belehnung des Kaisers anerkennen, wenn sich nachträglich die Wahl als canonisch ungiltig erweisen ließ? Alle diese Fragen hatten in den Zeiten nach Abschluß des Wormser Vertrags häufig genug ganz praktische Bedeutung erhalten.

Daß man sich der Schwierigkeiten genau bewußt war, und daß die Eiferer für die Gregorianische Kirchenfreiheit mit dem Wormser Vertrage nicht zufrieden waren, dafür liegen die Beweise bei der Wahl des Kaisers Lothar klar zu Tage. Nach einer unverdächtigen Erzählung soll Lothar bei seiner Erhebung auf die wichtigsten der im Wormser Concordate dem Kaiserthum erhaltenen Rechte bei den Bischofswahlen Verzicht geleistet haben. Und hierbei wäre es noch als das Geringere zu betrachten, wenn es heißt, Lothar habe die Wahlen den Capiteln in so unbeschränktem Maße überlassen, daß er weder persönlich anwesend sein, noch einen indirecten Zwang auf dieselben ausüben wollte. Viel wichtiger und

eigentlich entscheidend aber wäre es, wenn es wahr wäre, daß er ein für alle Mal die Ertheilung der Regalien mit dem Scepter ohne eine Taxe und erst, nachdem die Consecration erfolgt ist, den frei gewählten Bischöfen versprach.

Mit einer solchen Auffassung der Bischofswahlen ist ein Programm einer Partei vorgezeichnet, welche allerdings nicht im strengen Sinne curialistisch und römisch genannt werden könnte, einer Partei, welche sich die Wahrung der Kircheninteressen nach allen Seiten hin im Sinne der Entwicklung der Capitelfreiheit zum Ziele gesetzt hatte. Es ist hierfür sehr bezeichnend, daß auf den Wegfall der Taxen bei der Belehnung ein Gewicht gelegt wird, ohne daß ein Vorbehalt für die Einkünfte Roms dabei gemacht wurde. Es ist eine episcopalistische Tendenz, welche in den angeblichen Versprechungen Lothar's zu Tage tritt.

Thatsächlich hatte indeß der Kaiser Lothar bei den Bischofswahlen während seiner Regierung den staatlichen Einfluß in vollster Ausdehnung gewahrt, und man muß daher entweder annehmen, daß Lothar seinen, den geistlichen Fürsten bei der Wahl gegebenen Versprechungen untreu geworden, oder daß die Formel, welche dem Kaiser zur Sanction vorgelegt sein mochte, zurückgewiesen und dann nur als Parteiprogramm aufbewahrt worden sei.

Aber die Stärkung des Wahlprincips, die Entwickelung der Capitelfreiheit, der Episcopalismus lagen damals in Deutschland in der Luft. Die Staufen waren die größten Begünstiger des Episcopalsystems, die es je in Deutschland gab. So sehr huldigte Kaiser Friedrich I. dem Wahlprincip der Capitel, daß er die alte Form der Bischofsbelehnung fast vollkommen fallen ließ, und die Verleihungen durch das Scepter bereits zur Ausnahme geworden waren. Der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens schien in die von den Laienelementen gereinigten deutschen Kirchen und Bisthümer zu fallen. Es war eine Zeit hervorragender Männer, hochpolitischer Charaktere, gewaltiger Naturen, welche die kirchlichen Sitze in Deutschland inne hatten. Rom gegenüber dachte der deutsche Episcopat eine Zeit lang sehr unabhängig. Das Jahrhundert der überwiegenden Capitelwahlen stellte einen andern Begriff von Kirchenfreiheit auf, als das Zeitalter Gregor's VII. Der Episcopalismus wollte die Unabhängigkeit der Kirchen den beiden höchsten Potenzen der Welt gegenüber sicher stellen. Der Papst und der Kaiser sollten nach der Auffassung des Staufischen Zeitalters einen möglichst geringen Einfluß auf die freiwaltende Thätigkeit der bischöflichen Kirche üben. Es ist merkwürdig genug, daß dasjenige Kaisergeschlecht, welches am heftigsten angegriffen und verketzert wurde, am meisten zur vollen Entfaltung und Blüthe der Capitelwahlen in Deutschland that. Daß noch in unsern Tagen die Päpste selbst mit zweideutigem Lobe die feste und unerschütterliche Grundlage der deutschen Bischofswahlen anerkennen mußten, war eine Wirkung der Staufischen Periode unserer Geschichte. Aber keine Form des Lebens zeigt in der Geschichte eine unwandelbare Dauer.

Bald sollte sich zeigen, daß in der Kirchenpolitik der Staufen eine Gefahr lag, der doch nur durch die weltliche Gewalt vorzubeugen war. Bald erfuhr man, daß das Episcopalsystem wol der weltlichen Regierung gegenüber Stärke besaß, aber den Einwirkungen der Curie auf die Dauer nicht Widerstand zu

leisten vermochte. Die himmelanstrebende päpstliche Gewalt des dreizehnten Jahrhunderts fand Punkt für Punkt die Schwächen der Capitelwahlen heraus, durch welche endlich ihr Uebergewicht unfehlbar begründet werden mußte. Jeder Streit in einem Capitel war eine Handhabe der päpstlichen Macht, jede unbesetzte Kirche schien die römische Curie aufzufordern, selbst für das Wohl der Gläubigen vorzusorgen. Man darf es nie vergessen, daß die Kirchen des Abendlandes nicht durch die weltliche Macht, nicht durch die verachteten Laien thatsächlich dem römischen Stuhle auf Gnade und Ungnade überantwortet wurden, sondern auf dem Wege der Wahlfreiheit und Autonomie dem Absolutismus des päpstlichen Systems anheimfielen. Die Wahlfreiheit und Autonomie der Kirche konnte Friedrich II. gewähren, aber er konnte nicht verhindern, daß alle streitigen Wahlen in Rom entschieden, erledigte Kirchen durch päpstliche Provision besetzt, zahlreiche Reservatrechte begründet, die Sporteln, die ehemals der Staat und der Kaiser bezog, von der Curie beansprucht und durch unzählige Proceßkosten eine wahre Goldquelle aus Deutschland nach Italien geleitet wurde. An die Capitelwahlen lehnte sich die Allmacht der römischen Kirche, und indem sie die Besetzung der geistlichen Aemter zu einer Quelle ihres Einkommens und ihres Reichthums machte, so trat genau das nämliche Verhältniß ein, welches die Reformation des elften Jahrhunderts bekämpfte, nur mit dem Unterschiede, daß man in Rom alles das in der Ordnung fand, was am kaiserlichen Hofe als simonistisches Verbrechen gebrandmarkt wurde.

Die außerordentlichsten und sonderbarsten Gebräuche kamen seit dem dreizehnten Jahrhundert bei der Besetzung der Bisthümer an die Tagesordnung. In keinem Capitel fehlte es an Römlingen, welche jede ordnungsmäßige Wahl zu hintertreiben wußten. War ein Bischof gestorben, so war man rasch bei der Hand, die neue Besetzung von dem römischen Stuhl zu postuliren, und war die Capitelwahl nicht zu umgehen, so sorgte man für eine Doppelwahl. Die Sache kam nach Rom und die römische Curie ernannte den neuen Bischof, welcher die Einkünfte seines Bisthums dafür auf Jahre hinaus verpfändete. Italienische Banquiers vermittelten unter Garantie der päpstlichen Regierung die zu Lasten deutscher Fürstenthümer und Unterthanen abgeschlossenen Geschäfte. Zeigte sich der neu ernannte Bischof säumig in Bezahlung seiner Schulden, so wurde er mit den Kirchenstrafen belegt, zuweilen verjagt und ein anderer an seine Stelle gesetzt. Dieser übernahm die Schulden des Vorgängers und fügte zur Erlangung der eigenen Würde neue hinzu. Die meisten deutschen Bisthümer fielen unter die Botmäßigkeit italienischer Kaufleute. Selbst in den ersten und größten Kirchen des Reiches gelangen nur selten Capitelwahlen, die Päpste verliehen fast ausschließlich die geistlichen Pfründen und nahmen Geld und Gebühren, ohne daß deshalb auch nur entfernt von Verletzung der Kirchengesetze oder von Simonie hätte die Rede sein dürfen; denn die Kirchenfreiheit des Episcopats war der Allmacht des Papstthums gewichen.

Daß es zu diesem Aeußersten gekommen war, daran war ohne Zweifel die Staufische Politik, und insbesondere Friedrich II., Ursache. Denn indem an dem Steuerruder der Kirche nicht mehr der Staat im einzelnen Falle mit kräftiger Hand eingriff, war Alles und Jedes von der allgemeinen politischen Machtstel-

lung abhängig geworden. Ob die Rechte der Kirchen, ob die Verhältnisse des Reiches überhaupt den kaiserlichen oder päpstlichen Antrieben mehr zu folgen hätten, lag in dem persönlichen Uebergewicht des Kaisers oder Papstes. Das ganze System der großen Monarchie war davon abhängig, ob es gelang, den römischen Papst in der Anerkennung des Kaiserthums, in leidlichem Gehorsam zu halten. Friedrich II. hatte Alles auf die eine Karte gesetzt, in Italien, in Rom eine Herrschaft zu besitzen, gegen welche kein päpstlicher Widerstand Erfolg haben durfte. Stürzte aber des Staufers Macht in Italien, so brach das episcopale System in Deutschland vor den Streichen der wiedererwachten Papalgewalt in nichts zusammen und die Früchte der ausgedehnten Wahlfreiheit, welche der Staat den Capiteln gewährte, fielen dem päpstlichen Stuhle anheim.

Der Sturz des Staufischen Hauses und der Triumph des Papstthums über das Kaiserthum brachten die geistlichen Aemter gerade in denjenigen Ländern, in welchen die staatliche Gewalt ehedem am meisten Einfluß auf die Besetzung der Bisthümer übte, unter die vollständige Botmäßigkeit des römischen Stuhls. Nirgends beherrschte derselbe so unbedingt die Wahlen, wie in Deutschland und in Italien. In Spanien, Frankreich und England wahrte das Königthum seine Stellung bei Vornahme der Capitelwahlen in mannigfaltiger Weise. Dem deutschen Kaiserthum dagegen waren die alten Rechte fast spurlos den Händen entglitten. Was spätere Zeiten dem Staate zurückzuerobern vermochten, kam den einzelnen Landesgewalten, dem deutschen Fürstenthum, der Kleinstaaten-Souveränetät zu Gute. Für die Kaisermacht als solche war der Einfluß auf die Kirchenämter seit den Zeiten der Staufen so gut wie verloren.

Nichts war natürlicher, als daß die Päpste kleineren Fürsten Europa's, den westlichen Königreichen und Staaten nicht selten Zugeständnisse machten, die sie dem Kaiserthum fortdauernd bestritten. In Arragonien und Castilien wetteiferten beide Gewalten, Könige und Päpste, mit einander, um das System der Wahlen zu stürzen. Zu diesem Zwecke räumten sie sich gegenseitig Vorrechte jeder Art ein und theilten gewissermaßen den Gewinn, der aus erledigten Pfründen und ihrer Besetzung zu ziehen war. In Frankreich wurde durch die pragmatische Sanction unter Ludwig dem Heiligen noch einmal der Versuch gemacht, den Standpunkt des Wormser Concordats zu retten und allen drei Factoren: dem Wahlrecht der Capitel, der Confirmation des Papstes und dem Beaufsichtigungs- und Bestätigungsrechte der Könige — gleichermaßen Antheil und Einfluß bei der Einsetzung der Bischöfe zu sichern, allein die Avignonischen Päpste gestatteten erst dem Könige weitergehende Rechte, um dann im nächsten Augenblicke nach Beseitigung der Capitelwahlen die ausgedehntesten Reservationen für sich in Anspruch zu nehmen.

In unbeschränktester Weise bewahrte die Krone von England den Kirchenämtern gegenüber den Einfluß der weltlichen Macht. Zwar ernannten die Päpste des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zahlreiche Bischöfe im fernen Inselbereiche, aber nicht immer ist es ihnen gelungen, den wirklichen Besitz ihrer Pfründen zu behaupten, und die englischen Könige besetzten die erledigten Bisthümer mit souveräner Gewalt. Lange vor Erklärung des Supremats waren päpstliche Ernennungen in England verpönt und wurden die Creaturen der römischen Curie ausgeschlossen

und verfolgt. Fast in allen abendländischen Reichen befand man sich in einem Zustande vollkommener Willkür. Es war nur sicher, daß ein Bischof durch dreierlei Potenzen in den Besitz seiner Würde kommen konnte: durch die Wahl der Capitelherren, durch die Macht des Papstes oder durch diejenige des Landesherrn. Durch das Zusammenwirken dieser Factoren, wie das Wormser Concordat es verlangte, wurde aber kein Bischof creirt. Die Formen, unter welchen die Einwirkungen der weltlichen wie der päpstlichen Macht vor sich gingen, wurden so mannigfaltig, daß es schwer sein würde, bestimmte rechtliche Kategorien festzustellen. Wo der Einfluß der römischen Curie auf die Capitel nicht sicher war, wo die Domherren und Bischofswähler zuweilen in gutem Einverständniß und einträchtig handelten, verschmähten es die Päpste nicht, durch „Bitten" (preces) ihren Willen durchzusetzen, und auch die Kaiser ahmten seit Rudolf von Habsburg diese Form der Beeinflussung der Capitelwahlen nach. Da und dort wurde das Verhältniß des Staates zu den Kirchen so aufgefaßt, daß der Landesfürst die Wahl anordnete und ohne dessen Befehl keine Wahl stattfinden durfte. Die Päpste dagegen übten ihre Herrschaft über den gesammten abendländischen Clerus durch Verweigerung der Confirmation und erkämpften von diesem festen Punkte ihrer Macht aus sehr häufig das Recht der unbeschränkten Ernennung aller geistlichen Würdenträger in einem oder dem anderen Lande. Ein Jahrhundert hindurch war es vergeblich, irgend ein System, irgend eine feststehende gleichmäßige Gewohnheit in Betreff der Pfründenverleihungen zu beobachten, die Kirche bestand ohne irgend eine allgemein anerkannte Regel der Creirung ihrer Prälaten. In diesem Zustande rein factischer Verhältnisse sollten die großen Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts Heilung und rechtliche Grundlagen schaffen. Aber war es möglich, die widerstrebenden Elemente durch ein Gesetz zu binden, welchem fast alle Theile gleichmäßig entgegen waren? Die wenigsten von den großen Theologen des fünfzehnten Jahrhunderts erkannten den wahren Grund des Verhängnisses; die vorherrschende Absicht der Kirchenversammlungen zielte auf Abstellung von Mißbräuchen, deren Quellen nicht eben ganz leicht zu erkennen waren. Denn wenn die Einen das Uebel ausschließlich im Haupt der Kirche erblickten, so betonten die Andern mehr die Verderbtheit der Glieder, und selbst heute ist es der Wissenschaft schwer, ein Urtheil zu fällen, auf welcher Seite der größere Irrthum lag. Der Baseler Concilstreit war ein Streit der hierarchischen Ordines, der Classen und Stände des Clerus untereinander; an eine Heilung der Uebel durch die weltlichen Mächte, durch den Staat, durch die Laiengewalt dachte die scholastisch befangene Welt in Wahrheit auf keiner Seite.

Es wäre sehr lehrreich, wenn man aus den zahlreichen Reden der großen Concilien den Begriff feststellen wollte, welchen das fünfzehnte Jahrhundert von Kirchenfreiheit besaß. Ohne Zweifel würde man finden, daß die Hierarchie des fünfzehnten Jahrhunderts ein entwickelteres Bewußtsein hatte, als diejenige des zehnten, und nicht minder hochfliegende Unabhängigkeitsideen, als die Reformfreunde des eilften, allein in den Vätern der Concilien lebte ein stärkerer Individualitätstrieb, als in den mönchischen Weltverbesserern des Zeitalters Gregor's VII. Die katholische Einheit verstand ein Mann wie Nicolaus von Kues

in einem sehr idealen Sinne, zu welchem sich ein Mönch von Clugny ebensowenig, wie ein praktischer Geschäftsmann an der römischen Curie jemals aufzuschwingen vermochte. Aber in Bezug auf die Auffassung des Verhältnisses des hierarchischen Gesammtkörpers zu der Laienschaft ist nur ein sehr geringer Unterschied zwischen den Kirchenmännern des elften und denen des fünfzehnten Jahrhunderts bemerkbar. Ja man macht unschwer die Beobachtung, daß sich der Gegensatz zwischen Laien und Geistlichen in der katholischen Kirche von Jahrhundert zu Jahrhundert verschärft. Das Aufkommen des Rechtsstudiums, das Dasein von weltlichen Gelehrten, welche in kirchlichen Dingen Einfluß nahmen, indem sie Dinge wußten und verstanden, in denen sonst nur die Geistlichen Maß und Richtung gaben, die gesammte weltliche Literatur brachte in das Verhältniß von Geistlichen und Laien einen heimlichen Groll, der in der Lebensgeschichte von hervorragenden Geistern jener Zeit durchleuchtet.

Wenn man die Schicksale Gregor's von Heimburg, den Haß, den er erregte, das versteckte Spiel, dem er so oftmals begegnete, in's Auge faßt, so darf man sagen, daß im fünfzehnten Jahrhundert der uralte Gegensatz des Christenthums, der Geistlichen und Laien, viel heftiger zum Ausdruck kam, als es die streitigen Principienfragen an und für sich zu erklären vermöchten. Und was war die Abneigung gegen den Laienkelch der Hussiten in der katholischen Kirche Anderes, als das gekränkte Ehrgefühl der Geistlichen bei der Beraubung eines Vorrechts durch die Laien?

Der Geist der Concilien war der Gewalt der Laien nicht wohlgesinnt; wenn es auch nirgend zu einem feindlichen Zusammenstoße zwischen den Vätern der Concilien und den Fürsten oder dem Kaiser vollends kam, so war man in Constanz wie in Basel doch sehr weit von einer genügenden Feststellung des Staatsrechts in Kirchensachen entfernt. Die nationale Selbständigkeit der Kirchen gegenüber von Rom schloß nicht eine Ordnung der staatskirchlichen Frage in sich, wie sie nothwendig gewesen wäre, um die Reform der Kirche durchzuführen. Ueber die Stellung der weltlichen Mächte zu den Bischofswahlen ist in allen Constanzer Concordaten kaum eine Bestimmung getroffen worden, welche die Unklarheiten des alten Wormser Vertrags behoben hätte. In jeder Beziehung blieben die Beschlüsse der Väter von Constanz wie von Basel hinter den Anforderungen der weltlichen Fürsten zurück. Und für den Gang der Dinge in der Politik war es von großer Bedeutung, daß es in der That für die meisten Fürsten und vor Allem für die Kaiser höchst fraglich war, ob sie nicht mit dem Einen großen Bischof in Rom am Ende leichter fertig würden, indem sie die übrigen kleinen demselben an das Messer lieferten, als mit den vielen kleinen, die in ihrer Unbotmäßigkeit nicht um Vieles besser waren, als der doch nur Eine Papst.

Die Geschichte der Concilien gab das lehrreichste Beispiel für die Art und Weise, wie sich der Staat, die Laiengewalt, am besten mit der katholischen Kirche abzufinden vermag; jene Zeit lehrt, in welchen Formen Concordate und Verträge mit dem römischen Stuhle am zweckmäßigsten abgeschlossen werden können; und die Geschichte der Päpste und Papstwahlen des fünfzehnten Jahrhunderts läßt einen politischen Einblick ohne Gleichen in die Schwächen der römischen Ansprüche

und Behauptungen thun, allein eine geordnete Feststellung der staatskirchlichen Verhältnisse war durch die Concilien so wenig gewonnen worden, wie durch die Verträge der früheren Jahrhunderte. Der allgemeine Zustand der Kirche wäre in Deutschland gebessert worden, wenn die nationalen Kirchenrechte der großen Concilien entwickelt worden wären, allein zur Durchführung fehlte es an jedem staatlich festen Willen und vielleicht auch an jedem Können. In einigen Ländern gewährten die Päpste der Staatsgewalt mehr und ausgiebigere Rechte in Betreff der Besetzung der geistlichen Aemter, als die Concilsväter jemals eingeräumt hatten. Voran steht in dieser Beziehung das französische Concordat von 1516, welches, noch unbeeinflußt von den Ereignissen der Reformationszeit, den Beweis gibt, wie veränderlich in Rom die Begriffe von Kirchenfreiheit waren.

Doch mag es gestattet sein, bevor wir jenen Vertrag in's Auge fassen, noch einmal auf das Baseler Concil zurückzublicken. Eine Reihe von Beschlüssen der Kirchenversammlung wendete sich gegen die Eingriffe der päpstlichen Gewalt in die canonischen Wahlen der Bischöfe. Die schlimmsten Mißbräuche der Curie hoffte man durch die Wiederherstellung der Rechte der Capitel beseitigt zu haben. Durch die pragmatischen Gesetze Frankreichs und des deutschen Reiches erhielten diese Bestrebungen eine staatsrechtliche Giltigkeit, aber weder in Frankreich noch in Deutschland vermochten sich die Bestimmungen des Baseler Concils auf die Dauer zu behaupten. Woher kam die rasche Wendung? wie erklärt sich der schnelle Verfall der pragmatischen Sanctionsgesetze in den mächtigsten Staaten des Continents? Soll man der Staatsgewalt oder der päpstlichen Curie die größere Schuld an dem jähen Sturze der großen Principien zuschreiben, welche in Basel unter dem Titel der Kirchenfreiheit aufgestellt worden waren?

Ohne alle Frage beabsichtigten auch die Concilien, dem kirchlichen Leben eine Freiheit zu schaffen, welche sie auf die alten Satzungen der Kirche zurückführten; aber wenn jemals der Beweis zu führen war, daß das Princip der Kirchenfreiheit ein dunkler Begriff sei, welcher für das praktische Staatsrecht jeder Brauchbarkeit entbehrt, so zeigte sich dies in der Entwicklung der französischen Kirche. Die gallicanischen Freiheiten konnten gegenüber den Päpsten behauptet werden, wenn die Staatsgewalt dieselben schützte, oder sie konnten von jenen gegen diese vertheidigt werden, aber sie konnten unmöglich im Widerspruch gegen die beiden höchsten Potenzen des Staats und der Kirche bestehen. Wenn die geistlichen Capitelherren unbedingt über die Besetzung der kirchlichen Aemter entschieden, so mochten manche Mißbräuche fern gehalten werden, aber der alte Bruch zwischen den Rechten der christlichen Gemeinde und ihren Vorstehern blieb ungeheilt, Geistliche und Laien standen sich nach wie vor als feindliche Mächte gegenüber; die Bestimmungen der Concilien machten die Kirchen selbständiger dem römischen Stuhl gegenüber, aber die Laiengewalt wurde von den Vätern der Kirchenversammlungen im Wesen nicht höher geachtet, nicht mehr respectirt, als von Gregor VII. und seinem gesammten Anhang.

Für das römische Papstthum war die Aufopferung der gallicanischen Freiheiten eine Frage der Zeit und des Preises. Bedurfte das Papstthum die politische Hilfe der französischen Könige, so mußte nothwendig ein Moment kommen,

wo die gallicanische Kirchenfreiheit mit der römischen Kirchenfreiheit in Conflict gerieth. Denn die Päpste sahen das Heil der Kirche gesichert, wenn sie in ihrem Staate souverän herrschten und die gesammte Kirche nach einem festen System leiteten: das war ihr Begriff von der Kirchenfreiheit. Die französischen Bischöfe dagegen wollten selbständig sein und frei von Abgaben nach Rom, in Frankreich selbst aber als gewaltiger Stand alle übrigen Stände beherrschen: das war die gallicanische Freiheit. Der Staat aber war in beiden Fällen nicht eben im Vortheil. Die politischen Verwickelungen des sechzehnten Jahrhunderts wiesen das Papstthum mit Nothwendigkeit auf den Schutz des französischen Königthums, dem dafür die umfassendsten Rechte gegenüber dem Clerus zugestanden wurden. Im Jahre 1516 schlossen Franz I. und Leo X. einen Vertrag, nach welchem die Ernennungen zu den Bisthümern und Abteien dem Könige zugestanden, der Papst aber die Confirmation und in gewissen Fällen Reservatrechte haben sollte. Die Versuche des französischen Clerus, die Aufhebung dieses Concordats und die Wiederherstellung der Wahlfreiheit zu erlangen, scheiterten in allen folgenden Jahrhunderten, und das Concordat, welches Napoleon mit Pius VII. schloß und das die Grundlage des französischen Staatskirchenrechts blieb, beruht größtentheils auf den Bestimmungen des früheren Abkommens zwischen Franz I. und Leo X.

In ganz ähnlicher Weise opferten die Päpste die Wahlfreiheit in Spanien den Königen dieses Landes, und überall, wo sich die weltliche Gewalt als ein williges und gefügiges Werkzeug des römischen Stuhls erwies, dort trug derselbe kein Bedenken, den Königen die Ernennung der geistlichen Würdenträger unter Vorbehalt der päpstlichen Bestätigung zu überlassen. So wurden selbst in den kleinern Königreichen Rechte der Krone gegenüber der Landeskirche erworben, die weit über Das hinausgingen, was einstens den Kaisern im Calixtinischen Concordate von Worms zugestanden wurde. Nur in Deutschland verfolgten die Päpste in der Neuzeit wie im Mittelalter eine entgegengesetzte Politik und niemals erlangten die Kaiser einen starken Einfluß auf die Capitelwahlen der Bisthümer und Abteien des Reiches. Wenn dem österreichischen Hause in den Erbländern bei Errichtung neuer Bisthümer, insbesondere bei der Erwerbung der italienischen und niederländischen Provinzen nach dem spanischen Successionskriege, Zugeständnisse in Betreff der Ernennung der geistlichen Würdenträger gemacht wurden, so sprach die römische Curie wiederholt es aus, daß dies in Anerkennung der treuen Anhänglichkeit dieser Dynastie an die katholische Kirche geschehe; aber als Kaiser Joseph II. die ältere Diöcesaneintheilung in souveräner Weise änderte und neue Bischöfe ernannte, so entstand ein Streit mit dem Papste, der jedoch schließlich im Sinne des landesfürstlichen Ernennungsrechtes entschieden wurde. Im deutschen Reiche wurde dagegen die Wahlfreiheit vom päpstlichen Stuhle bis zum Zusammenbruch der alten Verfassung und bis zum Ende des römischen Kaiserthums sorgfältig gewahrt und in den Hauptpunkten in das neunzehnte Jahrhundert hinübergerettet.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Mittheilungen über H. Heine.*)

Nebst bisher ungedruckten Briefen und Gedichten desselben.

Von

Professor Dr. H. Hüffer.

Aeußerungen Heine's über die musikalische Bearbeitung seiner Gedichte.

Heine hat stets auf die Composition seiner Lieder großen Werth gelegt. Er war nicht im eigentlichen Sinne Kenner der Musik; seine Berichte über die musikalischen Zustände in Paris, wenn auch voll von treffenden Urtheilen und geistreichen Bemerkungen, gehen doch nicht über die Grenze hinaus, die den Dilettanten von dem Fachmanne trennt. Er war auch keines Instrumentes mächtig. Der Versuch, ihn als Knaben die Geige erlernen zu lassen, hatte keinen anderen Erfolg, als daß er von dem wenig gewissenhaften Lehrer seine Lieblingsmelodien sich vorspielen ließ. Aber er war im höchsten Grade empfänglich für Musik, und welcher Dichter hat die Zauber der Lorelei, die tönenden Gluthen, in denen Frau Mette untergeht, mit größerer Gewalt zum Ausdruck gebracht? Schon der Titel seiner Gedichtsammlung forderte den Componisten auf; auch wird bereits aus sehr früher Zeit berichtet, daß die Romanze der beiden Grenadiere von dem Düsseldorfer Tondichter Max Kreutzer in Musik gesetzt und dem Marschall Soult gewidmet wurde.

Zu Heine's Jugendfreunden gehörte besonders während des ersten Berliner Aufenthalts der Musiker Joseph Klein, der Bruder des Componisten Bernhard Klein, dessen Heine in den Briefen aus Berlin mit besonderem Lobe gedenkt.**) Joseph Klein führte in Folge seines eigenthümlichen Wesens den Zunamen Johannes Kreisler nach dem liebenswürdigen Sonderling in Hoffmanns Fantasiestücken. Er setzte mit Vorliebe Heine's Gedichte in Musik, und dieser hatte an Klein's Compositionen großes Gefallen. Mehrere Jahre später, als Heine in Hamburg war, ergriff ihn plötzlich das Verlangen, sie wieder zu hören.

*) Fortsetzung. Vergl. „Deutsche Rundschau", Heft II., p. 240—262 („Aus Heine's Jugendzeit").

**) Brief vom 16. März 1822, Werke XIII, 66. Einen Nekrolog Joseph Klein's enthält die Kölnische Zeitung vom 21. Februar 1862.

„Mein lieber Johannes Kreisler" — schreibt er ihm am 25. December 1825 — „Obschon wir wechselseitig gewissenhaft versprachen, uns in der Folge oft zu schreiben, so mögen doch wohl drei bis vier Jahre verflossen sein, ohne daß es Einem von uns einfiel, dieses Versprechen zu erfüllen. Meinerseits kann ich mich sehr gut damit entschuldigen, daß ich oft nicht an Dich gedacht habe. Gestern Abend aber — weiß der Teufel wie es kam — dachte ich und schwatzte ich von Dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Componisten Albert Methfessel, dem ich von Dir und Deinem Musik-Genie so Viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, daß ich ihm meine von Dir so trefflich komponirten Lieder nicht schnell verschaffen konnte. Ich gestehe Dir, ich selbst möchte sie gern zuweilen hören, sintemal Keiner von Denen, die sich dran versucht, sie so hübsch komponirt hat, wie Du, der Du den speciellen Vortheil hattest, eben so verrückt gewesen zu sein, wie der Verfasser der Texte. Gestehen muß ich zwar auch, daß ich mehre Kompositionen derselben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein [Hubert] Ries in Berlin dazu gesetzt hat und die sehr hübsch sein sollen." Nach den Compositionen von Ries erkundigt sich Heine wenige Tage darauf auch bei Simrock und dankt später für die mitgetheilte hübsche Melodie*).

Von allen diesen Kompositionen ist jedoch keine in weitere Kreise gedrungen, und wiederum die Kompositionen von Schubert, Mendelssohn, Schumann, welche das Entzücken Unzähliger wurden, diese sind dem Dichter weit weniger als man wünschen sollte, zu Gute gekommen. Es ware ein Kümmerniß des Exils und nicht die geringste, daß er zu den Melodien seiner eigenen Lieder fremde Worte in einer fremden Sprache hören mußte. „Schuberts Popularität," schreibt er am 26. März 1843 aus Paris (XI, 392) „ist hier sehr groß, und sein Name wird in der unverschämtesten Weise ausgebeutet. Der miserabelste Liederschund erscheint hier unter dem fingirten Namen Camille Schubert, und die Franzosen, die gewiß nicht wissen, daß der Vorname des echten Musikers Franz ist, lassen sich solchermaßen täuschen. Armer Schubert! Und welche Texte werden seiner Musik untergeschoben! Es sind namentlich die von Schubert komponirten Lieder von Heinrich Heine, welche hier am beliebtesten sind, aber die Texte sind so entsetzlich übersetzt, daß der Dichter herzlich froh war, als er erfuhr, wie wenig die Musikverleger sich ein Gewissen daraus machen, den wahren Autor verschweigend, den Namen eines obscuren französischen Paroliers auf das Titelblatt jener Lieder zu setzen. Es geschah vielleicht auch aus Pfiffigkeit, um nicht an Droits d'auteur zu erinnern. Hier in Frankreich gestatten diese dem Dichter eines komponirten Liedes immer die Hälfte des Honorars. Wäre diese Mode in Deutschland eingeführt, so würde ein Dichter, dessen „Buch der Lieder" seit zwanzig Jahren von allen deutschen Musikhändlern ausgebeutet wird, wenigstens von diesen Leuten einmal ein Wort des Dankes erhalten haben. — Es ist ihm aber von den vielen hundert Kompositionen seiner Lieder, die in Deutschland erschienen, nicht ein einziges Freiexemplar zugeschickt worden!"

*) Briefe vom 30. Dec. 1825 und 26. Mai 1826, XIX, 251, 270.

Wenn Heine sich dabei der überschwenglichen Dankesworte Beethovens an Matthisson erinnerte, für das „selige Vergnügen, das die himmlische Adelaide ihm bereitet habe", so wird man ein Gefühl des Unmuths begreiflich finden.

Seit 1848, als Siechthum ihn an das Zimmer fesselte, hörten musikalische Genüsse ganz für ihn auf. Er preist die Nacht, die ihn endlich von der Folter nachbarlicher Pianofortes erlöst, aber in seiner eigenen Wohnung befand sich, wie es scheint, nicht einmal ein Instrument. Gleichwohl waren es musikalische Interessen, die noch in später Zeit eine Verbindung mit dem Rheine herbeiführten.

Michael Schloß, der Verleger der von L. Bischof redigirten rheinischen Musikzeitung in Cöln setzte im Jahre 1851 einen Preis von 50 Thalern auf die beste Composition eines einstimmigen Liedes mit Clavierbegleitung. Um Texte zu erhalten, hatte man sich an namhafte Dichter, unter Anderen auch an Heine gewendet. Heine schickte drei Lieder, alle wenig später auch im Romancero veröffentlicht, nämlich das Gedicht, welches zuerst und dann wieder im Romancero „Altes Lied" überschrieben wurde (XVIII, 155), ferner das goldene Kalb (XVIII, 60) und die nächtliche Fahrt (XVIII, 80). Das erste und dritte dieser Gedichte müssen zum Verständniß des Folgenden hier eine Stelle finden, das erste noch in der Fassung, wie es Heine der Redaction überschickte.

Altes Lied.

1.

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rothes Mündchen,
Und du bist todt, mein todtes Kindchen.

2.

In einer schaurigen Sommernacht
Hab' ich dich selber zu Grabe gebracht;
Klaglieder die Nachtigallen sangen,
Die Sterne sind mit zur Leiche gegangen.

3.

Der Zug, der zog den Wald vorbei,
Da standen die Bäume in dunkler Reih',
Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Die haben Todtengebete gebrummet.

4.

Am Weidensee vorüber ging's,
Die Elfen tanzten inmitten des Rings;
Sie blieben plötzlich stehn und schienen
Uns anzuschau'n mit Beileidsmienen.

5.

Wohl auf dem Kirchhof, an Deinem Grab,
Mir strömten die Thränen die Wangen hinab;
Und hätt' ich nicht dort eine Rede gesprochen,
So wär' mir das Herz im Leibe gebrochen.

Nächtliche Fahrt.

Es wogte das Meer, aus dem dunklen Gewölk
Der Halbmond lugte scheu;
Und als wir stiegen in den Kahn,
Wir waren unsrer Drei.

Es plätschert' im Wasser des Ruderschlags
Verdrossenes Einerlei;
Weißschäumende Wellen rauschten heran,
Bespritzten uns alle Drei.

Sie stand im Kahn so blaß, so schlank,
Und unbeweglich dabei;
Als wär' sie ein welsches Marmorbild,
Dianens Konterfei.

Der Mond verbirgt sich ganz. Es pfeift
Der Nachtwind kalt vorbei;
Hoch über unsern Häuptern ertönt
Plötzlich ein gellender Schrei.

Die weiße gespenstische Möve war's,
Und ob dem bösen Schrei,
Der schauerlich klang wie Warnungsruf,
Erschraken wir alle Drei.

Bin ich im Fieber? Ist das ein Spuk
Der nächtlichen Phantasei?
Äfft mich ein Traum? Es träumet mir
Grausame Narrethei.

Grausame Narrethei! Mir träumt',
Daß ich ein Heiland sei,
Und daß ich trüge das große Kreuz
Geduldig und getreu.

Die arme Schönheit ist schwer bedrängt,
Ich aber mache sie frei
Von Schmach und Sünde, von Qual und Noth,
Von der Welt Unflätherei.

Du arme Schönheit, schaudre nicht
Wohl ob der bittern Arznei;
Ich selber kredenze dir den Tod,
Bricht auch mein Herz entzwei.

O Narrethei, grausamer Traum
Wahnsinn und Raserei!
Es gähnt die Nacht, es kreischt das Meer,
O Gott! O steh' mir bei!

O steh' mir bei, barmherziger Gott!
Barmherziger Gott Schaddei!
Da schollert's hinab in's Meer — o Weh —
Schaddei! Schaddei! Adonai! —

Die Sonne ging auf, wir fuhren an's Land,
Da blühte und glühte der Mai!
Und als wir stiegen aus dem Kahn,
Da waren wir unsrer Zwei.

Die Gedichte waren von dem folgenden, bisher ungedruckten Briefe begleitet. Ich verdanke ihn, wie auch den späteren vom 12. März, dem gegenwärtigen Besitzer, Herrn Justizrath Fay in Cöln. Adressirt sind beide an Herrn Michael Schloß, denselben, an welchen im Anhang der Strodtmann'schen Sammlung (XXI, 446) noch sieben Briefe aus den Jahren 1853, 1854 und 1855 sich finden.

Paris, 15. Februar 1851.

Hochgeehrter Herr!

Eine ganz besondere Unpäßlichkeit hat mich verhindert, Ihr werthes Schreiben früher zu beantworten, auch war ich früher nicht im Stande, Ihnen die beiliegenden Gedichte zu schicken, die Ihren Wünschen einigermaßen entsprechen dürften. Seit vielen Jahren mache ich keine sangbaren Lieder mehr in der frühern Weise; nur der Frühling und der Sommer bringt Blumen, ich aber bin jetzt fünfzig Jahre alt und seit drei Jahren bettlägerig, was keine lyrische Stimmung aufkommen läßt. Das erste der überschickten Lieder sind wirklich alte Klänge, die ich aus dem Gedächtnisse aufgefischt und zugestutzt. — Ob das zweite Gedicht Ihren Zwecken entspricht, weiß ich nicht im Voraus; nur ein sehr geistreicher Componist dürfte sich an diese Rhythmen wagen. Dagegen glaube ich Ihnen im dritten Gedichte, das ich erst dieser Tage geschrieben, etwas sehr Componirbares gegeben zu haben; nur muß der Componist verstehen, was hier im Dunkeln vorgeht, und die Steigerung der schwülen Stimmung, die bis zur größten Leidenschaftlichkeit aufschreit und nachher doch wieder ruhig abgedämpft wird, einigermaßen wiedergeben. Jedenfalls sind hier Motive, welche einen Musiker anreizen.

Ich danke Ihnen für die letzte Bücherfendung; ich werde Ihnen dieser Tage die Bücher zurückschicken und eine größere Liste von Büchern, die mir allenfalls zusagen, beifügen; ich wünsche nicht, daß Sie mir zur Completirung einer Sendung etwas mitschicken, was ich nicht verzeichnet habe.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit.

[eigenhändig] Heinrich Heine.

Das zweite dieser Lieder, „Das goldene Kalb", konnte nicht leicht Jemanden zur Composition einladen. Die Redaction wählte, wie man leicht begreifen wird, das erste; nur wünschte man eine Veränderung der letzten Strophe, die für eine musikalische Bearbeitung wenig vortheilhaft erschien. Bei dem dritten Liede klagte man, es sei dunkel, wenigstens schwer zu verstehen. Wie freundlich Heine auf diese Ausstellungen und Wünsche einging, beweist der folgende Brief:

Paris, 12. März 1851.

Geehrtester Herr!

Aus Ihrem jüngsten Schreiben ersah ich, daß Sie die letzte Strophe meines Liedes abgeändert sehen möchten. In der That, es will mich ebenfalls bedünken, als sei dieser Schluß für den Componisten nicht sehr tauglich. Ich schlage Ihnen vor, diese letzte Strophe durch folgende zu ersetzen:

„Der Mond, der stieg vom Himmel herab
Und hielt eine Rede auf Deinem Grab;
Die Sterne weinten, die Vögel sangen,
Und in der Ferne die Glocken klangen."

Das Lied mögen Sie immerhin anders tituliren. Ich schlage Ihnen vor, ihm die Aufschrift zu geben: Du bist todt, oder: Du bist gestorben, oder auch: Der Liebe Leichenbegängniß.

Ich kann mir wohl denken, daß mein drittes Gedicht: Die nächtliche Fahrt, Ihnen nicht ganz verständlich sei; ich muß Ihnen aber bemerken, daß eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll.

Ich habe heute zu viel um die Ohren, als daß ich Ihnen weitere Andeutungen geben könnte; vielleicht aber komme ich später darauf zurück, wenn ein Componist mit einer besonderen Frage mich angehen sollte. Ich mache Sie auf die Hauptsache aufmerksam: Drei Personen steigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr an's Land sind ihrer nur zwei. Schon durch den Reim habe ich diese Hauptsache prägnant hervorzuheben gesucht. Es geht daraus deutlich hervor, daß ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen, die schweigend geblieben und höchstens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. — Ueber die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes; nur ahnet man, daß er ein Act der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigorist oder sonst ein Heiland au petit pied begeht die That aus innerm Drang, nicht aber ganz ohne Zweifel an seiner moralischen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, „von der Welt Unflätherei," und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnsinn handelt. Dieser innere Seelenprozeß, der sich bis zum höchsten Angstruf steigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Musik am besten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angstrufe, wobei ich die bei kabbalistischen Beschwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenste Ruhe ein, ja eine fast ironische Ruhe der Natur, die von den Qualnissen der Menschenseele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht. — Ich werde Ihnen dieser Tage Ihre jüngste Bücherssendung wieder retour schicken und werde bei dieser Gelegenheit die Vorsicht gebrauchen, daß ich auf dem Bücherverzeichnisse, welches ich Ihnen mitschicke, diejenigen Bücher, nach denen mich besonders gelüstet, vorzugsweise mit einem * bezeichne; sollten Sie nun von diesen bekreuzten Büchern gar keine vorräthig haben, so mögen Sie immerhin mit der Sen-

dung einige Zeit säumen, damit ich sicher sei, daß unter den Büchern, welche ich erhalte, wenigstens einige sind, die mir zusagen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

[eigenhändig] Heinrich Heine.

Niemand wird verkennen, wie sehr das erste der früher mitgetheilten Gedichte, für den Componisten, durch die veränderte letzte Strophe gewonnen hat. Aber der Dichter mußte fühlen, daß die erneuerten Vögelgesänge an dieser Stelle nur abschwächend wirken. Im Romancero lesen wir:

„Und als wir kamen zu Deinem Grab,
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede. Ein Schluchzen und Stöhnen,
Und in der Ferne die Glocken tönen."

Zu dem zweiten Gedicht hat Heine keine Veränderungen angegeben, doch könnte man seine Auseinandersetzung beinahe einer Veränderung und Verbesserung gleichachten. Immer bleibt es ein Uebelstand, wenn ein poetisches Werk der Erklärung bedarf; selbst Goethe's Erklärung der Ballade „Vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" läßt sich schwerlich zum Beweise des Gegentheils anführen. Aber sofern ich von mir auf Andere schließen darf, muß das Heine'sche Nachtstück für meine Leser außerordentlich gewinnen, wenn sie es nach diesem Briefe noch einmal vor Augen nehmen und über die gar zu dunkeln Vorgänge Klarheit sich verbreiten sehen.

„Der Liebe Leichenbegängniß" erschien mit der von Heine angegebenen Veränderung in der Rheinischen Musikzeitung vom 29. März 1851 Nr. 39. Daneben finden sich Gedichte von Pfarrius und Sternau zur Auswahl mitgetheilt. Ob es componirt wurde, weiß ich nicht; schwerlich ist eine Composition jemals Heine zu Ohren gekommen.

Dagegen sollte ihm kurz vor seinem Tode noch eine Freude dieser Art zu Theil werden.

Im Herbst 1855 gab der Kölner Männergesangverein zum Besten des Doms eine Reihe von Concerten in Paris. Die bedeutendsten Kenner waren einstimmig in ihrem Lobe, und von Heine hörte man, daß er über den Triumph deutscher Kunst und deutschen Gesanges seine Freude geäußert habe. Gerade die Compositionen Heine'scher Gedichte hatten vornehmlich den Erfolg herbeigeführt; unter den Sängern regte sich der Wunsch, dem kranken Dichter durch Vortrag dieser Lieder ihren Dank zu bezeigen. Einer von ihnen, Herr Mennig, hatte von Joseph Klein einen Empfehlungsbrief an Heine erhalten und wurde am 29. September nebst einem in Paris lebenden Schüler Kleins bei ihm eingeführt.*) Sie fanden den Dichter in dem Zimmer der Avenue Matignon Nr. 3, das so oft beschrieben wurde, auf einem niedrigen, mit Rehhaut überzogenen Ruhebette. Mit lebhafter Theilnahme sprach er von seinem lieben alten Freunde und erfreute sich besonders an einer — noch ungedruckten —

*) Ueber diesen Besuch findet sich ein Bericht in der Kölnischen Zeitung vom 24. Februar 1856 von C[arl] C[ramer], den mir Herr Mennig im Wesentlichen als richtig bestätigte. Ueber den späteren Besuch des Gesangvereins konnte ich eine Aufzeichnung des Herrn Andreas Pütz benutzen.

Composition der beiden Grenadiere von Klein, welche die beiden Rheinländer nebst andern Melodien ihm vorsangen. Eine Folge dieses Besuches war, daß einige Tage später auch der Director des Vereins und einige der vorzüglichsten Mitglieder Zutritt erhielten. Mit gedämpfter Stimme, damit es den Kranken nicht behellige, wurde nun — meistens nach Mendelssohns Compositionen — eine Reihe seiner Lieder vorgetragen, unter anderen „Am fernen Horizonte," „Der Herbstwind rüttelt die Bäume," „Leise zieht durch mein Gemüth," „Auf Flügeln des Gesanges," „In dem Wald bei Mondenscheine" und das Quartett: „Entflieh mit mir und sei mein Weib."

Heine zeigte sich außerordentlich erfreut, mehrmals erhob er sich von seinem Lager und sagte lebhaft: „Das ist eine vortreffliche Auffassung! Besser konnte man meine Gedanken nicht wiedergeben." Einen wehmüthigen Eindruck machte es aber, daß von allen diesen Compositionen beinahe keine einzige ihm bekannt war. Längere Unterhaltung erlaubte der leidende Zustand nicht, und Heine's Frau mahnte leise zum Aufbruch. Noch einmal bezeigte der Dichter den scheidenden Sängern seinen Dank; kaum vier Monate später, am 17. Februar 1856, hatte er aufgehört zu leben.

Zu Heine's Gedichten.

Die Werke unserer großen Schriftsteller haben nur selten in der eigenen Handschrift, noch weit seltener im ersten Entwurfe sich erhalten. Um so werthvoller ist die Strodtmann'sche Ausgabe von Heine's Gedichten. Indem sie aus Manuscripten und älteren Drucken die verschiedenen Lesarten zusammenstellt, wird es möglich, ein Gedicht von der ersten Aufzeichnung oft durch eine ganze Reihe von Wandlungen bis zur letzten Vollendung zu verfolgen. Wir werden in die innerste Werkstatt des Dichters geführt und schätzen neben der dichterischen Begabung auch den gewissenhaften Fleiß, der sich nicht genug thun, nicht ruhen kann, bis auch der leiseste Mißton, das letzte Hemmniß in dem melodischen Fluß der Verse verschwinden. Wer das Gefühl für den eigensten Wohllaut deutscher Metrik schärfen will, wird sich nicht leicht nützlicher beschäftigen, als mit den Varianten zu Heine's Werken.

Ich habe erwähnt, daß Sethe schon in früherer Zeit sorgfältig aufbewahrte, was ihm von dichterischen Erzeugnissen seines Freundes zukam. In seinem Nachlaß finden sich 24 Gedichte in Heine's Handschrift, eins und das älteste ganz ungedruckt, mehrere mit noch unbekannten Strophen, daneben zahlreiche Varianten, die als Ergänzung der Strodtmann'schen Ausgabe der Mittheilung werth erscheinen.

I.

In dem ältesten Briefe Heine's aus Hamburg wird ein früherer Mitschüler Namens Wünneberg erwähnt. Durch ihn sind auch die folgenden Verse veranlaßt. Sie füllen fünf Octavseiten zwei ineinander gelegter Quartblätter. Die Schrift gleicht der in den Hamburger Briefen. Die letzte Strophe ist in späterer Zeit, und, ich möchte glauben, nicht von Heine hinzugeschrieben.

Das Gedicht ist von Interesse, schon als das einzige, das aus dem Knabenalter des Dichters sich erhalten hat. Maximilian Heine theilt zwar in den „Erinnerungen", S. 135, vier Verszeilen mit, die sein Bruder am 1. Februar 1813 für den wiederkehrenden Hochzeitstag der Eltern gedichtet habe. Aber Strodtmann hat eben den Nachweis geführt, daß diese Zeilen im Wesentlichen gar nicht von „Harry Heine", sondern von Klamer Schmidt, einem Dichter des vorigen Jahrhunderts, herrühren und schon im Göttinger Musenalmanach für 1777 gedruckt wurden.*) Man liest dort:

An Doris zwanzigstem Geburtstage.

O habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter, gebt dem Glück auf heute viel Befehle:
Denn Grazie, Verstand und schöne Seele
Sind heute Zwanzig alt.

Statt der beiden letzten Zeilen sagt das Hochzeitsgedicht:

Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag.

Die Entlehnung fremder Verse, die ungeschickte Einschiebung einzelner Worte würde nicht einmal auf dichterisches Talent schließen lassen. Um so mehr kann es überraschen, daß in der hier folgenden Schülerpoesie — also wenn nicht gleichzeitig, doch höchstens ein oder zwei Jahre später — bereits so entschiedene Begabung, ja so manche Eigenthümlichkeiten des reifen Alters hervortreten. Jeder wird schon durch den Inhalt an den Atta Troll erinnert, aber nicht bloß durch den Inhalt, auch durch den Ton, das Versmaß, die Darstellungsweise. Wie geschickt sind die reimlosen Trochäen behandelt! Einzelne Strophen könnten ganz wohl dreißig Jahre später geschrieben sein.

Wünnebergiade,

ein Heldengedicht in 2 Gesänge[n].

1. Gesang.

Holde Muse gib mir Kunde
Wie einst hergeschoben kommen,
Jenes kugelrunde Schweinchen,
Das da Wünneberg geheißen.

Auf den iserloner Triften
Ward mein Schweinchen einst geworfen,
Alda stehet noch das Tröglein
Wo es weidlich sich gemästet.

Täglich in der Brüder Mitte
Burzelt es herum im Miste,
Auf den Hinterpfötchen hüpfend, —
Zernial ist Dreck dagegen.

Und die Mutter mit Gefallen
Schauet ihres Sohn's Gedeien,
Wie das feiste Wänst'chen schwellet,
Wie die Ziegelbacken quellen.

Und der Vater mit Entzücken
Hört des Sohnes erstes Quirren,
Und das lieblich helle Grunzen
Dringt zum väterlichen Herzen.

Aber soll im Mist verwelken
Diese zarte Ferkenblume?
Soll der Sprößling edler Beester
Ohne Nachruhm einst verrecken?

*) Strodtmann, Heine's Leben, 2. Aufl. II., S. IV., und Klamer Schmidt's Leben und Werke, Stuttgart, 1826, I, 478.

Also sinnen nun die Eltern
Was ihr Söhnchen einst soll werden,
Und sie stritten, stritten lange,
Mit den Worten, mit den Fäusten.

„Holde Drütch!" sprach der Ehherr,
„Du mein alter Rumpelkasten!
„Ja ich kusche, ja ich schwör es,
„Ja, mein Sohn soll Pfäflein werden.

„Dorthin, wo die schmucke Düssel
„Schlänglend sich im Rhein ergießet,
„Dorthin send ich meinen Lümmel,
„Zu studieren Gottgelahrtheit.

„Dorten lebt mein Freund Asthöver
„Den ich einst traktiert mit Caffé,
„Und mit Bretzel und mit Plätzchen, —
„Schlau erwägend künft'ge Zeiten.

„Auch der riesenmächt'ge Damen
„Wandelt dort sein geistlich Leben;
„Schreckhaft zittern seine Jünger,
„Wenn er schwingt die Musengeißel.

„Diesen Männern übergeb' ich
„Meinen Sohn zur strengen Leitung,
„Diese wähl' er sich zum Vorbild,
„Bis sein Bauch sich einst verkläret."

Also sprach zur Frau der Ehherr,
Und er streichelt ihr das Pfötchen;
Aber sie umarmt ihn glühend,
Daß der Schmerbauch heftig dröhnet.

Halt die Ohren zu, o Muse!
Jetzo wird mein Schwein geschäuert,
Mit der Gluth im Wasserküven;
Und es schreit und krächzt erbärmlich.

Und ein klimperklein Frisörchen
Kräuselt à l'enfant die Borsten,
Parfümirt sie mit Pomade, —
Bis nach Gersheim hat's gerochen.

Und mit vielen Complimenten
Kommt ein Schneider hergetrippelt,
Und er bracht' ein altdeutsch Röcklein,
Wie's Arminius getragen.

Unter solcher Vorbereitung
War die Nacht herabgesunken
Und zur Ruhe blies der Sauhirt,
Jeder kroch in's niedre Ställchen.

2. Gesang.

Schnarchend lag der Hausknecht Tröffel,
Bis der Tag herangebrochen,
Endlich rieb er sich die Augen,
Und verließ sein weiches Lager.

Und im Hofe schon versammelt,
Findet er die Hausgenossen,
Um den jungen Herrn sich drängend,
Und sie nehmen rührend Abschied.

Sinnend steht der ernste Vater,
Als behorcht er Flöhgespräche;
Und die Mutter kniet im Miste
Betend für des Sohns Erhaltung.

Auch die Kuhmagt hörbar schluchset,
Denn es scheidet der Geliebte,
Den sie einst in Lieb befangen
Durch der dicken Waden Reitze.

„Lebewohl" die Brüder grunzen,
„Lebewohl" der Kater mauet;
Und der Esel zärtlich säufzend
Seinen Jugendfreund umarmet.

Selbst die Hüner traurig gackern;
Nur der Bock der schweigt und schmunzelt,
Er verliert ein Nebenbuhler
Bey den holden Ziegenpärchen.

Traurig, in der Freunde Mitte,
Stand nun selbst mein armes Schweinchen,
Liebevoll die Aeuglein glänzen,
Und es ließ das Sterzgen hängen.

Da erhub sich männlich Tröffel:
„Sagt was soll das Weiberplärren,
„Selbst der edle Ochs der weinet,
„Er, den ich für Mann gehalten!

„Aber Tröffel kann dies ändern!"
Sprachs, und rasch im edlen Zorne,
Packte er mein Schwein beym Kragen,
Band zusammen alle Vieren,
Lud es schnell auf seinem Schubkarn,
Und er schiebet flink und lustig,
Ueber Felder über Berge,
Bis an Düsseldorfs Lyzeum.

Aber, der euch dies erzählet
Wundert euch, das ist ein Jude,
Und er hat ein Schwein besungen
Aus purer Toleranz.

H. Heine.

Ueber den Helden des Gedichtes weiß ich nichts näher anzugeben. Das Bonner Universitätsalbum der Jahre 1818—1819 nennt „Ferdinand Ignatz Wünnenberg, Sohn eines Fabrikassessors aus Lethmathe bei Iserlohn, 21 Jahre alt", als Studirenden der Rechte. Möglich, daß hier Heine's Mitschüler gemeint ist. Asthöver und Dahmen waren Lehrer am Lyceum, der letztere mit einer besonders stattlichen Figur begabt. Gersheim ist Gerresheim in der Nähe von Düsseldorf. Einer von Heine's treuesten Jugendfreunden, Herr Dr. Joseph Neunzig, dessen werthvolle Mittheilungen Strodtmann für die Biographie vielfach benutzen konnte, hat dort noch heute in rüstigem Alter seinen Wohnsitz. Viel vergebliche Conjecturen habe ich auf die eigentliche Bedeutung des „Zernial" in der dritten Strophe verwendet. Ich muß gestehen, daß ich ihn zuerst für ein Apothekermittel hielt. Aber Herr Neunzig belehrt mich, daß man darunter den Namen eines Schulkameraden zu verstehen habe, der durch sein „Burzelbaum-Talent", lange vor Maßmann, Heine's Bewunderung erregte.

Als Heine 1819 aus Hamburg nach Düsseldorf zurückkehrte, ging ihm schon der Ruf voraus, daß er gar schöne Verse zu machen wisse, und manche von den Töchtern der Stadt erbat und erhielt einen Reim für das Album. Vielleicht ließe sich davon noch Einiges auffinden. Die folgenden Verse, deren sich Herr Neunzig erinnert, gehen freilich nicht über den gewöhnlichen Werth solcher Poesien hinaus:

Ich wohnte früher weit von hier,
Zwei Häuser trennen mich jetzt von Dir;
Es kam mir oft schon in den Sinn
Ach! wärst du meine Nachbarin.

II.

Auch das folgende Gedicht: „Deutschland. Ein Traum," ist aus früher Zeit, wenn auch schwerlich aus dem Jahre 1816, wie Strodtmann (Werke XVII, 227) annimmt. Ich lasse es hier abdrucken, weil es in seiner ursprünglichen Gestalt noch nicht bekannt geworden ist.

Sohn der Thorheit! träume immer
Wenn dir's Herz im Busen schwillt;
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einst stand ich in schönern Tagen
Auf dem höchsten Berg am Rhein;
Deutschlands Gauen vor mir lagen
Blühend hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen
Milde Zaubermelodeyn,
Süße Ahnungschauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lausch' ich jetzt im Sang der Wogen,
Klingt viel andre Melodey:
Schöner Traum ist längst verflogen,
Schöner Wahn brach längst entzwey.

Schau ich jetzt von meinem Berge
In das deutsche Land hinab:
Seh ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Riesen Grab.

Such' ich jetzt den goldnen Frieden,
Den das deutsche Blut ersiegt,
Seh' ich nur die Kette schmieden,
Die den deutschen Nacken biegt.

Narren hör' ich jene schelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Brust entgegenstellten,
Opfernd selbst sich dargebracht.

O der Schande! jene darben
Die das Vaterland befreit;
Ihrer Wunden heil'ge Narben
Deckt ein grobes Bettlerkleid!

Mutterföhnchen gehn in Seide,
Nennen sich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeschmeide,
Söldner brüsten sich als Herr'n.

Nur ein Spottbild auf die Ahnen
Ist das Volk im deutschen Kleid;
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand;
Wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in System gefügt;

Wo ein Handschlag mehr als Eide,
Und Notarienakte war;
Wo ein Mann im Eisenkleide,
Und ein Herz im Manne war. —

Unsre Gartenbeete hegen
Tausend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Seegen
Lind umspielt von Sonnenschein.

Doch die allerschönste Blume
Blüht in unsern Gärten nie,
Sie die einst im Alterthume
Selbst auf fels'ger Höh' gedieh*);

Die auf kalter Bergesveste
Männer mit der Eisenhand
Pflegten als der Blumen beste, —
Gastlichkeit wird sie genannt.

Müder Wandrer steige nimmer
Nach der hohen Burg hinan,
Statt der gastlich warmen Zimmer
Kalte Wände dich empfah'n.

Von dem Wartthurm bläßt kein Wächter
Keine Fallbrück rollt herab;
Denn der Burgherr und der Wächter
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunkeln Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wahrlich hegen solche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte
Wie von Minnesängerhauch;
Denn in diese heil'gen Grüfte
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis' ich,
Denn sie blühen wie der May;
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerey;

Singen auch mit süßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu';
Freilich zweifelnd im Geheimen
Ob das Mährchen möglich sey?

*) Die Worte: „Selbst auf starrem Fels gedieh", sind durchstrichen,

Unsre Mütter einst erkannten,
Sinnig wie die Einfalt pflegt,
Daß den schönsten der Demanten
Oft der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein,
Denn die Frau'n in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein.

Traum der Freundschaft — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Mocht' auch Aberglauben herrschen
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Denn die schöne Jordansperle
Hat des Römers Geiz verfälscht,
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Fort ihr Bilder schönrer Tage!
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns versagt!

Harry Heine.

In dem Sethe'schen Manuscript ist die Ueberschrift bis auf die letzte Spur wieder ausradirt. Nicht viel besser ist es einem Zusatz zur Unterschrift ergangen, aber nachdem ich ihn unzählige Male vergeblich angesehen, finde ich, daß er Stud. juris bedeutet. So bietet er einen Anhaltspunkt für die Entstehung des Gedichtes. Es gehört in die Studentenzeit, die Jahre 1819 oder 1820. Denn dem Inhalt nach hat es offenbar am Rheine seinen ersten Ursprung genommen, unter dem Gefühl eines Mißvergnügens, wie es durch die politischen Verfolgungen hervorgerufen war. Ich glaubte auch annehmen zu dürfen, für die Bonner Jahre sei die Handschrift dieses und der vier zunächst erwähnten Gedichte (Nr. III—VI) entscheidend. Sie hat sich aus der früheren, welche die Hamburger Briefe zeigen, zu außerordentlich schönen, sorgfältigen Zügen entwickelt; gleich in den ersten Briefen aus Berlin und in Allem, was sonst von Heine's Hand mir vorliegt, kommt dagegen eine eilige, daher mehr liegende und längst nicht so feste und charakteristische Schrift zum Vorschein. Allein jene Annahme erweist sich als irrig. Das Papier, auf welchem diese fünf Gedichte enthalten sind — ein Bogen und ein einzelnes Blatt in Quart — trägt das Wasserzeichen J. W. Hatmann. Dieses selbige Zeichen mit dem Zusatze London findet sich auch auf dem Umschlag eines Briefes, den Eduard Gans, Heine's Freund, in Berlin an Friedrich v. Raumer schickte, und das nicht genug: es findet sich auch auf Heine's Brief an Sethe vom 14. April 1822. Danach würde gewiß kein Geschwornengericht mit der Erklärung zurückhalten, die fünf Gedichte seien in Berlin zu Papier gebracht. Das Eigenthümliche der Schrift, die Verschiedenheit von den Berliner Briefen erklärt sich wesentlich dadurch, daß die letzteren in Eile, die Gedichte dagegen als Reinschrift, mit großer Sorgfalt offenbar für einen besonderen Zweck niedergeschrieben sind: ein Umstand, der denn auch nicht ausschließt, daß sie in beträchtlich früherer Zeit entstanden sein könnten.

In dem vorstehenden Gedichte sind die 6., 7. und 8. Strophe von Heine im Manuscript durchstrichen und niemals in Druck gegeben, gewiß nicht aus einem ästhetischen Grunde — sie sind vielleicht unter allen die besten —, sondern aus Besorgniß vor der Censurbehörde. Es möchte ihnen auch übel ergangen sein. Denn schon ein kleines Gedicht über die Plagen eines Berliner Recruten, ein Volkslied, das Heine in der von Rousseau herausgegebenen Zeit-

schrift Agrippina vom 11. August 1824 abdrucken ließ, war hinreichend, um sofort die Unterdrückung der Zeitschrift herbeizuführen.*) Die drei Strophen vor der letzten (25—27) mögen noch Schärferes enthalten haben, da Heine sie nur durch Gedankenstriche auszufüllen wagte. Statt ihrer findet man noch in dem letzten Abdruck in Heine's Werken (XVII, 230) eine sonderbare Strophe, über deren Entstehung eine Bemerkung hier am Orte ist.

Auf den früheren Blättern wurde mehrmals unter Heine's Bekannten Friedrich Steinmann erwähnt. Heine behandelte ihn mit der freundlichen Nachsicht, die einen so liebenswürdigen Zug seines Charakters bildet. Aus Göttingen, auch noch aus Berlin schrieb er ihm zu wiederholten Malen; dann löste sich das Verhältniß, und Heine wurde unangenehm berührt, als Steinmann viele Jahre später, ohne anzufragen, die Göttinger Briefe in seinem Mephistopheles 1842 veröffentlichte. Ein Jahr darauf scheute sich der wenig gewissenhafte Vielschreiber nicht, in einem Musenalmanach, den er herausgab, drei Jugendgedichte Heine's abdrucken zu lassen, mit der Unterschrift: H. Heine, Paris, als seien sie eben gedichtet und für den Musenalmanach eingesendet worden. Es ist das hier abgedruckte nebst zwei anderen, die später unter Nr. VIII und XIII zu erwähnen sind. Heine, den wohl am meisten verdroß, daß man unbedeutende Jugendarbeiten als Erzeugnisse seines reifsten Alters zu bezeichnen wagte, erließ dagegen folgende Erklärung in Laube's Zeitung für die elegante Welt vom 8. Februar 1843 (Werke XX, 356):

„Was Sie mir von dem Musenalmanach des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsiren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Musenalmanach zeigen lassen, und ich autorisire Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, daß die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfaßt, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte nur die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig Jahren einem Freunde zum Componiren mitgetheilt habe und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen; von dem anderen Gedichte habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, daß es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter anderen Selbstpersiflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floß. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubnis und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ."

---

*) Vergl. Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine (herausgegeben von Strodtmann als Supplementband zu den Werken), Hamburg, 1869, S. 17 und 398, und Strodtmann's Bemerkungen in der Beil. z. Augsb. Allg. Ztg. vom 28. November 1869.

Heine hatte allerdings das eine dieser Lieder dem Componisten Joseph Klein früher mitgetheilt, aber die Quelle des unberufenen Herausgebers hat er nicht errathen. Diese ist keine andere, als die Sethe'schen Manuscripte, die Steinmann sich leicht verschaffen konnte. Schon die beiden kleineren Gedichte machen die Annahme wahrscheinlich, und das zuletzt hier mitgetheilte macht sie gewiß. Heine selbst hat dies Gedicht im Berliner Zuschauer vom 22. Januar 1822 mit der Ueberschrift: „Deutschland, ein Traum" veröffentlicht, aber ohne die drei im Manuscript durchstrichenen Strophen 6, 7 und 8, und ohne Andeutung der drei anderen, die der letzten Strophe vorhergehen. Im Steinmann'schen Musenalmanach findet man dagegen als vorletzte Strophe eben die sonderbaren Verse, auf die ich vorher hinwies:

„Aberglaube, Trug und Lüge
Herrschen — Leben ohne Reiz,
Und die schöne Jordansperle
Hat verfälscht des Römers Geiz."

Ihre Entstehung erklärt sich jetzt leicht genug. Jeder erkennt sie sofort als eine ungeschickte Zusammenziehung der von Heine in drei verschiedene Strophen vertheilten, andeutenden Worte. So nachlässig ist der unberufene Herausgeber verfahren, daß er in dem streng durchgereimten Gedicht nicht einmal einen Reim für die erste und dritte Zeile hat suchen wollen.

III.

„Dein Angesicht so lieb und schön" u. s. w., wie in den Werken XV, 151. Die zweite Zeile lautete ursprünglich: das hab' ich jüngst im Dom — statt im Traum — gesehn. Strophe 2, Zeile 2 ist durchstrichen und dafür geschrieben: Bleich küssen wird auch die der Tod; eine Veränderung, die später nicht beibehalten wurde. Zeile 3: Er löscht dir aus das süße Licht.

IV, V und VI.

„Und wüßten's die Blumen die kleinen" u. s. w.

„Seit die Liebste war entfernt" u. s. w.

„Ach wenn ich nur der Schemel wär'" u. s. w. Ganz wie in den Werken XV, 160, 169.

VII.

„Ich wandelte unter den Bäumen" u. s. w., mit der Ueberschrift: „Liebe"; sonst wie in den Werken XV, 56, nur in Strophe 2, Zeile 2: luft'ger statt luftiger, Strophe 4, Zeile 4: niemand statt Niemanden.

VIII.

„Wenn ich bei meiner Liebsten bin
Dann geht das Herz mir auf
Dann dünk' ich mich reich in meinem Sinn
Und frag: ob die Welt zu kauf?

Doch wenn ich wieder scheiden thu
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann geht das Herz mir wieder zu
Und ich bin bettelarm."

Eins der Gedichte, deren unbefugte Mittheilung Heine in Paris verdrossen hat. Dies ist die älteste Fassung. Später verbesserte Heine Strophe 1, Zeile 3 und 4: Dann bin ich reich in meinem Sinn, Ich bieth die Welt zu Kauf; ferner Strophe 2, Zeile 1: Doch wenn ich wieder scheiden muß; Strophe 2, Zeile 3: Dann schwindet all mein Ueberfluß. So ist es von Steinmann, wohl unzweifelhaft nach Sethe's Papieren, im Musenalmanach mitgetheilt, danach in den Werken XV, 54. Nur ist Strophe 1, Zeile 4 statt „Und" zu lesen „Ich".

IX.

„Gewiß, gewiß der Rath wär gut,
Hätt unser eins kein junges Blut.
Wir trinken aus, wir schenken ein,
Wir klopfen an, sie ruft herein.

Hat uns die Eine fortgeschickt,
Die Andre hat uns zugenickt,
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächst am Rheine mehr."

Nur in Sethe's Papieren erhalten und daraus von Strodtmann in Heine's Leben, 1. Ausg. II, 600 und in den Letzten Gedichten Seite 13 als „Fragment eines Rhein- und Weinliedes" veröffentlicht. Ich kann aber dies kleine Gedicht nicht für ein Fragment und noch weniger für ein Rhein- und Weinlied halten. Heine pflegte in Berlin, wie Joseph Klein später oft erzählte, gar keinen Wein zu genießen. Er bewahrte allerdings auf seinem Zimmer eine Flasche mit Rheinwein, begnügte sich aber, daran zu riechen, weil er vom Trinken Kopfschmerzen befürchten mußte.

X.

„Ich will mich im grünen Wald ergehn" u. s. w. Ein kleines Gedicht von sechs Zeilen, nur in Sethe's Papieren erhalten und daraus von Strodtmann in Heine's letzten Gedichten Seite 8 abgedruckt. Statt „Vögelgesang" ist aber in der 6. Zeile „Vögelgesänge" zu lesen.

XI.

„Wir wollen jetzt Frieden machen" u. s. w. Auch dies Gedicht mit dem Schluß:

„Kommt her ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein,
Nur mit der schlimmen Resede
Laß ich mich nicht mehr ein."

ist nur in Sethe's Papieren aufbewahrt und daraus von Strodtmann in den Letzten Gedichten Seite 9 veröffentlicht. Die sonderbare Feindschaft gegen das „stille bescheidene Kraut" wird auch in dem Buch Legrand (I, 249) erwähnt.

XII.

„Ich will meine Seele tauchen" u. s. w., wie in den Werken XV, 152.

XIII.

„Ich wollte meine Lieder" u. s. w. Zuerst von Steinmann im Musenalmanach, sehr wahrscheinlich nach Sethe's Papieren, mitgetheilt, danach in den

Werken XV, 57. Die Echtheit des kleinen Gedichts, das Heine selbst völlig vergessen hatte, wird nun durch seine Handschrift sicher gestellt.

XIV.

„Die Erde war so lange geizig" u. s. w., in den Werken XV, 165. Strophe 1, Zeile 2 lautet im Manuscript: „Jetzt kommt der Mai und wird spendabel," Strophe 3, Zeile 1 und 2:

„Das Menschenvolk mich ganz enuyiret,
Sogar die Freunde, die sonst passabel."

XV.

„Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht" u. s. w., wie in den Werken XV, 155. Strophe 1, Zeile 4: „Bin ich so froh wie'n König." Str. 2, Z. 3: „Bieth mir es" u. s. w. Dies Gedicht und die neun folgenden füllen die vier Seiten eines Briefbogens in großem Quart. Sie sind, mit Ausnahme des letzten, in dem Lyrischen Intermezzo der Tragödien — April 1823 — zum ersten Abdruck gelangt.

XVI.

„Auf meiner Herzliebsten Aeugelein Mach' ich die schönsten Canzonen" u. s. w., Werke XV, 156. Zeile 3: „Mündchen" statt „Mündlein", Zeile 6: „Wänglein fein" statt „Wängelein", Zeile 8: „Da wollt ich drauf machen ein zartes Sonett". Interessant ist der oftmalige Wechsel im Anfange der zweiten, vierten, sechsten und achten Zeile. Zuerst schrieb Heine: „Da mach' ich," aber noch ehe er die vierte Zeile anfing, war das „Da" gestrichen und das kleine m des folgenden Wortes in den großen Buchstaben verwandelt. Später ist allen vier Zeilen das „Da" noch einmal vorgesetzt, um dann schon beim ersten Abdruck des Gedichts wieder wegzufallen.

XVII.

„Die Rose, die Lielje, die Taube, die Sonne" u. s. w., Werke XV. 150. Zeile 3: „und ich liebe" statt „ich liebe".

XVIII.

„Die blauen Veilchen der Aeugelein" u. s. w., genau wie in den Werken XV, 166.

XIX.

„Und als ich so lange, so lange gesäumt" u. s. w., Werke XV, 166. Strophe 2, Zeile 1: „lieb und mild", statt „schön und mild"; Zeile 2: „mir vor ihr schönes" statt „vor mir ihr süßes"; Z. 3: „und" statt „die". Z. 4: „blühen und glühen" statt „glühen und blühen". Dann findet sich noch eine dritte Strophe, die im Druck weggelassen und noch nicht bekannt geworden ist:

Oft wenn ich sitze und einsam bin,
Kommt mir die Frage in den Sinn:
Ob sie denn meiner ganz und gar
Vergessen hat auf immer dar?
Dann seufz' ich und muß zu mir selber sagen:
Das ist die dümmste der dummen Fragen.

XX.

„So hast du ganz und gar vergessen" u. s. w., Werke XV, 160. Ganz wie es zuerst im Lyrischen Intermezzo gedruckt wurde.

XXI.

„Die Welt ist so schön und der Himmel so blau" u. s. w., Werke XV, 167. Zeile 2: „die wehen" statt „wehen"; Zeile 3: „die winken" statt „winken".

XXII.

„Wo ich bin, mich rings umdunkelt" u. s. w., Werke XV, 189. Strophe 2, Zeile 3: „jähnt" statt „gähnt".

XXIII.

„Wenn ich in deine Augen seh" u. s. w., Werke XV, 150. Strophe 1, Zeile 2: „dann" statt „so"; Strophe 2, Zeile 4, „dann" statt „so". Die vierte Zeile der zweiten Strophe lautete zuerst: „Dann wein' ich still und bitterlich". „Bitterlich" wurde später in „freudiglich" verändert, bis im Abdruck die jetzige Lesart „So muß ich weinen bitterlich" erscheint.

XXIV.

„Gekommen ist der Maye" u. s. w., Werke XVI, 158. Schon Steinmann (Erinnerungen an Heine, S. 54) und Strodtmann (Leben Heine's, I, 510) haben Varianten, wie es scheint, nach dem Sethe'schen Manuscript mitgetheilt, aber beide nicht ganz genau. Das kleine, liebenswürdige Gedicht ist erst nach vielfachen Veränderungen zu seiner Gestalt gelangt. Die älteste Fassung lautet:

Gekommen ist der Maye,
Die liebe Erd ist grün,
Wohl durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Wohl in der laubigen Höh,
Die weißen Lämmer springen
Wohl in dem weichen Klee.

Ich sitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras,
Da kommt ein sanfter Schlummer,
Ich träum ich weiß nicht was.

Ich denk an meine Schöne
Ich denk ich weiß nicht was
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Die beiden letzten Strophen genügten dem Dichter nicht, er fand statt ihrer den glücklicheren Abschluß:

Doch ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras,
Ich hör ein süßes Klingen
Und träume, ich weiß nicht was.

Schon der erste Abdruck im Gesellschafter vom 26. Juni 1822 zeigt noch manche Verbesserungen, aber immer konnte der Dichter sich nicht genug thun. Erst zwei Jahre später in dem von Rousseau herausgegebenen Westteutschen Musenalmanach erscheint das Gedicht in vollendeter Gestalt, so fein und zierlich ausgefeilt, daß man die Vergleichung mit der älteren Form gern hier vornehmen wird. Sonderbarer Weise ist es dann von Heine zwanzig Jahre lang

vergessen. Im Buch der Lieder (1827) sucht man es vergebens; erst 1844 in den Neuen Gedichten lesen wir wieder, bis auf eine geringe Abweichung — „höre" statt „hör' ein" — genau wie im Rousseau'schen Musenalmanach:

Gekommen ist der Maye,
Die Blumen und Bäume blühn,
Und durch die Himmelsbläue
Die rosigen Wolken ziehn.

Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh,
Die weißen Lämmer springen
Im weichen, grünen Klee.

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras,
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt ich weiß nicht was.

Es giebt kaum eine bessere Illustration zu dem Satze: Genie ist Fleiß, als dies kleine Gedicht. Denn nur die höchste Intelligenz, der feinste Sinn für die Kunst, nur sie verleihen die unermüdliche Ausdauer, die auch die kleinsten Mängel nicht unbeachtet läßt und das Kunstwerk der Vollendung entgegenführt.

Zusätze; Heine und Johann Baptist Rousseau.

Der erste Theil dieses Aufsatzes im Novemberhefte der Rundschau wurde früher, als ich erwartet, und zu einer Zeit gedruckt, in welcher ich die letzte Durchsicht nicht selbst übernehmen konnte: ein Uebelstand, um so größer, als das Manuscript nach Form und Inhalt noch nicht vollständig abgeschlossen war.*) Ich hätte wol bemerken können, daß die französischen Verse in dem Briefe vom 27. October 1816 der Merope des Voltaire entnommen sind, wo sie den Schluß des 2. Actes bilden. Die Fehler gegen Grammatik und Prosodie fallen, wie man denken kann, eher dem Unterricht des Abbé Daulnoie am Düsseldorfer Lyceum als dem Original zur Last. Es lautet:

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre et la mort un devoir.

In Frankreich werden diese Zeilen noch häufig angeführt, auch in verschiedener Weise parodirt, so noch während der letzten Belagerung von Paris:

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
On part dans un ballon à sept heures du soir.

Wenn ich (S. 244) anführte, Franz von Zuccalmaglio sei in der ersten Stunde des neuen Jahrhunderts geboren, so ist dies im Sinne Heine's geschrieben,

*) Zu verbessern: S. 241, Z. 2: Christoph statt Heinrich; Z. 19: muß statt mußte; Z. 21 das Komma nach musterhaft zu streichen. S. 243, Z. 3 von unten und öfter: Wünneberg statt Wunneberg. S. 244, Z. 15 von oben: 12 statt 14; Z. 19: Unzer statt Unger. S. 249, Z. 21: diese Zeile, im Manuscript auf den Rand geschrieben, gehört an den Schluß des Briefes; Z. 34: viel- und scharfzackiges statt vielscharfzackiges. S. 252, Z. 17: Heinrich statt Hermann. S. 256, Z. 3: am Oberlandesgericht statt an derselben Regierung. S. 257, Z. 13 nach dem Worte „Stück" ist „des Gesellschafters" einzuschalten. S. 258, Z. 25: 13 statt 14. S. 260, Z. 27: vor statt gar. Z. 39: 27 statt 23. S. 262, Z. 23: Stettin statt Frankfurt a. d. Oder.

der das neunzehnte Jahrhundert mit dem 1. Januar 1800 anfangen ließ; nach meiner Ansicht müßte man den 1. Januar 1801 als Anfangstag betrachten. Die Frage ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach bestritten, und häufig in dem unrichtigen Sinne entschieden worden. Schiller's Ansichten darüber haben gewechselt. Am 24. December 1800, in einem Briefe an Goethe, stellt er sich noch in das alte Seculum, aber am 1. Januar 1800 schreibt er: „Ich begrüße Sie zum neuen Jahr und zum neuen Seculum," und Goethe antwortet an demselben Tage: „Ich war herzlich erfreut, gestern Abend mit Ihnen das Jahr und, da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu schließen." Aehnliches in Paris zu Ende des 17. Jahrhunderts. Die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans berichtet am 4. Januar 1699 von einer „Disputte" über den Anfang des neuen Seculums. „Wo man geht undt stehet," schreibt sie, „höret man nichts alß disputtiren; biß auff die porteur de chaises disputiren hirüber. Euer Liebden können nicht glauben, was dies vor ein Geraß zu wegen gebracht hatt; so lang, alß ich hir im Landt bin, habe Ich nichts disputiren hören alß dißes." Sie wünscht Leibnitzens Meinung darüber zu erfahren, und stimmt selbst Monsieur Fagon, dem Leibarzt des Königs, bei, der für das Jahr 1700 das Wort führte. Aber am 29. Januar schreibt sie: „Damit ich wider auff die disputte vom seculum komme, so ist sie hier gantz zum Endt. Man hatt die academie und Sorbonne vor Richter genohmen, sie haben beyde monsieur Fagon condamnirt undt versichert, daß das secullum erst im 1701 Jahr ahnfangt, und sagen, das jubilée seye das letzte Jahr vom secullum ahngestellt, damit man pur undt net in das ander secullum. tretten möge; so ist dieße disputte zum Endt gangen." *)

Das von Vincenz v. Zuccalmaglio mitgetheilte Erlebniß auf der Wartburg bei Heilbronn (s. o. S. 245) ist unzweifelhaft in den November 1827 zu setzen. Heine war im Sommer dieses Jahres aus England zurückgekehrt; einem Rufe des Freiherrn von Cotta folgend, verließ er Hamburg Ende Octobers und reiste über Lüneburg, Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart nach München, wo er Ende Novembers eintraf. Ueber seinen Aufenthalt in dieser Stadt geben die Mittheilungen an Varnhagen und Cotta nähere Auskunft; von der Beschäftigung mit Shakespeare zeugt ein Ausdruck des folgenden, bisher ungedruckten Briefes, welchen ich der Güte des Herrn Berghauptmann Brassert in Bonn verdanke. Leider ist die Adresse abgerissen und der Inhalt nicht von der Art, daß ich angeben könnte, an wen er gerichtet ist.

München, den 19. April 1828.

Entschuldigen Sie, Lieber, wenn ich erst heute Ihren viel werthen Brief mit einigen Zeilen erwiedere. Erst jetzt meldet sich hier in München ein besseres Wetter und in mir eine bessere Gesundheit; — ich wollte Ihnen nicht bei schlechtem Wetter und kranker Stimmung schreiben. — Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Gesinnungen; ich glaube nicht, daß ich sie in so vollem Maaße verdiene.

Ueber die Zeit, woran Sie mich in Ihrem Briefe erinnern, habe ich nicht ohne Wehmuth lachen können. Die Pralerey der eignen Jugend, wie ergötzlich klingt sie uns in späterer Zeit! Aber wie traurig ists, daß wir in späterer Zeit nicht mehr

*) Ranke, französische Geschichte, in den Werken XIII, 163, 165.

pralen können! Jetzt wissen wir, was an uns ist; damals ahneten wir alle möglichen Kräfte und wußten nicht, daß sich nur wenige in uns entwickeln würden. — Ich muß mich sehr geändert haben; jetzt disputire ich nicht, wenn ich Unsinn höre. Ich bin ein stiller Mann geworden; ein todter Merkuzio. — Leben Sie wohl. Ich denke es wird sich mahl so treffen, daß ich auch Ihre persönliche Bekanntschaft mache.

In freundlicher Ergebenheit
H. Heine.

Ich muß noch einige Worte über Johann Baptist Rousseau sagen. Etwas jünger als Heine — er war zu Bonn am 29. December 1802 geboren — ist er doch nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen und in der That nicht so unbedeutend, als ich früher glaubte. Er besaß eine nicht gewöhnliche Leichtigkeit, zu arbeiten und sich in gebundener Rede auszudrücken. Was ihm fehlte, waren Tiefe und Energie des Gedankens und Charakters; zudem ließen ihn drückende Vermögensverhältnisse von Kindheit an nicht zu Ruhe und sorgenfreier Arbeit gelangen. So hat er in einer ziel- und freudenlosen Literaten-Existenz sich abgemüht und schöne Anlagen vergeudet.

Von literarischen Freunden hat in erster Jugendzeit vielleicht keiner Heine so nahe gestanden, als Rousseau. In ihrem Verhältniß zeigt sich von Seiten Heine's gewiß nicht das kleinere Maß von Anhänglichkeit, ja eine Vorliebe, die allen, auch den deutlich erkannten Schwächen des vielschreibenden Freundes gegenüber Stand hielt. Wenn er Rousseau's Beitrag für den Rheinisch-Westphälischen Musenalmanach von Raßmann 1821 oder Rousseau's eigene Gedichtsammlung und die „Poesien für Liebe und Freundschaft" 1823 bespricht (Werke XIII, 195, 197), immer geht er im Lobe so weit, als er, ohne unwahr zu werden, irgend gehen kann. Auch dem von Rousseau noch in demselben Jahre (1823) herausgegebenen Westteutschen Musenalmanach wendet er reichliche Beiträge zu: vorerst unter der Ueberschrift „Traum" das bekannte Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott", dann nicht weniger als sieben Lieder, die später in dem lyrischen Intermezzo wieder abgedruckt wurden. Für die Texteskritik der Heine'schen Gedichte ist deshalb dieser Almanach nicht ohne Bedeutung; selbst das Verständniß kann er wenigstens in einem Falle erleichtern. Wer ist in dem „Traum" der „theure Freund Eugen", den der Engel Gabriel heraufholen soll? Man konnte allenfalls vermuthen, es sei der polnische Graf Eugen von Breza, den der Brief vom 14. April 1822 (s. o. S. 253 und 254) so liebevoll erwähnt. Aber die Vermuthung wird erst zur Gewißheit, wenn man in der Fassung des Musenalmanachs den Namen Eugen in's Polnische übersetzt findet, wo dann der Auftrag lautet:

„Genuscha, meinen besten Freund,
Sollst du herauf mir holen."

Daraus erklärt sich auch, warum unter den Kirchen Berlin's grade die einzige katholische, die Hedwigskirche, als diejenige genannt wird, in welcher man den gewiß dem katholischen Bekenntniß angehörigen polnischen Edelmann nicht suchen soll.

Für die kritische Ausgabe von Heine's Werken ist der Westteutsche Musenalmanach noch nicht benutzt, aber in Heine's Leben werden die sieben Lieder als

Bestandtheile des Musenalmanachs richtig angeführt.*) Von Varianten erwähne ich nur in dem Liede „Es leuchtet meine Liebe" Str. 1, Z. 4: Winternacht st. Sommernacht; in dem Liede „Es fällt ein Stern herunter" Str. 2, Z. 2: der weißen Blätter statt der Blüthen und Blätter; Str. 4, Z. 2: Verweht ist die Apfelblüth' statt Blatt und Blüth'; endlich in dem Liede „Sie haben mich gequälet" Str. 3, Z. 1 und 2: Doch die mich am meisten gequälet, — Geärgert und betrübt, statt Doch sie, die mich am meisten — Gequält, geärgert, betrübt. Diesem Gedichte grade gegenüber steht S. 155 die bekannte Parodie desselben von J. S. Lehmann, dem kürzlich verstorbenen Herausgeber des Magazins für die Literatur des Auslandes. Er unterzeichnet mit dem Anagramm H. Anselmi und hat für den Musenalmanach auch die gleichfalls von Strodtmann I, 690 mitgetheilten „Zuckerpastillen" geliefert, kleine Gedichte in Heine'scher Manier, die wol für Arbeiten Heine's ausgegeben sind.

Der Almanach enthält einzelne Beiträge von namhaften Schriftstellern, Hoffmann von Fallersleben, Immermann, Rellstab, im zweiten Bande ein episches Gedicht: Die drei Cliffords von Fouqué, und Reliquien von Schenkendorf, daneben aber ein Uebermaß gewöhnlicher Reimereien, besonders unter den Beiträgen des Herausgebers wol das Unreifste, was jemals aus seiner Feder gekommen ist. Heine konnte sich in solcher Nachbarschaft nicht behaglich fühlen. Für den zweiten Jahrgang, der, mit dem „Censursiegel der Polizeibehörde in Münster" verziert, 1824 in Hamm an's Licht trat, hat er nur ein Gedicht beigesteuert, freilich ein so anmuthiges, wie das Lied: „Gekommen ist der Maie". Dagegen enthält die von Rousseau in Köln 1824 herausgegebene Zeitschrift „Agrippina" wieder fünf Heine'sche Gedichte.**) Heine war es sogar, der, wie erwähnt, durch die Mittheilung eines nicht unter dem „Censursiegel" abgedruckten Volksliedes die rasche Unterdrückung der Zeitschrift herbeiführte.

Rousseau verlor den Muth nicht, er wandte sich nach Aachen, wo er bei einem befreundeten Buchhändler Unterkommen fand, und brachte es dahin, daß schon am 1. Januar 1825 die „Rheinische Flora, Blätter für Kunst, Leben, Wissen und Verkehr", erscheinen konnte. Jetzt ist sie beinahe verschollen; nur nach vielfachem Nachsuchen ließ sich in allerletzter Zeit wenigstens der erste Jahrgang, der für Heine's Betheiligung allein in Betracht kommt, wieder auftreiben. Die Zeitschrift ist nicht ohne Werth, für die literarischen Verhältnisse der Rheinprovinz sogar sehr unterrichtend, und es lohnte sich der Mühe, gelegentlich ausführlicher darüber zu reden. Hier ist zu bemerken, daß beinahe Alles, was in erster Jugendzeit mit Heine literarische Verbindung pflog, in diesem Blatt wieder zu Worte kommt; vor Allem Rousseau selbst in Novellen, ausführlichen und nicht ungeschickten Theaterkritiken, endlich in Gedichten, von denen wenigstens einzelne über das Mittelmäßige hinausgehen. So die Uebersetzung eines lateinischen Gedichts, in welchem August Wilhelm von Schlegel die Rhein-

*) Heine's Leben I, 689 und Werke XV; 151 Nr. 6, 155 Nr. 13, 188, 178, 159 Nr. 21, 186, 179; aus dem zweiten Jahrgang nennt Strodtmann das Mailied (XIV, 158) und außerdem die Götterdämmerung (XV, 265), welche letztere ich aber vergebens darin suche.

**) Wieder abgedruckt von Strodtmann im Supplementbande zu Heine's Werken S. 5, 10, 11, 12, 14.

fahrt König Friedrich Wilhelms III. im September 1825 feierte. Schlegel selbst hat es später übertragen und die strengen Gesetze antiker Prosodie mit gewohnter Sicherheit zur Anwendung gebracht; aber an Leichtigkeit und zuweilen an Schwung des dichterischen Ausdruckes steht seine Uebersetzung hinter der Rousseauschen nicht viel weniger zurück, wie die spätern Ausgaben der Vossischen Odyssee hinter dem Meisterwerk des Jahres 1781.

Von Schlegel bringt die Flora noch das Sonett an seinen Freund Windischmann, von Fouqué eine Erzählung und Gedichte, freilich nur durch den Namen des Autors von einiger Bedeutung. Wilhelm Smets, der Verfasser des Tasso, den Heine (Werke XIII, 204) ausführlich besprochen und weit überschätzt hatte, tritt in dieser Zeitschrift als lyrischer Dichter auf, Steinmann und der später oft genannte Jurist J. D. H. Temme, unter dem Namen F. Stahl, lieferten Novellen; über Musik schreibt Joseph Klein, über Literaturgeschichte der münsterische Schriftsteller Raßmann; auch Joseph Neunzig wird unter den Mitarbeitern erwähnt. Simrock betheiligte sich wenigstens insoweit, als er in einem von Julius Curtius in Berlin veröffentlichten Musenalmanach und später im Gesellschafter eine Anzahl der bittersten Xenien gegen Rousseau's frühere Schriften, dann auch gegen die Flora richtete.

Sonderbar, daß auch jener Klamer Schmidt, an dessen Epigrammen Heine zwölf Jahre früher das Plagium verübte, kurz nach seinem Tode in dieser Zeitschrift wieder erscheint. Schon in der ersten Nummer hält ihm Smets eine Leichenrede; Raßmann veröffentlicht Briefe, die er im Jahre 1810 von ihm erhalten hatte, und die Redaction verspricht, „durch Raßmanns Vermittelung noch manche liebliche Reliquie des seligen Dichters mitzutheilen". Vielleicht mag in der frühen Verbindung Schmidt's mit Westphalen und dem Rhein die Veranlassung zum Vorschein kommen, welche dem Knaben Heine das Gedicht eines doch nicht eben weit bekannten Autors in die Hände spielte.

Von Heine findet sich in der Zeitschrift weniger, als man erwarten sollte: in Nr. 12 vom 20. Januar das schöne Gedicht „Nacht liegt auf den öden Wegen" (Werke XV, 263) mit der Ueberschrift „Wanderlied", sodann in Nr. 26 vom 13. Februar das allbekannte: „Du bist wie eine Blume" (XV, 235) mit der Ueberschrift „Lied", beide so wie sie im nächsten Jahre in den Reisebildern abermals veröffentlicht wurden.*) Vielfach abweichende Formen zeigt dagegen ein Gedicht Heine's in Nr. 176 vom 8. November:

Proficiat!

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Ueberschütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten sollt',
Haben mich protegiren gewollt;
Aber ich hätte trotz ihrem Verheißen
Können in's Gras vor Hunger beißen,
Wär' nicht gewesen ein braver Mann,
Wacker nahm der sich meiner an;

*) Nur in dem zweiten steht Str. 1, Z. 4: „herein" statt „hinein", und Str. 2, Z. 3: „und beten" statt „betend". Eine Anmerkung zu dem ersten Liede nennt als Heine's Geburtsjahr 1797.

Braver Mann, gab mir zu trinken, zu essen,
Werd' ihn nimmer und nimmer vergessen;
Schad', daß ich ihn nicht küssen kann,
Denn ich bin selbst dieser brave Mann.

Ipse fecit.

Dieses Gedicht ist aber genau, wie später in dem Buch der Lieder (XV, 246), schon im Gesellschafter vom 31. März 1824 abgedruckt. Die beiden Verse zu Anfang der zweiten Strophe lauten bekanntlich:

Aber bei all' ihrem Protegiren
Hätte ich können vor Hunger crepiren;

sie sind nicht von Heine, sondern, wie ich bestimmt weiß, von Rousseau, um das anstößige Schlußwort zu vermeiden, in der angegebenen Weise verändert worden. Auch die übrigen Varianten erscheinen so sehr als das Gegentheil von Verbesserungen, daß sie gewiß nicht nach dem Abdruck im Gesellschafter von Heine vorgenommen sind. Möglich, daß Rousseau nur aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben oder das Gedicht in früherer Zeit von Heine erhalten hat. Gewiß hat er es nicht im November 1825 erhalten; denn so, wie es hier erscheint, ist es wol nichts Anderes, als eine Klage, daß Heine die Flora ohne Beiträge und den Herausgeber gegen mancherlei Angriffe ohne Unterstützung lasse. Rousseau war darüber im höchsten Grade aufgebracht, und als Heine auf Beschwerden und Mahnungen dadurch antwortete, daß er Rousseau auf das Leere und Zwecklose seines Literatenwesens aufmerksam machte, beging dieser die Thorheit, dem großen Dichter und noch immer treuen Freunde die Freundschaft zu kündigen. Der Abdruck des Heine'schen Gedichts sollte Heine zu Gemüthe führen, er habe gegen Rousseau und die „Flora" nicht anders gehandelt, wie die Protectoren, deren leere Versprechungen von Heine getadelt werden, und die Ueber- und Unterschrift besagen, daß der, dem die Nutzanwendung des Gedichtes gelte, es selber gemacht habe. Nichts ist liebenswürdiger als die Art, in welcher Heine nach solchen Vorgängen wenige Wochen später sich nun doch über Rousseau ausspricht. In dem Briefe an Joseph Klein vom 25. December 1825 heißt es kurz nach den früher (s. o. S. 258) mitgetheilten Worten über Sethe: „Die Ideenassociation des Wenigschreibens führt mich auf Johann Baptist Rousseau — hast Du von ihm Nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiß mit Recht, mißfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradschaft aufgekündigt. Im Grunde ist er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und schätze ihn. Laß ihn froh sein, daß er mich nicht ganz versteht; er kann um desto lebensglücklicher sein und weniger in Gefahr gerathen, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, sondern im Gegentheil Rousseau — ist ein guter Kerl, eine Seele voller Seelengüte; hoffe, noch ehe ich sterbe, ihn wiederzusehn und ihm lachend zu zeigen, daß Alles nur ein Spaß ist, sogar die Liebe, die uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht." — Noch deutlicher erkennt man das Verhältniß in den schönen Worten an Simrock vom 30. December: „Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tiefern Geiste sein muß, bloß zum Gefallen des müßigen

Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst Du Dir wohl vorstellen, daß ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter Andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was Du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent und verdient, schon seines Herzens wegen, ein besseres Schicksal in der Literatur. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben. Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thuen, als etwas Nichtiges."

Aber zwischen Heine und Rousseau stellte sich das Verhältniß nie wieder her. Rousseau, mehr und mehr einer süßlichen Frömmelei und officiellen Loyalität verfallend, mußte sich schon deshalb immer weiter von Heine entfernen. Die Flora hielt sich bis Ende 1826, Rousseau gab zunächst in Hamm eine neue Zeitschrift, die „Hermione", dann in den dreißiger Jahren die „Oberpostamts-Zeitung" in Frankfurt heraus. Hier stand er den Kreisen der Gräfin Reichenbach nahe und erhielt den Titel eines kurhessischen Hofraths. Wenige Menschen haben so scharf und richtig in die Zukunft gesehen, als Heine. Er schreibt über die Entwicklung Deutschlands und den französischen Krieg, wie allenfalls jetzt, nach den Ereignissen, ein Dichter einen weisen Mann in Frankreich zu Anfang 1870 könnte reden lassen; am 19. December 1841 sagt er sogar den Fall der Vendome-Säule vorher. So hat er auch, wenn man Kleines mit Großem zusammenstellen darf, im Jahre 1823 vorhergesagt: Johann Baptist Rousseau, der gerade acht Sonette zu Heine's Preise an den Tag gegeben, werde einmal das so schön von ihm bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen bewerfen. Dies erfüllte sich — nur daß die Kügelchen zu Kugeln wurden — im Januar 1836. Rousseau ließ damals, nach vielen begrabenen, eben wieder eine neue Zeitschrift, den „Leuchtthurm", an's Licht treten. Die Probenummer benutzte er zu einer Invective gegen Heine's Schrift über die „Romantische Schule".*) Wolfgang Menzel hat sich nicht leidenschaftlicher ausgedrückt; gleichwol klingt ein Ton der alten Freundschaft durch, und Heine hat niemals darauf geantwortet.

Rousseau's Wege wurden immer trüber und einsamer; eigner Leichtsinn und unglückliche Fügungen störten Alles, was er unternahm. Zu Anfang der vierziger Jahre trat er in Berlin mit dem bekannten Historiker Zinkeisen, damals Leiter der „Staatszeitung", in Verbindung. Zinkeisen gebrauchte ihn als Theaterrecensenten, also in dem Fache, das seinen Jugendneigungen entsprach. Aber so viel hatte er von der früheren Productivität eingebüßt, daß die preußische Hauptstadt damals häufig mit Gerichten vorlieb nehmen mußte, die beinahe zwanzig Jahre vorher von der „Flora" in Aachen aufgetischt waren. Während der Revolution im Jahre 1848 wurde er in Wien noch einmal in wenig angenehmer Weise an ein Dichterschicksal erinnert, da wüthende Weiber, ärger als

*) Strodtmann, Heine's Leben II, 199.

Mänaden, ihn auf der Straße im eigentlichsten Sinne zu zerreißen suchten. Seitdem ist er nie wieder zu kräftiger Gesundheit gelangt und, immer kümmerlicher für das tägliche Brod sich abarbeitend, endlich am 8. October 1867 im Hospital zu Cöln gestorben. Wäre er nicht Heine's Freund gewesen, wer würde ferner von ihm reden? Aber außerordentliche Menschen und vor Allem große Dichter haben etwas von der Eigenschaft des Midas, der, was mit ihm in Berührung kam, in Gold verwandelte. Gold will ich es nicht gerade nennen, was aus dem armen Rousseau geworden ist, aber doch ein Material, dessen die Literargeschichte gedenken muß.

Außer den früher angeführten enthält die „Rheinische Flora" noch ein Gedicht, das freilich nicht von Heine herrührt, aber für die kritische Ausgabe seiner Werke von nicht minderer Bedeutung ist. Wenige, die diesen Mittheilungen bis hieher ihre Theilnahme schenkten, werden sich nicht der drei Gedichte (XVI, 267) erinnern, denen Heine die Ueberschrift „Tragödie" gegeben hat. Ohne die schlechtesten mitzurechnen, sind viele wirkliche Tragödien geschrieben worden, die in fünf langen Acten nicht so viel enthalten, wie diese kurze Trilogie in fünfundzwanzig Zeilen. Ein feinerer Sinn wird leicht bemerken, daß das mittlere epische Gedicht den ursprünglichen und den Haupttheil des Ganzen bildet, zu welchem ein dramatisch gehaltener Eingang und ein mehr lyrischer Schluß später hinzugetreten sind. Ich darf die drei Strophen wol hersetzen:

2.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich vom Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

3.

Auf ihrem Grab da steht eine Linde, u. s. w.

Heine hat diesem Gedicht die Bemerkung vorgesetzt: „Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört." Aber es scheint nicht, daß die Kenner unserer Volkspoesie auf die Angabe großen Werth gelegt hätten. Von Karl Simrock weiß ich gewiß, daß er das Gedicht deshalb in seine kritische Sammlung deutscher Volkslieder nicht aufgenommen hat, weil er es für ein Erzeugniß Heine's hielt. Hier macht nun aber die Rheinische Flora ihrem Namen Ehre. Zu Anfang der Nummer 15 vom 25. Januar 1825 findet sich wörtlich Folgendes:

Volkslied.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatt' ein Mägdlein lieb,
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

Auf ihrem Grab blau Blümlein blühn,
Umschlingen sich zart, wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret.

(Im Bergischen aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben von Wilh. v. Waldbrühl.)

Wilhelm von Waldbrühl ist, wie früher bemerkt, der Name, unter welchem Anton von Zuccalmaglio einen Theil seiner Schriften erscheinen ließ. Der um die Geschichte seiner Heimath viel verdiente Mann hat schon in der Rousseau'schen Zeitschrift noch einige Volkslieder mitgetheilt und später eine umfassende Sammlung herausgegeben*), aber mit gewohnter Anspruchslosigkeit niemals öffentlich erwähnt, daß ein großer Dichter ein so merkwürdiges Gedicht ihm zu verdanken habe. Daß ein wirkliches Volkslied vorliegt, kann nach Zuccalmaglio's Erklärung nicht bezweifelt werden; etwas Anderes ist, ob auch jeder einzelne Ausdruck in der That aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben sei. Man war vor fünfzig Jahren noch nicht gewohnt, dergleichen mit der kritischen Genauigkeit zu behandeln, die man sich jetzt mit Recht zur Pflicht macht, und so möchte ich nicht unbedingt verbürgen, daß die von Zuccalmaglio besonders geliebten blauen Blumen in der letzten und vielleicht auch in der ersten Strophe wirklich auf freiem Felde gewachsen seien. Aber dies ist nur eine Nebenfrage; das Wesentliche und Interessante ist, daß die nächste Quelle Heine's in der rheinischen Zeitschrift sich gefunden hat. Heine veröffentlichte das Gedicht in dem Kalender für Damen 1829, also vier Jahre nach Zuccalmaglio, und daß er die Mittheilung in der Flora kannte, ist bei seinen Beziehungen zu diesem Blatte unzweifelhaft. Seine Angabe braucht deshalb nicht unwahr zu sein. Immer mochten, als er das Lied vor Augen hatte, alte verwandte Klänge, die er selbst früher gehört, in ihm wach werden. Jeder erkennt, auch in dem Wenigen, was er veränderte, die Meisterhand des Dichters, aber daneben ist es eine erfreuliche Wahrnehmung, daß die beiden größten Lyriker, deren Deutschland sich rühmen kann, daß Heine und Goethe so offen und bereitwillig anerkennen, wie viel sie dem eigensten und ursprünglichsten Ausdruck des nationalen Geistes, wie viel sie dem deutschen Volkslied verdanken.

*) Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen, unter Mitwirkung des Herrn Professor Dr. Maßmann in München und des Herrn v. Zuccalmaglio in Warschau herausgegeben von A. Kretschmer, Berlin, 1840. Der zweite Band des Werkes ist nach Kretschmer's Tode in demselben Jahre von Zuccalmaglio veröffentlicht. Im 1. Band Nr. 82 findet sich, unzweifelhaft von Zuccalmaglio mitgetheilt, das als rheinländisch bezeichnete Volkslied, aber mit ungeschickten, vielleicht von Kretschmer herrührenden Veränderungen.

Expedition in die libysche Wüste im Winter 1873/74.

Von

Gerhard Rohlfs.

Es gibt im Norden von Africa ein Land, das mit Marokko das Loos theilt, zu den unbekanntesten und am wenigsten besuchten dieses Erdtheils zu gehören: Cyrenaïca. Ja, es ist noch vereinsamter und verlassener; denn die Häfen Tanger und Mogador von Marokko haben regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung, Tanger sogar eine tägliche mit Europa, während Cyrenaïca sich eines solchen Vorzugs nicht erfreut. Bengasi oder Derna, die Häfen dieses Landes, werden nur ab und zu von Dampfschiffen besucht und ebenso unbedeutend ist die Frequenz der Segler.

Sollte man nicht glauben, daß dies gesegnete Land, welches Pindar „das fruchttragende", „den Garten des Jupiter und der Venus" nennt, welches Diodor, Arrian, und Scylax übereinstimmend als eins der glückseligsten Länder schildern, sollte man nicht glauben, dies Land müsse entweder seinen Charakter ganz geändert, oder aber auch heute noch bewohnt und bebaut sein wie ehedem? Und doch ist das Eine der Fall, ohne daß das Andere zutrifft.

Die Fruchtbarkeit des Landes besteht auch heute noch in ungeschwächter Kraft, der Pflanzenreichthum ist so ausgeprägt, daß der nomadisirende, aus der libyschen Wüste kommende Araber das Land „Djebel achdar", d. h. das grüne Gebirgsland, nennt. Freilich, wo einst die üppigen Kornfelder der Alten waren, stehen jetzt Myrthen und Lentisken. Wo einst die Weinrebe gezogen wurde, duften jetzt Wachholderbüsche, Lorbeer, Rosmarin und Aeander. Und die Bäume, welche einst als zahme angepflanzt wurden, Oliven, Johannisbrodbaum, Feigen und andere, sind jetzt nur im verwilderten Zustande zu finden. Im Uebrigen ist der üppige Pflanzenwuchs unverändert.

„Warum," fragte Conrad Mannert, der gelehrte Professor der Geographie der Griechen und Römer, „warum hat sich die gesegnete Gegend (Cyrenaïca) so ganz aus dem Blicke des Europäers verloren? Warum ist noch nie der Versuch zu einer neuen, für eine Seemacht nicht schweren Ansiedlung gemacht wor-

den, welche zugleich den Weg nach den inneren Gegenden von Africa bahnen würde?"

Als ich im Jahre 1869 jene große antike Heerstraße erreicht hatte, welche auf dem Hochplateau sich befindet und den Wanderer nach der alten Hauptstadt Cyrene bringt, eine Heerstraße, welche an den meisten Stellen noch die tief in den Felsen eingeschnittenen Spuren der griechischen und römischen Wagen erkennen läßt — da drängte sich auch mir jene Frage auf. Alles ist hier vorhanden, um die Existenz einer herrlichen Colonie zu sichern, ein fast jungfräulicher, seit 1000 Jahren brachliegender Boden, ein gesundes Klima von etwa gleicher Beschaffenheit wie in Italien, gute oder leicht herzustellende Häfen, und von hier aus die leichteste Verbindung nach allen Punkten des Mittelmeeres. Aber ich gab mir auch selbst gleich die Antwort. Das Land ist im Besitz des türkischen Reiches, und die Bevölkerung daselbst, obschon nur aus circa 300,000 Seelen bestehend, ist fanatisch, dumm, und würde nie Europäer an ihrer Seite dulden.

Mit Trauer durchzog ich dieses einst so gesegnete Land, mit Wehmuth im Herzen wanderte ich durch die hehren Ruinen, setzte ich mich in Cyrene in jenes große Theater, von wo einst die alten Patricier dieser Stadt den Schauspielen lauschten, zugleich aber auch auf dem blauen Mittelmeere ihre reich beladenen Schiffe heranschwimmen sahen. Mit Thränen weilte ich auf den Trümmern in Ptolemais, wo Bischof Eusebius jene rührenden Klagelieder an den Kaiser Arcadius schrieb, ihn beschwor, der Colonie zu Hilfe zu kommen, um den eindringenden libyschen Horden einen Damm entgegenzusetzen. Aber Rom konnte sich selbst nicht mehr vertheidigen, und als dann später noch der Islam verwüstend einherzog, wurde die ganze hohe Cultur dieser blühenden Colonie vernichtet und sie selbst wie vom Erdboden weggefegt.

Nur die stummen, großartigen Ruinen sprechen noch laut von der ehemaligen Pracht der Städte.

Die Stadt des Dichters Kallimachos verlassend, ging ich nach dem Süden, und in der Breite des Syrtenbusens erreicht man die Sahara.

Hier bei Bir Rissam constatirte ich zum ersten Mal jenen hohen Standpunkt meiner Barometer, und da auch die täglichen regelmäßigen Gezeiten des Luftoceans sich innerhalb dieses hohen Standpunktes hielten, so lag der Gedanke nahe, daß ich mich in einer Depression, d. h. in einer Gegend tiefer als der Ocean gelegen, befände. Diese Einsenkung erstreckte sich südwärts bis Audjila und Djalo, und von da ostwärts bis östlich von der Oase des Jupiter Ammon.

Die Entdeckung dieser Depression war die erste Veranlassung zur Expedition nach der libyschen Wüste im Winter 1873/74. Für eine solche Expedition, welche lediglich wissenschaftliche Zwecke verfolgte, war es keineswegs leicht, die Mittel zu bekommen; aber Dank unserem derzeitigen trefflichen Generalconsul in Aegypten, dem Herrn von Jasmund, erbot sich der Khedive auf's Großmüthigste, die Kosten dieses Unternehmens zu tragen. Allerdings war auch Aegypten das einzige Land, welches zunächst an dieser Erforschung Interesse haben konnte. Grenzt

doch die libysche Wüste so zu sagen im Westen in Aegypten hinein, und war es doch keineswegs gleichgültig für dies Land, zu wissen, wie dieselbe beschaffen sei, ob sie participire an der Depression oder nicht. Sobald die Entscheidung des Khedive mir mitgetheilt war, ging ich schnell daran, die Expedition zu organisiren.

Es war vor allen Dingen darauf Bedacht zu nehmen, daß das Eindringen in die Sahara nicht scheitere an Wassermangel. Denn voraussichtlich war auf Brunnen oder Quellen oder gar Süßwasserseen nicht zu rechnen. Zu dem Ende ließ ich eiserne Wasserbehälter herstellen, 500 an der Zahl, welche je 100 Pfd. oder 50 Liter Wasser aufnehmen konnten, und deren Inneres, mit einer Art Glasur versehen, für die gute Beschaffenheit des Wassers Garantie bot, während die ganze Construction so stark eingerichtet war, daß ein Fall vom hohen Kameel oder sonstige Fährlichkeiten der Dauerhaftigkeit derselben keinen Abbruch that. Dem Einwande, daß das Wasser Eisengeschmack annehmen, daß dasselbe untrinkbar heiß werden könne, war einfach dadurch zu begegnen, daß eisenhaltiges Wasser ja keineswegs dem Körper ungesund sei; dann, daß es sich nicht darum handele, heißes oder kaltes Wasser, sondern Wasser überhaupt zu haben. In der That haben sich die eisernen Kisten denn auch auf's Glänzendste bewährt: ein Theil der Expedition weilte während 36 Tagen inmitten des Sandoceans, ohne auf Brunnen oder Quellen zu stoßen und ohne im Mindesten von Wassermangel belästigt zu sein. Nie zuvor ist in der Sahara Aehnliches erlebt worden.

Auch die übrigen Vorbereitungen wurden mit größter Sorgfalt getroffen, und da keineswegs viel Zeit zu verwenden war, denn die Expedition hatte nur den bevorstehenden Winter zur Disposition, wurden die Ausrüstungsgegenstände zum Theil in London und Paris beschafft. So besorgte ich namentlich die ganze Zelteinrichtung für jedes Expeditionsmitglied in letztgenannter Stadt.

Als Mitglieder der Expedition betheiligten sich der Paläontologe und Geologe Professor Zittel von der Münchener Universität, der Botaniker Professor Ascherson von der Berliner Universität, der Geodät Professor Jordan vom Karlsruher Polytechnikum und der Landschaftsphotograph Herr Remelé aus der Rheinprovinz. Außerdem fünf deutsche Diener.

Es war im November vorigen Jahres, als sich die Mitglieder der Expedition in Alexandrien zusammenfanden. Die Stadt Alexander des Großen fesselte sie nicht lange, die Eisenbahn brachte sie nach einigen Tagen Aufenthalt nach der Residenz Aegyptens, nach Kairo.

An eigentlichen Vorbereitungen war hier nichts zu thun, nur die eingebornen Diener wurden engagirt, was indeß mit Hilfe der Schichs der Fremden und unter Assistirung der städtischen Polizei schnell gelang. Einer Audienz beim Khedive folgte sodann eine Sitzung des Institut égyptien. Daß ein solches Institut vorhanden ist und sich erhalten kann, bekundet genugsam, welcher Fürsorge sich wissenschaftliche Bestrebungen in diesem Lande erfreuen; und in der That finden wir hier Männer, deren Namen eine Zierde jeder ähnlichen Akademie in Europa sein würden. Da leuchtet vor Allen unser eigenster Brugsch als Aegyptologe ersten Ranges, da präsidirt mit sicherer Geschäftskenntniß Mariette, dessen Name als Begründer des Bulac-Museum ewig mit demselben verknüpft

bleiben wird, da ist Herr Gaillardot, in weiteren Kreisen bekannt durch seine Untersuchung über Stätten und Abfälle phönicischer Purpurfabriken, welcher in seiner Vielseitigkeit sich allen Zweigen der Wissenschaft mit gleichem Interesse zuwendet. Das ägyptische Institut hat den Vortheil, weil es in Kairo tagt, gelegen an einer Weltstraße, fast in allen seinen Sitzungen hervorragende Fremde zu sehen, auswärtige Gelehrte, welche entweder Aegypten als Ziel ihrer Reise nehmen oder als Durchgang benutzen.

Ich wüßte in Africa in der Neuzeit nur eine Gesellschaft, die Société historique algérienne, welche sich mit diesem Institut hätte vergleichen lassen; aber eigentlich nur durch die geistige Energie eines Einzigen zusammengehalten, des unvergeßlichen Berbrügger, fiel sie zusammen, sobald derselbe aus dem Leben schied. Algerien hat heute keine gelehrte Gesellschaft, welche sich mit dem Institut égyptien messen könnte.

In der Sitzung des Instituts wurde uns noch besonders die Erforschung des Behar bela ma an's Herz gelegt. Da wol Wenige wissen, was Behar bela ma ist, so führe ich hier an, daß auf allen Karten, einerlei ob sie von Petermann, Kiepert, Berghaus, oder wem immer herstammen, ein Flußbett im Westen vom Nilthal und parallel mit diesem verzeichnet ist. Dieses Flußthal hat den Namen Behar bela ma, oder Flußbett ohne Wasser. Falls dieses so existire, wie es verzeichnet war, lag allerdings die Vermuthung nahe, ehemals könne der Nil durch dasselbe seinen Cours genommen haben. Ja, man ging im Institut schon so weit, die Existenz eines leeren Flußbettes mit Sicherheit anzunehmen, obschon ich damals nicht zu betonen unterließ,*) ich halte das Wort Behar bela ma für eine bloße locale Benennung.

Da in Kairo die unserer Expedition nothwendige Zahl von Kameelen nicht leicht zu beschaffen war, auch sonst gegen das Eindringen von hier in die libysche Wüste mancherlei Gründe sprachen, entschied ich mich für ein Vorgehen von Siut aus. Diese Stadt bot gegen Minich, welcher Ort als Ausgangspunkt auch in Aussicht genommen worden war, den Vortheil, daß sie ein deutsches Viceconsulat besaß und in Oberägypten als Hauptknotenpunkt für den Handel mit dem Süden und den Uah-Oasen gilt.

Siut wurde mittelst der Eisenbahn und eines vom Khedive zur Disposition gestellten Dampfers erreicht, und das, was der Expedition noch fehlte, die Kameele, mit überraschender Schnelligkeit zusammengetrieben.

Aber ein Factor offenbarte sich jetzt, mit dem ich in Europa früher nicht gerechnet hatte: die vollkommene Vegetationslosigkeit der libyschen Wüste, welche der Art ist, daß eine dieselbe durchziehende Karavane gezwungen wird, für die Kameele Futter mitzunehmen.

In der ganzen übrigen Sahara, von der die libysche Wüste ja nur ein Theil, und zwar der östliche, ist dies keineswegs in dem Maße der Fall. Ich hatte dieselbe auf früheren Reisen durchzogen vom atlantischen Ocean bis zum rothen Meere, vom Mittelmeer bis zum Tschad-See, aber nirgends, mit Ausnahme einer kleinen Strecke südlich von Tesan, zeigte sich die Wüste doch so

*) Siehe p. 178: Bulletin de l'institut égyptien, année 1872/73.

pflanzenarm, daß wir gezwungen gewesen wären, Fourage für unsere Kameele mitzunehmen. Hier wurde uns nun aber die Kunde, wir müßten für die Kameele Futter mitnehmen: in der libyschen Wüste sei auch auf die spärlichste Weide nicht zu rechnen. Für einen 20tägigen Marsch von Siut über Farafrah nach Dachel mußten 50 Centner Bohnen geladen werden für unsere eigenen 40 Kameele.

Man geht nicht direct von Siut aus in die libysche Wüste, weil in unmittelbarer Nähe das Nilufer für die Kameele zu steil ist. Man muß zwei Tagemärsche nordwärts und nördlich marschiren, um den Aufstieg von Mer oder Der Maragh zu gewinnen.

Der Maragh ist ein großes koptisches Kloster, vielleicht das größte in ganz Aegypten, und der heiligen Jungfrau Maria gewidmet. Gegen 400 Mönche verbringen dort ein dem Müssiggang gewidmetes Leben. In Oberägypten ist überhaupt das koptische Element stark vertreten. Bis vor wenigen Jahren lebten aber im Innern des Landes die koptischen Christen in einer sehr unterdrückten Stellung; vollkommene Gleichberechtigung mit den Mohamedanern besitzen sie erst seit dem Regierungsantritte des jetzigen Khedive. Wir wußten zuerst nicht recht, was wir aus dem großen, vor uns auftauchenden Gebäude machen sollten; wie ein riesiges Castell präsentirte es sich. War es ein einziges Fort, war es ein befestigter Ort? Das Räthsel löste sich uns erst, als wir im Innern selbst waren.

Wie wir uns nun aber näherten mit unserer großen Karavane, öffnete sich das einzige große, nach Norden gelegene Thor, und hervor zog eine lange Schaar von Mönchen, an der Spitze der Prior oder „Reis" mit der Monstranz, hinter ihm andere mit heiligen Bildern, Fahnen und Standarten. Sie kamen, um uns abendländische Christen feierlichst einzuholen. Und als wir das Thor des Klosters erreichten, ertönten die Glocken, und auf umständlichste Weise wurden wir in's Innere geleitet. Da wurden wir in die Kirchen geführt und mußten dann im geräumigen Refectorium den Tschibuk rauchen und den Mokka schlürfen.

Sie waren stolz darauf, uns als ihre christlichen Glaubensbrüder bewirthen zu können; sie, die noch vor wenigen Jahren vor jedem mohamedanischen Lump in den Staub kriechen mußten, freuten sich jetzt, ihren früheren Peinigern zeigen zu können, daß sie mit uns Eines Glaubens seien, mit uns, die wir doch als so hoch angesehen und gefürchtet aus dem Abendlande daher kamen. Natürlich ließen sie es an Bewirthung nicht fehlen, und auch noch am folgenden Tage war unsere ganze Karavane bei ihnen zu Gaste. Aber Maragh ist auch eins der reichsten Klöster; nicht nur, daß es ausgedehnte Ländereien besitzt, wird es von den gläubigen Kopten aus Nah und Fern reichlich beschenkt. Auch wir wollten unsere Bewirthung nicht umsonst haben, sondern suchten die Gastfreundschaft durch ein dem Kirchenstock dargebrachtes Geldgeschenk zu compensiren. Directe Zahlung zu leisten, wäre beleidigend gewesen.

Und die Mönche selbst, womit beschäftigten sie sich? Statt aller Antwort möchte ich auf die Beschreibung der armenischen Klöster und ihrer Insassen hinweisen, von denen Dr. Moritz Wagner in seiner Reise nach dem Ararat eine so drastische Schilderung gibt. Auch bei den koptischen Mönchen ist Nichtsthun

und Fasten, Faullenzen und Litaneien singen, gedankenlos Gebete plappern und in den Tag hineinleben die Hauptsache.

Einige der mich begleitenden Herren hatten sich bestimmen lassen, theils durch Neugier getrieben, theils um den drängenden Mönchen einen Gefallen zu thun, am Tage unserer Abreise von Der Maragh dem Abendmahl beizuwohnen. Um 4 Uhr Morgens hatten die Ceremonien begonnen, mit Singen, Beten, Schwingen der Weihrauchgefäße ꝛc. ꝛc. Als aber um 6 Uhr Morgens die Vorbereitungen zum Abendmahl noch nicht beendet, waren sie froh, als die Karavane Befehl erhielt, aufzubrechen, und sie somit von einem ferneren Bleiben in der Klosterkirche entbunden waren.

Ziemlich steil, doch nicht so hoch wie bei Siut, erhebt sich auch hier das linke Nilufer, aber bald hatten unsere frischen Kameele den Rand erstiegen und wir fanden uns in vollster Wüste. — Welch schroffer Gegensatz zeigt sich hier dem Wanderer! Man wendet sich um; nach Osten hat man zu seinen Füßen das lachendste, fruchtbarste Thal der Welt, den berühmtesten Fluß, eingefaßt von hohen Palmen, umrahmt von den noch immer redenden Ruinen des ältesten Culturvolkes, geschmückt mit den Ortschaften der jetzt lebenden Generationen, auf seinen Fluthen dahintragend die schnellen Dampfer, die Zeugen der vorgeschrittenen Cultur. — Man wendet sich wieder um: Tod starrt einem entgegen, eine leblose Gegend, aller Vegetation, alles Lebendigen bar. Hier das üppigste und reichste Leben, dort vollkommner Tod, als ob man die Oberfläche eines abgestorbenen Planeten beträte.

Man hat jetzt ein Kalksteinplateau zu durchwandern von einer ertödtenden Einförmigkeit. Ungefähr 300 Meter hoch und vom Nil bis zum Westrand der Oase Farafrah ca. 30 deutsche Meilen breit, findet man allerdings isolirte Felsen, Blöcke und Zeugen; aber wenn man dasselbe Bild Tag für Tag, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, vor Augen hat, so ist schließlich das Gefühl für die allerdings wechselnden, aber im Großen gleichen Formen dieser Wüstennatur ganz abgestumpft. Einmal hat man freilich doch einen Lichtpunkt in dieser trostlosen Wüstenei: die merkwürdige Grotte von Djara. Da der Eingang zu dieser jungfräulichen Stalaktitenhöhle ganz auf ebener Erde gelegen, da man gar nicht darauf gefaßt ist, eine solche hier zu finden, so ist man umsomehr von dieser sonderbaren unterirdischen Aushöhlung überrascht. Die von der Decke herabhängenden glitzernden Tropfsteingebilde können sich den schönsten derartigen Formationen würdig an die Seite stellen. — Die spärlichen Pflanzen, welche hin und wieder wuchsen, wurden auf's sorgfältigste von unserem Botaniker Professor Ascherson eingeheimst.

Wir brauchten, um den Ostrand von Farafrah zu erreichen, sieben Tagemärsche. Brunnen gibt es hier nicht, und wegen der immerhin bedeutenden Höhe des Plateaus werden sich auch keine bohren lassen, oder doch nur mit den größten Schwierigkeiten, und dann immer noch mit zweifelhafter Aussicht auf Erfolg.

Aber es gibt auch lohnende Augenblicke nicht nur in der Sahara, sondern sogar in der libyschen Wüste. Ein solcher ist der, wenn man urplötzlich an den

schroff abfallenden, zerklüfteten Felsrand gelangt, der zur Einsenkung von Farafrah geleitet. Möglich, daß der durch die Einförmigkeit eines monotonen Wüstenmarsches eingelullte Geist empfänglicher ist für erhabene Scenerien und großartige Naturabschnitte; aber thatsächlich waren wir alle von dem grandiosen Anblick bezaubert. Als wir aber unten waren, kam mir der Steilrand keineswegs mehr so großartig vor.

Von hier, d. h. vom Ufer aus, erreicht man Farafrah in zwei Tagemärschen und passirt dabei den von Tamarisken und Palmengebüschen beschatteten Brunnen Dikker, welcher aber abscheuliches Wasser hat. Wir hatten uns reichlich mit Nilwasser versehen, welches, abgesehen von seiner trüben Färbung, sich vortrefflich in den eisernen Kisten hielt. Wir hatten so viel mitgenommen, daß wir Deutsche bis nach der Oase Dachel damit hätten auskommen können. Aber unsere Kameltreiber, die Wächter (Rhafir) und die Miethsherren waren natürlich nicht ausgekommen mit ihren Wasservorräthen, und da sie hoch und heilig schwuren, der Bir Dikker habe das süßeste Wasser, süßer selbst als der Nil, stand ich nicht an, ihnen von unserem Wasser zu geben, mußte aber die unangenehme Erfahrung machen, daß wir selbst später zu kurz kamen, denn das Wasser am Bir Dikkir war wie gesagt sehr schlecht. Aber was würde das Verweigern schließlich auch genützt haben; schon mancher Todtschlag in der Sahara ist durch einen verweigerten Trunk Wassers verursacht worden.

Und Farafrah war ja nahe; da winkten sie schon von Weitem, die Palmengruppen, und bei einer derselben zeichnete sich denn auch bald Gasr Farafrah, der Ort, durch seine hohen Mauern ab. Kaum gibt es wol in der ganzen Welt eine einsamer gelegene Oertlichkeit als Farafrah mit seinen 200 Einwohnern. Kommen doch nach den entferntesten Eilanden des Weltoceans hin und wieder Segler oder Dampfer und zeigen sich den darauf hausenden staunenden Eingebornen oder den vereinsamt dort lebenden Europäern; aber hier nach Farafrah kommt nie Jemand; abgeschieden von der Welt liegt es inmitten der libyschen Wüste, abgeschieden von den Mitmenschen vegetiren die Eingebornen ihr Leben dahin.

Es ist ja wahr, daß mitunter vom südlich gelegenen Dachel, vom nördlich gelegenen Beharieh eine Karavane passirt; es kommt auch vor, daß vom Nilthal Beduinen ab und zu erscheinen, ja es ereignet sich, daß vom libyschen Küstenplateau Räuberbanden bis hierher streifen, um die Palmenbäume zu plündern — aber dennoch sind die Bewohner Farafrah's von der Welt abgeschieden. Sie haben keine Idee davon, was das Nilthal, was Aegypten sei, ja sie haben keinen rechten Begriff davon, wer eigentlich ihr Herr, der Khedive sei.

Staunend und kämpfend mit Furcht und Zweifel sahen sie unsere große Karavane sich auf ihren Ort zuwälzen, wie die Klippdachse hockten sie ängstlich vor ihren Wohnungen. Als aber dann einer unserer eingebornen Diener, ein Beduine, sein schmutziges, aber langes weißes Hemd mittelst seines Stockes über den Kopf hinaus zu einer Friedensfahne verlängerte, faßten sie Muth; Einige holten sogar eine alte grüne Fahne, um uns einen würdigen Empfang zu bereiten. Mit der wehenden Fahne voran, welche auf der einen Seite die Worte: „Es gibt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Prophet", auf

der andern Seite die Namen der vier Califen Omar, Bu Bker, Ali und Otman trug, zogen wir am Orte vorbei, um dicht beim Palmgarten von Farafrah unsere Zelte aufzuschlagen.

Wir blieben in Farafrah nur drei Tage. Zum Theil waren die Eingeborenen, unter der Herrschaft der Snussi*), gerade nicht sehr liebenswürdig und zuvorkommend gegen uns; zum Theil hätte in dieser kleinen, armen Oase ein längeres Verweilen Hungersnoth hervorrufen können, denn unsere uns begleitenden Beduinen waren äußerst schlecht verproviantirt, so schlecht, daß sie in den letzten Zeiten zum Theil ganz auf Kosten unserer Kameele lebten: sie aßen roh die den Thieren als Futter dienenden Saubohnen.

Farafrah selbst, mit ca. 200 Einwohnern, welche zum Theil in einem roh aufgeführten Gasr (Burg), zum Theil in Thonhäusern rings herum wohnen, liegt auf dem 27° N. B. und 28° O. L. v. Gr.**)

Die Quelle in der Nähe hat ca. 30° C. Wärme. Aber es gibt noch mehrere andere in der Umgegend, welche ebenfalls Veranlassung zur Entstehung von Palmgärten gegeben haben. Die Scenerie um Farafrah entbehrt eines gewissen Reizes und namentlich der Großartigkeit nicht. Das etwa $2^1/_2$ Stunden entfernte Westufer, das eigenthümliche Zeugentheater im Nordwesten, die isolirten Gunnaberge im Süden — die Ruhe, welche über dem Ganzen lagert, alles dies gibt ein fesselndes Bild. Aber wendet man seinen Blick auf den Ort, von dem Ort auf die Menschen, welches Elend grinst einem da entgegen. Schlecht bekleidet, die Kinderchen fast nackt, schaut aus den hohlen Augen Hunger und Entbehrung, die gelblich fahle Hautfarbe deutet auf schlechte Körpersäfte hin, und physiognomisch kann man sagen, daß sie die häßlichsten Fellahin, aber gleichen Ursprungs mit den Aegyptern sind. Die Mehrzahl von ihnen, auch die weibliche Bevölkerung, wird jetzt von den Snussi herangezogen, d. h. sie lernen Gebete herplappern und etwas mechanisch schreiben und lesen. Der Orden der Snussi, der vollkommen mittellos nach Farafrah hingekommen ist, besitzt jetzt das beste Gebäude und die bestbewässerten Gärten.

Die Datteln in Farafrah sind vorzüglich, auch das Oel würde gereinigt gut sein, außerdem hat man Johannisbrodbäume, Orangen, Feigen, Stachelfeigen, Mandeln ꝛc. und an Getreide Weizen und Gerste. An Thieren findet man Esel, Schafe, Ziegen, Puter und Hühner; auch zwei Kameele, welche den Snussi gehören.

Größere Raubthiere fehlen hier wie in der ganzen Sahara überhaupt, aber Schakale und der kleine Hund-Fuchs (megalotis) geben allabendlich durch lautes Bellen und Heulen ihre Anwesenheit kund. Auch Gazellen sind in der Umgegend häufig.

Am 2. Januar 1874 war Alles wieder marschbereit, und Farafrah, das für

---

*) Die Snussi sind eine noch ziemlich neue religiöse Genossenschaft, deren Hauptsitz in Sarabub, westlich im Ammonium gelegen, ist. Die Snussi sind sehr fanatisch und herrschsüchtig. Siehe darüber Henry Duveyrier, les Touares etc. und Rohlfs, von Alexandrien, II. p. 81.

**) Ungefähre Lage.

kurze Zeit aus seiner Ruhe gestört war, sollte wieder in seinen lethargischen Zustand zurückfallen.

Die Oase Dachel, welche wir nun zunächst als Ziel nahmen, liegt fünf Tagemärsche südsüdöstlich von Farafrah und ist durch Wüstenei davon getrennt. Mehrere Karavanenwege führen dorthin; wir nahmen den über Bir Dikkir (Brunnen der männlichen Palme), nicht weil er der kürzere war oder weil er einen Brunnen (Bir Dikker) besitzt, sondern weil er der bekanntere und am meisten begangene ist. Hier bekamen wir den ersten Vorgeschmack von der gewaltigen Sandformation, wie sie in der libyschen Wüste so vorherrschend ist. Tagelang zog sich unsere Karavane zwischen Sanddünenketten hin, welche mit der größten Regelmäßigkeit von N. N. W. nach S. S. O. verliefen. Es war, als ob man sie künstlich zu einer Sandallee aufgeschüttet hätte.

Ehe man aber Dachel erreicht, kommt man zu einem Wirrwarr von isolirten Kalkfelsen, Charaschaf genannt, welches um so wunderbarer auf das Gemüth wirkt, als dasselbe durch die Einförmigkeit des vorangegangenen Terrains höchst empfänglich für Abwechselung geworden ist. Und die ist hier in der That; hier zeigt es sich, daß man berechtigt ist, sogar in der libyschen Wüste von einer großartig schönen Scenerie zu reden. Die sonderbare Bildung der durchaus einzeln stehenden Felsblöcke ist der Art, daß man sich mit Aufbietung von etwas Phantasie jeden Gegenstand hervorzaubern kann. Hier sind Thürme, Pyramiden, Obelisken, Kegel, dort Thiere, Menschenköpfe und andere Gestalten, kurz jeden Gegenstand, den man wünscht, findet man vertreten. Und würdig schließt diese großartige Scenerie mit dem Djebel-Lüfte ab, dessen westliche Verlängerung das nördliche Ufer von Dachel bildet.

In dieser Oase war Alles zu unserem Empfange vorbereitet. Ein khedivischer Befehl hatte dem Gouverneur von Dachel unsere Ankunft gemeldet, und da ich Sorge getragen hatte, unser Eintreffen demselben anzuzeigen, so kamen uns feierlichst die Spitzen der Dachelaner Behörden entgegen.

Auch hier war, als wir Abends den Hauptort und Regierungssitz Gasr-Dachel erreichten, Alles auf den Beinen. Da hockten sie, Alte und Junge, um uns herankommen zu sehen, und bis in die Nacht hinein war unser Lager von Neugierigen umstanden. Um aber eben dieser lästigen Neugier zu entgehen und weil ein verlängertes Lagern selbst in den Oasen der Sahara manches Unangenehme im Gefolge hat, bezogen wir mit unserer ganzen Karavane am folgenden Tage eine Wohnung, welche der Gouverneur uns auf zuvorkommende Weise zur Disposition stellte.

Nach einer Ruhe von acht Tagen, welche hauptsächlich der Kameele wegen gemacht werden mußte und die dazu diente, Futter für die Kameele, Reis, anzuschaffen, brach sodann Professor Jordan als Erster auf. Ohne Führer ging er in's unbekannte Innere westwärts, denn in Dachel war Niemand, der nach Westen zu aus dem Bereiche der Oase herausgekommen war. Ja, es hielt sogar sehr schwer, für ihn Kameeltreiber zu bekommen. Die Araber-Beduinen aus dem Nilthal weigerten sich aufs Entschiedenste, aus der Grenze Aegyptens, wie sie sagten, herauszugehen; weder die höchsten Geldangebote noch Drohungen

vermochten etwas über sie, ja selbst der Stock des Gouverneurs hatte in dieser Beziehung seine Macht verloren. So mußte sich Jordan mit seinem deutschen Diener und Eingebornen aus Dongola begnügen, welche weniger furchtsam als die Araber waren.

Jeden zweiten Tag sandte ich dann Karavanen mit Lebensmitteln, Futter und Wasser nach, um auf diese Weise mit Jordan in Fühlung zu bleiben und um auf der von ihm durchzogenen Strecke Magazine anzulegen.

Nach abermaligen acht Tagen zog Zittel denselben Weg und als letzter folgte ich mit 15 ganz frischen, noch nicht benutzten Kameelen. Meine Vorgänger hatten den von ihnen genommenen Weg durch errichtete Wegweiser, welche aus aufgebauten Steinpyramiden, oder aus großen aufgerichteten Steinplatten bestanden, bezeichnet. Außerdem hatte Jordan von der außen um Dachel führenden Straße aus, nach W. S. W. führend, alte Wegzeichen gefunden, und war aus dem Grunde dieser Richtung gefolgt. Solche Wegzeichen findet man häufig in der Sahara; sie gehen entweder zu einer Weide, wie das hier der Fall war, oder bezeichnen den Weg einer Rasia oder Räuberbande, welche sich vor Verfolgern zurückzieht. Ein von Karavanen frequentirt gewesener Weg war es aber keinen Falls.

Als ich meine Begleiter erreichte, fand ich sie Angesichts einer himmelhohen Sanddüne lagern, welche, ca. 130 Meter hoch, von N. nach S. verlief. Wir befanden uns auf dem 27° 30′ ö. L. v. Gr.*) Weiter zu kommen in derselben Richtung war unmöglich. Recognoscirungen zu Fuße nach Westen zu zeigten uns, daß eine Dünenkette der anderen folgte, daß alle ungefähr gleich hoch waren und daß alle dieselbe Richtung hatten. Der Abstand zwischen den Dünenketten variirte zwischen 1—4 Kilom. und war nicht etwa von Felsboden, sondern auch von Sand ausgefüllt. Die Gründe, weshalb ein weiteres Vorgehen nach Westen unmöglich war, bestanden darin, daß die Kameele nach Uebersteigung von solchen Dünen schon nach vier oder fünf Tagemärschen vollkommen „batal", d. h. zum Gehen und Tragen untüchtig gewesen wären, und daß es unmöglich war, in diesem Sandocean Wegzeichen zu errichten, was unumgänglich nothwendig gewesen wäre, um mit unserem Hauptdepot in Dachel Fühlung zu behalten und von dort Unterstützung zu bekommen.

Ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden. Zurück durften wir nicht, denn eine der Hauptaufgaben, die Frage der Depression, wäre dann ungelöst geblieben. Wir waren aber auf diesem Punkte schon über 400 Meter über dem Meere, also dadurch zweifellos bewiesen, daß dieser Theil der libyschen Wüste an derselben nicht participire. Deshalb wurde beschlossen, mit den Dünen nach N. N. W. vorzugehen, wo wir entweder einen geeigneten Durchgang nach W. erhoffen konnten oder innerhalb der Sandalleen binnen fünfzehn Tagemärschen die Oase des Jupiter Ammon, also die Depression, erreichen mußten.

Schnell wurden die Vorbereitungen getroffen, Jordan's treuer Diener Moloch wurde zurückbeordert, um die Depots aufzurollen und um in Dachel den zurückgebliebenen Gefährten die Kunde zu bringen, daß wir unsere ursprüngliche

*) Ungefähre Bestimmung, da die genaue Berechnung Jordan's noch nicht vorliegt.

Richtung geändert hätten. Sodann machten wir uns selbst marschfertig. Aber am sofortigen Aufbruch wurden wir durch ein Naturereigniß verhindert, welches in der Sahara wol äußerst selten oder nie dem Reisenden hindernd in den Weg tritt: ein ununterbrochener Regenfall!

Bisher hatte man es als eine ausgemachte Sache betrachtet, die s. g. libysche Wüste als ein regenloses Gebiet zu betrachten, wie derartiger Zonen auf der Erde ja mehrere angenommen werden, z. B. die Gegend im Süden von Fesan mit der Oase Heudere Tege (Kauar, Bilma), die Gegend südlich von den algerischen Dünen, Rhadames-Tuat, die Gegend des Oceans an der Westküste von Amerika.

Es scheint aber, daß die stark erhabene libysche Wüste, bislang so unbekannt, feuchten Niederschlag bekommt, ja die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß dies alljährlich geschieht. Die von uns gesammelte Wassermenge betrug nach dem schnell von Jordan hergestellten Pluvismeter 16 Mm. und dürfte wol noch mehr betragen haben, da nicht von vornherein das Wasser aufgefangen wurde. So abnorm dies nun war, so wird es dem Leser noch wunderbarer erscheinen, daß wir im Februar neun Tage verzeichneten, wo Morgens das Thermometer unter Null zeigte. Im heißesten Theile der Welt! Denn daran ist kein Zweifel, daß die Sahara die heißeste Region der Erde ist. Aber diese starke Temperatur-Erniedrigung war eine Ausnahme, denn schon während unserer Expedition gingen uns aus Aegypten Nachrichten zu über ungewöhnliche Kälte im Nilthal.

Ich verschone den Leser mit der Beschreibung unseres Marsches durch die Dünen, wo wir, den Compaß in der Hand, weiter nichts beobachteten, als Sand und wieder Sand, und rechts und links der Blick von zackigen Sandketten gehemmt war. Einmal allerdings gerieth Freund Zittel in Entzücken, als mitten im Sandmeer Gestein anstand und er in demselben eine überaus reiche Ausbeute an Muscheln und Petrefacten fand. Aber sonst war auf dieser langen Strecke durch's libysche Sandmeer, an Länge gleich einem Wege von Basel nach Wesel, nichts von größerem Interesse. Tag für Tag zog die Karavane von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zwischen den über 100 Meter hohen Dünenketten dahin, die mit ununterbrochener Regelmäßigkeit von Norden nach Süden verliefen. Und um so anstrengender war der Marsch, als mit dem Compaß in der Hand marschirt werden mußte, um die einmal vorgenommene Richtung möglichst genau einzuhalten.

Der Marsch nach der Oase des Jupiter Ammon konnte überhaupt nur gemacht werden, weil ich von früher her die Oertlichkeit kannte und weil wir wußten, dort auf eine Straße stoßen zu müssen, nämlich die, welche von Kairo, resp. Beharieh nach Audjila und Djalo führt. So wäre es z. B. kein allzu großes Unglück gewesen, wenn wir rechts, d. h. östlich, oder links, d. h. westlich von der Oase herausgekommen wären. Jeder, der nur einmal die Topographie von Sinah aus eigenem Anschaun sich eingeprägt hatte, mußte dann wissen, wo er sich befand. Da aber Sinah, wie aus Professor Jordan's Messungen hervorgeht, astronomisch nicht richtig bestimmt war, hätte auch der gewiegteste

Astronom, selbst wenn er die Straße erreichte, nicht sagen können, ob jetzt westlich oder östlich zu halten sei.

Sinah wurde erreicht, und zwar waren wir nur einige Stunden östlich von der Oase herausgekommen.

Es war für uns Alle ein unvergeßlicher Augenblick, als wir hoch von einem isolirten Kalkblock herab tief unter uns die blauen Seen der Oase, die Palmenhaine, die beiden burgartig erbauten Orte Sinah und Agermi erblickten. Die eben untergehende Sonne, mit ihren scheidenden Strahlen die weißen Kalkufer der Oase vergoldend, erhöhte die Pracht dieses Bildes, um so unvergeßlicher für uns, als wir soeben aus der trostlosesten Einöde kamen, wo Tag für Tag die Losung Sand und abermals Sand gewesen war.

In Ammonium fanden wir bei der Regierung und dem größeren Theile der Bewohnerschaft die freundlichste Aufnahme. Kannten doch die meisten Einwohner mich noch von früher her. Wir verweilten aber nicht lange. Anziehendes hat die Oase nichts, denn die Seen, die Naturscenerien sind eigentlich der Gegensätze halber nur von Weitem schön. Und von der einstigen Pracht ist auch hier nichts mehr übrig. Der ehemals so berühmte Tempel, durch sein Orakel in der alten Welt mindestens so einflußreich wie die Kirche von Rom in der modernen, zeigt kaum noch einige aufrechtstehende Steine. Die Acropolis, welche das heutige Agermi krönt, ist so von modernen Wohnungen durchbaut, daß man diese erst zerstören müßte, um sich nur einigermaßen ein Bild von jener machen zu können.

Während wir zusammen Sinah verließen, zogen wir ostwärts bis Sittra durch eine Reihe unbewohnter Oasen, die aber durch ihre wohlerhaltenen Hygogeen zeigten, daß sie einst Einwohner hatten, und trennten uns dann in der kleinen Oase Sittra: Jordan, um mit einem Diener und bewährten Führer von hier nach der Oase Beharigeh zu gehen, Zittel und ich, um ohne Führer direct nach Farafrah zurückzukehren.

Ich hatte Jordan vermocht, den Weg zu nehmen, um ein westlich von Beharigeh auf den Karten verzeichnetes Behar bela ma zu untersuchen, und ich konnte ihn mit ruhigem Gewissen allein ziehen lassen, da die große Karavanenstraße vollkommene Sicherheit bot und er überdies einen von der Regierung garantirten Führer hatte.

Auch unser Marsch ging auf's Beste von Statten, obschon wir uns in der Länge desselben etwas verrechnet hatten, offenbar, weil wir am ersten und zweiten Tage im Kampfe mit unregelmäßigen Dünen zu viel Zeit verloren und zu wenig gerade Distance zurückgelegt hatten. Wir erreichten die Einsenkung von Farafrah etwas südwestlich von Ain el Uadi.

In Farafrah bekamen wir aber eine unangenehme Botschaft. Ich hatte nämlich Professor Ascherson gebeten, uns dahin mit frischen Vorräthen entgegenzukommen. Diese fanden wir auch vor, statt seiner aber einen Brief, in dem er der größten Besorgniß über uns Raum gab. Die von uns zurückgeschickten Beduinen hatten nämlich gesagt, wir wären im Sandocean stecken geblieben und könnten nicht vor- und rückwärts. Er schrieb nun, er kehre eilends nach Dachel zurück, um von da aus unserer Spur zu folgen.

Um dies zu verhüten, ging Zittel auf Eilmärschen nach Dachel zurück, während ich selbst eine westlich gelegene Gebirgslandschaft durchzog, die wir auf unserem Hinmarsch gesehen, aber nicht erreicht hatten. Einige Tage später waren wir dann alle wieder in Dachel vereint, denn auch Jordan traf gleich nach mir von seiner Excursion dort ein.

In unserer Abwesenheit waren die zurückgebliebenen Mitglieder der Expedition, Herr Ascherson und Remele, keineswegs müßig gewesen. Abgesehen von zoologischen und botanischen Sammlungen, welche täglich vervollständigt wurden, unternahm Ascherson, außer der eben erwähnten beschwerlichen Tour nach Farafrah, verschiedene Excursionen nach anderen Ortschaften der Oase, und Herr Remelé überwachte die Ausräumung des egyptischen Tempels, dessen Inneres durchaus von mächtigen Blöcken und Sand verschüttet war. Nach Ausräumung derselben wurden die inneren Wände, welche mit Bildern und Hieroglyphen bedeckt waren, photographisch aufgenommen.*)

Unsere Expedition hatte nun eigentlich ihr Ende erreicht, die Hauptaufgaben waren gelöst. Wir kehrten aber nicht direct von hier nach dem Nil zurück, sondern gingen nach Chargeh, wobei wir die ganze Oase Dachel durchziehen mußten.

Dachel, etwa so groß wie Insel Fünen, besteht aber keineswegs aus zusammenhängendem, fruchtbarem Boden, sondern die Gärten und Culturen sind überall durch wüste Sandstrecken unterbrochen. Aber überall würde man bei einer Bohrung von ca. 100 Meter Tiefe Wasser an die Oberfläche locken und somit auch alles Terrain fruchtbar machen können. Die meisten Quellen sind Thermalen, und scheinen sie alle aus einer und derselben wasserführenden Schicht zu kommen. Daß dies Wasser einem Tiefreservoir aus dem oberen Nil entstamme, läßt sich nicht behaupten. Erst wenn von europäischen Ingenieuren Bohrungen angestellt worden sind, die uns über die Tiefe der einzelnen Brunnen, mithin über die Neigung der unteren Schichten und über den Verlauf des Wassers Aufschluß geben, werden wir mit annähernder Sicherheit Auskunft hierüber erhalten. Fast alle Quellen sind stark mineralisch.

Die Bevölkerung von Dachel, etwa aus 17,000 Seelen bestehend, ist derselben Abstammung, wie die Nilthalbewohner, auch wird dasselbe Arabisch geredet, doch mit etwas mehr magrebinischem Anklange, welchen übrigens mit ihnen auch die auf dem Westufer des Nils wohnenden Araber theilen. Es gibt aber auch echte Araber in der Oase; so ist der Ort Djedid von solchen bewohnt. Obschon in Dachel, namentlich im Hauptorte Gasr-Dachel, einige Industrie vorhanden ist — man fertigt Matten, Thongeschirre, hübsche Körbe und Bricken, Baumwollenstoffe, rothe und gelbe Pantoffeln ꝛc. — so besteht doch der Haupterwerbzweig der Bewohner in Gartenbau und Palmenzucht. Die in Dachel wachsenden Datteln sind ausgezeichnet. Auch fast alle anderen Fruchtbäume des Mittelmeers sind vertreten. Aeußerlich häßlich, gleichen die Dachelaner auch

*) Zum Theil sind die photographisch wiedergegebenen Hieroglyphen schon von Lepsius in der „Zeitschr. für ägypt. Sprachkunde" bearbeitet worden.

darin den Fellahin des Nilthals, daß sie gutmüthig, freundlich und frei von Fanatismus sind.

Obschon Chargeh und Dachel eine zusammenhängende Einsenkung bilden, und beide von den Alten unter dem Namen Oasis schlechtweg genannt werden, kürzt man sich den Weg zwischen den Hauptörtern dadurch ab, daß man einen Gebirgsvorsprung, einen Uferausbug überschreitet. Im Nilthal, welches ja auch in seinem Theile von Chartum an weiter nichts als eine große Oase ist, im Draa-Thale und anderen Oasen kommen ganz gleiche Verhältnisse vor. Und ich rechne es zu einer nicht geringen Errungenschaft unserer Expedition, dies constatirt zu haben. Bislang hielt man nämlich Dachel und Chargeh für zwei vollkommen von einander getrennte Oasen. Geographisch sind sie es aber keineswegs, sondern nur in der Neuzeit hat man sie administrativ getrennt. Das Alterthum kennt nur drei Oasen im Westen von Aegypten: oasis, d. h. Chargeh-Dachel, oasis minor, d. h. Beharigeh, und die oasis des Ammon, das heutige Sinah.

In Chargeh fanden wir den berühmten Forscher Dr. Schweinfurth, der daselbst während des Winters zoologischen und botanischen Studien obgelegen hatte. Uns aber trieb es jetzt heimwärts, die Zeit war abgelaufen, und deshalb blieben wir in Chargeh nur so lange, um den berühmten Tempel von Hybe photographisch aufzunehmen.

Auf einer alten Karavanenstraße, wo manchmal riesige Haufen von Scherben auf frühere Lagerplätze deuteten, zogen wir dem Nil entgegen; nach einer Abwesenheit von drei und einem halben Monat erreichten wir denselben bei Esueh.

Es ist hier nicht der Ort, nach Schilderung einer Expedition, welche sich fast nur über unbekanntes, nie von einem europäischen Fuße betretenes Gebiet zog, die Freuden und Leiden einer Nilreise mitzutheilen. Hunderte ziehen ja jetzt alljährlich im Winter den Nil hinauf und alljährlich wird der Büchermarkt durch mehrere neue „Nilfahrten" bereichert. Aber noch einmal führe ich den Leser wieder in die geschmackvoll decorirten Räume des Ministerium des Innern in Cairo, wo das Institut égyptien sich abermals versammelte, um die Berichte und Resultate unserer Expedition entgegen zu nehmen, so weit dieselben schon vorlagen.

Was letztere anbetrifft, so können wir mit Genugthuung hervorheben, daß die Hauptaufgaben von der Expedition gelöst worden sind. Wenn dieselbe auch, unbesiegbarer Terrainhindernisse wegen, ihr ideales Ziel „Kufrah" nicht erreichte, so wurde constatirt, daß die Depression südlich vom libyschen Küstenplateau existirt. Durch genaueste und auf's Sorgfältigste von Professor Jordan angestellte stündliche barometrische Beobachtungen, gemacht an fünf Barometern, kann darüber kein Zweifel mehr herrschen.

Andererseits ist auf's Gewisseste nachgewiesen, daß die von uns durchzogene libysche Wüste an dieser Depression nicht participirt. Wir hatten im äußersten von uns erreichten Punkt nach Westen schon eine Höhe von über 400 Meter erreicht.

Was endlich das Behar bela ma anbetrifft, so muß das von jetzt an von allen Karten *als ein zusammenhängendes Flußbett* verschwinden. Und gar irrig würde es sein, wenn man noch ein altes prähistorisches Nilbett damit in Verbindung bringen wollte. Die Ortsnamen Behar bela ma existiren, daran ist kein Zweifel; aber ein *zusammenhängendes* Behar bela ma, d. i. ein zusammenhängendes leeres Flußbett, gibt es nicht. Uebrigens hebt sich die ganze Schwierigkeit, wenn man Behar so übersetzt, wie es eigentlich vorzugsweise übersetzt werden sollte: *See*. Dann würde es heißen: leeres Seebett, Seebett ohne Wasser. Einen solchen Eindruck machen in der That alle die Oertlichkeiten, welche den Namen Behar bela ma führen.

Die übrigen specielleren astronomischen, meteorologischen, geographischen, ethnographischen, zoologischen, botanischen und vor allen paläontologischen Ergebnisse der Expedition harren in diesem Augenblick ihrer Bearbeitung.

Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.
Dr. **Heinrich von Brandt.***)

I.

Im Monat März des Jahres 1848 erhielt ich meine Ernennung zum Brigade-Commandeur in Posen, wo ich den 18. desselben Monats eintraf. Ich fand hier dem Anscheine nach Alles ruhig. Die Berliner Ereignisse der letzten Tage, die nur oberflächlich aus den Zeitungsmittheilungen bekannt geworden, hatten bei der deutschen Bevölkerung keinen sonderlichen Eindruck hinterlassen. Von meinen Vorgesetzten freundlich empfangen, im Begriff, mich mit den Regimentern, die künftig unter meinem Befehle stehen sollten, näher bekannt zu machen und Einrichtungen für meinen Aufenthalt zu treffen, ward ich am 20. März früh durch die Benachrichtigung überrascht, daß sofort eine Revolution ausbrechen werde, daß ich die große Gerberstraße besetzen und namentlich die Wache sichern solle. Wenngleich ich die möglichste Eile anwandte, so konnte ich einen Theil der mir überwiesenen Truppen doch erst auf dem Marsche und

*) Mit obigem Aufsatz beginnt die „Deutsche Rundschau" die Mittheilung jenes Abschnittes aus den Denkwürdigkeiten meines Vaters, in welchem er seine Erinnerungen an die Zustände der Provinz Posen in den Märztagen des Jahres 1848 und das Verhalten der Polen während derselben niedergelegt hat. Wie später, in der Zeit des Budgetconflicts und dem gegenwärtigen Kirchenstreit, sehen wir auch damals, in der schwersten innern Krise, welche der moderne preußische Staat durchgemacht, die Polen gut organisirt, in geschlossenen Reihen energisch Partei nehmen und eingreifen, damals wie heute der Opposition sich anschließend aus keinem andern Grunde, als um der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, und von keinem andern Gedanken geleitet, als daß nur aus der Schwächung Preußens eine Wiederherstellung Polens hervorgehen könne. Die „Deutsche Rundschau" sagt durch ihren Namen, daß sie eifrig in die Runde schauen wird zu Gunsten deutscher Sitte, deutscher Art und deutschen Wesens in Staat, Kunst und Wissenschaft. Möge daher die offene Darlegung der Ansicht eines längst Dahingeschiedenen, welcher es stets treu gemeint mit den Bewohnern der Provinz des Großherzogthums Posen, an dieser Stelle den Alten zur Erinnerung, den Jungen zur Beherzigung empfohlen sein!

Berlin, im April 1875. von Brandt,
Oberst z. D.

zwar vor dem Bazar erreichen. Vor diesem standen etwa 20 bis 30 Menschen, die das Militär mit Unruhe vorüberziehen sahen. Ich gelangte bald auf den mir angewiesenen Posten und stellte mich dort völlig militärisch auf. Indessen verging wol eine Stunde und darüber, ohne daß ich irgend etwas vernahm, oder daß sich Zusammenrottungen bildeten. Nur erfuhren wir, daß man in Gegenwart des Oberpräsidenten und anderer höherer Beamten roth und weiße Cocarden vertheilt und an die Hüte gesteckt habe. Nach Verlauf der angegebenen Zeit aber kam ein Mann mit einer roth und weißen Schleife an der Mütze vorüber, der diese, wie er sagte, als ein Versöhnungszeichen trage, welches von den Bürgern, Deutschen und Polen ohne Unterschied, angelegt sei! Die Sache verhielt sich aber anders: in Uebereinstimmung nämlich mit den Bewegungen in Berlin hatten die polnischen Patrioten sofort auch hier ihre Versammlungen gehalten, sie hatten die Berathungen und Fäden der Verschwörung von 1846 wieder aufgenommen, und als die Ereignisse vom 18. und 19. März hier bekannt wurden, war man auch mit den Vorkehrungen zu einer neuen Schilderhebung fertig. Durch politische Tractätchen und anderweitige Schriften, die im aufregendsten Sinne, aber mit Geist geschrieben waren, hatte man das Volk, ich möchte sagen, unruhig gemacht und aufgescheucht, — in überaus treffenden Versen hatte man es zum Kampfe gegen seine „Unterdrücker" aufgefordert. Selbst das Militär war angegangen worden, sich nicht zum Kampfe führen zu lassen, sondern lieber die Fahnen zu verlassen und sich mit seinen Brüdern zu vereinen. Es bedurfte nur eines Zeichens und die Revolution konnte, der Meinung der Polen gemäß, beginnen. Es stürzten daher am 20. urplötzlich eine Menge Menschen aus dem Bazar, die unter dem Rufe: „Es lebe Polen!" Geld und weiß und rothe Cocarden vertheilten und sich bald nach mehreren Seiten hin verbreiteten. Aber dieses politische Impromptu stieß auf dem Markte mit der Ankunft eines Husarencommandos zusammen, welches das Häuflein ohne Weiteres auseinandergesprengt haben würde, wenn nicht der Oberpräsident der Provinz den Commandeur des Detachements, Lieutenant v. Wedel des 7. Husarenregiments, aufgefordert hätte, sich jedes und alles Einschreitens zu enthalten. Der Oberpräsident übernahm damit die schwere Verantwortlichkeit dieses ersten Actes einer Bewegung, die ein vollkommener Abfall war und anscheinend aus einigen zufälligen Thatsachen, im Grunde aber aus einem zusammenhängenden Ganzen allmälig vorbereiteter Ursachen hervorging. Den Haufen mehrten bald Gruppen von Menschen, von denen die Einen durch ihre Natur zu Unordnungen getrieben wurden, weil sie sich darin gefielen, während Andere nur dazu aufreizten, um daraus zu vortheilen, Alle jedoch verblendet durch politische Leidenschaft.

So ward der erste Act der Illegalität hier sanctionirt, die weiß und rothen Cocarden prangten bald auf allen Hüten; polnische Damen warfen sie aus den Fenstern auf die vorübergehenden Soldaten, wobei es nicht an komischen Scenen fehlte. So rief z. B. eine polnische Gräfin einen Unterofficier, der eine Patrouille von vier Pferden führte, aus dem Fenster an und warf ihm eine Handvoll Cocarden zu; der Unterofficier fing deren mehrere in seinem Kalpak auf, dankte schön und befestigte eine derselben auf dem Schwanzriemen seines Pferdes.

So blieben die Sachen bis etwa 12 Uhr, — von einem Auflaufe war in dem ganzen Stadttheile, der mir zur Obhut anvertraut war, keine Spur. — Meine Patrouillen, die ich hier- und dorthin schickte, brachten mir die zufriedenstellendsten Nachrichten; doch hörte ich von deutschen Bürgern, daß eine Menge Menschen, die Hüte mit Cocarden geschmückt, zu den Thoren auspassirten. Bald nach 12 gewahrte ich denn auch, wie ein Haufen Volks, eine weiß und rothe Fahne vorauf, vom Markte her die Breitestraße herunter kam. Ich ließ sofort die Warthebrücke sperren und disponirte meine Truppen der Art, um die Colonne beim Vorrücken plötzlich angreifen zu können. Darauf ritt ich ihr mit meinem Adjutanten entgegen, erkundigte mich, wer die Anführer seien, fragte, was dies solle, und erklärte zugleich, daß die Masse unter keiner Bedingung die Brücke passiren werde, — daß ich Befehl hätte, dergleichen Demonstrationen zu hintertreiben. Einen eigentlichen Führer hatten die Leute nicht, aber der Fahnenträger, der tüchtig angetrunken war, nahm das Wort. „Wir wollen zu unsern Brüdern auf den Dom," sagte er lallend und brachte unserm Könige ein Vivat nach dem andern, in welche die Menge, die der Nüchternen sehr Wenige enthalten mochte, munter einstimmte. Zuletzt umringten sie mich, drückten mir die Hände, küßten mir die Knie und dies unter steten Versicherungen der Treue gegen den König. Um diesen Freundschaftsbezeigungen, in die ich mich vielleicht zur Unzeit begeben, die im Ganzen aber einen guten Eindruck machten, ein Ziel zu setzen, schlug ich den Leuten vor, daß ich ihnen erlauben wolle, einzeln die Brücke zu passiren, und zwar Einer vom Andern 10 Schritte entfernt, unter der Bedingung jedoch, daß ich sie auch zurück durchlassen werde. Dies ward freudig angenommen. Indessen die Operation mochte den Meisten zu langweilig sein: als das Defiliren begann, zogen etwa 100 Leute herüber, beim Zurückkommen war die Escorte des Fahnenträgers, der gar nicht aufhören wollte, seine Sympathien für den König zu manifestiren, auf 20 bis 30 Mann zusammengeschmolzen. Daß die Erfindung von der Volksbegeisterung eine vollständige Lüge war, geht schon hieraus klar hervor. Bis dahin war ich ohne jede Mittheilung aus der obern Stadt; durch Patrouillen aber erfuhr ich, daß die Revolution dort im vollsten Gange sei. Um 12 Uhr etwa erscholl vom Wilhelmsplatz und dem Markte her ein dreimaliges Hurrah! Der Schirrmeister der eben angekommenen Schnellpost, hieß es, habe die Nachricht gebracht, in Berlin habe ein mehrtägiger Kampf stattgefunden, die Soldaten hätten vollständig gesiegt und der König in Folge dieses Ereignisses eine Amnestie für Alle und Alles ertheilt. Aber Niemand wußte etwas Zuverlässiges von dem Zusammenhange der Dinge; die Polen, bei denen schon über Nacht eine Mittheilung der Verhältnisse in Berlin bekannt geworden war, urtheilten darüber ganz anders als die Deutschen, welche letztere wieder unter sich, in ihren Urtheilen, Ansichten und Vermuthungen auseinandergingen.

Um 2 Uhr etwa wurde ein Placat angeschlagen, durch welches mir der eigentliche Zustand der Dinge klar ward. Ich ließ es sofort abnehmen und sandte den Mann, der es angeschlagen, unter Bedeckung an den Generallieutenant v. Steinäcker. Dem Placate nach war mit Bewilligung des Oberpräsidenten ein Comité niedergesetzt worden, das zuvörderst gegen die Einverleibung

des Großherzogthums Posen in den deutschen Bund protestiren und die Selbstständigkeit desselben verlangen sollte. Zugleich ward darin die weiß und rothe Cocarde als rechtmäßiges Feldzeichen bestimmt. Das Comité, welches das Placat unterzeichnet, bestand aus dem Schlosser Andrzejewski, dem Schriftsteller Berwinski, dem Regens des geistlichen Seminars Janiszewski, dem Provinzial-Landschaftsdirector v. Jaruchewski, dem Anwalt Krauthofer, dem Grafen Math. Mielzynski, dem Historiker Moraczewski, dem Gutsbesitzer G. Potworowski, dem Buchdrucker Stefanski und dem Schulzen Jan Palacz. Später traten noch die Priester Fromholz und Pruzinewski, die Herren Niemojewski, Stomczewski, Eßmann und Chostowski in das Comité ein.

Hätte dasselbe aufrichtig sein wollen, so durfte es wenigstens die Worte des alten Galba: „Wenn die Republik wieder hergestellt werden könnte, so wären wir würdig, daß sie mit uns begönne," nicht auf sich anwenden. Von Hause aus nicht wissend, was es eigentlich wolle, schloß es keineswegs Männer in sich, die Fähigkeiten genug gehabt, um die zahllosen Hindernisse, die sich ihm auf seinem Wege entgegenstellten, die Stürme, die sich um dasselbe thürmten, die Feindseligkeiten, auf die es vorbereitet sein mußte, zu beseitigen, zu beschwichtigen oder zu bekämpfen. Sie besaßen nicht einmal das Talent, sich über ihre Absichten und ihre Handlungen zu erklären. Sie begriffen nicht einmal, welche beklagenswerthe Unbesonnenheit sie begingen, als sie den friedlichen Eroberungen der Intelligenz entsagten, um ihre Ziele auf dem Wege der Gewalt zu erreichen.

Die Zusammensetzung des Comité's allein schon deutete an, daß es die Aufgabe, die es sich vorgeblich gesetzt, nicht verstanden habe. Der Adel, bedeutend durch seine Reichthümer, von denen nur Wenige Lust hatten, sich zu trennen; der Gefahr ausgesetzt, Hab und Gut zu verlieren, wenn der Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge, den er so eifrig half herauf zu beschwören, gelang: befand sich insofern in einer durchaus falschen und widerspruchsvollen Stellung, wenn er mit der Partei der Bewegung fraternisirte, die à haute voix ihre communistischen Grundsätze proclamirte. Aufrührer und conservativ zugleich, wollten sie die unlösbare Aufgabe lösen, der Revolution, die ihre Schwelle berührte, Halt zu gebieten, wenn sie ihre theuersten und nächsten Güter zu gefährden drohte. Ihre patriotischen und gesellschaftlichen Interessen gingen vollständig auseinander. Auch die Priester, die bereitwilligst die Hand zur Revolution boten, mußten vor dem vollkommenen Gelingen derselben zurückschrecken. Denn die Bewegungspartei hatte auch für sie eine neue Lehre in petto. Von dem deutschen Unglauben angesteckt, der laut die Abschaffung der katholischen Kirche proclamirte und das Haupt derselben mit dem Charakter als Jesus Christus zu pensioniren rieth, trank der Messias der polnischen Revolution, Mieroslawski, in den Tabagien auf das Wohl Polens, der Jungfrau Maria und seiner Geliebten. Während man die Geistlichen, deren Aufgabe es nur sein konnte, das Volk von Denen zu trennen, die es verleiten wollten, als Werkzeuge der Revolution benutzte, arbeitete die demokratische Partei an einer gänzlichen Zerstörung der Kirche, wie dies der Hirtenbrief des Erzbischofs von 1852 auch ausspricht — und dennoch gab sich die Geistlichkeit zur Revolution her!

Was die Gewerbtreibenden, oder, wenn man will, die Bourgeoisie betrifft, so hatte sie ihre Wurzeln keineswegs im Volke; sie folgte der Fahne, die der Adel und die Priester ihr vortrugen. Die, welche sich zu ihren Führern aufgeworfen, hatten hierzu weder die Fähigkeiten, noch genossen sie des Vertrauens der Bürger, bei denen die politischen Leidenschaften abgestumpft, vielleicht schon erstorben waren. Sie wirkten auf das Volk weder durch die Großherzigkeit ihrer Gesinnung noch durch ihr Auftreten. Alle aber hatten vergessen, daß, den Pfad fortwandelnd, den sie einmal betreten, sie keiner andern Kraft, als ihrem Heldenmuthe vertrauen durften. Statt dessen überboten sich Einzelne in langen, unfruchtbaren Tiraden, Andere rückten einander das Mißliche ihrer Lage vor, die Allen düster und furchtbar erschien. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß Alle mit weniger Aufrichtigkeit als Leidenschaft an's Werk gingen. Unerfahrenheit, Unentschlossenheit, Mißtrauen und Mangel an Thatkraft vollendeten, was sie in falschen Voraussetzungen, von einer unrichtigen Idee ausgehend, begonnen. Sie hatten geglaubt, es werde nur eines Aufrufes bedürfen, um Bataillone aus der Erde hervorzurufen, — aber sie hatten hierbei übersehen, daß der materielle Wohlstand des Landmannes ihre Anstrengungen zu Nichte machen würde.

Posen befand sich in einem Zustande der Aufregung, der wol Unordnungen befürchten ließ; zum Ausbruch kamen dieselben aber eigentlich nur in den kleinen Städten, besonders in denen früher Deputirtenwahlen stattgefunden, oder wo die Insurrection starke Anhäufungen von Menschen veranlaßt hatte, oder endlich an Orten, deren Besitzer entschiedene Preußenfeinde, oder sonst schlecht gesinnt waren. In solchen wurden wol Kassen weggenommen, die Adler abgerissen, die Beamten insultirt. Ueberall bildeten sich Comités, die, wenn auch nicht rivalisirend mit einander, doch nicht daran dachten, ihre Bemühungen zu vereinigen. Von den extremsten Lehren des Liberalismus, die sie nicht verstanden, erfüllt, von dunklen Gefühlen, die sie irre leiteten, getrieben, aber zugleich voller Mißtrauen gegen das Comité in Posen und gegen einander, herrschte von Anfang an überall Unschlüssigkeit und Unklarheit, während nur Wenige von wahrem Edelsinn getragen wurden. Einige betrachteten sich als Erhalter der Ordnung, Andere als Gründer der neuen Aera; — aber Alle geriethen in einen Strudel, der sie über kurz oder lang verschlingen mußte.

Wenngleich keinem Zweifel unterworfen ist, daß der polnische Adel sich mit ganzer Entschiedenheit der Bewegung hingab, so kann man doch nicht sagen, daß dieselbe unter Denen, die sich durch Vermögen oder ihre sociale Stellung auszeichneten, besonders entschiedene Vertreter gefunden. Denn diese Herren waren einsichtsvoll genug, zu begreifen, daß es mit der Macht und dem Einfluß fortan nun vollends vorbei sein werde, nachdem sie so lange der Demokratie die Hand geboten. Sie blieben daher zum größten Theil passiv auf ihren Besitzungen, hielten sich à l'affût des évènements und unterstützten äußersten Falls die Bewegung durch Rath und Geld, ohne ihr jedoch thatkräftig zu Hilfe zu eilen und irgendwo handelnd hervorzutreten. Nur der Erzbischof von Posen und Gnesen beharrte dadurch in einer Art feindlicher Stellung gegen die Regierung, daß er dem Oberpräsidenten und dem commandirenden General es ab-

schlug, einige Worte des Friedens an die Provinz zu richten. Er betrat sogar das Gebiet der Politik, als er in seinem Erlasse vom 21. April die Geistlichkeit ziemlich unverhohlen ermahnte, ihre Eingepfarrten abzuhalten, ihre Wünsche in Bezug auf eine Einverleibung in Deutschland auszusprechen; es war endlich nicht geschickt und dabei thatsächlich unrichtig, wenn er dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten auf dessen Wunsch, im Namen der Kirche zum Frieden, zur Eintracht zwischen Deutschen und Polen zu ermahnen, am 22. April schrieb, daß die Unruhen von den Deutschen und vom Militär provocirt würden; er könne das Volk nur zur Duldung ermahnen, die ihm gewordene Schmach und Gewaltthätigkeit aller Art mit christlicher Ergebenheit zu ertragen, es ertrage viel und habe die Geduld eines Lammes. Bei alledem jedoch hielt er Maß in seinen Ausschreitungen, und wenn das Comité weiter ging, als er glaubte, daß es gehen sollte, d. h. über die Zugeständnisse vom 15. Mai 1815 hinaus, so geschah dies gegen seinen Willen und er zerfiel hierüber mit dessen Mitgliedern. Trotzdem unterließ er es — in der richtigen Erkenntniß, daß seine Macht nicht ausreichen werde, die Geistlichkeit von der Theilnahme an der politischen Bewegung abzuhalten — das zu verbieten, was zu verhindern wahrscheinlich schon außer seiner Gewalt lag, obwol er sich sicherlich nicht verhehlte, daß die Revolution, die sich vorbereitete, ebensowol eine sociale, als eine nationale, und als solche für die Kirche sehr gefährliche zu werden drohte. Er war für die Sache gewonnen worden, ohne von ihr überzeugt zu sein, und er beharrte bei ihr, ohne sich über sie zu täuschen.

Als Oberpräsident fungirte zur Zeit des Aufstandes Herr v. Beurmann, den der König bei seiner letzten Gegenwart auf den Wunsch einiger Magnaten der Provinz gegeben hatte. Herr v. Beurmann war unbedingt ein Ehrenmann, gewiß ein tüchtiger Geschäftsmann und mehr als die meisten Beamten zu sein pflegen, d. h. zugleich wissenschaftlich und literarisch für eine so hohe Stellung befähigt, aber ängstlich aus Bescheidenheit und langsam aus Unentschlossenheit. Unbekannt mit revolutionären Umtrieben und mit den Gaunerkünsten derselben, unerfahren in den Schlechtigkeiten ihrer Mittel, wie hätte er da klar sehen und das Netz erkennen können, mit dem man ihn umstrickte. Der bewaffneten Revolution gegenüber, gegen welche man nichts mit Edelsinn des Herzens und des Charakters vermochte, fehlte ihm der scharfe Blick und jene unerbittliche Besonnenheit, um die Gefahr zu beherrschen, während doch Alles nur darauf ankam, das Volk von denen, die es auf falsche Bahnen führen wollten, zu trennen, und man sich sagen mußte, daß eine Bewegung, die den Adel und die Geistlichkeit mit Vernichtung bedrohte, die nur von dem Proletariat unterstützt wurde, in Polen immer nur einen Augenblick bestehen werde.

Die obere Truppenführung in der Provinz lag dem Generallieutenant v. Colomb ob. Persönlich brav, ein Rossebändiger wie Bellerophon, mit guten Antecedenzien aus den Feldzügen 1806 und 1813—1814, bewies er in dieser Angelegenheit doch nicht hinreichende Energie. Hätte er sofort die Initiative ergriffen, die Provinz in Belagerungszustand erklärt, das Comité auseinandergesprengt und den Bewohnern Posens ernstlich zu wissen gethan, er werde die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln, sobald sich die mindeste Unordnung

offenbare; hätte er Herrn Stefanski, Krauthofer, Jarochowski und Consorten in die Citadelle gesetzt, es hätte sich keine Maus in Posen gerührt. Aber die zögernde Haltung der obersten Behörden wirkte überall nach. Niemand wollte zuerst Hand anlegen, das Zeichen zu einem würdigen Widerstande zu geben und so den Thron zu retten. Das Gepräge der doppelten Gefahr, dem Könige zu mißfallen und der Revolution entgegenzutreten, spiegelte sich in dem Betragen Aller; man wollte es nicht mit der Gegenwart verderben und nicht seine Zukunft gefährden. Jeder that nur nothdürftig so viel, um sein Gewissen beruhigt zu glauben; die entfesselte Demokratie hatte Alle terrorisirt. So blieb auch General v. Colomb bei Wünschen stehen, wo er einen Willen hätte haben müssen, und gab, seine Schritte nach denen des Herrn v. Beurmann abmessend, auch seinerseits der Bewegung vollkommen Zeit, heranzuwachsen.

Commandant der Stadt und zugleich Divisions-Commandeur war Generallieutenant von Steinäcker, ein alter Haudegen, aber ein kränklicher Mann, der die Bewegung stets richtig aufgefaßt, aber sich in den Mitteln vergriff, sie von Anfang an zu beherrschen. Durch die Nachricht von dem, was in Berlin geschehen, betäubt, überrascht durch das, was unter seinen Augen vorging, trübte sich sein sonst klarer Blick. Er nahm die Schale für den Kern — er dämpfte den Aufruhr auf der Straße und ließ ihn im Rathhause, im Bazar, in der Landschaft fortglimmen. Dabei ließ er sich durch den commandirenden General und den Oberpräsidenten zum Temporisiren verleiten, und so kam es, daß sich unter seinen Augen die Revolution organisirte, während er gewissermaßen immer au qui vive war, sie zu zerschmettern, und die hierzu disponiblen Kräfte über die Gebühr anstrengte und somit abspannte. Die Instruction vom October 1816 gab dem Generallieutenant von Steinäcker vollkommen Freiheit, eine selbständige Stellung einzunehmen; aber die irrigen Begriffe einer unbedingten Subordination bannten ihn in einen Kreis, aus dem er nicht mehr herauskam.

Einen untergeordneten Standpunkt unter den Beamteten nahm der Polizeidirector von Motz ein. Der erste Feinschmecker der Stadt, war er qua talis mit vielen Leuten der vornehmeren Klasse in Berührung gekommen und hatte sich dabei eine große Personenkenntniß erworben. Ebenso war sein nächster Beistand, Polizeiassessor Heyer, von alle dem, was die politischen Verhältnisse betraf, überaus gründlich unterrichtet. Aber Motz mangelte ein gewisser, für einen höhern Polizeibeamten sehr nothwendiger Instinct, es mangelte ihm die Geübtheit, Verhältnisse klar zu überblicken, und vor allen Dingen Entschlossenheit zum Handeln. Darum war die Revolution auch da, ehe er noch von deren Existenz eine Ahnung hatte. Der Ruhe aus Epikuräismus huldigend, blieb er ihr, vielleicht weil er die Verhältnisse doch nicht richtig würdigte, ergeben, und wies manche Mahnungen und Winke, die die Zeit ihm aufdrängte, mit einer Art spöttischer Leichtfertigkeit zurück, welche Leuten, die ihn weniger kannten, eine hohe Meinung von seinem Muthe und seiner Einsicht hätte beibringen können.

In diesem Kreise von Männern drehte sich die Politik und wurden die Schicksale der Provinz gewogen.

Während nun, nachdem das Comité der Bewegung eine gesetzliche Form

gegeben, die Reigenführer den Geist der Empörung zu verbreiten bemüht waren, und in den Provinzen, fast unter den Augen der Behörden, die angeblich gesetzlichen Bestrebungen sich in einen offenbaren Aufstand verwandelten, der auf den Sturz der preußischen Herrschaft abzielte, waren die Plätze der Stadt Posen mit Truppen aller Art bedeckt. Es waren damals 4 Bataillone, 1 Abtheilung Artillerie und 2 Escadrons hier in Garnison, die vollkommen hinreichten, jede Bewegung zu unterdrücken; es waren die Mittel vorhanden, die Garnison bald um einige Escadrons und noch ein Paar Bataillone zu verstärken, wodurch dann freilich die Provinz bis zur Ankunft der Landwehr von Truppen entblößt worden wäre.

Am 20. Abends bei einbrechender Finsterniß begegnete ich, eben als ich von einer Patrouille nach dem auf dem rechten Warthe-Ufer belegenen Stadttheil heimkehrte, dem commandirenden General, welcher, wie er mir sagte, zum Erzbischof wollte, um diesen zu bewegen, ein Wort der Verständigung an das Volk zu richten. Da ich ihn allein sah, so erbot ich mich, ihn mit einigen Husaren meiner Begleitung escortiren zu dürfen. Der General nahm dies an. Er mochte etwa ein halbes Stündchen beim Erzbischof gewesen sein, als er zurückkehrte und mit einer Art ironischer Empfindlichkeit sagte: „Die Herren möchte man noch um Verzeihung bitten, daß man ihnen nicht erlaubt, eine Revolution zu machen; der Herr Erzbischof schlägt rundweg jede Einwirkung ab. Da bliebe dann freilich nichts übrig, als mit Strenge zu verfahren," setzte er hinzu.

„Das ist schon etwas spät," entgegnete ich, „denn die Revolution wird morgen schon im ganzen Großherzogthum proclamirt sein."

„Wie so das?" fragte der General etwas aufgeregt.

„Glauben Sie, Excellenz," antwortete ich, „daß das Comité einen Augenblick verloren haben wird, die Proklamation, die es hat anschlagen lassen, überall herumzuschicken?"

„Welche Proclamation denn?" fragte der General erstaunt.

„Nun, die Proclamation, die ich heute Nachmittag dem General v. Steinäcker geschickt!"

Der General aber wußte von der Proclamation kein Wort. — Unter diesem Gespräch waren wir bis an die Grenze meines Commandobezirks gekommen, worauf ich den General bat, zu meiner Truppe zurückkehren zu dürfen.

Unmittelbar darauf erhielt ich Befehl, mit meinen Truppen auf den Wilhelmsplatz zu rücken, wo Generallieutenant v. Steinäcker mit 2 Bataillonen, 1 Escadron und 4 Geschützen bivouakirte. Ich fand hier alle Welt in vollster Unkenntniß dessen, was die Sache zu bedeuten hätte. Man betrachtete sie als eine Art Krawall, der bald sein Ende erreicht haben würde. Aber man hatte geglaubt, energische Maßregeln ergreifen zu müssen, und so war denn die Stadt mit Patrouillen und bivouakirenden Truppen durchzogen, und in den Forts Alles auf dem Posten. Polen und Deutsche umkreisten die Bivouaks, Einige, um ihre Neugier zu befriedigen, Andere, um Freunde zu besuchen, die Polen und Demokraten aber wol in der Absicht, die Streitkräfte und die Art und Weise, wie man sie disponirt, näher in Augenschein zu nehmen. Gegen 11 Uhr etwa

gewahrte ich einige Civilisten mit dem Bürgermeister, der sich auf dem Bivouak eingefunden, um Freunde und Bekannte zu sehen und die Vertheilung von Bier und Branntwein, die er den Soldaten aus eigenen Mitteln verabreicht, zu überwachen, in einem lebhaften Gespräch. Ich näherte mich der Gruppe und hörte, wie jene Herren ihr Erstaunen über die militairischen Vorkehrungen ausdrückten. „Wir geben Ihnen unser Ehrenwort," sagten sie, „daß keine Seele daran denkt, auch nur einem Deutschen ein Haar zu krümmen; — was quälen Sie die Soldaten unnütz, was fürchten Sie? Wer würde so rasend sein, sich einfallen zu lassen, Sie unter den Kanonen der Forts anzugreifen!"

Die Leute — es waren der Graf Wociech Mielzynski und Herr von Potworowski — hatten im Grunde ganz Recht. Ein Piquet von 20 Mann und ein Officier, einige disponible Mannschaften in einigen Alarmhäusern und eine Verstärkung der Hauptwache hätten dieselben Dienste geleistet. Das wäre überdies die Ruhe der Kraft gewesen. Um den Leuten etwas zu sagen, entgegnete ich, daß wir in eine Phase getreten, wo die Dinge bereits stärker als die Menschen, und daß man da auf seiner Hut sein müsse. Der Graf Mielzynski, ein früherer Bekannter von mir, der mich jetzt erkannte, wiederholte mir alle Protestationen gegen einen Aufstand und erbot sich, mit mir die Stadt zu durchwandern. „Finden wir auch nur irgend ein verdächtiges Symptom," fügte er hinzu, „so sollen Sie mich für einen Lügner halten."

„Sagen Sie doch dies dem General v. Steinäcker," entgegnete ich, „der befehligt hier, ich habe hier nur ein Amt, das mich zur strengsten Beobachtung der mir ertheilten Befehle verpflichtet."

Diesen Vorschlag lehnten die beiden Herren jedoch ab und empfahlen sich bald darauf, um sich, wie Mielzynski lachend hinzufügte, „auszuschlafen und zwar bequemer und sorgloser wie die Herren, wenngleich wir keine Vorposten und Schildwachen ausgestellt haben." Die Nacht verstrich natürlich ganz ruhig und Morgens rückten die Truppen in die Quartiere und nur einige Piquets blieben zurück.

Nichtsdestoweniger glaubte man militairischerseits einen entscheidenden Schlag unternehmen zu müssen, und zwar gegen den Bazar, wo Alles, was es an unruhigen und aufrührerischen Köpfen gab, stecken sollte. Zu dem Ende stellte man auf dem Wilhelmsplatz Kanonen auf, um die Neuestraße zu beschießen, und brach dann mit einer Colonne unter Hurrah vor, um den Bazar zu stürmen. So wie indessen die ersten Schläge an die Thüren des Gebäudes erfolgten, öffneten sich diese. Ein Mensch, nach einigen ein Diener des Hauses, nach anderen ein betrunkener Schustergeselle mit Namen Chemelski, machte Miene, sich widersetzen zu wollen, und erhielt einen Bajonetstich, an dem er bald darauf starb. Sonst war, außer einigen Exemplaren eines polnischen Liedes mit dem Refrain: „Schneidet den Deutschen die Gurgeln ab," nichts von Insurgenten, bewaffneten Schaaren, von Waffenvorräthen zu sehen oder zu finden; und trotzdem war der Bazar der stete Sitz der Conspiration.

Nicht viel besser erging es bei der projectirten Schließung des Sitzungs-Locals des Comité's im Mielzynski'schen Hause. Der Divisions-Adjutant Hauptmann v. Knobelsdorf war hiermit beauftragt. Er ging bei Erledigung

dieses Auftrages mit Vorsicht zu Werke, erklärte den Herren, daß er Befehl habe, das Sitzungs-Local zu schließen, und daß dasselbe in einer Stunde geräumt sein müsse. Nachdem er noch gefragt, ob man seine Meinung verstanden, entfernte er sich mit der Benachrichtigung, daß er sich in der bestimmten Frist der Ausführung seines Auftrages vergewissern werde. Diese Frist aber benutzten die Herren, um mit dem Ober-Präsidenten und dem commandirenden General zu unterhandeln, und als der Hauptmann v. Knobelsdorf sich nach Verlauf einer Stunde anschickte, dem früher erhaltenen Befehl zu genügen, ward ihm vom Generallieutenant v. Steinäcker die Mittheilung, daß jene Maßregel einstweilen noch sistirt werden solle.

Alles dies hatte im Laufe des 21. März Statt.

Es bestanden also jetzt factisch zwei Gewalten in Posen, eine königlich preußische und eine polnische, die sich wechselweise beschickten, bekämpften, negirten, die befahlen und organisirten, die mit einem Worte jenen chaotischen Zustand heraufbeschworen, dem erst durch eine kleine Campagne ein blutiges Ende gemacht ward.

Des andern Tags gewahrte man eigentlich nirgends Symptome der Aufregung. Nur die roth und weißen Cocarden auf den Hüten der Polen und die Benachrichtigungen der Polizei deuteten an, daß man einer Krisis näher rücke. Dazu kam ein lebhafter Placaten-Krieg. Die Proclamation des polnischen Comité's war wunderbarer Weise mit einer Bekanntmachung der Commandantur und Polizei, in welcher die Gesetze und Bestimmungen gegen Aufruhr und Tumult in Erinnerung gebracht waren, an einem Tage erlassen; ebenso ein Erlaß des Ober-Präsidii wegen des Verbots von Versammlungen ꝛc. an demselben Tage erschienen. Am 22. machten der Commandant und die Polizei bekannt, daß die Ereignisse des gestrigen Tages Beschränkungen im Verkehr des Publicums erforderten; es wurde daher das Gruppiren der Leute auf den Straßen untersagt; das Schließen der Thore und Barrièren während der Nacht angeordnet, zugleich an das Gesetz vom 7. März 1846, das Verbot des Tragens der Waffen betreffend, erinnert. Das polnische National-Comité richtete einen etwas bombastischen Aufruf an die Deutschen, worin es verhieß, in Einigkeit mit ihnen zu leben, und worin es einen Kampf mit vereinten Kräften gegen den „Asiatismus", dem Polen angeblich erlegen, den siegreich zu vollenden eigentlich nur die Gleichgültigkeit der andern Völker verhindert habe, proclamirte. Zugleich ward hinzugefügt, daß man selbst von dieser Seite keinen ernsten, dauernden Widerstand fürchte, da dem Zarenthum nicht mehr die alten Kräfte zu Gebote stehen würden. Deutsche und Polen würden Verbündete im Kampfe des Lichtes gegen die Finsterniß sein. Ein drittes Placat endlich zeigte den Bewohnern an, daß das National-Comité eine Deputation an den König von Preußen geschickt habe, um die unverzügliche Freigebung der durch die Theilung des Vaterlandes an jenes Reich gekommenen Provinzen zu verlangen. Es ward zugleich bekannt gemacht, daß man einen Redacteur und Verleger für die polnische Zeitung ernannt habe; dann ward der Errichtung eines allgemeinen Sicherheits-Ausschusses von fünfzig Personen gedacht und der Vermehrung des Comité's um zwei Mitglieder; es ward schließlich zur Einheit in den patriotischen

Bestrebungen ermahnt und der Freiheit und der National-Unabhängigkeit ein Lebehoch zugerufen. Endlich richtete das National-Comité noch an die „Brüder Israeliten" ein Wort der Beruhigung und widersprach den von böswilligen Menschen verbreiteten Gerüchten.

In dem zuerst erwähnten Placate traten also die Bestrebungen der Aufstandspartei schon deutlicher hervor.

Die Deutschen fühlten sich hierdurch veranlaßt, eine Demonstration in honorem der Polen zu machen. Ein Assessor v. Cronsay hielt eine emphatische Rede vor der Landschaft, worauf ein Austausch der deutschen und polnischen Cocarden erfolgte, und ein anderer Assessor verkündete von der obersten Stufe der Treppe des alten Gebäudes unter endlosem Jubel, daß das ganze deutsche Volk, das schon die Bündnisse mit dem „Asiatismus" gelöst, nun bereit sei, das schwarz-roth-goldene Panier neben das polnische zu stellen, zum Kampfe des Lichtes gegen die Finsterniß! — Zahllose Vivats zerrissen hierauf die Lüfte, — die Scene fand statt, als eben die Truppen den Wilhelmsplatz verließen. Aber mit dem Beginn der Thätigkeit des National-Comité's begann auch die Uneinigkeit in demselben. Die Gemäßigteren blieben bei den Stipulationen von 1815 stehen, die Umsturzmänner, deren Leidenschaften weiter als ihr Verstand reichten, verlangten die sofortige Herstellung Polens, und im Hintergrunde lauerte vielleicht gar der Gedanke eines polnischen Principats im Norden, in dem Preußen bestimmt nur eine sehr abhängige Rolle zugedacht war. Diese Gesinnungen und Ansichten traten besonders deutlich bei dem Erscheinen der Deputation in Berlin hervor, wo der Erzbischof und der Graf Mielzynski sich in den Schranken der Mäßigung hielten, während die meisten anderen Mitglieder complet durchgingen und sich mit den Hyperpatrioten in Berlin, die einstweilen dort in Freiheit gesetzt waren, vereinten. Die Nachricht von Berlin brachte auch in Posen ihre Wirkungen hervor. Die Deutschen, die ihrerseits ebenfalls eine Deputation nach Berlin geschickt, fingen an, wieder aufzuleben und Hoffnungen zu schöpfen; — die Bewegungspartei dagegen faßte den Entschluß, nur um so entschiedener vorzugehen.

Die Stadt Posen bot um diese Zeit den wunderbarsten Anblick dar. In den Häusern überall Friede und Ruhe, in den öffentlichen Localen hier Aufregung und Zerwürfnisse, dort Eintracht, ja Vertraulichkeit zwischen den verschiedenen Nationalitäten, auf den Straßen eiliges Durcheinander und Wogen der Menge zu Wagen, zu Fuß, besonders aber zu Pferde; auf den Plätzen bivouakirende Truppen aller Waffen, die Wachen stark besetzt, starke Piquets auf den wichtigern Punkten. Bei alledem war der Verkehr lebhaft, Handel und Wandel im Gange. In einigen öffentlichen Localen aber und in den Privatwohnungen der Unruhestifter ward Tag und Nacht gesonnen, berathschlagt, wurden Ränke geschmiedet, ward über Plänen gebrütet und der Aufruhr organisirt. Einstweilen aber blieb es beim bloßen Placatenkrieg. Der commandirende General erließ am 22. März einen Aufruf an die Bewohner der Provinz und besonders an die Landwehr, worin er sie zur Bewahrung der Treue aufforderte und ihnen sagte, daß bis jetzt nur der König ihr Herr sei, daß nur seine Befehle Geltung hätten. Tags darauf erließ das National-Comité einen

Aufruf an die Priester, um den „satanischen Intriguen" entgegenzuwirken, die darauf hinausliefen, den Bauern wegen ihrer Freiheiten Besorgnisse zu erregen. Sie sollten ihnen von der Kanzel und auch sonst sagen, sie würden im „freien Polen" dieselben Freiheiten und weniger Abgaben haben, als unter fremden Regierungen. In einem Placat vom 24. ejusd. hob das Comité für immer allen bis dahin bestandenen Unterschied der Stände auf. „Es gibt keinen Adel, keine Bauern mehr — nur freie Bürger, Brüder unter sich, alle einander gleich als Söhne einer polnischen Mutter." — Hiermit war man also schon zur Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gelangt; die Edelleute, die im Comité saßen, hatten durch Mitunterzeichnung dieser Erklärung die Demüthigung der sterbenden Aristokratie unterzeichnet. Aber in einem Placat vom 25. ejusd. ging man noch weiter. Es wurde allen Landleuten, die bereits Grundeigenthum hatten, Verringerung der Lasten versprochen; den Tagelöhnern und Handarbeitern Verbesserung ihres Lohnes; Allen, die kein freies, sondern nur ein durch gewisse Verpflichtungen beschränktes Grundeigenthum besaßen, ward nach Herstellung Polens völliges Eigenthumsrecht zugesichert; die Abgaben sollten nach dem Vermögen vertheilt werden und so der Arme Erleichterung finden. Alle Landleute, die zu den Waffen eilen würden, sollten nach Maßgabe ihrer Dienste belohnt werden: hätten sie bereits Eigenthum, so sollten sie es steuerfrei besitzen, fielen sie, so würde das Vaterland für Frauen und Kinder sorgen. Alle, die für die Unabhängigkeit Polens kämpften, hätten das Recht zu Aemtern und Stellen nach Maßgabe ihrer Befähigung.

Eigentlich waren diese Satzungen nur ein Widerhall dessen, was anderwärts auch proclamirt worden. Aber die Sache hatte hier insofern eine andere Bedeutung, als sie mit einer Losreißungserklärung von Preußen zusammenfiel. Zugleich war hiermit dem deutschen Element der Krieg erklärt. Das deutsche National-Comité, das sich inzwischen auch am 24. März constituirt hatte und in der bewaffneten Macht einen Rückhalt fand, ließ sich daher schon am 26 in einem Aufruf an die Polen vernehmen, worin es diese vor Angriffen auf Freiheit und Eigenthum warnte und ihnen rieth, durch Wort und That ihre Brüder zu lehren, die Liebe des Vaterlandes mit den Pflichten der „Ueberlegung", der „Moral" und des Glaubens in Einklang zu bringen.

Die Antwort Seitens der Polen war ein anonymer polnischer Aufruf an die Polen im preußischen Heere, ihre Fahnen zu verlassen, und ein grobes Proclama, das Abfall vom Könige und Verrath am Vaterlande verlangte.

Während man sich so in Placaten herumzankte, fingen beide Theile an, sich mit Muth und Entschlossenheit zur Vertheidigung zu rüsten; die Polen schienen hierbei ganz übersehen zu haben, daß ihr Schicksal nur von Preußen her geregelt werden konnte. Ihre Reigenführer legten den frechsten und beleidigendsten Sinn gegen Preußen an den Tag, und doch war es dessen König allein, der den Schlüssel zum Schlauch der Stürme, die ihr ganzes Gebäude über den Haufen stürzen konnten, in seinen Händen hielt.

Berlin im Grünen.

Von **Adolf Bock.**

Nicht Berlin bei Sonnenaufgang, wo Bäckerjungen und Locomotivenheizer als Priester des Helios ihren Hymnos anstimmen müßten, nicht Berlin bei Nacht, nicht Berlin im Sande, sondern im Grünen soll uns beschäftigen: Berlin im Wetteifer mit den Gärten von Neapel, Stambul und Schiras. Unmöglich! ruft ihr. Nur ein wenig Geduld. Sobald die aus den Bädern und von den Landsitzen zurückkehrende vornehme Welt auf den Straßen der deutschen Hauptstadt wieder sichtbar wird, die Krammetsvögel dutzendweise an den Thüren der Wildhändler hängen und der Novembersturm die Blätter von den Bäumen fegt, feiert Berlin Frühlingsanfang. Nicht nur auf den Gesichtern der Schauspieldirectoren und Modehändler, sondern ganz eigentlich in den Schaufenstern der Kunstgärtner wird es Lenz, wo Veilchen und Maiblumen, Cyclamen und Syringen und, wenn die Schneeflocken am lustigsten fliegen, Azaleen, Camelien, Crocus, Tulpen und Hyacinthen zu voller Blüthe gelangen. Rosen jeder Art, auroraroth, lachsfarbig und weiß mit Rosaanflug, Bourbonrosen, Theerosen breiten dort ihr schimmerndes Gefieder und ihren köstlichen Duft aus. Alle sind bemüht, den Unterschied der Jahreszeiten und ihre Ungunst zu vergessen und das Fest der Flora in Permanenz zu erklären.

Welche Pracht der Blumen, Blätter und Gräser in den Verkaufshallen, welche niedliche Verbindung in den Blumenkörbchen und Ampeln, in flachen und pyramidalen Bouquets! Doch müssen wir es namentlich Herrn C. G. Schmidt unter den Linden nachrühmen, daß er den Blumen, unter Beibehaltung ihres schönen grünen Blattes, im altbräuchlichen Strauß die rechte Stellung und Geltung zu geben weiß, während in der heute vorherrschenden tellerförmigen Anordnung nur die unvermittelte Blumenmenge wirken kann, alles Grün auf die Randverzierung beschränkt ist und aller Eindruck durch die Schüssel- und Radgröße der Composition erzielt werden soll. Nie werden jene Schaufenster leer von stillen Bewunderern. Wer nicht kauft, bleibt wenigstens einen Augenblick stehen, um die bei abendlicher Gasbeleuchtung erhöhte Farbengluth zu genießen. Auch ist es der Mühe werth, ein Blumengebinde zu betrachten, das unter zwanzig Thalern nicht feil ist. Alle Geheimnisse des Selam schlummern darin. Der vorüberschreitende Student denkt sofort an Goethe's Pausias und Glycere, die ihre Kränze winden, oder, ausgelassener gesinnt, an Nymphen und bocksbeinige Satyre, die sich mit Blumen werfen. Prosaischer schaut der reiche Comptoirist darein, aber er reicht seine Zehnthalerscheine hin und sendet der Halle Schönstes an die Principalin oder irgend ein Goldkind. Am verwogensten tritt, wie billig, der junge Officier heran. Das kostbarste Bouquet eilt er einer ihren Geburtstag feiernden Vielumschwärmten im Gedränge des glänzenden Saales zu überreichen: zahllose Gaben wurden ihr bereits dargebracht; aber den auserlesensten Dankes-

blick empfängt der stattlichste aller Schleppsäbelträger. Freilich hat die fast noch mehr als die Tochter entzückt gewesene Mutter nach einigen Wochen das Vergnügen, die Gärtnerrechnung in Empfang zu nehmen. Sie wird blaß bei der Entdeckung, aber läßt zahlen, ohne ein Wort zu verlieren. „Kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn, und die Soldaten ziehen davon."

Eine ganz ansehnliche Schaar von Florentinern und Florentinerinnen würden die Kunst- und Handelsgärtner Berlins, zu einem Ballet etwa versammelt, abgeben. Wol in keinem Hause der aristokratischen Stadttheile fehlt im Zimmer der Damen der Blumentisch. Bei den Festen des Hofes und der preußischen Granden, der Botschafter, der Minister und besonders der Börsennabobs gehört es zu den Aufgaben der Intendanten und Decorateure, mit künstlerischer Phantasie Säle, Vorsäle und Treppenhaus in die schwebenden Gärten der Semiramis, in einen Feentempel zu verwandeln. Ein exotischer Wald prangte, als Lord Odo Russel sein Botschaftshôtel eröffnete und als Geheimer Commerzienrath Bleichröder Baron geworden war. Nie fehlen den glänzenden Officiersbanketts die Blumen, und es freut uns von den Siegern in hundert Schlachten, daß sie, zum Frieden zurückgekehrt, Horazens und seines nec desint epulis rosae sich erinnern. Bei ihrem Einzuge am 16. Juni 1871 hatten die Gärtner Berlins und Potsdams für sie nicht Lorbeer genug: aus Dresden, Erfurt und Brüssel mußte Zufuhr verschrieben werden. Auf den Bällen des vorletzten Winters bestand der gesuchteste Putz der jungen Damen darin, von Kopf bis zu Fuß in frischen Rosenknospen zu erscheinen, welche die Putzmacherinnen und Kammerjungfern, erst wenn der Wagen schon vor der Thür hielt, mit geschicktem Finger aufzuheften hatten: wir verstummen rechtzeitig vor dem übrigen Aufwande des Ballstaats und Balles selbst. Wie sinnreich, als zur Zeit, da „die ersten Lerchen schwirrten", eines Tags sämmtliche Mitglieder der Fortschrittspartei mit einem Veilchensträußchen im Knopfloch den Reichstag betraten, indem eine ungenannte, aber denkende Verehrerin ihnen nicht Narcissen und nicht Anemonen, sondern eben die auch von keiner anderen Partei mißzuverstehenden Veilchen gesandt hatte!

Für völlig kahl und flugsandumweht werden wir das stuckverzierte, im Grunde backsteinerne Berlin inzwischen auch dann nicht ausgeben, wenn die übrige Welt Frühling und Sommer begeht. Kommt man von Halle und Leipzig, so hat das Auge allerdings nur wenig Weide gehabt. Bei Jüterbogk gab es unerquickliche Haide- und Moorstrecken. Bei Luckenwalde bedeckt die grämlich schauende Föhre große Flächen. Aber näher zur Spree gibt es die herrlichsten Laubwälder. Von der Spandauer Haide bis zum Zehlendorfer Forst und vom Krummdammer Forst bis zur Hasenhaide ist Berlin waldumkränzt. Reizend liegen die Spreedörfer Stralau und Treptow im Erlengebüsch. Prachtvoll erheben sich die Eichen und Rüstern von Pankow. Im havelumflutheten Tegel fand Alexander v. Humboldt sein Tusculum. Nachdem er im Schatten des Drachenbaumes gesessen und zwischen Riesencactus gewandelt, waren ihm die vaterländischen Eichen und Linden um so lieber geworden. Auf den Wiesen seines Parks lacht uns sein Liebling, das kleine Volk der Gräser in allen Geschlechtern, als Schwingel und Kammgras, als Bart-, Perl- und Ruchgras entgegen; und still erinnern wir uns, mit welcher Sorgfalt der große Naturforscher an den un-

scheinbaren Aehren, Rispen und Träubchen mikroskopische Merkwürdigkeiten nachwies.

Der Umgegend von Berlin poetische Landschaftsbilder abzugewinnen, thaten die Maler gut, die Jagdflinte umzuhängen, aber ihren Gang auch nicht ohne zuverlässige Wasserstiefeln anzutreten. Ihr sicherer Blick hat zu entdecken gewußt, und aus Erlkönigsweiden und Strohdächern, aus einem Sumpf mit Schilf und Pfahlwerk, aus einer Eichengruppe auf stiller Trift oft köstliche Oel- und Aquarellbilder gemacht. Auf unseren eigenen Wanderungen haben wir uns an Wegen und Stegen nie das Bücken verdrießen lassen. Wenn die artige Parnassia, ein Schmuck süddeutscher Wiesen — Roßmäßler hat ihr ein besonderes Capitel gewidmet — hier nur im erbarmenswerth verkümmerten Zustande vorkommt, so breitet sich das Reich der Brunnenkresse, der Wasserlinse und des Tangs desto lustiger aus. Wollgras, Schwanenblume und Wasserstern wollen bemerkt sein. Winkt aus der Fluth dieser Tümpel kein „bläulicher Gott", so quirlt desto behaglicher der Wassersalamander daher, und steigt der Wetterprophet Laubfrosch stumm, doch beschaulich, auf ein ungeheueres Huflattichblatt. Selbst die Bauern, welche von ihrem Kirchthurm Berlin im Dunst und Qualm erblicken, erinnern in Gestalt und Antlitz nicht selten an die Frösche der Latona, wie Rubens sie malte, halb Mensch, halb Frosch, graugrün um die Augen, aber genügsam und heiter. Ihren Kahn wissen sie durch den Schlamm zu stoßen, ihren Gaul durch den Morast zu führen, und ihre männliche Jugend gibt tüchtige Soldaten und kluglenkende Droschenkutscher.

Nicht nur „der Pappeln stolze Geschlechter" kündigen die Nähe der Hauptstadt an. Auch die Birken machen die Chausseen zu Alleen, und ihre Schleier wehen uns wie die Haarbüschel der Ulanenhelme entgegen. Unbemerkt stehen Storchschnabel, Malve und blaue Hundszunge am Rain. Wer achtet auf die aus Nordamerika stammende, aber in den Sandgräben Berlins wie zu Hause thuende, citronengelbe, weithinleuchtende Nachtkerze? Denn die Welt der Villen beginnt. Ihre äußersten Vorposten stehen als „Westend" jenseits Charlottenburgs, sie stehen in Pankow, Steglitz und Lichterfelde, und ihr Kern lehnt sich an den Schifffahrtsgraben, die Kurfürstenstraße und mehrfach an den Thiergarten. Oede und gemieden waren die Gartenlandgebiete und die saueren Wiesen, die dort vor zwanzig, vor zehn und fünf Jahren sich ausdehnten. Heute drängt sich dort aller Reichthum. Es koste, was es wolle, sagten die Nabobs. Die Preise der Anlageplätze stiegen und stiegen, aber die Ankäufe erlitten keine Unterbrechung. Die Bauhandwerker forderten das Doppelte und Dreifache ihrer früheren Sätze, aber ihre Forderungen wurden bewilligt. Neuerdings bildeten sich Actiengesellschaften, um nach umfassenderem Maßstabe zu bauen; Regierungsräthe verließen den Staatsdienst, um sich als Verwaltungsräthe der Baugesellschaften „ungleich besser" zu stehen. Ach, der Krach ereilte auch sie. Doch erholen sie sich. Nicht mehr zu zählen, ragten die Gerüste, fielen die Beschalungen, zeigten sich die Neubauten fix und fertig: tadellos, stattlich, vornehm, verschwenderisch, beseligend und nicht berauschend.

Hinsichtlich des Baustils sind die Villen bunt und wunderlich durcheinandergewürfelt. Die einfacheren Erscheinungen dünkten uns meist auch die geschmack-

volleren. Auf Herstellung wirksamer Gesammtansichten konnte wenig Bedacht genommen werden, weil jede Villa ganz für sich bemerkt und betrachtet sein will. Villa Semiramis, Villa Rosalie, Villa Sirius lesen wir, vielleicht Villa Marzipan oder Sandtorte, und schon die Namen berücken! In ihren Gartenanlagen zeigt sich Idyll an Idyll. Vereinzelt ist der Versuch gemacht worden, auf die Taxushecken, Grotten, Muscheln und Aloes von Versailles zurückzukommen, und wir waren darauf gefaßt, die Mitglieder irgend eines Schäferordens mit der Devise vive la joie! gepudert und frisirt hervortreten zu sehen. Kaleidoskopartig, mosaikartig wirken die Teppiche aus Blattgewächsen, die Polster aus Pelargonien. Hier bildet eine Rhabarberstaude im Rasensammet einen hohen Vorposten, dort ein Silberahorn. Als hätte Puck oder Robin Gutgesell für Lysander und Hermia Alles vorbereitet, als würden Oberon und Titania mit glitzerndem Gefolge jeden Augenblick erwartet! Alle Geräusche der Geschäftswelt sind von den Villenvierteln fern gehalten. Nur Rothkehlchen, Meise und Nachtigall lassen sich vernehmen. Beständiger Sabbath, ewiger Friede herrschen. Hinter Waldrebe und Gaisblatt verborgen, wollen die Besitzer dem Familienleben angehören, die Freunde empfangen, den Musen huldigen. Im schattigen Gartensaale wird gespeist, in der von Glycinen umrankten Veranda Kaffee getrunken; Abends verbreitet eine kostbare Lampe ihr mildes Licht im Pavillon. Wird hier, wie uns gesagt wurde, unter frommem Genuß alttestamentlich, neutestamentlich viel gebetet, so können es, sollte man meinen, nur Lob-, Preis- und Dankgebete sein.

Je weiter wir uns der City Berlins nähern, desto schmaler werden die Gärten vor den Häusern, aber sie schwinden sichtlich ungern und ganz allmälig. Bäume ragen noch überall. Nicht nur „unter den Linden" gibt es Linden. Auch die „Frankfurter Linden" und die „Lindenstraße" strafen ihren Namen nicht Lügen. Schwerknochige Schwarzpappeln wegelagern an der Möckernstraße, nicht grade um die Annehmlichkeiten der dortigen Kellerwohnungen zu erhöhen, wenn die Wurzeln sich als langarmige Unholde aus den Wänden hervorstrecken. Vor dem Museum bilden Kastanienreihen den „Lustgarten". Für das „Kastanienwäldchen" an der Universität ziemt sich's, Virgil's Hexameter auf Carthago in Bereitschaft zu halten:

Dort inmitten der Stadt ein Wald voll fröhlichen Schattens.

An der Potsdamer Straße genießen Eichen, Eschen und Ulmen einen durch keine Anstrengungen der Anwohnerschaft zu beseitigenden allerdurchlauchtigsten Schutz. Die Kariatiden und Genien der Häuserreihen schauen auf die Häupter eines uralten Waldwegs, auf dem an Sommerabenden die Menge der sittsamen Spaziergänger das Völkchen der Mücken und Motten, der Pappel-, Linden- und Weidenschwärmer nicht verhindert, sein ausgelassenstes „Freut euch des Lebens!" zu tanzen. Die strahlende Beleuchtung auf den Balconen führt unmittelbar nachher freilich auch den massenhaftesten Selbstverbrennungsproceß der kleinen Lichtfreunde herbei.

Das königliche Schloß begnügt sich, der Pflanzenwelt seinen Tribut damit zu entrichten, daß es auf unsichtbarem, aber tausendjährigem Algengrunde steht. Seine Mauermassen erheben sich unmittelbar an dem Straßenpflaster, und seine Höfe zeigen St. Georg mit dem Lindwurm auf ödem Basalt. Der Palast des

Kaisers lehnt sich so eng an das im Commodestil aufgeführte Bibliotheksgebäude, daß er nur für einen, was den Umfang betrifft, kaum nennenswerthen Garten den Raum fand. Dagegen haben die prinzlichen Paläste, Schloß Monbijou, Ministerien, Herrenhaus, Sternwarte, die meisten Kirchen, sowie Bethanien wieder hain- und parkartige Umgebung. Der Wilhelmsplatz hüllt die Helden des siebenjährigen Krieges in Blumenduft. Der Friedrichshain, der im Werden begriffene Humboldtshain sind die Erquickung für Unzählige aus der jedesmaligen Nachbarschaft. Der Thiergarten, dem der beliebte zoologische Garten seinem Gebiete nach unmittelbar angehört, wird an Umfang, Mannigfaltigkeit und Pflege nur von den Parks Altenglands übertroffen. Wir kennen die Vorzüge des „englischen Gartens“ und Gasteins am rauschenden Isarufer. Das fröhliche Durcheinanderwogen des Wiener Praters erlebt der Thiergarten nicht im Sommer, sondern während des Schlittschuhlaufens auf seinen Teichen. Aber nicht ganz mit Unrecht finden die Berliner in ihm den Wald von Reinhardsbrunn und Liebenstein wieder. Am Hügel der Diana von Versailles, am Goldfischteich, an der Rousseauinsel, am Denkmal Friedrich Wilhelm's III. mit dem meisterhaften Fries von Drake hat die Kunst des Gärtners viel vermocht. Daran schließen sich die Alleen für Fußgänger, Wagen und Reiter, jüngst zum Theil so geleitet, daß sie einen Hinblick auf das Siegesdenkmal gewähren. Zahlreiche Pfade öffnen sich für die Spaziergänger, die aus tausend Gründen die Einsamkeit suchen und sich dann nicht wundern dürfen, viele gleichgestimmte Seelen zu treffen. Sind die Nadelhölzer und die Buche im Thiergarten nur sparsam vertreten, so fehlt von den übrigen Bäumen Deutschlands kaum einer. Die Eiche erhebt sich zu ausnehmender Pracht. Manche schmucke Birke erinnert uns an Lenau's Wort, daß das Licht der letzten Mondnacht an ihrem Stamme hängen geblieben sei. Wenn wir aber die Weide nennen, so meinen wir sogleich ihre dreißig Arten, denn die rosmarinblättrige und die seidenhaarige, die Silber-, die Dotter- und die Salweiweide sind da, um für die Herstellung schöner Baum- und Gebüschgruppen an Weihern und Wegen mitzuwirken.

Durchwandern wir noch einmal die Potsdamer Straße, um den botanischen Garten zu erreichen, dessen Sehenswürdigkeiten für den zurückgelegten weiten Weg vollauf entschädigen. An seinem Eingange sollte Chamisso's Denkmal stehen, der hier Blumen begoß, Herbarien ordnete und Salas y Gomez dichtete. Zu dem nicht fernen Friedhof blickten wir hinüber und fragten mit Franz Dingelstedt: „Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?“ „Lorbeer und Mohn“ gebührt seinem Grabe. Auch die heutigen Nachfolger Chamisso's hinter der langen Gartenmauer sind Dichter. Ihre Sonette bestehen in ihren Ordnungen; ihre Lieder sind Lieder ohne Worte, ohne Töne, wenn nicht eben ein Bienchen summt, aber knospen- und blüthenreich. Wollt ihr wissenschaftlich schwelgen, so betretet das Orchideen- und das Palmenhaus. Wer die erzielte Vollständigkeit zu überblicken wünscht, gehe z. B. die Diosmeen-Eudiosmeen oder die Myrtaceen durch. Auf zwei langen Schutzbeeten ist alles Beachtenswerthe der Alpen versammelt: der unvergleichlich schöne Stern der Frühlingsenziane, die langblumige Primel, das Lichtnelkenblümchen, die Alpenhomogyne leuchten daher. Das hochwohnende Edelweiß droht freilich in der Ebene seinen weißen Sammetpelz ab-

zuthun und sich grün zu kleiden. Am anziehendsten fanden wir jedoch zur Zeit der ersten wärmeren Sonnenstrahlen die Felder, wo Liliaceen, Asphodeleen, Amaryllideen ihr junges Leben entfalten. Durch die Nachtfröste nicht mehr zurückgehalten, erhoben sich die Crocus, Muscarien und Scyllen. Die Fritillarien beeilten sich, emporzukommen, und in lustiger Buntheit stellte sich das Geschlecht der „Kibitzeier" zum Glockenspiel auf.

Wird uns der freundliche Leser von da bis zum Kräutermarkt Berlins begleiten, der den Sommer hindurch einen nicht unwichtigen Theil des Obst- und Gemüsemarkts bildet? Neben den Suppen-, Braten- und Einmachkräutern, die der Gutschmecker erst bemerken, nämlich vermissen würde, wenn sie in der Küche einmal fehlten, spielen hier mitten im aufgeklärten Berlin zahlreiche Kräuter als Haus- und Geheimmittel eine verwegene Rolle. „Kräutertag" und „Weihbüschel", die in Franken und Bayern vor Zauber, Seuche und Weh schützen, gelten im kühleren Norden nichts mehr. Ob die Kinder des Waldes und Feldes Liebfrauen- und Himmelsschlüssel, Kreuz- und Dreifaltigkeitsblume, oder Teufelsauge und Hexenkraut heißen, hat hier die Bedeutung verloren. Aber während hinter den Fenstern droben vielgesuchte und berühmte Sanitäts- und Medicinalräthe in Consultation und Klinik über Leben und Tod begriffen sind, finden unten auf dem Markt die Arzneien der Hirten und erfahrenen alten Frauen schwunghaften Absatz, weil der Genuß von Baldrian, Raute und Krauseminze allerdings heute noch genau so wie vor Jahrtausenden wirkt. Neben Pimpinell und Fette Henne, Beifuß und Salvei werden Bitterklee und Stiefmütterchen, Mauseklee und Katzenpfötchen, Ehrenpreis und Tausendgüldenkraut zu ganzen Haufen vergriffen, da sie wer weiß für was Alles „gut" sind. Neben Camille und Lindenblüthe fehlt die Kornblume nicht, Fritz Reuter's Tremse und Schiller's Cyane. Dem Kaiser wird sie als seine Lieblingsblume schon am 22. März überreicht.

Die Anlagen der „Flora" zu Charlottenburg sahen wir erst im Entstehen. Gegen Ende October verflossenen Jahres wurde erzählt, daß ihre Rasenplätze im Abstich gegen das herbstliche Laub ringsum noch das frischeste Grün zeigten, auf dem sich mehr als 10,000 (abgeschnittene) Blumen lachend gruppirten. Im Palmenhause habe das große Bambusrohr in wenig Wochen mehr als armsdicke und 10 Fuß hohe Stauden getrieben. Die Eröffnung des Riesensaales erfolgte dann. Während des letzten Osterfestes tagte dort ein ungemein zahlreicher und überaus prächtiger Hyacinthen- und Tulpencongreß, zu dem die Herren J. D. Zoocher und Voorhelm Schneevogt in Haarlem ganze Eisenbahnwagen mit begleitenden Gärtnern gerüstet hatten. Mit Hülfe der dem Erdreiche beigemischten Anilinfarbenextracte hatten die Holländer sich wahrhaft wunderthätig in neuen Zuchten bewiesen. Auch auf die Blumensprache hatten sie sich verstanden, indem sie mit ihrem „Kaiser Wilhelm" und ihrer „Kaiserin Augusta" Deutschland auf die zarteste und unschuldigste Weise von der Welt schmeichelten, und darin eine milde Symbolik geübt, daß, neben dem fast schwarzen „Argus" mit den zahlreichen weißen Augen, der „Château de Rome" und die „Perruque quarrée" nicht mehr vorkamen. „Fürst Bismarck" stellte sich höchst entwickelt und frisch, nicht preußischblau und schwefelgelb, sondern im Prälatenviolett dar! — Die königlichen Gärten von Potsdam können wir nur im Vorübergehen erwähnen. Von Friedrich dem

Großen waren alle Künste aufgeboten, um sein preußisches Versailles auszuschmücken, und Graf Algarotti wollte in der Umgebung Sanssouci's das unverkennbare Walten Armida's bemerken. Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. fügten zu Sanssouci und dem Neuen Palais noch Charlottenhof, Winzerhaus, Paradiesgarten und Pfingstberg hinzu, für die ihnen Quisisana bei Neapel, Poggio imperiale und Pratolino bei Florenz vorschwebten. Das Palmenhaus der Pfaueninsel war der Stolz Friedrich Wilhelm's III., das Orangeriegebäude bei Sanssouci die Freude Friedrich Wilhelm's IV.; Wilhelm's I. Sommersitz Babelsberg beweist verhältnißmäßig große Anspruchslosigkeit. Im Schloßgarten von Charlottenburg bereiten ernste Tannen- und Eibengruppen auf die Nähe des Mausoleums vor.

Zu den alljährlich im Reithause des Kriegsministeriums veranstalteten Blumenausstellungen bringen die herrschaftlichen Gärten zu Potsdam und die Mitglieder des Gartenbauvereins in staunenswerther Fülle prangende Azaleen, doppeltgroße Cyclamen, zahllose Hyacinthen- und Violavariationen, so groß wie ein Zweithalerstück, um den Preis aus der Hand der Kaiserin zu gewinnen. Bei einer der letzten Ausstellungen zogen Chinaprimeln in neuen Spielarten die Aufmerksamkeit auf sich. Eine Acantacea Sustitia speciosa, eine Todea barbara von Neuseeland — wegen ihrer abenteuerlichen Gestalt von den Eingeborenen das Gespenst genannt — hatte der Inspector des botanischen Gartens geliefert. Jüngst dufteten ebendort die aus dem Neuen Palais kommenden Victoria-Veilchen bis in die Vorhalle der Ausstellung. Die Aucuba japonica mit goldfarbiger Rinde, gefleckten Blättern und braunrothen Blüthen, die ebenso sonderbare Cycas revoluta zierten die Rasenplätze, welche den draußen herrschenden rauhen März vergessen machten. Von den Levkojen und Cinerarien, die den Springbrunnen umgaben, wurde vollends der Sommer herbeigezaubert. Uns selbst, leugnen wir nicht, beschäftigten auch die Gesichter der Besucher ein wenig. Denn bemerkt man nicht ganz andere Physiognomien in den Kirchen als in den Theatern, andere beim Glücksspiel als bei den Blumenausstellungen? Die Leidenschaft für Pferde verlangt und bildet ganz andere Menschen als der Umgang mit Nelken oder Vergißmeinnicht. Heiterkeit erregte — Kaulbach hat den Hofconditor König Ludwig's I. von Bayern auf dem die Huldigung der Künste darstellenden Frescobilde der neuen Pinakothek den Malern, Bildhauern und Architekten zugesellt — das schon auf der Bäckerausstellung gesehene Riesen-Marzipanbouquet des Herrn Hillbrich von der, jedem Zeitungsleser Berlins bekannten, Leipziger- und Wilhelmsstraßenecke.

Alle kurzlebige Ausstellungen übertrifft der große, mit Bassins und Springbrunnen, Felsengruppen, Sculpturen und den ausgesuchtesten Gewächsen ausgestattete, an einem der Wochentage dem allgemeinen Zutritt geöffnete Borsig'sche Wintergarten. Ein unvergleichlicher Platz im übrigens von Rauch und Hammerlärm erfüllten Moabit. Von dieser Schöpfung des ersten Industriellen Berlins, des Mannes in, mit und durch Eisen, soll König Friedrich Wilhelm IV. zu seiner Gemahlin gesagt haben: „Elisabeth, der Pracht dieser Märchenwelt haben wir nichts zur Seite zu stellen."

Giacomo Leopardi's Gespräche.

Deutsch von **Paul Heyse.**

Herkules und Atlas.

Herkules. Vater Atlas, Zeus schickt mich zu dir, ich soll dich von ihm grüßen und, falls du müde wärest, mir deine Last für ein paar Stunden aufhalsen, wie ich schon einmal, ich weiß nicht mehr, vor wie viel Jahrhunderten, gethan habe, damit du indessen Athem schöpfen und dich ein wenig ausruhen kannst.

Atlas. Ich danke dir, liebes Herkuleschen, und bin auch der Majestät des Zeus sehr verbunden. Aber die Welt ist so leicht geworden, daß dieser Mantel, den ich trage, um mich gegen den Schnee zu verwahren, mich mehr drückt, als sie; und zwänge mich nicht der Wille des Zeus, hier still zu stehen und diese Kugel auf dem Rücken zu tragen, so würde ich sie unter den Arm nehmen, oder in die Tasche stecken, oder sie baumelnd an einem Haar meines Bartes befestigen und meiner Wege gehen.

Herkules. Wie ist es nur möglich, daß sie so viel leichter geworden ist? Ich sehe wohl, sie hat ihre Gestalt verändert und sieht jetzt mehr wie eine Semmel aus, nicht mehr rund wie damals, als ich Kosmographie studirte, um jene große Seefahrt mit den Argonauten zu machen; aber trotzdem begreife ich nicht, warum sie leichter geworden sein soll.

Atlas. Den Grund weiß ich nicht. Aber von ihrer Leichtigkeit kannst du dich gleich überzeugen, wenn du sie nur einen Augenblick auf die Hand nehmen und das Gewicht prüfen willst.

Herkules. Beim Herkules, wenn ich's nicht versucht hätte, würde ich's nie glauben. Aber was bedeutet diese andere Neuigkeit, die ich da entdecke? Das letzte Mal, als ich sie trug, schlug sie mir stark auf den Rücken, wie das Herz eines Thieres klopft, und gab beständig eine Art Summen von sich, ähnlich wie ein Wespennest. Und jetzt gleicht sie, was das Klopfen betrifft, einer Uhr, an der die Feder zerbrochen ist, und was das Summen betrifft, so höre ich nicht den leisesten Laut.

Atlas. Auch darüber kann ich dir nicht mehr sagen, als daß die Welt schon lange aufgehört hat, irgend eine Bewegung zu machen, oder ein Geräusch hören zu lassen; und so war ich auch lange sehr in Sorgen, ob sie nicht etwa gestorben sei, und erwartete täglich, daß sie mich mit ihrem Verwesungsgeruch belästigen würde, und überlegte, wie und wo ich sie begraben und welche Grabschrift ich ihr machen sollte. Dann aber, als ich sah, daß sie nicht verfaulte, kam ich zu dem Schluß, sie müsse sich aus dem Thier, das sie früher war, in eine Pflanze verwandelt haben, wie Daphne und so viele Andere, und daher komme es, daß sie sich nicht mehr bewegt und athmet, und noch immer ist mir bange, ob sie mir nicht ihre Wurzeln in die Schultern schlagen und sich da fest einklammern möchte.

Herkules. Ich glaube eher, daß sie schläft, einen Schlaf gleich dem des Epimenides, der ein halbes Jahrhundert und länger dauerte; oder wie man von Hermotimos erzählt, daß seine Seele, so oft er wollte, seinen Körper verließ und viele Jahre draußen blieb und in verschiedenen Ländern sich vergnüglich herumtrieb und dann zurückkehrte, bis endlich die Freunde, um dem Spiel ein Ende zu machen, den Körper verbrannten, so daß der Geist, als er wieder hinein wollte, sein Haus zerstört fand und, wenn er unter Dach und Fach wohnen wollte, ein anderes miethen oder in's Wirthshaus gehen mußte. Damit aber die Welt nicht ewig fortschläft und nicht irgend einer ihrer Freunde oder Wohlthäter, in der Meinung, sie sei todt, sie anzündet, wollen wir sehen, ob wir sie nicht aufwecken können.

Atlas. Schön. Aber wie wollen wir das machen?

Herkules. Ich würde ihr einen tüchtigen Schlag mit meiner Keule geben; aber ich fürchte, ich zerschmettere sie damit, oder schlage sie platt, wie eine Oblate; oder, da sie so leicht geworden, ist am Ende ihre Rinde ganz dünn und zerbricht mir unter dem Schlage, wie eine Eierschale. Auch bin ich nicht sicher, ob nicht etwa die Menschen, die zu meiner Zeit sich mit den Löwen herumbalgten und jetzt mit den Flöhen, nicht alle auf einmal von der Erschütterung in Ohnmacht fielen. Das Beste wird sein, ich lege meine Keule weg und du deinen Mantel, und wir spielen Ball mit diesem Erdkügelchen. Schade, daß ich die Ballonschuhe oder die Raketen nicht mitgebracht habe, deren ich mich mit Merkur bediene, wenn wir im Hause des Zeus oder im Garten Ball spielen; aber mit den Fäusten wird es auch gehen.

Atlas. Vortrefflich! Damit dein Vater, wenn er uns spielen sieht und ihm die Lust kommt, den dritten Mann zu machen, mit seinem Feuerball uns alle Beide Gott weiß wohin schleudert, wie den Phaeton in den Po!

Herkules. Freilich, wenn ich, wie Phaeton, der Sohn eines Dichters wäre, und nicht des Zeus leiblicher Sohn und Manns genug, daß ich, wenn die Dichter mit dem Klang der Leier Städte bevölkert haben, es nur zu wollen brauchte, um Himmel und Erde mit dem Schall meiner Keule zu entvölkern! Und seinem Ball brauchte ich nur einen Fußtritt zu geben, um ihn von hier bis an die äußerste Suffite des Empyräums hinsausen zu lassen. Aber sei überzeugt: wenn mir auch der Einfall käme, fünf oder sechs Sterne auszubrechen, um Murmel damit zu spielen, oder mit einem Kometen nach dem

Ziel zu werfen, wie mit einer Schleuder, indem ich ihn beim Schwanz faßte, oder auch mich der Sonne selbst zum Discuswerfen zu bedienen, — mein Vater würde thun, als ob er es gar nicht sähe. Ueberdies beabsichtigen wir ja mit diesem Spiel, der Welt wohlzuthun, während Phaeton nur den Horen, die ihm den Wagentritt beim Einsteigen hielten, zeigen wollte, wie leicht er sei, und mit seiner Geschicklichkeit als Kutscher prahlen bei Andromeda und Kallisto und den andern schönen Sternbildern, denen er im Vorbeifahren Sträußchen von Strahlen und kleine Confetti von Lichtkügelchen zugeworfen haben soll; und so wollte er sich vor den himmlischen Göttern auf der ganzen Tagesfahrt, da gerade Feiertag war, sehen lassen. Kurz, wegen meines Vaters Zorn sei ganz unbesorgt; ich verspreche dir, daß ich jedenfalls dir für allen Schaden gut stehe. Nimm also ohne Weiteres den Mantel ab und wirf den Ball.

Atlas. Gern oder ungern, ich muß dir wol deinen Willen thun, denn du bist stark und wohlbewaffnet, ich aber wehrlos und alt. Aber gib wenigstens Acht, daß du sie nicht fallen läßt, damit sie nicht noch mehr Beulen kriegt, oder an irgend einer Stelle eine Quetschung, oder einen Riß, wie damals, als Sicilien von Italien losgerissen wurde und Afrika von Spanien, oder damit nicht etwa ein Stück absplittere, eine Provinz, oder ein Königreich, woraus dann ein Krieg entstehen könnte.

Herkules. Meinerseits sei ganz ruhig.

Atlas. Nun, dann fange! — Siehst du, wie sie wackelt, weil ihre Figur ganz verschoben ist?

Herkules. Flink! wirf ein bischen stärker, deine Würfe kommen alle zu kurz.

Atlas. Es liegt hier nicht am Wurf; wir haben wie gewöhnlich Südwest, und der Ball fängt Wind, weil er so leicht ist.

Herkules. Das ist sein alter Fehler, sich immer nach dem Winde zu drehen.

Atlas. Es könnte wahrhaftig nicht schaden, wenn wir ihn ganz damit anfüllten, denn er fliegt, wie ich sehe, nicht besser aus der Hand als eine Melone.

Herkules. Das ist freilich ein neuer Fehler, denn früher sprang und tanzte er, wie ein Böckchen.

Atlas. Laufe hurtig nach dorthin, geschwind, sag' ich; gib um Gotteswillen Acht, daß er nicht fällt; verwünscht sei die Stunde, wo du gekommen bist!

Herkules. Du hast ihn mir so schief und niedrig zugeworfen, daß ich ihn nicht beizeiten hätte auffangen können, wenn ich mir auch den Hals hätte ausrenken wollen. O weh, armes Ding, wie steht's? Hast du dir irgendwo weh gethan? — Man hört keinen Laut und sieht Nichts, was sich regt oder bewegt, — sie schlafen alle wie zuvor.

Atlas. Gib mir die Kugel her, bei allen Hörnern des Styx, daß ich sie mir wieder auf die Schultern lege; und du, nimm deine Keule und kehre eilig in den Himmel zurück und entschuldige mich beim Zeus wegen dieses Unfalls, den du allein verursacht hast.

Herkules. Mit Vergnügen. Seit vielen Jahrhunderten wohnt im Hause meines Vaters ein gewisser Poet, der Horaz heißt; er ist dort als Hofpoet an-

gestellt auf Antrag des Augustus, den Zeus unter die Götter aufgenommen hat, weil man der Macht der Römer gewisse Rücksichten schuldig war. Dieser Dichter pflegt immer einige von seinen Liedchen zu trällern, unter andern eins, worin es heißt, ein Gerechter stehe fest, wenn auch die Welt um ihn zusammenbreche. Ich möchte beinahe glauben, daß heutzutage alle Menschen gerecht seien, denn die Welt ist hingefallen, und Keiner hat sich gerührt.

Atlas. Wer bezweifelt die Gerechtigkeit der Menschen? Aber nun verliere keine Zeit mehr, sondern eile, mich bei deinem Vater zu entschuldigen, denn ich erwarte jeden Augenblick einen Blitzstrahl, der mich aus dem Atlas in den Aetna verwandelt.

Ein Professor der Humanität und Sallustius.

Professor. Diese Stelle im Text, meine Kinder, befriedigt mich nicht, und ich mache euch darauf aufmerksam, damit euch die Autorität des Sallustius nicht zu einem Irrthum verleitet.

Sallustius. Was wird da über mich gemurmelt? Wenn ich gewußt hätte, daß in neunzehnhundert Jahren der Neid nicht stirbt, wäre ich lieber neidisch als vortrefflich gewesen.

Professor. Wer bist du?

Sallustius. Der Autor, den du in Händen hast.

Professor. Du willst sagen, der Autor des Buches, das ich in Händen habe, aber aus Liebe zur Kürze bedenkst du dich nicht, dich persönlich mir in die Hand zu liefern. Wie kommst du denn hierher? Aber wie du hergekommen, ist gleichgültig. Ich möchte, daß du mir ein Bedenken aufklärtest, das mir bei einer Stelle in der Ansprache gekommen ist, die du deinen Catilina vor der Schlacht gegen das Heer des Proconsuls halten lässest. Der Passus lautet: Quapropter vos moneo uti forti atque parato animo sitis; et quum proelium inibitis, memineritis vos divitias, decus, gloriam, praeterea libertatem atque patriam in dextris vestris portare. Sage mir: hast du in Nigidianus' oder Fausta's Schule oder etwa in Numidien, damals, als du darauf bedacht warst, den Einwohnern wohl zu thun durch Erleichterung ihres Beutels, oder wann und wo es nur immer gewesen sein mag — Rhetorik studirt?

Sallustius. So wie du Ethik studirt hast. Was sind das für Fragen?

Professor. Nur ruhig Blut. Könntest du doch so die Spuren der Hiebe loswerden, die du von Milo bekommen hast wegen deiner Liebe zur Schönheit. Habe die Güte, mir zu sagen: welche Redefigur wolltest du in diesem Passus anwenden? Die, welche unsereins die Steigerung zu nennen pflegt, oder eine andere?

Sallustius. Ja, Herr Magister, die.

Professor. Die Steigerung (Klimax) ist je nach Umständen auf- oder absteigend; hier aber muß es doch die aufsteigende sein, das heißt, von den Dingen, die du nennst, muß das zweite größer sein, als das erste, das dritte größer als das zweite und so fort, so daß das letzte das größte von allen ist. Nicht wahr?

Sallustius. Gewiß.

Professor. Du aber, theurer Crispus, bist in der That gegangen, wie der Krebs oder wie kluge Leute, wenn sie den Feind kommen sehen. Das Erste, was du nennst, ist der Reichthum, von dem Theognis sagt, daß man ihm nachjagen müsse durch Hitze und Frost, zu Wasser und zu Land, wenn es nöthig ist von Felsen springen, sich in's Meer stürzen und weder Gefahr noch Mühe scheuen, die zum Ziele helfen. Das Zweite ist die Ehre, die ein großer Theil der Menschen für einen theuren Besitz hält, doch nicht so theuer, daß sie sie nicht wieder billig verkaufen. Das Dritte ist der Ruhm, der wol Vielen gefallen würde, wenn sie ihn ohne Mühe und Unbequemlichkeit erlangen könnten; da das aber nicht angeht, begnügt sich Jeder damit, ihn in seinen Würden zu lassen. Das Vierte ist die Freiheit, auf die man nicht großen Werth zu legen braucht. Das Letzte endlich ist das Vaterland, und ein solches wäre auf Erden nicht mehr zu finden, wenn es nicht im Wörterbuch stände. Kurz, das, was du an's Ende stellst, ist nicht nur nicht größer als alles Andere, sondern existirt schon seit lange überhaupt nicht mehr; von dem Andern ist das Frühere immer wichtiger als das Folgende und das Erste der Art, daß die Menschen, um es zu erlangen, bei jeder Gelegenheit bereit sind, Vaterland, Freiheit, Ruhm, Ehre, all deine anderen Güter hinzugeben, und alle in Bausch und Bogen, und wenn es verlangt wird, noch etwas dazu. Nun sieh, ob das ein Wort war, das du so in einen Winkel deiner Periode verstecken durftest, als ob du dich geschämt hättest, es hinzuschreiben. Wahrlich, wenn Catilina die Redefigur in dieser verkehrten Ordnung, wie du sie mittheilst, gebraucht hat, so wundere ich mich nicht, daß er auf die Hörer keinen Eindruck gemacht hat, und es ist ihm ganz recht geschehen, daß sie sich schlecht hielten und die Schlacht verloren.

Sallustius. Ich könnte vielleicht erwidern, daß zwischen meiner Zeit und der heutigen ein kleiner Unterschied sei in den Ansichten und Gebräuchen, bezüglich dessen, was du erwähnt hast. Aber jedenfalls hat deine Auseinandersetzung etwas für sich, und darum streiche den Passus aus und schreibe ihn so hin, wie ich ihn dir dictiren werde.

Professor. Dictire nur.

Sallustius. Et quum proelium inibitis, memineritis gloriam, decus, divitias, praeterea spectacula, epulas, scorta, animam denique vestram in dextris vestris portare.

Professor. Da steht es. So gefällt es mir und ist in Ordnung. Nur daß die fünf letzten Punkte etwas so Hinreißendes haben, daß ich anfange, für den Ausgang der Schlacht zu fürchten, wenn nicht Antonius und Petreius ihren Truppen eine Rede über denselben Text halten.

Ein heimliches Verhältniß.

Humoreske von **Otto Girndt.**

I.

Vor dem Hauptthor einer namhaften Stadt Norddeutschlands lag ein Kaffeegarten, den besonders das feinere Publicum sehr liebte. Fliedergebüsch bildete Nischen, deren jede einen Tisch für kleine Gesellschaften von vier bis sechs Personen enthielt. An den Nischen vorüber zogen sich die Wege, die in Kreuz- und Querwindungen alle wieder dahin zurückführten, woher man gekommen. Der Eingang des Gartens war zugleich der Ausgang.

Der Frühling hatte die Fliederstämme mit Blättern gefüllt, die Blüthen setzten erst leise an. Es war der Frühling des Jahres 1871, für unser Vaterland ein Doppellenz. Die Truppen, die in Frankreich gestanden, sahen zum Theil bereits die Heimatherde und ihre alten Garnisonen wieder, die Landwehr steckte mit geringen Ausnahmen wieder im Civilrock und Arbeitskittel.

Der Tag war so schön, wie er im Norden nur sein konnte, trotzdem hatte er wenig Städter hinausgelockt; alle Stände waren zu sehr mit den Vorbereitungen zum officiellen Empfang ihrer siegreichen Söhne und Mitbürger beschäftigt. In dem Kaffeegarten zeigten sich nur zwei der Nischen besetzt, die eine von drei Damen, die zweitnächste von einem jungen Mann, der still in einem Buche las, durch das grüne Gesträuch den Blicken seiner Nachbarinnen verdeckt.

Die Damen glaubten sich allein. Eine von ihnen, deren jugendliche Erscheinung, wie damals viele ihres Gleichen, in Trauerfarben gehüllt war, sah sich um und begann: „Wie traulich sitzt man in diesen Nischen! Die Anlage ist reizend. Von keiner Seite kann man beobachtet werden, was andere öffentliche Orte so unleidlich macht. Daß Sie mich an dies freundliche Plätzchen geführt, gnädige Frau, danke ich Ihnen sehr.“

Die Aeltere neben ihr, der die Anrede galt, erwiderte in mütterlichem Ton: „Wir wollen, wenn Ihnen der Garten gefällt, liebe Wanda, jeden Nachmittag hier unsern Kaffee nehmen.“

„Dann regnet es morgen!“ fiel die Dritte ein, eine blühende Mädchengestalt, der die Lebensluft und muntre Laune aus den Augen blitzte.

Wanda musterte das Firmament und sagte kopfschüttelnd: „Den Anschein hat es doch nicht?“

„Ich sage Dir,“ behauptete die Vorige, „es regnet; denn durch Alles, was Mama sich vornimmt, zieht der Himmel einen Strich. Hört sie darum aber auf, Pläne zu machen? Bewahre! Sie verfügt wo möglich im Januar schon über den December.

Die Mama wandte sich ernst zu Wanda: „Was sagen Sie zu einer Tochter, die der eignen Mutter spottet?“

Statt der Fremden versetzte ihr Kind: „Ist's etwa nicht so, daß Deine Erwartungen und Berechnungen regelmäßig täuschen?“

Die Mutter gab dem Mädchen einen strafenden Blick: „Wenn Du dabei an Dich selbst denkst, hast Du Recht.“

„Wieso?“ fragte Wanda und erhielt sogleich die Antwort:

„Ich hoffte, Leontine sollte ein verständiges, gesetztes Wesen annehmen, als sie die Kinderschuhe ausgezogen.“

„Wie die Drahtpuppen,“ commentirte Leontine den mütterlichen Text, „die in den Pensionsanstalten dressirt werden: Kopf steif, Blick gesenkt, beim Gehen immer auf die Fußspitzen gesehen!“ Und die Vorstellung, die sie sich von ihrer Figur machte, riß sie zu hellem Lachen hin.

Ihre Heiterkeit störte den unbemerkten Leser in seinem geistigen Genuß; er blieb zwar unbeweglich in seiner Verborgenheit, murrte aber leise: „Ob man wol lesen kann bei dem Geschwätz und Lachen?“ Darauf suchte er sich wieder in seinen Schriftsteller zu versenken.

Von Wanda's Lippe stieg ein kleiner Seufzer. Sie schaute Leontinen an: „Wäre mir nur der zehnte Theil von der Frische und Lebhaftigkeit Deines Geistes eigen!“

„Sprühfeuer, bloßes Sprühfeuer!“ verringerte die Mama den gepriesenen Werth ihrer Tochter, die augenblicklich das Wort aufgriff:

„Bei der nächsten Illumination fliege ich als Rakete auf, dann behältst Du das Nachsehen!“

Ueber das feine Gesicht der gleichaltrigen Freundin glitt ein Lächeln, indem die Trauernde von Neuem anhob: „Was für beglückte Menschen sind Sie Beide! Nichts zeigt es so deutlich, wie Ihre gegenseitigen Neckereien. Bei Ihnen lerne ich wirklich wieder heiter sein.“

„Das *sollst* Du,“ bekräftigte Leontine, „darum haben wir Dich verschrieben. Aber nur Dein süddeutsches Gemüth kann von dieser Mutter glauben, es sei ihr Scherz, wenn sie mich tadelt.“

Hier schloß der junge Mann, dem die laute Stimme die Lectüre verleidete, sein Buch und sprach unmuthig in sich hinein: „Ich muß mich wahrhaftig ausquartieren.“ Schon wollte er aufstehen, als ihm Worte in's Ohr fielen, die ihn plötzlich fesselten; denn jetzt vernahm er auch, *was* in seiner Nähe gesprochen wurde. Leontine fuhr nämlich, mit dem Finger auf ihre Mutter weisend, fort:

„Sie weiß mich eben nicht zu schätzen. Ja, wäre sie eine Mama, wie ihr Banquier Spangenberg ein Papa —“

„Mein Vater?“ stutzte der unsichtbare Zuhörer, sich rasch erhebend.

„Mädchen! Mädchen!“ warnte die Mutter.

Naiv entgegnete der schelmische Mund: „Es ist doch keine Schande, einen Banquier zu haben?“

„Wie unvorsichtig,“ tadelte die lebenserfahrene Frau, „hier Namen zu nennen!“

Leontine warf den Kopf über die Schulter und beruhigte: „Es sitzt ja Niemand nebenan, und wenn auch, wer kennt uns?“

Da fiel Wanda erheitert ein: „Schließlich bleibt der Name das Einzige, was ich von dem Papa höre.“

„Sein drittes Wort,“ erklärte die Freundin, „so oft wir ihn sehen, ist sein Sohn, sein Reinhold.“

„Das geht mich an,“ flüsterte der Lauscher und nahm geräuschlos seinen Stuhl wieder ein.

„Der junge Mann,“ bemerkte Leontinens Mutter, „muß in der That ein ausgezeichneter Mensch sein.“

„Sie kennen ihn nicht selbst?“ fragte Wanda.

Ehe Jene antworten konnte, war das Töchterlein bei der Hand: „Wieder liegt hier das Gute so nahe, und erst Wanda bringt uns darauf. Warum hast Du eigentlich den alten Herrn nicht längst aufgefordert, Mama, uns seinen Abgott vorzustellen?“

„Welche Veranlassung hätte ich dazu gehabt? Läge dem jungen Mann an unserer Bekanntschaft, so würde er sie suchen.“

„Blitz, wer sind die Damen?“ äußerte der Gegenstand ihrer Unterhaltung leise seine Neugier und lugte behutsam durch die Zweige.

Leontine aber gab der Mutter zurück: „Ist er denn verpflichtet, zu wissen, daß wir existiren? Der Vater braucht ihm doch nicht von uns zu reden, weil er uns beständig von ihm erzählt?“

„Jetzt weiß ich,“ sagte Wanda, „vom Sohn bald soviel wie vom Vater. Der Eine besorgt Ihre Geldgeschäfte, und der Andere läßt sich Reinhold nennen.“

„Du verlangst eine Erzählung nach allen Regeln der Kunst?“ scherzte Leontine. „So gib Acht: der Held unserer Geschichte ist ein Weltwunder wie Kaiser Otto der Dritte.“

„Was Sie sagen!“ erstaunte der Held über sich selbst.

„Er spricht,“ berichtete Leontine weiter, „sechs lebende und sieben todte Sprachen.“

„Nicht möglich!“ lächelte Reinhold.

„Er wartet auf einen Professorstuhl, schreibt unterdessen gelehrte Bücher und verachtet das Publicum, das sie nicht liest.“

Nun ward die Mutter unwillig: „Hat der Vater jemals dergleichen geäußert?“

„Nein,“ räumte Leontine ein, „aber es steht fest: ein rechtschaffener Autor verachtet grundsätzlich alle Leute, die seine Werke nicht kennen.“

„Hören Sie die abscheuliche Zunge!“ gesticulirte die Aelteste des Kleeblatts, zu Wanda gekehrt.

„Bei so angenehmer Stimme!“ lispelte der Banquiersſohn.

„Iſt es nicht wahr?“ forderte Leontine die Freundin zum Beiſtand auf. „Schriftſteller ſind die eitelſten Menſchen.“

„Ich danke Ihnen!“ nickte der Mann der Feder.

„Uns ſteht,“ ſagte mit Nachdruck die Mutter, „durchaus kein Urtheil über den Mann zu, da wir ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte nicht ermeſſen können.“ Sie glaubte das Thema hiermit beendet, doch weit gefehlt; denn die abſcheuliche Zunge begann ſofort eine Variation deſſelben:

„Aber was er als Soldat geleiſtet, dürfen wir bewundern.“

„Er war mit im Felde?“ forſchte Wanda.

Leontine gab nur indirect Antwort: „Wenn der Papa uns wieder beehrt, werde ich von ungefähr hinwerfen, daß Du im Lazareth Verwundete gepflegt, Wanda; dann paſſ' auf, wie er in's Zeug geht; denn ſein Reinhold iſt's eigentlich, der uns gerettet. Hätte Reinhold nicht als Landwehr-Offizier gegen Frankreich mitgefochten, es ſähe traurig um die Erfolge der deutſchen Waffen aus.“

Reinhold ſtand kopfſchüttelnd auf ſeinem Poſten: „Es iſt toll!“

„Ich bitte mir aus,“ rief haſtig die Mutter, „daß Du mich nicht in Verlegenheit bringſt! Der alte Mann kommt jedenfalls morgen zu mir, ich habe ihm heut geſchrieben.“

„Vortrefflich!“ freute ſich der Sohn. „So erfahre ich leicht, was ich wiſſen will.“

Leontine kicherte: „Mama fürchtet, ſelbſt in Heiterkeit über ihn zu gerathen.“

Doch Mama ſprach ernſt: „Er iſt mir kein bloßer Geſchäftsmann, er hat ſich mannigfach als mein wahrer Freund gezeigt. Und Dir iſt er mehr zugethan, als Du nach Deinen Gloſſen verdienſt.“

„Ei, wie?“ horchte der junge Gelehrte.

Leontine legte ihre ſchlanke Hand auf die der Mutter: „Aber beſte Mama, ich bin ihm ja auch von Herzen gut. Die Schwäche für ſeinen Reinhold erſcheint mir manchmal ſogar rührend.“

„Im Ernſt?“ zweifelte Reinhold.

„Und träfe ich,“ knüpfte das Mädchen an, „den Apollo und Mars in Einer Perſon zufällig irgendwo, ich würde dem Papa nur Liebes und Schönes über den Stolz ſeines Alters ſagen, wenn ich auch im Stillen an den Schluß einer bekannten Gellert'ſchen Fabel dächte.“

„Sie meinen,“ errieth Reinhold, „der Hund war nur ſo groß, wie alle Hunde ſind?“

Die Mutter machte eine verdrießliche Bewegung: „Wir könnten heut noch den botaniſchen Garten beſuchen, liebe Wanda; in der Nähe ſind wir.“

Leontine mußte wiederum lachen: „Mama will nur auf ein anderes Capitel kommen, darum greift ſie nach dem botaniſchen Garten; denn ſeine Sehenswürdigkeiten beſtehen in drei Zwergpalmen unter Glas. Wir haben weit beſſere Unterhaltung, wenn wir bleiben und Mama uns ihre Pläne für den Hochſommer zum Beſten gibt.“

Diesmal erwiderte Mama vollkommen ruhig: „Denkſt Du, mich auch da-

durch zu ärgern, so irrst Du. Warum soll ich mir künftige Tage nicht nach meinem Sinn ausmalen? Baue ich Luftschlösser, und sie stürzen plötzlich ein, so hat mir das Bauen doch Genuß bereitet."

„Vergiß Dein Wort nicht, Mama," ermahnte die Tochter, „wenn Du nächstens einen Einsturz erlebst! Ich weiß Etwas, was Du für ausgemachte Sache hältst, und doch wird es anders kommen."

„Und das ist?"

„Ich überlasse Deinem Scharfsinn, es zu errathen."

„Possen! Was ist's?" drängte die Mutter.

„Es betrifft Deinen Herrn Neffen."

„Max?"

„Das Weitere mußt Du allein finden."

„Ich werde ihn einfach selbst fragen."

Leontine gab sich einen kleinen Ruck auf dem Sessel: „Ach ja, frag' ihn, Mama!"

„Gnädige Frau," lenkte Wanda hier ab, „wenn Sie noch in den botanischen Garten wollen, wird es wol Zeit, aufzubrechen."

Leontine setzte den Ellenbogen auf die Tischkante und stützte das Kinn in die Hand: „Welche Sehnsucht spürst Du plötzlich nach dem botanischen Garten? Oder verletzt es Dich, daß ich ein Geheimniß aus der Angelegenheit mit meinem Vetter Max mache? Erinnere mich zu Hause daran" — und leise schloß sie: „es thut Dir vielleicht nicht leid!"

„Was flüstert sie da?" fragte die Mutter eifrig.

„Ich hab' es nicht verstanden," wich Wanda aus. „Aber da von Ihrem Herrn Neffen die Rede ist: es drückt mich, daß er sich meinetwillen so viel Zwang auflegt. Um mich nicht an meinen todten Bruder zu erinnern, zeigt er sich nie in Uniform und vermeidet geflissentlich jedes Gespräch vom Kriege."

„Max ist nun einmal außerordentlich rücksichtsvoll," erklärte die Tante des Abwesenden.

„Ich muß bald abreisen," sagte Wanda, „damit er sich wieder frei fühlt."

Mit großer Bestimmtheit entgegnete ihr Leontine: „Zu Deiner Abreise gehören Zwei: Eine, die reist, und die Andere, die Dich fortläßt." Sie zeigte auf sich selbst. „Ehe Dein liebes Gesicht ein Rosenheim ist, wie vor zwei Jahren, als wir Dich kennen lernten, darfst Du nicht in Deine Einsamkeit zurück."

Wanda seufzte: „Gute Seele, die Rosen sind ein für alle Mal verblüht, ich bin eben zwei Jahre *älter* geworden."

Leontine sah die Hoffnungslose schalkhaft an: „Wetten wir, daß sie wieder aufblühen?"

Zum ersten Mal befanden Tochter und Mutter sich in Uebereinstimmung; denn die zweite sprach: „Der Meinung bin ich auch; denn Wanda wird nicht *dauernd* alleinstehen."

Bei den Worten wurde Reinhold in seinem Versteck unruhig: „Mein Ohr fängt am Ende mehr auf, als es mit Anstand darf."

Wanda schwieg und schlug die Augen nieder. „Große Kunstpause!" spottete Leontine.

Da fuhr die Mama gegen ihren Gast gewendet fort: „Sie sind durch Natur und Glück mit Allem ausgestattet, ein behagliches Familienleben zu führen. Wie will ich mich freuen, wenn Sie uns eines Tages Ihre Verlobungsanzeige senden!“

„Rechnen Sie nicht darauf!“ versetzte Wanda gemessen.

„Ei, gewiß rechne ich darauf! Sie sind es sich selbst schuldig, die Verwaltung Ihrer Güter in eine starke Hand zu legen.“

Leontine verzog den Mund und fragte die Altersgenossin: „Wie gefällt Dir der praktische Standpunkt?“

Die Mutter entschuldigte denselben: „Es ist nicht gemeint, daß Sie Ihre Hand ohne Ihr Herz verschenken sollen.“

„Mama,“ rief die Tochter, „jetzt wirst Du unvorsichtig! Derartige Verhandlungen wollen bei verschlossenen Thüren gepflogen sein. Wenigstens laßt mich erst Rundschau halten, wie die Luft beschaffen ist!“ Im Nu war sie von ihrem Platz auf und trat umherspähend auf den Kiesweg.

Reinhold drückte sich tiefer in seine Nische, wobei er das Gesträuch berührte. Ein gedämpftes „O weh!“ entfuhr ihm.

„Ha!“ stieß Leontine hervor.

„Was ist?“ fragte die Mutter, sich nun gleichfalls erhebend.

Das Mädchen trat zurück und rapportirte halblaut: „Ich melde gehorsamst, daß sich etwas Menschliches in die dritte Nische gesetzt hat. Ich schlage nun selbst den Botanischen vor.“ Und mit Fleiß verstärkte sie ihre Stimme wieder zu voller Vernehmlichkeit: „Am nächsten gehen wir den Weg rechts, meine Damen!“

„Ich werde führen!“ bestimmte die Mutter.

„Wir folgen, gnädige Frau,“ sagte die Tochter, mit der Absicht, in der dritten Nische gehört zu werden. Dann ergriff sie Wanda's Arm und fragte, Mund dicht an Mund: „Hast Du wirklich nicht verstanden, was ich Dir zugeraunt?“

„Nein!“

„Oder *wolltest* Du's nicht verstehen?“

„Nun, Kinder?“ rief die gnädige Frau, die bereits unterwegs war, zurück.

„Die Mama wartet!“ sagte Wanda, ohne auf Leontinens letzte Frage einzugehen, und zog die Freundin mit sich fort. —

Sobald die Damen in gehöriger Entfernung waren, richtete Reinhold sich aus seiner gebückten Stellung empor und verneigte sich ihnen nach: „Gnädige Frau, Sie haben mir indirect erlaubt, Ihre Bekanntschaft zu suchen, ich mache direct von Ihrer Güte Gebrauch. Nur werde ich meine Visitenkarte in andrer, als der gewöhnlichen Form abgeben. Ich will Dir helfen, reizende kleine Hexe,“ drohte er hinter Leontinen her, „Dich über meinen alten Papa lustig zu machen!“ Er nahm sein Buch vom Tisch: „Komm, liebes Buch! Ich wäre im Stande, dich vor Vergnügen in's Wasser zu werfen und meine ganze Bibliothek hinterdrein.“ Während er den Band in seine Rocktasche gleiten ließ, knisterte der Sand des Weges, und ein hochgewachsener junger Mann, dessen straffe Haltung

trotz der bürgerlichen Kleidung den Soldaten verrieth, stand vor der Nische mit dem Ausruf:

„Spangenberg!"

„Wer da?" Reinhold drehte sich auf dem Absatz um.

„Kamerad Spangenberg!" tönte es ihm noch einmal entgegen.

„Rittmeister von Hill!" begrüßte er den Andern.

Dieser streckte ihm beide Hände hin: „Wie freue ich mich, Sie so unerwartet wiederzusehen! Ich wollte Sie längst einmal aufsuchen, Doctor!"

„Sie *wollten*!" betonte Reinhold. „Wissen Sie, wie man das nennt? Eine liebenswürdige Phrase. Das Lagerleben rief wol eine Art von Ständeverbrüderung hervor, weil ein gemeinsames Schicksal über uns Allen schwebte; aber die Zeit ist vorbei, und die alten Verhältnisse stellen sich her. Wenn wir uns nach einem Jahre treffen, besinnen Sie sich und fragen: wo hab' ich doch diese Nase schon gesehen?"

„Der Fall," erwiderte unverzüglich der Rittmeister, „könnte nur eintreten, wenn Sie mir absichtlich fremd würden; denn ich möchte ungern aufgeben, was mir im Felde werth geworden. Der Umgang mit Männern des verschiedensten Lebensberufs hat meine Anschauungen in vieler Hinsicht erweitert, und glauben Sie mir: gerade Sie persönlich gewannen mein ganzes Herz. Ich freute mich beim Friedensschluß der Aussicht, in *einer* Stadt mit Ihnen zu leben, Sie in meine, mich in Ihre Kreise einzuführen. Wenn ich bisher keinen Schritt dazu gethan, so liegt der Grund in —" er hielt inne, sah sich um, ob er Ohrenzeugen zu fürchten habe, und schloß halb flüsternd: „in besonderen Verhältnissen."

„Es hört Sie keine Menschenseele außer mir," verscheuchte Reinhold die überflüssige Vorsicht. „Der Garten blieb heut merkwürdig leer. Nur dort, wo Sie die verlassenen Tassen sehen, saßen drei Damen, mit denen mir die ergötzlichste Geschichte von der Welt passirt ist."

Hill's Augen vergrößerten sich: „Mit drei Damen?"

„Hei, wie der Cavalier das Ohr spitzt, wenn *diese* Glocke läutet!"

„Ich werde wirklich begierig," gestand der Rittmeister.

„Dann begleiten Sie mich gefälligst!" forderte ihn Reinhold auf. „Was haben Sie hier allein? Der Kaffee ist heut auch nicht einmal zu empfehlen. Ich muß in die Stadt, denn es prickelt mir in allen Nerven, die Sache weiter zu verfolgen. Die ernste, schwere Zeit, die wir überstanden, gibt uns wol ein Recht auf Erheiterung. „„Genieße den Tag!"" ermahnt der alte Dichter, „„pflücket die Rose!"" singt unser Volkslied, und ich Stockfisch habe mein ganzes vergangenes Dasein ungenossen gelassen, meine Jünglingszeit weist keinen einzigen dummen Streich auf, keine der holden Thorheiten, deren Erinnerung Anderen noch, wenn sie Greise geworden, den Erdenabend vergoldet. Rittmeister, ich muß nachholen!"

„Wahrlich," schmunzelte dieser, „Sie scheinen gut aufgelegt!"

Der junge Gelehrte strich in martialischer Manier seinen Schnurrbart: „Die wohlthätige Folge des Krieges! Die Bewegung unter den Waffen hat mich umgeschüttelt."

„Und der Einfluß der Damen," nickte Hill, „hat den chemischen Proceß vollendet."

Reinhold faßte den Arm des Offiziers: „Kommen Sie, ritterlicher Ulanenführer, ich erzähle Ihnen unterwegs die ganze Begebenheit sammt meinem Vorhaben!"

Hill befreite sich sanft von dem Ungeduldigen: „So gespannt ich darauf bin, wär' es mir doch erwünscht, Sie gönnten mir hier eine kurze Rast — mein Fuß macht mir nämlich noch zu schaffen — und wir requirirten dann einen Wagen."

„Auch das ist mir recht!" willigte Jener ein, und Beide nahmen einander gegenüber in der Nische Platz, die Spangenberg zuvor allein beherrscht hatte. Der Ulan bewies, daß er in Wahrheit gespannt war; denn er lehnte sich halben Leibes über den Tisch, als wolle er keine Sylbe verlieren, und trommelte mit den Fingern:

„Also Ihre Damen?"

„Sitzen dort und ich hier, ohne daß die Schönen mich bemerken; denn auch die Mama des einen Fräuleins ist noch eine Schönheit, soviel sich durch das Gesträuch beobachten ließ."

„Hum!" brummte Hill in den Vollbart.

Der Andere glaubte die Ursache des Gebrumms zu erkennen: „Sie finden es unfein, daß ich den Lauscher gespielt?"

„Ich kenne ja den Anlaß nicht," meinte Hill.

Reinhold begann die Erklärung: „Ich habe die Augen in ein Buch vergraben, bis mich wiederholtes Lachen stört."

„Hum!" brummte es abermals.

Der Erzähler stieß sich nicht mehr daran: „Im Begriff, verdrießlich den Platz zu wechseln, obschon das Lachen einen ungemeinen Wohlklang hatte, höre ich von derselben Stimme — denn nur das eine Fräulein war so aufgeräumt, ihre Nachbarin betrauert einen Bruder, der im Felde gefallen —"

„Bitte, was hören Sie von derselben Stimme?" lenkte Hill den Abschweifenden zurück, der jetzt schnell hinwarf:

„Meinen Namen!"

Des Rittmeisters Miene drückte Verwunderung aus: „Ich denke, die kleine Gesellschaft war Ihnen fremd?"

„Natürlich!" bestätigte Reinhold. „Aber ich werde die Familie ermitteln; denn mein Papa ist ihr Banquier, wie ich sofort vernahm, als die junge Dame Kobold den alten Mann bespöttelte, weil er übertrieben zärtlich an seinem Reinhold hängt. Das bin ich!"

„Verstehe!"

„Doch wie sie's that, die Art und Weise, der harmlose Muthwille, womit sie der Mama zum Tort aus mir, den sie nie gesehen, ein Wunderkind machte, — Rittmeister, es war entzückend, ich habe niemals eine vergnügtere Stunde gehabt. Meine Biographie zwang selbst dem feinen Gesicht in Trauer ein Lächeln ab. In der Einleitung hieß es, ich sei sechs lebender und sieben todter Sprachen mächtig."

Aufmerksam war Hill dem Bericht gefolgt, nun ließ er ruhig fallen: „Das sieht meiner lieben Cousine ganz ähnlich."

„Wem?" fuhr Spangenberg mit einer Gewalt gegen den Tisch, daß der Offizier ihm empfahl: „Zerbrechen Sie keinen Stuhl, Verehrtester!"

„Das Fräulein Ihre Cousine?" rief der Ueberraschte, noch unsicher, ob er recht vernommen.

„Leontine von Busse," fügte der Andere hinzu, „um Ihnen Weitläufigkeiten zu ersparen. Ihr erstes Wort von einer ergötzlichen Geschichte ließ mich ahnen, wer darin verwickelt war; ich komme aus der Wohnung meiner Tante."

„So sind Sie der Neffe Max?"

Die eingeschaltete Frage brachte den Rittmeister auf einen Verdacht, den er in der Gegenerkundigung aussprach: „O, mußte ich auch Spießruthen laufen?"

Reinhold beschwichtigte den Argwohn: „Ich weiß jetzt, weshalb Sie diesen Rock angelegt. Ihre Frau Tante rühmte Sie als außerordentlich rücksichtsvoll."

„Die gute Frau!" seufzte der Neffe. „Wenn sie in meine Seele blicken könnte! Sie glaubt, ich verschiebe auch lediglich aus Rücksicht auf ihren trauernden Gast meine förmliche Werbung um Leontinen."

Der Zuhörer bog den Kopf schief: „Was sagen Sie da?"

„Ich sage es *Ihnen*, liebster Spangenberg, damit Sie erfahren, was mich bisher Ihrer Schwelle ferngehalten. Denken Sie, wie mir's geht! Ich bin in der peinlichsten Lage."

„Nun? Nun?" trieb ihn Reinhold zur Eile.

Er verstand sich jedoch nur zu mäßiger Schnelligkeit: „Meine Cousine brauche ich Ihnen nicht mehr zu schildern. Ein loser Mund, aber von Herzen vortrefflich! Ich lebte fortwährend mit ihr in freundschaftlicher Fehde; wo wir uns sahen, gab es Scharmützel. Eines Tages unterbricht uns die Tante: „„Ich sehe es noch kommen, aus Euch Beiden wird ein Paar!"" „„Warum nicht?"" riefen wir aus *einem* Munde und fingen an, uns Zärtlichkeiten zu sagen. Da schlug der Blitz der Kriegserklärung ein. Leontine drohte dem Vetter Lieutenant schwere Ungnade an, wenn er nicht als Rittmeister heimkehre; denn so umwölkt der Himmel damals erschien, *sie* behielt den Schelm im Nacken."

„Für leidenschaftliche Liebe spricht ein solcher Abschied aber *nicht*!" glossirte Spangenberg.

„Meine Tante," entgegnete Hill, „ist trotzdem überzeugt, daß Leontine und ich für einander geschaffen sind, und da ich ihr von Kind auf sehr verpflichtet bin, weiß ich nicht, wie ich sie von der Idee abbringen soll, ohne ihrem Herzen wehzuthun."

Reinhold lehnte sich in den Stuhl zurück, kreuzte die Arme, schlug das rechte Bein über's linke und sprach mit Sicherheit: „Nichts leichter, als das. Es ist erwiesen, daß Ehen zwischen Verwandten nicht taugen."

Hill lächelte, obgleich er eigentlich wenig in Stimmung dazu war: „Sind Sie auch Physiolog? Ich glaubte, nur Sprachenforscher."

Mit eifriger Geberde ward er belehrt: „Alle Wissenschaften stehen in einem innern Zusammenhang." Er fixirte den Sprecher etwas mißtrauisch:

„Sagen Sie, gelehrter Herr: ist der Eifer, in den Sie gerathen, reine Theilnahme für mein künftiges Wohl?"

„Was sonst?" erwiderte Reinhold, der den prüfenden Blick aushielt, ohne eine Miene zu verziehen. „Sie wünschen unsere Bekanntschaft fortzusetzen; entweder ich gebe mein ganzes Herz, oder ich verschließe mich ganz und gar. Keine lauen und halben Menschen mehr! muß der deutsche Wahlspruch sein."

Der Offizier bot seine Hand dar: „Ich schlage ein. Wo Einer dem Anderen durch Rath und That nützen kann, soll er Mund und Hand rühren. Aber, lieber Spangenberg, mit meiner Tante offen zu sprechen, bleibt mir noch längere Zeit verboten."

„Wodurch?"

„Sie kannten unsren bayrischen Kameraden, den Hauptmann von Brüning, nicht, doch seine Schwester haben Sie heut im schwarzen Kleide gesehen. Ich brachte ihr die letzten Grüße des Bruders. Gehört hatte ich schon früher von ihr durch Leontine und die Tante, die auf einer Reise mit ihr zusammengetroffen und seitdem häufig Briefe aus Bayern empfingen. Mein schmerzlicher Auftrag führte mich in ein Lazareth, wo ich das Fräulein hingebend thätig fand. Der weibliche Charakter zeigt sich nirgend in schönerem Lichte, als am Krankenbett. Was soll ich viel hinzufügen? Ich verlor mein Herz."

Spangenberg langte über den Tisch: „Ihre Hand, Rittmeister! Das ist brav!"

Hill überließ ihm zwar seine Rechte, meinte jedoch: „Wo die Bravheit liegt, sehe ich nicht ein." Ungesäumt ward ihm Aufklärung darüber aus dem Munde des gelehrten Waffengefährten:

„In dem Vorsatz, eine Dame aus Bayerland heimzuführen. Der Fall müßte sich nur recht oft wiederholen; ein bessres Mittel gibt's nicht zur Befestigung der nationalen Einigkeit. Schon die staatsklugen alten Römer verfuhren mit ihren Colonien nach diesem Princip."

„Ich kann versichern," sagte der ehrliche Soldat, „daß mein Gefühl in keiner Beziehung zur Diplomatie steht."

Doch Spangenberg ließ das nicht gelten: „Ist es nicht diplomatisch, wie Sie Ihrer Tante gegenüber handeln? Denn nun begreif' ich: Sie wollen bei den Illusionen der verehrten Frau Ihre Liebe geheimhalten, bis Fräulein von Brüning nicht mehr als Gast im Hause weilt."

„Und dann", setzte Hill rasch hinzu, „muß erst die Hauptfrage entschieden sein, ob Fräulein von Brüning mir irgendwie geneigt ist."

Reinhold saß einen Moment frappirt: „Darüber walten noch Zweifel?"

„Der Gebeugten," fuhr Jener fort, „der ich eine Todesbotschaft gebracht, konnte ich unmöglich erklären, was in mir vorging. Und als ich im Frieden zum ersten Mal die Thür meiner Tante öffne, tritt mir Wanda entgegen. Ich finde keine Gelegenheit, sie allein zu sprechen —"

„Die Gelegenheit müssen wir finden!" unterbrach Spangenberg hastig.

Desto gelassener fragte Hill dagegen: „Wie?"

Der Gelehrte sprang auf: „Wir wollen darüber nachdenken. Kommen Sie, Rittmeister! Es ist die höchste Zeit, uns aufzumachen. Haben Sie mir Ihre

unsterbliche Seele anvertraut, so überlassen Sie mir auch Ihr irdisches Theil und begleiten mich zunächst unter mein väterliches Dach!"

Hill zögerte, der Einladung zu folgen: „Ich sähe gern heut noch jemand Andres, Doctor!"

„Ich werde selbst darum bitten," versetzte dieser, „daß Sie dem Hause Ihrer Frau Tante noch guten Abend sagen. Doch wie steht es mit der Gesundheit Ihrer Cousine?"

„Welche Frage?"

„Ich meine: kann Fräulein von Busse einen kleinen Schreck, respective eine unruhige Nacht vertragen ohne Gefahr übler Folgen?"

„Ich dächte," war Hill's Antwort, „Sie hätten ihr anhören müssen, daß sie nicht an mißrathenen Nerven leidet."

„Dann frisch an's Werk!" rief Reinhold entschlossen, und die ehemaligen Kriegskameraden verließen Arm in Arm den Garten, um den nächsten Miethswagen, dessen sie draußen habhaft wurden, zu besteigen und in die Stadt zurückzufahren, wo sie vor einem grauen Gebäude halten ließen, an dem auf kleinem, aber gediegenem Marmorschilde die Firma des Banquiers Spangenberg mit goldenen Lettern eingravirt stand.

II.

Frau von Busse kam mit ihren Begleiterinnen erst nach Hause, als der Abend schon tief hereindunkelte. Der Bediente Johann, der noch aus der Zeit des seligen Herrn von Busse stammte, hatte Vorzimmer und Wohnräume sorglich erleuchtet, erhielt aber die Weisung, nicht zu serviren, weil die Damen in einem Pavillon neben dem botanischen Garten ihren Thee genommen. Er folgte ihnen trotzdem in den kleinen Salon; denn die Meldung lag ihm ob, Herr von Hill sei am Nachmittag dagewesen und habe die Herrschaften im Kaffeegarten aufsuchen wollen.

„O, wie fatal!" grollte die Tante des Rittmeisters dem Schicksal. „Doch wer konnte das ahnen?"

„Max muß seinen Unglückstag haben," muthmaßte Leontine. „Es gibt solche Tage, an denen man unternehmen kann, was man will, Alles geht schief."

„Nun wird er uns," folgerte Frau von Busse, „natürlich für heut aufgegeben haben. Doch ich will ihm gleich eine Zeile schreiben, daß er uns morgen bestimmt trifft."

Indem nahm Johann von einem Seitentischchen eine Tablette und präsentirte sie Leontinen: „Hier ist auch ein Brief für das gnädige Fräulein." Die Empfängerin sah nur flüchtig die Adresse an, sagte: „Gut, Johann!" und der Bediente verschwand, da er Nichts mehr im Salon zu thun hatte.

Frau von Busse küßte, ehe sie sich zum Schreiben in ihr Privatgemach begab, die Stirn ihres süddeutschen Gastes: „Ihnen, liebe Wanda, sage ich gute Nacht; da Sie sich erschöpft fühlen, gehen Sie am besten geschwind zur Ruhe." Fräulein von Brüning versprach, zu gehorchen, indeß Leontine ließ sie, da sie sich allein mit ihr sah, nicht sogleich fort, sondern zog sie am Aermel zurück:

„Du solltest mich ja an Etwas erinnern, Wanda?"

„Hat es nicht Zeit bis morgen?“ weigerte sich diese. „Lies ungestört Deinen Brief!“

„Was wird darin stehen?“ sagte Leontine gleichgültig. „Er trägt keinen Poststempel. Wahrscheinlich empfiehlt sich wieder ein neues Confectionsgeschäft Haus bei Haus. Du willst nur die Gelegenheit wahrnehmen, mir zu entschlüpfen. Wer kann jetzt schon die Augen schließen?“

„Ich bin wirklich sehr erschöpft,“ klagte Wanda.

„Durch Mama's Predigt auf der Promenade über die heilsame Staatseinrichtung des Ehestandes?“

Die Gefragte ward ungeduldig: „Genug davon, ich bitte Dich, Leontine!“

„Du mißverstehst mich,“ lautete die Erwiderung, „ich will nicht von Dir, sondern von mir reden. Weißt Du, was Mama sich zusammengesetzt hat? Mein Vetter Max —“

„Wird Dein Gemahl werden,“ ergänzte die Andere.

„So!“ sprach Leontine ernst. „Entsinne Dich aber, ich sagte draußen im Grünen: es wird anders kommen!“

„Dann wärst Du sehr thöricht,“ ließ Wanda vernehmen.

„Findest Du denn den guten Jungen so liebenswürdig?“ forschte seine Cousine.

Statt gradeaus zu antworten, schalt das bayrische Fräulein: „Die Bezeichnung wählst Du mitunter selbst in Herrn von Hill's Gegenwart. Ich wundre mich nur, daß er sie noch nie gerügt.“

„Er ist seit grauen Jahren daran gewöhnt,“ warf Jene leicht hin, „und würde Etwas vermissen, wenn er plötzlich den guten Jungen nicht mehr hörte. Indeß soll er erfahren, wer mir die Vertraulichkeit verwiesen.“

„Das ist nicht nöthig!“ verbat Wanda schnell.

Leontine hatte ihre heimliche Absicht bei der ganzen Unterredung. Mit unmerklichem Lächeln ging sie behutsam einen Schritt weiter. „Also Du räthst mir, wenn er feierlich um mich anhält, Ja zu sagen?“

Wanda zuckte die Achsel: „Wunderliches Mädchen, wie kann ich oder irgend wer Dir dabei rathen?“

„Sieh,“ versetzte die berechnende Freundin, „wie Du Dir widersprichst, mein Engel! Zuerst wäre ich sehr thöricht, und nun ich dem Vorwurf entgehen will, ziehst Du Deine Meinung zurück.“

Wanda drückte die Hand an die Stirn: „Mir schmerzt der Kopf, Leontine; thu', was Dir beliebt!“ Und sie wandte sich zum Gehen.

Der Schalk aber hielt sie fest: „Nein, Du bist verständiger, als ich, und ich ordne mich Deiner Ansicht unter. Erkläre mir kurz und gut: würdest Du an meiner Stelle meinem Vetter Dein Wort geben?“

„Es handelt sich um Dein Wort, und das gib ihm!“ Damit riß Wanda sich rasch los und suchte ihr Zimmer.

Leontine blieb stehen und sah ihr nach: „Wie sie ausweicht! Deutlicher konnt' ich's ihr doch kaum machen, daß ich ihr liebes Herz durchschaue. Es gibt Menschen, denen man ihr Glück aufdringen muß.“ Mit dieser leisen Reflexion wollte sie in die Thür ihrer Mutter. Da fiel ihr Blick auf den Brief, den sie noch in der Hand hielt. „Ja so!“ murmelte sie, den Umschlag lösend.

„Diese Zusendungen kenne ich schon auswendig: „„Ergebenste Geschäfts-Anzeige. Einem hochgeehrten Publicum empfiehlt der Unterzeichnete sein reichhaltiges Lager von —"" sie stockte und hob betroffen das entfaltete Blatt an das Gaslicht: „Wie? Was ist das? Verse? Geschriebene Verse? An mich?" Geschwind las sie:

„Mein gnädiges Fräulein!
In einem Garten vor dem Thor
Klang eine Stimme an mein Ohr
Gar hell und süß, ich horchte hin,
Obschon ich sonst kein Horcher bin.
Doch bald verwandelt sich in Graus
Der anfangs holde Ohrenschmaus.
Ein Mann, mit dem ich eng liirt,
Wird da entsetzlich kritisirt.
Ich werde aber heut noch geh'n
Und ihm berichten, was geschieht.
Dann hüte sich Ihr schöner Mund
Vor meinem Freunde Reinhold und —
Doch hieran ist es wohl genug,
Der Mensch wird nur durch Schaden klug.
Nische Nummer Drei."

Je weiter sie gelesen, desto mehr war sie in fliegende Hast gerathen. Bei'm letzten Wort aber sanken ihr die Arme nieder: „Barmherziger! Und ich sah hinter dem Gebüsch nichts weiter, als ganz im Allgemeinen einen Mann!" Eilig verbarg sie den Brief in der Tasche ihres Kleides, lief an die Thür zum Vorzimmer und rief hinaus: „Johann!"

Der Bediente ließ nicht auf sich warten: „Gnädiges Fräulein befehlen?" Während er in den Salon trat, erschien aus der Nebenstube auch Frau von Busse wieder, ihr geschlossenes Billet an den Neffen in der Hand. Leontine ward die Mutter nicht gewahr bei dem Eifer, womit sie ihren Johann examinirte: „Wer hat den Brief abgegeben?"

„Ein alter Mann."

„Wie sah er aus? Ich will eine genaue Beschreibung!"

„Er war schlicht gekleidet und trug eine Mütze."

Befremdet mischte sich jetzt Frau von Busse ein: „Was hast Du, Leontine?"

Erschrocken fuhr der Kopf des Mädchens herum: „O nichts, nichts, Mama! Ich frage nur, wer das Schreiben an mich gebracht."

„Wer schreibt Dir, daß Du so aufgeregt bist?" wollte die Mutter wissen.

Vor Verlegenheit halb stotternd, brachte die Tochter heraus: „Ein bedrängter Familienvater, der um Unterstützung bittet."

„Er wendet sich an Dich statt an mich?" wunderte sich die Hausherrin, bekam aber keine weitere Auskunft, denn Leontine flog in's Seitenzimmer. „Das ist auffallend", fuhr die Mutter, zu dem Bedienten gewendet, fort. „Da will ich denn doch erst untersuchen, ob die Bedrängniß nicht erdichtet ist. Kommt der alte Mann morgen, um sich Antwort auf sein Gesuch zu holen, so wird er an mich gewiesen."

„Zu Befehl, gnädige Frau!"

„Und dies Billet an Herrn von Hill in den Briefkasten, Johann!"

„Sogleich!" Der Diener ging. Gleichzeitig kehrte Leontine zurück. Sie hatte sich im Umsehen ihres Huts und Shawls entledigt. „Ich denke," begann die Mutter, „wir folgen Wanda's Beispiel, Leontine, und legen uns nieder; die Frühlingsluft wirkt unbeschreiblich ermüdend."

„Ich mit den Hühnern zu Bett?" protestirte das Mädchen. „Das ist mir unmöglich!"

Die Mama ließ mit sich handeln: „So bleibe Du auf, ich gehe! Aber gib mir das Bittgesuch Deines bedrängten Familienvaters!"

„Das — das Papier, Mama, hab' ich vernichtet."

„O Schade!" bedauerte Frau von Busse ironisch. „Ich kenne dergleichen Klagelieder und weiß am Ton die echten von den unechten zu unterscheiden. Doch sobald der Briefsteller sich wieder meldet, soll Johann ihn mir zuführen; ich bewahre Dich vielleicht vor falschem Mitleid."

„Er sich wieder melden? Das passirt uns nicht!" flüsterte Leontine und ging schnell in lautes Lachen über: „Ja, ja, Mama, ich bin nicht vorsichtig genug. Schlaf' in guter Ruh'!" Sie umarmte die Mutter und küßte ihr den Mund.

Frau von Busse war schon im Begriff, sich zu entfernen, als ihr einfiel: „Noch Eins! Was bedeutete heut Deine Anspielung auf Max?"

„Frage ihn nur selbst!"

„Ich soll mich gefaßt machen, daß eine Hoffnung scheitert, die ich hege?"

„Frage ihn selbst!" Dabei blieb das Mädchen.

„Ich bin sicher," hob die Mutter nochmals an, „er wird nach Wanda's Abreise mit einem bestimmten Verlangen hervortreten, und denke doch nicht an die Möglichkeit, bei Dir auf Widerstand zu stoßen."

„Frage ihn!"

Frau von Busse schlug ihr auf die Schulter: „O geh, Du Unart!" that ein paar Schritte, drehte sich wieder um, als erwartete sie doch noch eine Offenbarung. Aber Leontine warf ihr nur einen Kußfinger zu, und ihr blieb nichts übrig, als der jungen Verschwiegenheit durch eine stumme Geberde zu drohen, worauf sie mit ihrer unbefriedigten Wißbegier zu Bett ging.

Leontine stand allein. Langsam zog sie den Brief aus der Tasche und sprach — erregt, wie sie war — vor sich hin: „Was verdiene ich, daß ich gelogen? Du lebst noch, Brief! Ein alter Mann, schlicht gekleidet, mit einer Mütze, hat dich gebracht; wer soll daraus entziffern, woher du kommst?" Sie nahm mit zwei Fingern die Verse wieder aus der Umhüllung. „Zuerst erschrak ich, jetzt erscheint mir die Sache spaßhaft. Ein gewöhnlicher Denunciant bereitet weder überhaupt sein Opfer vor, noch fabricirt er Verse." Sie setzte sich und blickte in das Blatt. „Klassisch ist die Poesie des großen Unbekannten nicht, sie steht ungefähr auf einer Stufe mit dem Struwwelpeter. Doch weht ein gewisser — wie soll ich sagen? — tröstlicher Humor hindurch. Ernste Unannehmlichkeiten kann mir der Gelegenheitsdichter nicht zuziehen wollen, dazu ist seine Introduction zu galant." Sie las zum zweiten Mal:

„In einem Garten vor dem Thor
Klang eine Stimme an mein Ohr
Gar hell und süß, ich horchte hin,
Obschon ich sonst kein Horcher bin."

Sie hielt inne und ward nachdenklich: „Dennoch kann man nicht wissen, was daraus entsteht, wenn er seinem Freunde Reinhold meine Kritik hinterbringt oder jetzt schon hinterbracht hat." Plötzlich sprang sie auf und horchte: „Himmel, wer spricht im Vorzimmer?" Der Brief wanderte schleunig auf's Neue in die Tasche hinab. „Wie mir das Gewissen schlägt! Ich fühle kaum den Muth, an die Thür zu gehen."

Da wurde diese schon durch den Diener geöffnet. „Wer ist da, Johann?" rief das Fräulein.

„Werde ich noch angenommen?" fragte draußen eine Stimme, die sofort alle Angst bannte. „Max!" athmete Leontine auf. „Gott sei Dank!"

Johann schloß hinter dem eintretenden Rittmeister, der den Stoßseufzer seiner Cousine mit der Bemerkung beantwortete: „Das klingt, als ob hier ein Unglück geschehen."

Was geschehen war, konnte sie ihm natürlich nicht sagen, also mußte wieder eine Nothlüge herhalten: „Ich war betroffen, weil ich Deine Stimme nicht erkannte und mutterseelenallein saß."

„Euer Johann," erklärte Hill, „begegnet mir an der Ecke mit einem Billet der Tante. Darum wage ich's, mich noch zu zeigen."

„Armer Getreuer," bemitleidete sie ihn, „Du hast uns zweimal verfehlt! Aber setze Dich!" Sie ergriff selbst einen Sessel, der Offizier ließ sich neben ihr nieder. Seine Augen machten suchend die Runde:

„Du bist allein, sagst Du? Wo ist die Mama und Fräulein von Brüning?"

„Tief in den Federn," berichtete Leontine. „Die Frühlingsluft, die Frühlingsluft! Ich weiß nicht, was die Menschen von der Frühlingsluft wollen. Mich regt sie an, als käme ganz neues Leben in mich."

Hill verneigte sich kurz: „Du bist auch anders geartet, als andre Menschen."

„Vetter?" Sie hob den Zeigefinger. „Nicht ironisch werden!"

Er blieb ganz ernst: „Wie dürfte ich auf Deinem Revier jagen? Aber kein Wunder, daß die Damen sich abgespannt gefühlt; denn aus dem Kaffeegarten noch in den botanischen zu pilgern —"

Ueberrascht unterbrach sie ihn: „Woher weißt Du das?"

Gelassen versetzte er: „Ein Herr, den ich draußen traf, sagte mir's."

Leontine zuckte halb in die Höhe: „Wer war der Herr?"

„Danach hatt' ich ihn nicht zu fragen", sagte Hill und sagte keine Unwahrheit damit. „Mir genügte, daß er drei Damen im Garten bemerkt."

„Er saß in der dritten Nische?" setzte sie ihre Erkundigung fort.

„Nach der Nummer habe ich nicht gesehen." Auch das war der Wahrheit gemäß.

„Er kannte uns."

„Behüte! Woher sollte er Euch kennen?"

Sie wußte es indessen besser: „Ja, ja, er kannte uns, glaube mir!“

„Du irrst, mit Erlaubniß, entschieden, liebe Leontine; erst von mir erfuhr er Euren Namen.“

„Von Dir?“ Die Frage schoß in einer Weise hervor, daß der kaltblütige Soldat nicht umhin konnte, die Gegenfrage zu thun:

„Welche Heftigkeit? Bei einer zufälligen Gesprächswendung war's unumgänglich, daß ich Euch nannte.“

„Die Wendung hat der schlaue Vogel mit Fleiß herbeigeführt,“ meinte Leontine.

„Auch dies muß ich bestreiten,“ sagte Hill.

Es litt sie nicht mehr auf dem Sitz: „Unglücksvetter, Du weißt nicht, was Du angerichtet!“

Er erhob sich ruhig: „Ich komme mir in der That höchst unschuldig vor.“

Sie sah ihn bittend an: „Du mußt mir einen unendlichen Gefallen erweisen, Max!“

„Mit dem größten Vergnügen!“ versicherte er.

„Du mußt morgen wieder in den Kaffeegarten gehen.“

„Ich soll es ja in Eurer Gesellschaft, schreibt mir die Tante.“

„Ich werde bewirken,“ entgegnete Leontine, „daß wir zu Hause bleiben. Du gehst freundlichst allein.“

„Der Zweck?“ begehrte Hill zu wissen.

„Vielleicht triffst Du den Herrn abermals.“

„Und dann?“

„Bringst Du heraus, wie er heißt, was er ist, und so weiter!“

„Erlaube, beste Cousine, diese Commission ist etwas sonderbarer Natur für einen Offizier.“

Doch sie wußte eine Entschuldigung ihres Verlangens: „Ihr Ulanen habt Euch ja in Feindesland den Ruf erworben, Alles auszukundschaften, doppelte Keller, versteckte Vorräthe —“

„Ich soll,“ fiel Hill, sich piquirt stellend, ein, „nach Kaffeeschwesternart einem Fremden die Künste abfragen, wo er geboren, wo die Gebeine seiner Großmutter ruhen — und wozu?“

Leontine brachte ihre Fingerspitzen mit seinem Kinn in Berührung und schmeichelte: „Mir zu Liebe, Max, mir zu Liebe!“

Er schien etwas milder gestimmt zu werden. „Ich glaube wenigstens auf die Gründe dringen zu dürfen, die Dir jene Details so wissenswerth machen.“

„Du wirst das Geheimniß einer Dame ehren,“ sprach sie ihr Vertrauen aus.

„Ich leiste sehr gern Ritterdienste, aber nicht in's Blaue hinein,“ gab er zurück.

„Die alten Ritter,“ hob sie hervor, „zogen für ihre Damen in's Blaue hinein bis nach Palästina.“

Max blickte spöttisch darein: „Ich bedaure, in dieser romantischen Zeit leben wir nicht mehr.“

Das mußte durch Empfindlichkeit vergolten werden. Leontine deutete nach dem Ausgang: „Empfiehl Dich, Vetter, wenn Du ungefällig bist!“

„Nicht doch!“ wies er die Aufforderung zurück. „Der Herr wird durch die Lebhaftigkeit, mit der meine schöne Cousine sich für ihn interessirt, mir selbst interessant.“

Das Mädchen warf ihm einen Seitenblick zu: „Sage Du mir doch keine Schmeicheleien!“

„Würden sie Dir aus *seinem* Munde angenehmer klingen?“ fragte er, sich vorbeugend.

„Ich habe von dem Mann nichts gesehen, als den Hut,“ gestand sie ehrlich.

Der Vetter besah seine eigne Kopfbedeckung: „Daß ein Hut diesen Magnetismus in sich trägt, ist eigenthümlich. Ich hätte Lust, den Besitzer davon zu unterrichten.“

„*Thu's*,“ acceptirte sie lebhaft, „wenn Du ihn triffst, was der Himmel gebe! Schildre ihm die Anziehungskraft seines Cylinders, unfehlbar glaubt er dann, Du weißt, welche Keckheit er gegen mich begangen —“

„Was?“ rief der Rittmeister, einen Schritt zurücktretend.

„Und willst ihn dafür zur Rechenschaft ziehen,“ vollendete sie.

Vetter Max warf in erkünsteltem Zorn den Kopf auf: „O, ich *werde es*!“

Daran lag jedoch der Cousine wenig, wie sich aus ihrer besänftigenden Entgegnung ergab: „Ich bitte um kaltes Blut, lieber Haudegen! Nur ihn *einzuschüchtern*, ist Deine Aufgabe. Hast Du sie gelöst, so soll Dich die Muse der Dichtkunst belohnen. Notabene, die Sache bleibt unter *uns*!“ Und ihm die Hand reichend, wünschte sie freundlich: „Gute Nacht, Vetter Max!“

Hierauf war er nicht gefaßt. „Plötzlich entlassen?“ fragte er.

„Aber in Gnaden, Mylord, in vollen Gnaden!“ winkte sie.

„Eure Majestät sind räthselhaft.“

Sogleich trat Leontine aus der Hoheitsrolle heraus: „Den Erfolg Deiner Bemühung theilst Du mir morgen Abend mit, nicht wahr, guter Junge? O verzeih', ich *soll* Dich nicht mehr so tituliren!“

Der Vetter, der ihre Fügsamkeit in den Willen Andrer wohl kannte, ließ seinen Zweifel merken: „Von wem nimmt meine Herrin Vorschriften an?“

„Von einer Grazie,“ bediente ihn die zungenfertige Cousine, „der auch mein *Herr* gern gehorchen würde, wenn ich ihn recht verstehe.“

Hill begriff ihre Andeutung: „Leontine!“

„Max?“ lächelte sie schlau.

Er sah sich rasch um, eilte auf sie zu, und die Erregung seines Innern zitterte durch den Flüsterton: „Liebe, theure Leontine!“

„Das heißt,“ sagte sie melancholisch, „die liebe, theure Leontine bleibt sitzen!“

Hill faßte ihre Hände: „Du willst mich ja gar nicht haben!“

Mit derselben Treuherzigkeit, wie er, betheuerte sie: „Die ewigen Sterne, die ich vor der Gaskrone nicht sehe, sind meine Zeugen, daß ich nicht will!“

„Er hat Recht,“ rief der Rittmeister, „Du bist entzückend, Cousine!“

„Wer?“ Sie stand äußerst überrascht da und vernahm auf der Stelle: „Ein Schriftsteller, von dem Du unlängst Etwas gelesen! Gute Nacht, liebe Leontine! Denke nur nach!“ So überließ Hill das Mädchen sich selbst.

Auf der Treppe aber lachte er in sich hinein: „Ich eile spornstreichs zu ihm zurück, und müßt' ich ihn aus dem Bett trommeln!"

Leontine hatte keinen Versuch gemacht, den Vetter aufzuhalten. Sie stand, blickte sinnend in die Höhe, blickte wieder zur Erde, schlug die Arme in einander und ging langsam hin und her: „Weiß ich denn nicht, was ich unlängst gelesen habe?" Alles Grübeln half ihr nicht auf die Spur. Welcher Schriftsteller gehörte zu ihren Bekannten? Wo war ihr einer begegnet, der von ihr entzückt gewesen sein konnte? Sie grübelte noch, als sie in den Kissen lag.

III.

Die Sterne hatten der neuen Sonne das Feld geräumt, die rüstig vorschritt, um den Zenith zu erreichen. Frau von Busse befand sich im kleinen Salon allein. Sie erwartete ihren Banquier Spangenberg und hatte in Erinnerung der gestrigen Glossen Leontinens die beiden jungen Mädchen nach dem gemeinsamen Frühstück auf Wanda's Zimmer geschickt; ihre Tochter sollte ihr keine Verlegenheit bereiten.

Da trat Johann ein, wieder mit einem Briefe, und that pflichtschuldig seiner Herrin zu wissen: „Diese Minute war der alte Mann da."

„Der bedrängte Familienvater?" fragte die Dame schnell.

„Den Eindruck," meinte der Diener, „macht er durchaus nicht, bei Tage sieht er ganz wohlgenährt aus. Hier ist ein zweiter Brief von ihm an das gnädige Fräulein. Ich hieß ihn warten, wie gnädige Frau befohlen. Das wäre nicht nöthig, sagte er und ging."

Frau von Busse nahm den Brief: „Eine sonderbare Art! Was will der Mensch eigentlich?"

„Ich glaube, es ist ein Schwindler," verrieth Johann seine Ansicht.

Die Dame suchte in ihren Taschen: „Wo hab' ich meine Lorgnette?" Der Bediente entdeckte das Augenglas auf einem Seitentisch, überreichte es und verließ das Zimmer. Frau von Busse öffnete das Papier, setzte die Lorgnette an und verfolgte den kurzen Inhalt der Zuschrift:

„Mein gnädiges Fräulein!

Ich zittre vor Niemand, selbst vor Ihrem Herrn Vetter nicht, trotz seiner Ritterlichkeit. Heut bin ich wieder an dem bekannten Plätzchen."

Wie ward der Mutter angesichts der Zeilen zu Muth! Sie fiel in einen Sessel und war nur des Seufzers mächtig: „Leontine! Meine Tochter!"

In dem Moment erschien Johann noch einmal. Er hatte Herrn Spangenberg zu melden, der aufzuwarten wünsche. „Fassung! Klugheit!" ermahnte die tiefbetretene Frau sich selbst leise und fügte laut hinzu: „Ich lasse bitten." Sie richtete sich mühsam auf, während das joviale Antlitz ihres Banquiers sichtbar ward, der sie unwissentlich durch seinen Begrüßungswunsch verhöhnte:

„Besten Morgen, meine verehrteste Frau von Busse! Nun? Bin ich pünktlich?"

„Nehmen Sie Gruß und Dank, lieber Herr Spangenberg!" erwiderte sie, ihn mit der Hand zum Sitzen einladend.

Der Geschäftsmann folgte dem Wink: „Womit kann ich dienen? Amerikaner gestern Siebenundneunzig fünf Achtel! Aber verzeihen Sie: zunächst muß ich mich nach dem lieben, lustigen gnädigen Fräulein Tochter erkundigen! Ich bekenne Ihnen: keine junge Dame sehe ich so gern, und ein Glück für mich, daß ich nicht dreißig Jahre weniger habe." Er sah sich um, als hoffe er, Leontine werde sich ihm demnächst zeigen.

Für die Mutter waren seine Worte Nadelstiche. Sie erklärte die Abwesenheit der Tochter kurz: „Leontine ist in Anspruch genommen durch eine Freundin aus Bayern, die bei uns wohnt."

„Aus Bayern?" wiederholte Spangenberg erfreut und rieb sich das Knie. „Ein braver, tüchtiger Schlag, der bayrische Stamm! Mein Reinhold weiß von den Kernmenschen zu erzählen." Die Kriegsereignisse traten lebhaft vor Spangenberg's Erinnerung, so daß er sich nicht enthalten konnte, bei'm Gedanken an die Bayern fortzufahren: „Wie die Mauern haben sie vor dem Feinde gestanden, nicht gewankt, noch gewichen. Uebrigens die Württemberger auch und die Sachsen und die Badenser! Alle haben sie ihre Schuldigkeit gethan. Jetzt denkt man erst mit der rechten Freude daran. In den großen Tagen selbst war man zu aufgeregt, namentlich wenn man, wie ich, immer gewärtig sein mußte, das Liebste zu verlieren. Aber seit die Angst überstanden ist, bin ich doch als Vater stolz, daß ich sagen darf: mein Sohn war dabei, mein Sohn hat Deutschlands Größe miterrungen!"

Frau von Busse saß auf Kohlen. Deutschlands Größe war ihr zur Stunde herzlich gleichgültig. Sie paßte den Augenblick ab, da Spangenberg Athem holte, um einzufallen: „Sie sollen den Stolz noch lange genießen, nur jetzt, mein alter Freund, hören Sie mich an! Ich möchte heut, ehe wir von Geschäften sprechen, den erfahrenen Mann in einer andern Angelegenheit zu Rathe ziehen."

„Ihr ganz Ergebenster!" verneigte sich der Banquier geschmeichelt.

„Die Sache," leitete sie ein, „geht mich zwar nicht direct an, aber eine mir sehr werthe Dame ist dabei interessirt, und die Arme hat, gleich mir, keinen Gatten mehr zur Seite."

„Man kennt Ihr theilnehmendes Herz," versetzte Spangenberg. „Wie sorgte Frau von Busse während des Kriegs durch Liebesgaben aller Art für unsre Truppen und für die Frauen und Kinder!"

„Jetzt", accentuirte sie, „handelt es sich um eine Dame der Aristokratie, und was ich Ihnen enthülle, ist auf das Strengste verschwiegen zu halten."

Er legte die Hand auf die Brust: „Haben Sie mich je als Schwätzer kennen gelernt?"

„Also gestern," setzte sie fort, „kommt meine Freundin in äußerster Verlegenheit zu mir, was sie thun soll. Ein anonymer Brief —"

„O pfui!" warf Spangenberg dazwischen.

„An die Tochter, daß heißt an eine der Töchter gerichtet," verbesserte sich Frau von Busse, „fällt der Mutter in die Hände. Sie erkennt tiefbestürzt, daß er von einem Manne herrührt. Es geht daraus hervor — doch lesen Sie selbst!" Sie zog den Brief vorsichtig aus der Tasche, nachdem sie ihn geschickt von seinem Umschlag befreit, den Spangenberg nicht in die Hand bekommen

durfte. „Ich ließ mir das Schriftstück geben, um es Ihnen zu zeigen, da ich so wenig wie meine arme Freundin weiß, welche Maßregeln hier am geeignetsten zu ergreifen wären.“ Sie hielt das Papier fest und ließ den Banquier einen Blick hinein thun.

„Alle Wetter!“ rief er und stotterte: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau!“

„Ihre Betroffenheit ist vollkommen gerechtfertigt,“ sagte sie.

Er las die Schlußworte laut: „Heut bin ich wieder an dem bekannten Plätzchen.“

„Eben diese Worte verrathen,“ sprach sie, „daß geheime Zusammenkünfte stattfinden.“

Spangenberg wiegte sein Haupt: „Ohne Frage! Ist's die Möglichkeit? Schau, schau!“

„Sie können denken, wie außer sich die arme Mutter ist.“ Frau von Busse erwartete, ihr Geschäftsfreund würde ihr hierin beistimmen; statt dessen entgegnete er gemessen:

„Dazu sehe ich keine Ursache.“

„Nicht? Es liegt doch auf der Hand: das Mädchen hat eine Neigung gefaßt, die sie sich scheuen muß, der Mutter zu entdecken.“

Spangenberg sah ihr grade in's Auge: „Wieso?“

„Mein Gott,“ eiferte sie, „ist Ihnen denn das nicht klar? Die Verstecktheit der Tochter gegen eine Mutter, von der sie grenzenlos geliebt wird, liefert den schlagendsten Beweis für eine unwürdige Leidenschaft.“

„Bitte sehr!“ widersprach der Banquier etwas empfindlich. „Das Ding kann einen ganz andern Haken haben, der die jungen Leute zwingt, ihr Verhältniß geheimzuhalten. Von gestern ist der Brief?“

„Gestern früh wurde er aufgefangen,“ fälschte sie die Zeit.

„Also hat sich der Schreiber gestern umsonst an das bekannte Plätzchen bemüht.“ Und Spangenberg lachte leise.

Frau von Busse zog die Brauen zusammen: „Sie lachen?“

„Ich muß wol. Was er nur gedacht haben mag, als die Auserwählte ihn im Stich gelassen!“

Die Dame rückte auf ihrem Fauteuil: „Kümmert uns das? Die Frage ist, wie die Mutter sich dem Mädchen gegenüber verhalten soll.“

„Die Sache ruhig gehen lassen!“ rieth der Banquier.

„Herr Spangenberg!“

„Das ist das Beste.“

Unmuthig stand sie auf: „Ein wundervoller Rath!“ Sie steckte den Brief in's Kleid.

Der Banquier schob, wie sie, seinen Sessel zurück: „In solchem Fall ist nie viel zu machen, gnädige Frau!“

Sie schritt auf und nieder: „O, das wäre nicht gut!“

„Haben zwei junge Herzen sich einmal für einander entschieden,“ demonstrirte der alte Herr, „so pflegt alles Widerstreben der Eltern nutzlos zu sein, oder wir machen unsre Kinder unglücklich. Uebrigens würden die jungen Leute,

wenn man ihnen das bekannte Plätzchen nähme, unzweifelhaft bald ein unbekanntes zu finden wissen."

Die Verstimmung der Dame stieg dergestalt, daß sie scharf erwiderte: „Dergleichen mag in niederen Kreisen nicht anstößig gefunden werden, in höheren kommt es nicht vor."

„Sie sehen doch, daß es vorkommt," sagte Spangenberg ganz gutmüthig.

Sie erhitzte sich immer mehr: „Darum eben compromittirt das Mädchen uns Alle, und ich empfinde den Schmerz der Mutter, als wäre mir selbst das Ungeheure widerfahren."

„Frau von Busse," klang es in der vorigen Weise, „wenn die Adresse des Briefes an Fräulein Leontine lautete —"

Sie ließ ihn nicht enden: „Was fällt Ihnen ein?"

„Aber," bat er, „mißverstehen Sie mich doch nicht, verehrte gnädige Frau! Wer denkt daran?"

„Das wollte ich mir auch ausgebeten haben!" erklärte die gereizte Mutter.

Er stand vor ihr und lächelte: „Wenn ich nun bäte: zeigen Sie mir die Adresse?"

Sie mäßigte ihren Ton: „Ich bin wenig zum Scherz gestimmt, lieber Herr Spangenberg!"

„In vollem Ernst," sagte er, „zeigen Sie mir die Adresse!"

Ein vorwurfsvoller Blick traf ihn: „Wie können Sie ein solches Verlangen stellen?"

Er motivirte es folgendermaßen: „Soll ich ganz offen sein? Die junge Dame hat meine Sympathie gewonnen." Frau von Busse stutzte. „Wirklich!" nickte er ihr zu. „Es gefällt mir, daß sie mit Entschlossenheit ihrem Herzen folgt, statt sich vielleicht durch den Wunsch der Frau Mama zu einer Partie bestimmen zu lassen."

„O!" rief die Hörerin, „hätte die Mutter eine Wahl für sie getroffen, so wäre es mit Verstand und Ueberlegung geschehen."

„Daran fehlt es nach Allem der Tochter auch nicht!" meinte Spangenberg.

„Sie sind ein exemplarischer Mann! Ich begehre Trost und Beistand von Ihnen für die Mutter, und Sie nehmen Partei für das Mädchen!"

Der Parteigänger hielt an der einmal ergriffenen Fahne fest: „Frau von Busse, unter den obwaltenden Umständen tritt man immer auf die Seite der Jugend. Zeigen Sie mir die Adresse!"

„Genug!" schnitt seine Gegnerin ab.

Er hörte nicht darauf: „Oder sagen Sie mir, an wen der Brief geschrieben ist!"

Jetzt nahm sie eine vornehme Haltung an: „Ich bedaure, Sie überhaupt von der Sache unterrichtet zu haben, die wider Erwarten Ihren Beifall findet."

Spangenberg zeigte auf ihre Tasche, die das Document umschloß: „Wollen Sie nicht?"

„Nun und nimmer!" entschied sie.

„Ich erfahre ja doch Alles," versetzte er gleichmüthig.

Sie ward starr: „Woher?"

„Ja, ja," zwinkerte er mit den Augen, „ich bin schwerlich auf dem Holzwege; ich denke, ich kenne die Hand des anonymen Correspondenten."

Die Starrheit löste sich, Frau von Busse trat hastig auf ihn zu: „Freund!"

„Ich müßte mich schmählich täuschen," sagte er.

Ihre Stimme klang flehend: „Wer ist es?"

Statt des Namens hörte sie die Frage: „Soll ich jetzt die Adresse zu sehen bekommen?"

Sie trat zornig zurück: „Empörend!"

Nun stieg auch ihm das Blut zu Kopf: „Gnädige Frau! Mir scheint, Sie müßten einsehen, wie überflüssig diese Zurückhaltung ist, da ich Ihre Gefälligkeit entbehren kann, um den Ort der geheimen Zusammenkünfte zu entdecken." Er machte eine Bewegung nach der Thür.

„Halt!" rief sie. „Ich verbiete Ihnen jeden derartigen Versuch!"

„Potz Tausend!"

„Ich würde ihn als beispiellose Indiscretion betrachten!"

„In seinen Betrachtungen störe ich keinen Menschen," erwiderte Spangenberg beißend, indem er mit ärgerlicher Geberde seine Uhr zog. „Zudem hat meine Börsenstunde geschlagen. Empfehle mich Ihnen ergebenst, Frau von Busse!" Eine kurze Verneigung, und der Börsenmann war hinweg.

„Unerhört!" bebte es ihm nach. Die Zurückbleibende sank in das Polster ihres Armsessels. —

„Guten Tag, Papa Spangenberg!" rief's plötzlich aus einer der Seitenthüren. „Die schlechte Mama will mich Ihnen keine Hand geben lassen, ich sprenge aber meine Ketten."

„Es nützt Dir nichts mehr," sagte Wanda, die zugleich mit Leontinen eintrat.

„Mama, wo ist er?" forschte die Tochter, die Sitzende gewahrend, und eilte, da sie ohne Antwort blieb, ihr näher: „Wo bist Du, Mama?"

Frau von Busse wies den Ansturm zurück und stieß heiser hervor: „Ich kann nicht sprechen."

Wanda erschrak über das veränderte Aussehen ihrer Wirthin: „Gnädige Frau!"

„Da haben wir's," rief Leontine verdrossen, „das fürchtete ich! Der alte Spangenberg ist wirklich ein Narr und der junge nicht minder!"

Verwundert kehrte sich Wanda ihr zu: „Wie kommt der junge Spangenberg hier in's Spiel?"

„Er schickt den Vater," sagte Leontine, „und läßt sich beschweren, wie ich es habe wagen können, mich gestern im Kaffeegarten über ihn zu moquiren. Daher Mama's Verdruß, der ihr die Stimme erstickt!"

Wanda war noch nicht im Klaren: „Wer soll ihm Deine Aeußerungen hinterbracht haben?"

„Der Mann in der dritten Nische, den wir zu spät bemerkt."

„Ah, das wäre!"

„Es ist so, ich weiß es!" behauptete Leontine und wandte sich tröstend zu

ihrer Mutter: „Aber, liebe Mama, ärgere Dich nicht mehr darüber, das ist die Sache nicht werth!“

Frau von Busse raffte sich empor: „Höre auf! Du trittst heut wie gestern Leuten zu nahe, die es nicht verdienen. Der harmlose Mann in der Nische!“

„Spangenberg wird ihn natürlich nicht verrathen,“ urtheilte die Vorige.

„Damit Du's weißt,“ sprach die Mutter, „Spangenberg fragte mit gewohnter Wärme nach Dir.“

Leontinens finstrer Zug verschwand: „Er hätte keine Ahnung von meinem Geschwätz?“

„Nein!“ warf die Mama kurz hin.

„Dann hat auch der Sohn keine,“ beruhigte das Mädchen sich leise, „Nischenmann, Du bist gut!“

„Aber, gnädige Frau,“ fragte Wanda, „woher denn Ihre Erregung?“

„Kommen Sie, Wanda!“ winkte Jene und murmelte: „So schaff' ich mir Klarheit!“ Sie setzte sich wieder, die Mädchen nahmen erwartungsvoll ihr gegenüber Platz, und sie begann: „Allerdings habe ich mich mit dem alten Starrkopf überworfen, doch aus andern Ursachen.“

„O, Mama!“ sagte Leontine mit einem Ausdruck, der erkennen ließ, daß ihr weniger der Aerger ihrer Mutter, als deren Bruch mit dem langjährigen Freunde naheging.

„Er wollte mir,“ sprach Frau von Busse weiter, „durchaus eine Geschichte auftischen, die ich nicht hören mochte, weil sie mir erfunden scheint; dergleichen ist in unsern Kreisen undenkbar.“

„Also hast Du sie doch gehört?“ warf Leontine ein.

„Ein Vorfall in unseren Kreisen, sagen Sie?“ äußerte Wanda ihre Spannung.

„Urtheilt selbst, Kinder, ob ein solches Aergerniß zu glauben ist! Hier in der Stadt soll eine angesehene Frau leben, die Alles aufgewendet, ihrer einzigen Tochter die sorgfältigste Erziehung zu geben.“

„Eine Mustermutter wie Du!“ recensirte Leontine.

„Gott behüte Dich vor Aehnlichkeit mit der Tochter!“ versetzte Frau von Busse und nahm den Faden der Geschichte wieder auf: „Um das Mädchen bewirbt sich, wie Spangenberg wissen will, ein junger Cavalier von tadellosem Ruf. Hier würde ein Vergleich aus unserer nächsten Bekanntschaft passen: mit Deinem Vetter Max.“

„Ja,“ gab Leontine zu, „Cavalier ist Max vom Scheitel bis zur Sohle und in seinem innersten Wesen; nicht wahr, Wanda?“

Ohne sie anzublicken, sagte Fräulein von Brüning: „Niemand wird es in Abrede stellen.“

Frau von Busse kratzte auf der Tischdecke, als hätte sie einen Flecken bemerkt, der sie genirte, und fuhr dabei fort: „Trotz der augenfälligen Vorzüge ihres Verehrers soll das Mädchen durch einen Menschen verblendet worden sein, der tief unter ihr steht, unter ihr stehen muß, da er so wenig Begriffe von dem Leben in unseren Cirkeln hat, daß er geheime Zusammenkünfte vorgeschlagen.“

„Die stattgefunden haben?“ fragte Leontine harmlos.

„Ja!“ rief die Mutter, sich vergessend, heftig.

„Von uns kann doch Niemand dafür, Mama?“ erwiderte die Tochter ruhig.

„Ich meine wie Sie, gnädige Frau,“ fiel Wanda ein, „wer weiß, ob das Ganze nicht blos böser Leumund ist?“

„Mein Banquier behauptet, es existiren schriftliche Belege für die Wahrheit, Bestellungen zu Rendezvous an ein bekanntes Plätzchen.“

Unbefangen, wie früher, ergriff Leontine das Wort: „Ich verdenke Dir keinen Augenblick, daß Du ungehalten geworden, wenn der alte Spangenberg, dem ich mehr Tact zugetraut hätte, Dich mit dieser Geschichte regalirt. Denn wahr oder unwahr, anziehend ist sie nicht, und wir lassen sie am besten fallen.“

Die Mutter war andern Sinns: „Ich möchte dennoch wissen, was daran ist!“

„Wenn mir Alles so gleichgültig wäre!“ sagte die Tochter.

Das war zuviel für Mama's Geduld. „Und ich werde dahinterkommen!“ wallte sie auf, kehrte den Rücken und ging starken Schritts in ihr Zimmer.

„Aber was geht uns denn die elende Geschichte an?“ rief Leontine ihr nach.

„Ich begreife nicht, wie Deine Mama sich damit martern kann,“ sagte Wanda.

„Ja, ich auch nicht,“ stimmte die Freundin bei. „Da wüßte ich ihr eine andre Geschichte zu erzählen, die sie näher angeht; doch ich will meinem Herrn Vetter nicht vorgreifen.“

Auf Wanda's Gesicht malte sich einige Neugier: „Nun?“

„Dir,“ hielt Leontine sie hin, „hätte ich die Begebenheit schon auf Deinem Zimmer rapportirt, ich besorgte nur, Du würdest bitter werden, daß ich bösartige Person Deine Ermahnungen in den Wind geschlagen.“

„Was hast Du gethan?“

„Unserm Max, als er gestern Abend hier stand, hoch und theuer gelobt, niemals Frau von Hill zu werden.“

„Leontine!“

„Und er fiel nicht in Verzweiflung, sondern wurde vergnügt wie ein Frosch, wenn es den nächsten Tag schön Wetter gibt.“

Wanda's Stimme zitterte: „Er liebt Dich nicht?“

Leontine lächelte: „Zwar fehlt noch viel an Mitternacht, Schatz, allein ich gestatte Dir, schon jetzt Deine Maske abzunehmen; sie hat Dich lange genug gedrückt.“

Noch kämpfte die Trauernde mit sich: „Welche Maske?“

„Nein, da hört's auf!“ rief die Andre. „Mit Dir muß ich kurzen Proceß machen: Max brennt lichterloh für Dich!“

Nun hielt sich Wanda nicht länger. Sie fiel ihrer Erlöserin in die Arme: „Leontine!“

Diese hielt sie wol eine Minute still umschlungen, dann fragte sie sanft: „Werden die Rosen nun wieder aufblühen, Liebchen?“ Und sie küßte ihr die Wange.

„O, Du Liebste, Beste,“ lispelte Wanda, „wer verrieth Dir's, daß ich nicht um meinen Bruder allein litt?“

Halb singend sprach Leontine:

„Es kam eine kleine Nachtigall,
„Es stieg der Nix aus dem Wasserfall."

„Nein, antworte mir ernst!" bat Wanda, und ihr Wille geschah ihr:

„Ich bin ernster gestimmt, als Du glaubst. Am ersten Abend, als Max Dich bei uns sah, gingen mir die Augen auf; und Eure Liebe fand sich nicht etwa damals erst, Ihr hattet sie schon mit über die Schwelle gebracht. Ist es richtig?"

„Ach, liebe Leontine, wann und wie mein Gefühl für Deinen Vetter entstand, ich will Dir's beichten, aber Du wirst mein Herz unbegreiflich finden."

„Unbegreiflich," versetzte die Freundin, „finde ich manches Herz. Sprich nur!" Daß sie besonders ihr eignes Herz meinte, verschwieg sie wohlweislich und hörte jetzt zu, wie ihr Gast erzählte:

„Herr von Hill brachte mir die Botschaft, daß er meinen Bruder in den Sarg gelegt. Sein Mitleid offenbarte sich ganz anders, als bei den meisten Menschen. Er suchte nicht zu trösten, im Gegentheil: er hieß mich weinen und saß mir still gegenüber. Ich weiß nicht, welche Zeit verstrich; doch als ich aufsah, ruhte das fremde Auge so warm auf mir, wie der Sonnenblick auf der Erde; und war's eine Sünde, dann beging ich sie: ich trauerte nicht mehr um meinen Bruder, den ich im Leben doch unaussprechlich geliebt!" Sie lehnte ihre Stirn an die Schulter Leontinens, die ihr weich zusprach:

„Die Sünde wird Dir der Himmel verzeihen!"

Wanda empfand plötzlich, wie ein Schreck sie durchfuhr. „Aber Deine Mama?" fragte sie rasch.

„Kann nun wieder neue Luftschlösser bauen," lautete die beschwichtigende Entgegnung, welcher der Zusatz folgte: „Und ich — ich bin auf dem besten Wege, in denselben Fehler zu verfallen."

„Wie das?"

„Dein Max ist ein schlechter Mensch. Er wirft mir da gestern ein Wort hin —" auf einmal brach Leontine ab, als stiege bei der Erinnerung Aerger in ihr auf: „Was brauche ich's zu wissen, wenn Jemand Etwas von mir gesagt?"

„Ei, laß hören!" begehrte Wanda.

„Nein," lehnte sie ab, „wiederholen kann ich's nicht, es ist zu schmeichelhaft!"

„Und der Schmeichler ist wer?" fragte Fräulein von Brüning, vergaß jedoch im nämlichen Moment die Andre über sich selbst, fiel ihr um den Hals und jubelte: „Ach, Seele, ich bin namenlos glücklich!"

Leontine wand sich los: „Passe doch jetzt auf! Es soll ein Schriftsteller sein!"

„Schriftsteller, die gestern noch für Dich die eitelsten Menschen waren?"

„Du bist," schmollte Jene, „wie Mama. Ihr versteht keinen Scherz."

„Sieh, sieh!" lachte Wanda. „Nun, dem Herrn wird ja auf die Spur zu kommen sein."

Leontine erweiterte ihre Bekenntnisse: „Ein Andrer hat sich aber auch sehr hübsch gegen mich benommen."

„Immer besser! Gleich Zwei, die Dich beschäftigen?"

„Einer löst den Andern ab. Bald denk' ich: wer mag Der, bald, wer mag Jener sein? Soll ich Dir einmal Etwas zeigen?" Dabei zog Leontine die Spitze des Briefs aus ihrer Tasche.

„Einen Brief?" erstaunte Wanda.

„Der von gestern Abend, ohne Poststempel," erläuterte die Empfängerin, als die Thür zu Frau von Busse's Zimmer aufging. „O weh! Mama!" Und das Blatt tauchte unter. Geschwind trat die Tochter der Mutter entgegen: „Noch das mürrische Gesicht? Mama, so gefällst Du mir gar nicht!"

Das mürrische Gesicht hob ohne weitere Einleitung an: „Wenn die Schuld des Mädchens schwarz auf weiß nachweisbar ist, muß dies Fräulein von So und So eine nie dagewesene Verstellungskunst besitzen, mit der sie ihre Angehörigen hintergeht."

Leontine schlug die Hände zusammen: „O, mein Schöpfer, die jammervolle Geschichte! Komm, Wanda, wir setzen uns bei der schönen Luft bis zu Tische mit einer Arbeit in die Laube; Mama ist heut nicht nett!" Sie legte den Arm um Wanda's Nacken, die ihr im Gehen zuraunte:

„Ach, Freundin!"

„Was soll sie?"

„Ich wollte Dir nur sagen: ich bin so glücklich!" Ein Kuß — die Mädchen verschwanden.

Das Auge der Mutter folgte ihnen, und die gepeinigte Frau sprach vor sich hin: „Es ist doch kaum zu glauben, daß sie diese unschuldige Miene behielte, wenn sie sich getroffen fühlte. Aber wiederum das Document, das gegen sie spricht, und der bedrängte Familienvater?" Da öffnete Johann das Vorzimmer und meldete den Herrn Rittmeister. Ein Wink der Tante gewährte Einlaß, der Neffe stand vor ihr.

„Theuerste Tante, verzeih', ich komme nur, um mich zu entschuldigen, weil ich Euch heut Nachmittag nicht in den Kaffeegarten begleiten kann."

Frau von Busse drückte ihre Hand an die Schläfe: „Aufrichtig gestanden, lieber Max, Du erinnerst mich erst wieder, daß wir die Partie machen wollten."

„Dir ist nicht wohl, Tante?"

„Nein, mein Sohn, ich bin verstimmt, recht verstimmt!"

„Die Frage, worüber, kann ich mir schenken," sagte Hill. „Du hast von Leontinen erfahren —"

„Was soll ich von ihr erfahren haben?" unterbrach die Dame hastig.

„Daß sie mir gestern Abend einen regelrechten, wohlgeflochtenen Korb gegeben."

Die unglückliche Mutter schlug beide Hände vor's Gesicht: „O, o!"

Der Neffe stellte sich, als sei er ebenfalls schwer bekümmert: „Ja, es ist ein harter Schlag, beste Tante!"

Dumpf lallte Frau von Busse: „Bis jetzt zweifelte ich noch."

„Ich keinen Moment!" entgegnete Hill.

Sie faßte seine Hand: „Max, vor dem Kriege warst Du Leontinens Ideal."

„Wenn Du Dich nur nicht irrst!" gab er zu bedenken. „Ich hielt mich nie dafür."

Sie hielt ihre Ueberzeugung aufrecht: „Wenn ich Dir sage, Du warst ihr Ideal, so kannst Du mir glauben! Die Veränderung ist erst in Deiner achtmonatlichen Abwesenheit eingetreten. Hat Dir Leontine auch gestanden, wer Dein Bild verdrängt?"

„Daran kein Gedanke, gute Tante; noch ist sie kalt gegen unser ganzes Geschlecht."

„Glaubst Du?" fragte die besser Unterrichtete bitter. „Ich habe den Gegenbeweis in Händen."

„Tante!"

Frau von Busse schöpfte Athem: „Sie hat ein heimliches Verhältniß!"

„Mit wem?" lächelte er ungläubig.

„Ja, wüßt' ich das! Erst diesen Morgen erhielt ich Kenntniß davon durch zwei Zeilen ohne Unterschrift —"

Hill neigte das Ohr: „Ohne Unterschrift?"

„Die Leontinen zu einem —" die Tante hielt aus Scham das Tuch vor die Augen — „Stelldichein laden."

Der Rittmeister setzte die Hand in die Hüfte: „Das ist nicht übel! Tante, Du bist mystificirt!"

Sie wollte in die Tasche langen: „Sieh hier, überzeuge Dich!"

Er kam ihr jedoch zuvor: „Laß stecken, ich brauche das Geschriebene nicht zu sehen; erkläre mir nur, wie es an Dich gelangen konnte!"

Sofort gab sie ihm Aufschluß: „Wir kommen gestern Abend nach Hause, Leontine findet einen Bettelbrief —"

„Was findet sie? Einen Bettelbrief?"

„So spiegelt sie mir vor."

Hill biß sich auf die Lippe: „Köstlich!"

Die Tante fuhr fort: „Ich gebe Auftrag, wenn der Ueberbringer sich wieder melde, ihn zu mir zu führen; heut früh kommt demzufolge Johann —"

Auf's Neue fiel ihr Hill in die Rede: „Und händigt Dir den zweiten Brief ein? Tante, Du bist mystificirt!"

„Ich begreife Dich nicht, Max!"

Er wiederholte mit Fleiß ihre eignen, unlängst vernommenen Worte: „Wenn ich Dir sage, Du bist mystificirt, so kannst Du mir glauben!"

„Liefere mir den Beweis!" forderte sie.

Aber das lag dem Neffen fern. Er suchte sich wie ihr anders zu helfen: „Es gibt Dinge, die sich nicht beweisen lassen, indeß man hat die Wahrheit im Gefühl. Kennst Du Dein eignes Kind nicht besser?" schloß er mit sanftem Vorwurf.

Der Argwohn der Mutter war nur leider zu tief gewurzelt. „Warum," fragte sie, „war der erste Brief das Bittgesuch eines bedrängten Familienvaters?"

„Weiß ich's?" lachte Hill. „Aber das weiß ich: den zweiten legst Du falsch aus. Du hast Deinen Verdacht hoffentlich zu Niemand geäußert, als zu mir?"

Die Tante schluckte verlegen: „Wie würde ich?“ Ihr Zwiegespräch mit ihrem Banquier mochte sie dem jungen Mann nicht verrathen.

„Dann ist's gut,“ lobte er. „Vor der Hand glaube auf meine Versicherung an die Schuldlosigkeit Deiner Tochter, bis ich Dir Aufschluß bringe, welche Bewandtniß es mit dem Familienvater hat!“

Sie faltete die Hände: „Wenn Du das vermöchtest!“

„Ich habe einen kleinen Gang zu thun,“ sagte er, „in einer Stunde sehe ich Dich wieder.“

Sie reichte ihm die Rechte: „Max, welch' edler Mensch bist Du! Leontine vernichtet Dein Glück, und Du trittst noch für sie in die Schranken.“

Mit scheinbarem Ernst versetzte er: „Ein Glück, das sich uns entzieht, wäre vielleicht nicht unser Glück gewesen. Und so edel, wie meine verehrte Tante denkt, bin ich keineswegs. Ich gehe mit dem Gedanken um, mich für die erlittene Verschmähung an meiner Cousine zu rächen. Ich lege mich nicht in den Tod, sondern zeige ihr, daß ich auch ohne sie leben kann.“

„So ist es männlich!“ zollte die Tante seiner Entschlossenheit Beifall.

„Ja noch mehr,“ knüpfte er an, „ich werde mich einer andern Dame nähern, und zwar vor Leontinens Augen; ich werde ihrer Freundin Wanda den Hof machen.“

„O, wenn Wanda nur von einer Verbindung hören wollte!“ klagte Frau von Busse. „Du wärst ein Mann für sie, wie Keiner! In Deiner Hand behielte ihr großes Besitzthum seinen Werth; denn Du verstehst Etwas von der Oekonomie. Aber — sie will keinen Mann!“

„Das ist mir einerlei,“ behauptete der Offizier, „Leontine soll nur sehen, daß ich ihr ohne gebrochenes Herz entsage.“

„Nein, Max,“ widersprach die Tante, „mit Wanda spielen darfst Du nicht! Bedenke, wieviel sie gelitten! Und Mädchenherzen sind wandlungsfähig. Setze den Fall, Deine Aufmerksamkeiten wirkten wider Erwarten auf sie!“

Hill sah nachdenkend vor sich nieder: „Also Du meinst, in dem Fall müßte ich sie heirathen?“

„Gewiß!“ bestätigte die Tante. „Denn zögst Du Dich dann plötzlich zurück —“

„Nein,“ rief er, ohne das Ende ihrer Begründung abzuwarten, „dann zöge ich mich nicht zurück, aber jetzt thue ich's schleunig, um Dir den verlangten Beweis zu schaffen, wie Du mystificirt bist.“ Er zog ihre Hand an seine Lippen und eilte davon.

„Max bleibt dabei!“ sagte sie, indem sie sinnend stehen blieb, und reflectirte weiter: „Bin ich's, so muß ich nur in Eile an Spangenberg schreiben, daß er in der Sache keine Dummheit macht. Ob ich ihn wol bewege, wiederzukommen?“ Sie schien einige Augenblicke ungewiß, dann trat eine Miene der Sicherheit auf ihr Antlitz: „Wenn eine Frau den rechten Ton anschlägt, sind alle Männer gefügig. Ich kenne sie!“ Vertrauensvoll ging sie an ihren Schreibtisch.

(Schluß im nächsten Heft.)

Literarische Rundschau.

1. Heinrich Waser. Ein Drama in fünf Aufzügen mit Gesängen von Ludwig Spach. Straßburg, Karl J. Trübner. 1875.

Es gibt eine Farbe der Wahrheit, einen Athem des ächten Lebens, der im Menschen wie in dem Kunstwerk, welches er schafft, das innerste Geheimniß des Reizes umschließt; den Nichts ersetzt und der seinerseits, wenn nicht alles Andere, so doch Vieles ersetzt. Dessen wurden wir wieder einmal so recht inne beim Genuß dieser Dichtung, welche einen der berufensten Vorgänge aus den letzten, vorrevolutionären Kämpfen der Aufklärungsbewegung zur Darstellung bringt: den Justizmord, den die Züricher Oligarchie an dem Pfarrer Waser, Schlözer's Correspondenten, wegen unbefugter Veröffentlichung von Documenten des Staatsarchivs verübte. Die Handlung enthält kaum eine Verwickelung, sämmtliche Personen geben sich vom ersten Augenblicke ganz und voll als das, was sie sind und machen im Stücke keine Entwickelung durch, und auch die streitenden Interessen stehen zu der Schwere der von ihnen geforderten Opfer kaum in ebenbürtigem Verhältnisse. Bürgermeister Heidegger will im Grunde doch nur einen lästigen Querulanten los werden, über den er sich eigentlich mehr ärgert, als daß er ihn wirklich fürchtet, den er noch im letzten Augenblicke um den Preis eines schönen Mädchens zu schonen bereit ist. Heinrich Waser kann nicht schweigen, wo er Verwerfliches sieht; aber ein Reformator ist er keineswegs, und es erhellt nicht, daß er gegen das Züricher Patriciat irgendwie tiefe Pläne verfolgte. Selbst seine Liebe zu Schlözer's Tochter Dora, immerhin innig und warm, erweist sich doch kaum von der Stärke ächter, todtbringender Leidenschaft: gesteht er sich doch selbst kurz vor der Katastrophe, daß selbst ein Leben ohne die Geliebte ihm keineswegs reizlos scheint. Zu seinen verhängnißvollen Mittheilungen an Schlözer aber treiben ihn Speculation auf Schlözer's Gunst und Einfluß, Neigung zu Dora und gar materielle Noth ziemlich zu gleichen Theilen: kein der tragischen Wirkung sehr günstiges Verhältniß. Und was Dora selbst angeht, so bleibt es bis zuletzt zweifelhaft, ob ihre Liebe mit ihrem Gehorsam gegen den Vater denn auch wirklich einen ernsten Kampf auf Leben und Tod gekämpft hat. „Also kein ächtes Trauerspiel"! wie ja auch der Verfasser zu fühlen schien, indem er das Stück ein „Drama" nannte, trotz des düstern, tief schmerzlichen Endes beider Liebenden. Immerhin! Das Gedicht ist lebendig, es packt unwiderstehlich mit der ganzen Macht der Wahrheit und der innern Gesundheit. Die schlichte, markige Sprache enthält keine einzige Theaterphrase; jedes Wort, jede Bewegung quillt aus der voll und rein erschauten Nothwendigkeit der Sachlage hervor. Die Charaktere, bis auf den des Titelhelden, sind aus einem Guß; Jedermann weiß, was er will und hat den Muth seines Willens, und selbst Waser's anfangs etwas verworrenes Wesen versöhnt durch eine edelste Grundanlage und erhebt sich am Schluß, in der ergreifenden Verlobungsscene mit Dora, (kurz vor der Hinrich-

tung) zu einer tragischen Würde. Auch die Nebenpersonen: Schlözer, der Fanatiker der Wissenschaft und des Ruhms, Oberlin, der enge, trockene Zunftgelehrte, die biederen Vertrauten, Goldschmied Röderer in Straßburg und Archivar Landolt in Zürich, der feine Salomon Gessner, der johanneisch-prophetische Lavater, und auch die gute Ammli, Waser's treue Dienstmagd, sie sind durchweg mit scharfem und wahrem Stempel geprägt, und auch die Gesammtphysiognomie der kleinen, oligarchisch regierten Spießbürger- und Bauern-Republik, mit ihrem idyllisch-patriarchalischen Aeußern und ihrer furchtbaren inneren Selbstsucht und Härte ist ganz prächtig getroffen. Daß die Sprache gerade in ihrer schmucklosen Schlichtheit von classischem Adel und großer Kraft ist, wurde schon hervorgehoben. Wahrlich, auch wenn der Titel nicht den Namen Ludwig Spach trüge, würden wir die hocherfreuliche Gabe mit gebührender Achtung von der Menge sondern. So aber freuen wir uns doppelt des trefflichen, elsässischen Mitbürgers, der wie Wenige in der langen äußern Entfremdung sein deutsches Herz so goldrein und jugendfrisch gewahrt hat. Denn in der That, durch und durch germanisch ist das Gedicht vor Allem. Nichts geht auf den Effect aus, überall ehrliche Wirkung aus der Sache heraus, nirgends wird das Gefühl künstlich überreizt, keine Pointe, keine tendenziöse Sentenz, welcher Art auch immer, sucht den aufmerksamen Hörer zu überraschen und zu überlisten. Man fühlt sich von Anfang an in guter, treuer Gesellschaft und überläßt sich ihr ganz und voll.

2. Zwischen Ruinen. Roman von Leopold Kompert. 3 Bände. Berlin, Otto Janke. 1875.

Kompert hat lange geschwiegen; es ist ein Jahrzehnt verflossen, seit seine „Geschichten einer Gasse" (1865) ihm die Theilnahme weiterer Kreise zuführten, nachdem er 1850 und 1851 durch seine „böhmischen Juden" und die Geschichten „Aus dem Ghetto" zuerst von sich hatte reden machen. Um so mehr freut es uns, ihm hier nicht nur in voller Kraft, sondern in ganz entschiedenem Fortschritt zu begegnen. Tendenzromane sind ja an sich ein nicht unbedenkliches Ding. Ein Anderes aber ist es, die Dichtung willkürlich zum Werkzeuge äußerer Zwecke zu machen; ein Anderes, eine tiefgreifende Zeitbewegung künstlerisch abzubilden und dadurch auf ästhetischem Wege ihrem Verständnisse näher zu führen. Irren wir nicht, so hat Kompert diese Aufgabe diesmal weit vollkommener gelöst, als in seinen früheren Arbeiten. Wir rügten damals, bei aller Anerkennung seiner Vorzüge, eine gewisse Neigung zu sentimentaler und doch berechnender Kleinmeisterei neben einem Racenzuge starrer, methodischer Härte, Eigenthümlichkeiten der von ihm vertretenen Lebensanschauung, die sich zwar sehr wol historisch begreifen und entschuldigen, aber ebenso wenig ästhetisch als moralisch rechtfertigen lassen. (Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart, S. 151 u. flgde.) Diese weniger erfreulichen Eigenschaften des Kompert'schen Genres sind nun diesmal so gut wie vollständig verschwunden, ohne daß die ihnen entsprechenden Vorzüge, nämlich die Sorgfalt der psychologischen Analyse und der religiös-sittliche Ernst darunter gelitten hätten. „Zwischen Ruinen" bewegt sich die Erzählung, aber zwischen Ruinen, welche die aufgehende Sonne einer neuen und bessern Zeit freundlich vergoldet: und diese Sonne ist der Gedanke des modernen, menschlichen Rechtsstaates, vor dem keine noch so ehrwürdige und so romantische Barbarei auf die Länge besteht. Man weiß, mit welcher Pietät und welchem feinen Verständniß Kompert an den uralten Ueberlieferungen seines Stammes hängt, wie behutsam und scharfblickend seine Dichtung alle feinsten Fasern bloß legt, durch welche jenes sonderbare Gemisch hochpoetischer Symbole und bizarrer, unästhetischer Gebräuche mit den guten, erhaltenden Kräften des Lebens zusammen hängt. Auch hier verleugnet diese Herzensneigung sich nicht; aber vielleicht wirkt sie deshalb doppelt ergreifend, weil sie auf einem höhern und heiligern Altar sich gleichzeitig zum Opfer bringt. Der Roman führt uns mitten in die unheimlich gährende Nationalitäten-

Bewegung des gegenwärtigen Oesterreich und zwar nach Böhmen, auf deren bedenklichsten Schauplatz. Die Czechen lehnen sich, mit der ganzen Starrheit der dressirten Barbarei, gegen die „deutschen Eindringlinge" auf. Der deutsche Priester verleugnet, herkömmlicher Weise, Vaterland und Sprache, um für Rom die Fremden auf seine Landsleute zu hetzen. Der Jude, durch Sprache, Geschäft und Bildung von jeher nach der deutschen Seite sich neigend, aber getheilt zwischen uraltem Stammesbewußtsein und moderner oft recht oberflächlicher Aufklärung, wägt vorsichtig seinen Vortheil ab zwischen den streitenden Gegnern, und, wie natürlich, tragen die weichen, halben, in sich getheilten Naturen am schwersten an der Noth der eisernen Zeit. Da greift in das Chaos harter, unversöhnlicher Gegensätze eine höhere Macht ein, die Macht rein menschlicher Herzensgüte in einem heldenhaften Charakter, hier vertreten durch ein schlichtes deutsches Mädchen. Natürlich handelt es sich in einer so angelegten Geschichte nicht um große, sinnlich aufregende und spannende Effecte. Der Schauplatz ist klein und enge, die Verhältnisse und Conflicte sind unscheinbar: Selbstlose Hingabe des deutschen Mädchens an die Pflege und Erziehung eines Judenkindes, dem zwischen einer weltlich oberflächlichen Mutter und einem herzensguten, aber schwachen Vater in dessen Pflegerin die belebende Sonne aufgeht; siegreicher Kampf eines reinen, festen Herzens gegen die Brutalitäten des religiösen wie des nationalen Fanatismus; als Ergebniß eine jüdisch-christliche Ehe unter dem Schutz des bürgerlichen Nothgesetzes: das ist Alles. Wer sich aber auf die erhaltenden Kräfte des Lebens versteht, wer im Stande ist, das Große im Kleinen zu sehen und zu genießen, der wird dieser einfachen Geschichte mit wohlthuender Spannung folgen und sie mit herzlichem Dank an den Verfasser aus der Hand legen. Unter den Gestalten der Dichtung tritt, neben der Heldin, die alte, blinde jüdische Lehrerwittwe, Veile Oberländer, als eine ergreifende Schöpfung psychologischer Kunst hervor; aber auch die jüdischen, katholischen, czechischen Fanatiker sind trefflich gezeichnet. Kompert, wie schon gesagt und betont wurde, legt hier nicht, wie früher er selbst in den „Geschichten einer Gasse" und wie Kohn im „Gawriel", für die harte alttestamentliche Denkweise eine poetische Lanze ein. Aber, wie dort sich die Vertheidigung unabsichtlich zur Anklage gestaltete, so wird hier die Anklage zur Vertheidigung. Das ist die Macht der freien, menschlichen und dichterischen Auffassung, welche den Frieden predigen kann, weil sie sich im Kampfe bewährt hat.

3. Dranmor's gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. Berlin, Gebrüder Paetel. 1875.

Wer von dem Dichter in erster Linie Stärke und Wärme der Empfindung und muthige Ursprünglichkeit des Gedankenganges verlangt, wird Dranmor unbedenklich in die vorderste Reihe unserer lebenden Lyriker stellen. Aus jedem Zuge seiner Gedichte spricht der auf eigenen Füßen stehende Mann, der seine Anschauungen im ernsten Lebenskampfe erwarb, nicht in abstracter, theoretischer Geistesarbeit. Ob sein Lied Erlebtes oder Gesehenes wiederspiegelt, oder ob es die in der Seele wühlende Gedankenarbeit in mächtigen, oft wilden Tönen ausströmen läßt, immer macht es den Eindruck: dieser Mann hat wirklich gesehen, gelebt, gedacht, und er spricht, nicht um sich zu hören, sondern weil seine Seele eben voll ist. Und nicht genug damit. Auch daß diese Lieder die Geschichte eines Gemüthes und eines Charakters von ächtem Metall erzählen, darüber kann kein Zweifel sein, selbst bei den Lesern nicht, welche der Gegenstand der Bilder, der Inhalt der Gedankenreihen hie und da vielleicht weniger ansprechen möchte. Dranmor ist viel zu selbstständig, hat viel zu ernst mit dem Leben abgerechnet, um aller Welt guter Hausfreund und gefälliger Gesellschafter zu sein. Er ist kein lächelnder, spielender Optimist; die Stürme des Weltmeeres haben ihn zu kräftig gezaust, als daß er oft in der Laune wäre, am Altare des mythischen Dichterfrühlings zu opfern. So hat denn in seinen Reise- und Lebensbildern das Großartige, Kräftige, auch wol das Furchtbare und Bizarre den Vor-

tritt, und wo er weich und mild wird, wie in den mehrfach wiederkehrenden, innigen und tiefen Heimwehklängen und Jugenderinnerungen, bestimmt meistens der dunkle, elegische Zug die Färbung des Bildes. Und was die Lebensanschauung angeht, als deren sehr eindringlicher Ausdruck ein nicht geringer Theil der Gedichte sich gibt, so dürfte sie wol nur dem Theile der Zeitgenossen entsprechen, welcher mit der männlichen Resignation des modernen, wissenschaftlichen Bewußtseins wirklich Ernst macht. Die schmeichelnden Tröstungen, welche „den Traum der Persönlichkeit in's Unendliche fortspinnen möchten", haben mit ihr Nichts zu schaffen. Alles dieses würde uns nun nicht abhalten, in die unbedingten Lobsprüche zahlreicher Beurtheiler ganz ohne Rückhalt einzustimmen, wenn in der Rechnung nicht doch ein kleiner Rest bliebe, und wenn dieser Rest nicht fast unsere ganze zeitgenössische Dichtung anginge, nicht nur Dranmor. Wir meinen den Mangel jenes einfachen, die Sache genau und keusch deckenden, und gerade darum so unendlich wirksamen Ausdrucks, in dem denn doch das eigentliche Geheimniß der Classicität liegt. Dieser Mangel, für den nicht Viele durch Dranmor'sche Energie und Gedankenfülle entschädigen, ist freilich ebenso begreiflich als für uns charakteristisch. Er entspringt einfach dem Zusammentreffen einer neuen, ungeklärten, brausenden und schäumenden Lebensanschauung mit einer Welt voll halb überwundener Formen; und die Erbschaft einer an Formenreichthum und Fügsamkeit unvergleichlichen Sprache macht ihn ästhetisch besonders gefährlich. Oder gingen wir ganz fehl, wenn wir in diesem Zusammenhange an eine gewisse modische Vorliebe für weither geholte Vergleichungen erinnern, für weit ausholende Kraftworte, an eine gewisse waghalsige Gymnastik unvermittelter Sprünge, was denn Alles oft wol der Unklarheit näher verwandt sein mag, als der Erhabenheit. Es mag übrigens gleich hinzugefügt werden, daß bei Dranmor diese Ausstellungen zum größten Theile nur Gedichte frühern Ursprungs treffen. Da freilich passirt es dem Dichter wol noch, „daß er mit treuen, mit goldenen Ziffern ringt, verstrickt in seines Herzens Trauerspiele", da „fallen die Lawinen auf verglimmende Ruinen", da lesen wir von einem feigen, grausamen Meuchelmörder, daß er „als Triumphator auf's Schaffot stieg, denn eine Stimme rief: Ich bitte Gott, daß er auch deine Wunden wieder heile" — und wer im Angesicht von St. Helena ernste Gedanken hat, der „birgt sein Haupt in zerrissenem Hermelin". In der Composition der erzählenden Gedichte ist, bei wirklich ungewöhnlicher dramatischer und pittoresker Kraft, die springende, räthselnde Manier Lenau's nicht zu verkennen. Wirklich künstlerisch vollendet, von einem Wohlklange und innigster Empfindungs-Einheit sind dagegen, neben mehreren reizenden Uebersetzungen und Nachbildungen (Robin Adair, Não te amo, Edward Gray), jene süßen Heimathklänge, sowie neben ihnen unter den frühern Dichtungen eine Reihe von prächtigen Momenten aus den Reiseeindrücken das höchste Lob verdienen. Und dann klärt sich mehr und mehr des Dichters Stimmung und Denken, und in eben dem Maße wächst seine Beherrschung der Form; die beiden letzten Nummern der Sammlung, Dämonenwalzer (S. 179—204) und „Requiem" (S. 205—260) möchten auch in dieser Beziehung den besten Leistungen der zeitgenössischen Dichtung mit Fug einzureihen sein. Dort ist's ein farbenglühendes, durchaus wahres und wirksames Lebensbild in Heine's bester Manier, aber ohne Frivolität. Hier bewegt uns eine Reihe von tiefsinnigen Herzensergüssen, Bekenntnisse des im großen Lebensstreite bewährten Mannes, der dem Tode in's Auge sieht wie einem ernsten, tröstenden Freunde, aber ohne Illusion über seine Bedeutung. Innig wendet sich das Schlußgebet an den Weltgeist:

„Auf Gräber lasse Thränen niederregnen,
„Doch laß fortan auf sonnenhellen Pfaden
„Hamlet und Manfred lächelnd sich begegnen
„Und Faust die Stirn im freien Aether baden.
„Vorüber mit der Lust ist auch die Pein,
„Da mit dem Tode das Bewußtsein endet,
„Laß, uns'rer Mutter fortan zugewendet,
„Bewußtvoll meine Brüder glücklich sein!"

Dranmor, geborner Schweizer, zeigt sich auch darin als ein freier Aristokrat des Geistes, daß er unbeschadet herzlicher Heimathliebe auf der vollen, freien Höhe des deutschen Gesammtbewußtseins wandelt. Er hat, belehrt uns die Vorrede, nach einem Besuche in Europa wieder seine zweite, südamerikanische Heimath aufgesucht, wo er sich eine glänzende Lebensstellung errungen hat.

4. Gedichte von Theodor Storm. Fünfte vermehrte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1875.

Storm's Lieder gehören seit Jahrzehnten zum freundlichen, poetischen Schmuck des deutschen Hauses. Deshalb der neuen Auflage nur einen kurzen, herzlichen Willkomm-Gruß! Storm trägt in jedem Zuge den Stempel seiner norddeutschen Art: Einfachheit, Maß, bei tiefer, warmer Empfindung; und eine gleichfalls mit seinem innersten Wesen zusammenhängende und in ihm begründete Vorliebe für das Schlichte und Knappe. Seine Weltanschauung ist die des gesunden, wackern Mannes, der sein Vaterland ehrlich liebt ohne Fanatismus, der seine Jugend- und Heimathbeziehungen theuer hält, ohne sie zur Schranke und Fessel werden zu lassen, der den Zauber der Liebe, der Freundschaft, der Naturfreude, die Gaben des behaglichen Lebensgenusses als ächter Dichter empfunden und gekostet hat und noch in der Reife der Jahre nachempfindet, der aber über der glänzenden Oberfläche auch den ernsten, harten Kern des Lebens nicht vergaß. In dem großen Geisterkampfe der Gegenwart steht er auf der Seite der Resignirten, für welche die Weltanschauung früherer Geschlechter nur noch geschichtliche und psychologische Bedeutung hat, und welche subjective Wünsche und Vorstellungen nicht mit Thatsachen verwechseln. Das ergreifende Gedicht „ein Sterbender" spricht das eben so deutlich aus, wie irgend eine Strophe des Dranmor'schen Requiem. Aber dieser ernste Zug führt ihn nie zur verdüsternden Selbstquälerei; titanisches Gebahren ist auch nicht Storm's Sache, selbst wo er mit den Gewalten der Tiefe Zwiesprache hält. Die Heimath seines Empfindens sind jene mäßigen, doch innig erregten Stimmungen, in denen die stille Schönheit der Natur ihre Harmonie über das Menschenherz ausgießt, in denen die Grundbedingungen menschlichen Seins, die ewigen Beziehungen der Familie, der Freundschaft, der Liebe sich als segnende Gewalten erweisen. Sollten wir Lieblingsnummern aus der Sammlung hervorheben, so würden wir die Naturbilder in erster Linie nennen, z. B. „Abseits", „Sommermittag", „die Stadt", „Meeresstrand", „im Walde", „Mondlicht". Unter den der Liebe gewidmeten Liedern dürfte „Du willst es nicht mit Worten sagen" die erste Stelle einnehmen. In dem „Octoberlied" pulsirt das gesundeste Lebensblut des vollkräftigen, auf der Höhe des Lebens heiter um sich schauenden Mannes. Eine Anwandlung unsrer Epigonenvorliebe für hochgespannte, krankhafte Conflicte zeigt sich eigentlich nur in dem formell vortrefflichen „Geschwisterblut". Man erstaunt, einen Dichter wie Storm die volle Schönheit seiner Formgebung dieser hyperromantischen Reminiscenz zuwenden zu sehen. Leidenschaftliche Geschlechtsliebe zwischen Bruder und Schwester! René und Amélie! — Die vaterländischen Lieder geben in treuem Ausdrucke wieder, was wir alle in den entsetzlichen Tagen von Malmö und Idstedt empfanden; aber vergeblich sucht man einen versöhnenden Abschluß dieser Mißklänge in irgend einer dichterischen Erinnerung an die glorreichen Ereignisse von 1864. Warum? — Doch wer darf dem Dichter Aufgaben stellen!

5. Die Insel. Ein episches Gedicht von Wilhelm Jensen. Berlin, Otto Janke. 1875.

Das ist in der That ein merkwürdiges Gedicht, ein wahres Zeichen der Zeit. Eine epische Robinsonade aus dem dreizehnten Jahrhundert, im Dienst des Culturkampfes! Ein Albigenserführer, so hebt die Fabel an, entrinnt zu Schiff der Ver-

folgung. Mit seinen beiden Kindern, Sohn und Tochter, mit dem Rest seiner Habe und einem Häufchen Getreuer denkt er in unbekannten Meeren das Asyl des freien Gedankens wieder zu finden, welches man ihm in der Heimath zerstörte. Und schon schwinden ihm auf schneller, glücklicher Fahrt die Sterne der Heimath, schon blicken Skorpion, Argo, Centaur, Chamäleon und das demantfunkelnde Kreuz auf das südwärts fliehende Schiff herab. Er begrüßt sie mit Inbrunst, die Gestirne einer bessern Welt:

„Ihr bessern Gestirne, unbefleckt
„Grüßt ihr herab vom ewigen Dom,
„Nach dem zum Fluche keine Hand sich streckt,
„Weil keinen Segensspruch ein Rom
„Mit blutigem Mund aus ihm herabbeschwor.

„Doch, zwängst du nicht in solcher Majestät
„In Andacht Knie und Herz mir zum Gebet,
„Ich haßte dich noch um dein Kreuz!"

Aber noch ist er dem Zauber des Kreuzes nicht entronnen. Derselbe empört sich gegen ihn im Blute der Schiffsgesellen, als diese, bei plötzlich ausbrechendem Unwetter, die „Geisterinsel" zu sehen vermeinen. „Der Ketzer ist ihrer Aller Verderben: Nur sein Tod kann noch Rettung bringen!" So wüthen die Bethörten gegen den Führer und geben darüber das Schiff den Elementen preis. Erst der Opfertod des Grafen stillt ihren Wahnsinn; aber schon scheitert das Schiff, und nur die beiden Kinder und ein treuer Matrose, der alte Ben, entrinnen dem allgemeinen Verderben. Nun eine vielfach reizend durchgeführte Robinsonade mit allem Zubehör. In paradiesischer Unschuld wachsen die Kinder heran unter der Obhut des biedern Seemannes, der ihnen, so weit seine Kraft und seine Einsicht reicht, Vater und Lehrer vertritt. So wäre denn Alles gut in dem freundlichen Heim, welches den Dreien in der Wildniß erblüht, wenn — die Zeit nicht auch da ihre Rechte verlangte. Der Alte stirbt, die Kinder sind Jüngling und Jungfrau geworden. Von „göttlicher" Menschensatzung wissen sie Nichts, und so wiederholt sich an ihnen denn die uralte Geschichte, nur daß kein Engel mit dem feurigen Schwert sie aus ihrem Paradiese vertreibt. Kein Engel — wenn aber nur die schwarzen Teufel nicht auf Erden regierten! Zwei Menschenalter läßt uns der Dichter im Geiste entschwinden; dann zeigt er uns Bonifaz VIII., den „Märtyrer-Papst", wie er eine Gesellschaft frommer Dominicaner als Missionäre entsendet. „Der Heiden Diebstahl und der Ketzer Raub" sollen sie dem Herrn darbringen, „zur Rettung der schwer bedrängten Kirche". Und sie gehen an's Werk.

„Aus hohen Raaen schallt
„Matrosenruf, der Anker hebt
„Sich rasselnd auf, und düster schwebt
„Ein schwarzes Schiff dahin. Die Segel nur,
„Des Schiffs weißleuchtende Tonsur,
„Erglänzen auf den Purpurwellen,
„Wie windgeblähte Todtenlinnen,
„Die stummen Sarkophag umrinnen,
„Und unter ihnen düster schallen
„Der Leichenhüter Grabgesänge
„Zum Himmel auf."

So erreichen sie das glückselige Eiland, wo jetzt schon ein friedliches Völkchen, eine große Familie in Liebe und Ehrfurcht um die lieben Voreltern geschaart, die Thalweiten füllt. Man nimmt die Gottesboten mit reiner Gastfreundschaft auf, schaut mit Verwunderung auf ihre Gebete und Kirchengebräuche, gibt harmlos aufrichtige Antworten auf die Fragen nach Herkunft, Religion, Obrigkeit, und das Ende ist

dann — eine Bartholomäusnacht. Um „den Herrn zu versöhnen" und „die Gräuel der Gottlosigkeit von der Erde zu tilgen", werden die Männer im Schlafe gemordet, die Frauen und Kinder verbrannt. Dann entfernen sich die Gottesstreiter, Rom's Siegel auf der Mord- und Brandstätte zurücklassend, und — die Natur tritt wieder in ihre Rechte: die unbewußte, reiche, unzerstörbare Urkraft, vor welcher menschliche Weisheit und menschlicher Wahnsinn gleich ohnmächtig sind. — So wäre denn über Geist und Tendenz des Gedichtes wol kein Wort nöthig. Auch die Ausführung ist reich an Schönheiten. Zur wirklichen Schönheit aber, zur einheitlichen, harmonischen Gesammtwirkung fehlt doch auch hier jene Einfachheit und Schlichtheit, die, unbekümmert um berechnete Wirkungen, lediglich der Sache gerecht wird, das Ungewöhnliche, stark Aufgetragene eher meidet als aufsucht. Wir könnten in dieser Beziehung nur wiederholen, was wir über Dranmor's Schilderungen und Erzählungen sagten. Die Zukunftsmusik mit ihren dämonischen Tonsprüngen verjagt heut zu Tage die alte, schlichte Melodie eben nicht nur aus unsern Opern. Unser ganzes Leben muß sie empfinden. Es ist eben die Kehrseite des Großen, was diese Zeit erlebt und vollbringt. —

6. Barbarossa's Brautwerber. Eine wirtemberger Sage. Von Ludwig Laistner. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1875.

In leichtem, frischem Ton, einfach und anspruchslos gleitet hier die poetische Erzählung dahin, bald ernst, bald schalkhaft, bald zart und innig, und mit einer kunstreich bis zum wohlthuend befriedigenden Ende gesteigerten Anziehungskraft. Barbarossa's Vater, Friedrich von Schwaben, schickt seinen Dienstmann Konrad nach Freiburg im Breisgau. Dort soll er den Herzog Berthold freundlich begrüßen und nach seinem Töchterlein ausschauen, ob sie vielleicht für den jungen Friedrich von Schwaben als Braut sich schicke. So zieht Konrad hin, gewinnt alle Herzen und — wird selbst gewonnen, ehe er's merkt. Als er seines Zustandes inne wird, sich auch wider Hoffen von dem alten Herzog Berthold begünstigt sieht, schwankt er keinen Augenblick zwischen Pflicht und Wunsch, sondern kehrt entschlossen seinem Glücke den Rücken, um dem Freunde und dem Herrn die Treue zu wahren. Aber anders, als er es glaubte, hat sich unterdessen der Knoten des Schicksals geschürzt. Friedrich von Schwaben (Barbarossa) hat beschlossen, mit eigenen Augen zu sehen, wo es sich um seine Zukunft handelt; auch er erblickt die schöne Odilie nicht ungestraft, und nun bringt der Schluß des Gedichtes eine Reihe anziehender Verwickelungen, aus welchen der jugendliche Barbarossa, wie einst Scipio der Afrikaner, als glorreicher Sieger über das eigene Herz hervorgeht. Er nimmt das Kreuz und überläßt die Geliebte dem Freunde, nachdem er diesen zum Reichsgrafen und zum Verwalter der staufischen Güter im Elsaß erhoben hat. Sehr wohlthuend, wie schon angedeutet, berührt in der Behandlung dieses dankbaren und anmuthigen Stoffes die Abwesenheit alles romantisirenden und alterthümelnden Schwulstes, auch jener gemachten Naivetät und „Herzigkeit", die in modernen Behandlungen der vaterländischen Sage und des einfachen Volkslebens nur zu oft als süßlich grinsende Maske sich aufdrängt. Laistner ist natürlich, bläst sich nicht auf und — beherrscht mit leichter Sicherheit die Form: Vorzüge, die bei uns gegenwärtig bekanntlich nicht auf jedem Anger wachsen. Man wird dem freundlichen Geplauder dieser munter dahin gleitenden Klappreime, durch ausklingende katalektische Verspaare sehr wirksam gegliedert, mit Vergnügen lauschen.

Friedrich Kreyssig.

Gefficken über „Staat und Kirche".

Staat und Kirche in ihrem Verhältniß geschichtlich entwickelt von F. Heinrich Gefficken. Berlin, W. Hertz. 1875.

Das Verhältniß von Staat und Kirche ist in der Literatur der Gegenwart ohne Zweifel das überwiegendste Capitel. Fragen, welche die liberalen Parteien aus der Zeit des Rotteck-Welcker'schen Staatslexicons längst als abgethane Sachen betrachtet haben, drängen sich heute aus jedem Winkel der Politik an das Tageslicht, und fast scheint es, als ob die Gegenwart dazu da wäre, aller theoretischen Erörterungen durch das Gewicht von Thatsachen zu spotten. Welcher Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit findet sich in Gefficken's neuester Publication, und welche reiche Belehrung vermag man aus diesem Buche fast über jedes Jahrhundert des tausendjährigen Streites zu gewinnen. Die Anlage dieser gründlichen Arbeit ist die umfassendste. Von den Beziehungen zwischen dem Staate und der Religionsgemeinschaft des heidnischen Alterthums und von der israelitischen Theokratie ausgehend, führt uns der Verfasser durch alle Entwickelungen des mittelalterlichen und des neuern Staats- und Kirchenwesens hindurch bis zu den neuesten Gesetzgebungen der europäischen und nordamerikanischen Staaten. Wie sich die Betrachtung nicht auf die katholische Kirche beschränkt, so wendet sie sich auch nicht dem Mittelalter in jener Ausschließlichkeit oder auch nur so vorherrschend zu, wie dies in anderen Erörterungen dieser Art geschieht. Daß man das Verhältniß des Staates zur römischen Kirche unzweifelhaft am besten und reinsten an den mittelalterlichen Erscheinungen studiren kann, berechtigt nicht zu einer besondern Hervorhebung dieser Epoche, sobald es sich darum handelt, überhaupt die Beziehungen zwischen den beiden höchsten Potenzen und Formen des gesellschaftlichen Lebens der Culturnationen darzulegen. Es ist daher von größtem Nutzen gewesen, daß sich der Verfasser des umfassenden und gelehrten Werkes angelegen sein ließ, den neuern Zeiten seit der deutschen Reformation den weitaus größten Theil seines Buches zu widmen; und in dieser Hinsicht wird dem Leser in der That eine nirgend anders in gleicher Weise zu findende Uebersicht dargeboten. Denn bei der vielgestaltigen und verworrenen Entwicklung des modernen staatskirchlichen Wesens, bei der Mannigfaltigkeit der Systeme und Kircheneinrichtungen, bei dem Kampfe der Principien und dogmatischen Sonderungen gehört eine seltene Kenntniß und Belesenheit dazu, um diesen gewaltigen Stoff geistig zu beherrschen und zu ebenmäßiger Darstellung zu bringen. Die Abwandlungen der rechtlichen Zustände sind überall in ihren Resultaten scharf und treffend gezeichnet. Es ist eine reiche historische Mannigfaltigkeit, ein Arsenal von Thatsachen, welche der Verfasser überall spannend und zugleich belehrend vorzuführen weiß, und wir wüßten kaum ein Buch zu nennen, in welchem eine specielle Frage in so universeller Weise behandelt wäre. Aber auch für die Zeiten des Alterthums und des Mittelalters wird das Buch Niemand ohne Belehrung aus der Hand legen. Im Ganzen wird man nicht verkennen, wie sich der Verfasser auch hier an der Hand der Quellen meist ein durchaus selbständiges Urtheil gebildet hat, und wenn der juristische Stoff in den älteren Partien mehr in kirchengeschichtlicher Weise verrinnt, so fehlt es doch über wichtige Punkte, wie über die Schutzhoheit des altrömischen und des fränkischen Kaiserthums, nicht an selbständigen Ausblicken. Allerdings wäre für dieses Verhältniß eine gleichmäßige Beachtung der griechischen Kirche vielleicht nicht ganz zu entbehren gewesen. Gerade die universelle Behandlungsweise, welche sich der Verfasser sonst zur Aufgabe gemacht, läßt die eingehende Berücksichtigung der griechischen Kirche vermissen. Und hierbei kommen wir denn sogleich auf einige principielle Differenzen, welche zwischen dem Juristen, der sich auf dem historischen Pfade verliert, und dem Historiker, der in die juristischen Probleme eindringt, sich nach dem Stande der heutigen Wissenschaften fast von selbst und mit Nothwendigkeit ergeben. So wenig uns beikommen könnte, hier auf kleine kritische Punkte große Streiflichter zu werfen, so bestimmt scheint es doch nothwendig zu

sein, gewisse Unterschiede in den Standpunkten zu bezeichnen, welche zwischen seiner und unserer Auffassung der Dinge bestehen. Nicht das, was man hochtönend die kritischen Fragen, besser gesagt den historischen Kleinkram, in welchem die heutigen Schulen so groß sind, nennt, sondern das Princip der wissenschaftlichen Behandlung rechtlicher Verhältnisse ist es, worin sich der Schreiber dieser Zeilen gegenüber dem Verfasser in einem Gegensatze befindet, der sich naturgemäß immer mehr zuspitzen muß, je mehr sich Vergangenheit in Gegenwart, je mehr sich die Geschichte in Politik umsetzt; denn was sich bei weiter abliegenden, tiefer in die Vergangenheit hinabsteigenden Betrachtungen durch die Abgeschlossenheit der Thatsachen, durch endgiltige Entscheidungen der Geschichte jeder Meinungsdifferenz zu entziehen scheint, das fordert zu heftigstem Streite da heraus, wo sich die Entwickelungen der Dinge erst noch vollziehen. So kommt es denn, daß Männer, welche sich über Constantin und Karl den Großen, über Gregor VII. und Innocenz III. leicht verständigen könnten, zu ganz entgegengesetzten Resultaten der Betrachtung gelangen, je mehr sie sich den Zeiten der offenen und von der Geschichte noch unbeantworteten Fragen der Rechtsentwickelung nähern. Und so gestehen wir offen, daß uns dieselbe Reihe historischer Betrachtungen von ganz gleichen Anfängen aus zu einer diametral entgegengesetzten Schlußanschauung bringen würde. Wir suchen den Grund dieser Entzweiung besonders darin, daß der Jurist in seiner historischen Darstellung überall die erreichten Ziele, die gleichsam zu fertigen Sätzen, Verträgen und Gesetzen gewordenen Abschlüsse der Lebensverhältnisse im Auge hat; der Historiker aber die Realität dieser „Zustände" läugnet und dieselben höchstens als Mittel zu anderen Zwecken betrachtet. Wenn wir nicht irren, so gibt es zweierlei Wege, um aus historischen Beobachtungen zur Erkenntniß von Gesetzen und Regeln zu gelangen; entweder man erörtert vergleichend eine Reihe von Fällen und Thatsachen und deducirt aus ihren gleichen Wirkungen das Gesetz, oder man erforscht die Natur und Wesenheit der einzelnen wirksamen Kräfte und schließt auf die Nothwendigkeit ihrer Wirkungen. Aber im ersten Falle müßten für das Verhältniß von Kirche und Staat auch die griechischen und mohamedanischen Gestaltungen des Staatskirchenthums in Betracht gezogen werden, und vor Allem müßte auch das Verhältniß des Staates zu den Juden, zu den Mormonen und allen anderen kirchlichen Gemeinschaften in seiner Totalität erörtert werden; im zweiten Falle aber wird es nicht hinreichen, die jeweiligen Zustände, die zwischen der oder den christlichen Kirchen und den Staaten bestanden, zu charakterisiren, die Aufgabe wird sich vielmehr dahin erweitern, daß man die Motive, die Absichten, Ziele und Zwecke, die ganze Natur der leitenden Potenzen allgemein historisch, oder wenn man will psychologisch und physiologisch in die Erörterung zieht: eine historische Darstellung der Dinge wird dann nicht möglich sein ohne die politischen Motivirungen. Die letzteren aber werden um so maßgebender für die Beurtheilung der Dinge werden, je mehr man sich von den Epochen der abgeschlossenen Ereignisse entfernt und den Zeiten der Gegenwart, den Zeiten der offenen Fragen, der unvollendeten Entwickelungen, der freien Willensentscheidungen nähert. Wird sich dann der Jurist mit Berufung auf frühere geschichtliche Zustände und Verhältnisse zum Tadel gegenwärtiger Bestimmungen und Gesetze bestimmt finden, so wird der Historiker vielmehr geneigt sein, auf das Unfertige der Gesetze hinzuweisen und das Dauernde und Bleibende zunächst noch als etwas Unbekanntes zu behandeln.

Wir beabsichtigen, mit diesen Bemerkungen lediglich den Standpunkt des gelehrten Verfassers zu zeichnen; daß er sich von dem historischen und politischen wesentlich unterscheidet, kann dem Buche nicht zum Nachtheil gereichen. Gerade an principiellen Erörterungen fehlt es der geschichtlichen Literatur, und es ist nützlich, wenn die Thatsachen unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet werden. Betrachtet man die gegebenen Verhältnisse ohne Rücksicht auf die sogenannten äußeren Ereignisse der Geschichte, so vermag man sicher das „Recht" objectiver zu zeichnen. Allein dem Historiker, der sich die Dinge mehr von der politischen Seite besieht, wird überall eine Lücke in der Betrachtung zu liegen scheinen. Wir gestehen, daß wir auch dem vorliegenden Werke

gegenüber diese Lücke empfinden. Der Verfasser erzählt uns von den mannigfaltigsten Formen des staatskirchlichen Verhältnisses seit der Reformation; allein man möchte die Frage erheben: sind diese Zustände wie Bäume im Walde gewachsen, setzen sie nicht eine Reihe von handelnden und wollenden Menschen voraus? Um es kurz zu sagen, der Verfasser hebt es nirgends hervor, daß alle diese Verhältnisse von Staat und Kirche bloße Exponenten der materiellen Gewalt waren. Es läßt sich nicht absehen von des Kurfürsten Moritz Krieg gegen den Kaiser, wenn man die Rechtsverhältnisse des Augsburger Religionsfriedens erklärt, — und so sei uns gestattet auch hinzuzufügen, daß sich nicht absehen läßt von dem französisch-ultramontanen Kriege des Jahres 1870, wenn man über die heutige deutsche Kirchengesetzgebung handelt. Das Verhältniß von Kirche und Staat ist kein rein ideales und war es auch niemals. Aber wie hoch man auch davon denken mag, ganz außer Acht dürfte doch niemals gelassen werden, daß die Machtfrage dabei wesentlich in Betracht kommen wird. Man braucht zwar nicht zu verkennen, daß die Natur der Mächte, welche bei den Conflicten zwischen Staat und Kirche spielen, eigenthümlicher Art ist; aber wenn nicht Alles täuscht, so zeigt die Geschichte auch hier, daß selbst die einfachsten Ordnungen kirchlicher Dinge von dem Ausfall der Schlachten abhingen, und der mächtige Staat hat die wesentlichsten Veränderungen auf dem Kirchengebiete eben vermöge seiner Macht vollzogen. Die Geschichte der Reformation seit dem Tridentinum ist wol der bündigste Beweis dafür, daß allerdings der Staat in kirchlichen Dingen sehr viel auszuwirken vermag. Die Ausführung der tridentinischen Beschlüsse — was ist sie denn anders gewesen, als die absolute Gewaltthat einer Anzahl von Mächten? Ein von dieser Machtfülle absehendes Rechtsverhältniß mag man sich denken können, aber in Wirklichkeit bestand es doch niemals. Wenn das Gesetzgebungsrecht des Staates in Kirchenangelegenheiten während des 19. Jahrhunderts im Vergleiche zu allen früheren Zeiten so großen Rückgang zeigt, so möchte ein großer Theil der Ursache darin gesucht werden, daß die Jurisprudenz durch ihre abstracte Betrachtungsweise das Selbstbewußtsein des Staates der Kirche gegenüber schwächte; denn an eine Zunahme der inneren Potenzen des Kirchenwesens wird doch ernstlich Niemand glauben. Unter diesen Umständen zeigt sich der neue Anlauf der Staaten, ihre kirchlichen Verhältnisse zu ordnen, eben nur als die zurückgekehrte Kraft des Erwachenden, der das Bewußtsein seiner selbst wieder gewinnt. Ob und welche Grenzen der Staat in seiner Machtausübung sich setzen solle, dies aber ist eine Frage, für welche allerdings die geschichtliche Entwickelung und Betrachtung eine weise Norm vorzeigen mag, aber niemals dürfte behauptet werden, daß die Wissenschaft hierüber zu einer allgemein giltigen Verständigung gelangt wäre. Ein gesunder Realismus der Gewalt, in günstigen Augenblicken gegenüber der Kirche angewendet, hat oftmals einen für Jahrzehnte hinaus sehr zufriedenstellenden Zustand für beide Theile geschaffen. Selbst in dem Josephinismus des vorigen Jahrhunderts, in dessen Verurtheilung wir dem Verfasser aus vollem Herzen auch heute zustimmen, scheint uns die Methode, die Wahl der Mittel, die Unsicherheit des Ziels, der Mangel an Consequenz und Stetigkeit am meisten verwerflich. Nicht die Frage, ob und in wie weit die Grenzen von Staats- und Kirchenrecht einem abstracten System entsprechend, genau eingehalten worden seien, kann über den Werth der Maßregeln entscheiden, welche man unter dem Namen des Josephinismus zusammenzufassen pflegt, sondern Erfolg und Probehaltigkeit bestimmen das historische Urtheil. Die römische Kirche sah einen großen Theil ihrer Stärke zu allen Zeiten gerade darin, daß sie sich an ein bestimmtes System der Grenzen von Staats- und Kirchenrecht nicht hielt. Indem sie jeden starren Doctrinarismus in dieser Beziehung beseitigte, stellte sie die höchsten Forderungen als Ideal hin und begnügte sich unter Umständen mit den geringfügigsten Resultaten ihrer Anerkennung. Der Staat, welcher sie zuweilen bekämpfte, konnte niemals in gleichem Maße die Grenzsteine verrücken, wie es die Kirche jederzeit that, wenn sie Gelegenheit fand, und es ist daher allerdings gefährlich, wenn die Wissenschaft

vom Standpunkte ihrer Resultate den natürlichen Kampf der Dinge in bestimmte Schranken einweisen möchte, damit nur niemals Wind und Sonne ungleich vertheilt wären.

Aus derselben historisch-politischen Betrachtung vermöchten wir auch dem Verfasser auf das Gebiet der altkatholischen Frage nicht zu folgen. Wie uns scheint, bemerkt er auch in dieser Beziehung die Schwächen des einen und die Stärke des andern Theils mit juristischem Scharfblick; aber wir fürchten, daß man mit ähnlicher Consequenz und feiner Distinction schließlich beim leidenden Gehorsam anlangt, welcher erst die durch Zufall und Staatsgesetz einer Kirche eingepfarrten Mitglieder den geistlichen Führern und bald auch den Staat der Kirche anheim gibt. Sollte aus dem langen Lauf der Geschichte nicht vielmehr die Lehre zu ziehen sein, daß auch die katholische Papstkirche in ihren Entschlüssen und Dogmatisirungen höchst variabel war, und wäre es nöthig, auf zahlreiche Beispiele zu weisen, wo die Einwirkungen auf die katholischen Centren von der Peripherie ausgegangen sind? War es nicht Luther, der die katholische Kirche zur Revision ihrer wesentlichsten dogmatischen Begriffe genöthigt hatte? Welches Interesse der moderne Staat hätte, den Männern, welche sich innerhalb der katholischen Kirche zu halten erklären und hierbei den doch verhältnißmäßig viel vernünftigeren Standpunkt wahren, nicht jede Unterstützung zu Theil werden zu lassen, ist uns unerfindlich. Wenn wir uns nicht sehr täuschen, so steht dem Verfasser in dieser Frage, wie in der Beurtheilung der deutschen Kirchengesetze, ein Bild vor Augen, welches eine ohngefähre Aehnlichkeit mit den kirchlichen Verhältnissen in Oesterreich haben dürfte; aber wir bedauern, daß wir auch in dieser Beziehung der Beurtheilung des Verfassers nicht beizupflichten vermögen. Alles, was in der Darstellung der neuesten österreichischen Verhältnisse von Staat und Kirche gesagt wird, gibt wol einen schlagenden Beweis für unsern Satz, daß eine historische Darstellung von rechtlichen Verhältnissen lückenhaft sei, wenn nicht die politische und Motivenbetrachtung hinzutritt. Ja, wir müssen gestehen, daß uns in Oesterreich die Mittheilungen des Verfassers über unsere neuesten Verhältnisse von Staat und Kirche geradezu unbegreiflich erscheinen müssen. Denn während er uns versichert, daß die österreichischen Bischöfe sich den Gesetzen gefügt hätten, weil diese zweckmäßiger und vorsichtiger wären, als die preußischen, haben wir die Empfindung, daß noch unter keinem Ministerium der österreichische Episcopat so frei herrschte, wie gegenwärtig, und die Ueberzeugung, daß zwar unter dem Grafen Thun und zu den Zeiten des Concordats die staatliche Gewalt sehr beschränkt, in ihren Principien ultramontan und jesuitenfreundlich war, aber in allen Punkten mit staatlicher Würde, mit Charakter und mit dem Bewußtsein auftrat, daß der Staat zwar unendlich viel gewagt habe, aber der Staatsmann doch sein auf sich beruhendes Amt vollzieht. Wenn von alledem uns gegenwärtig das Gegentheil erscheint und der Verfasser sicherlich dieselbe Empfindung hätte, wenn er die Verhältnisse kennen würde, so liegt die Ursache hiervon eben in allen den Punkten, welche er an der österreichischen Kirchengesetzgebung so lobenswerth fand. Man sieht hieraus, wie die theoretisch juristische Erörterung, auch wenn sie noch so historisch zu Werke geht, zu täuschen vermag. In allen geschichtlichen Dingen kommt es nicht sowol auf die Normen, als auf das an, was in Wirklichkeit geschieht.

So sehr wir indessen über die Principien historischer Behandlung mit dem Verfasser zu rechten und streiten genöthigt waren, so wäre es doch ebenso undankbar als unwahr, wenn wir nicht freudig anerkennten, daß sich unsere Anschauungen in letzter Auflösung doch sicher sehr nahe stehen. Dem Verfasser geht aus der Gesammtentwicklung des Verhältnisses von Staat und Kirche der nothwendige Begriff der Trennung und der Eigenartigkeit beider Gebiete hervor. Der Verfasser tritt in allen Epochen der Geschichte als Gegner der Vermischungstheorieen auf, und er wird gewiß die zahlreichsten Anhänger finden. Der heutige Staat kann ja überhaupt den Gesellschaften und Individuen nur so viel von Freiheit entziehen, als zu seiner Existenz nöthig ist. Wir gelangen auf diesem Wege zu dem Capitel der Kirchenfreiheit, welches der Verfasser aber in seinem historischen Werke mit Recht nicht behandelt, weil es

in dem großen Buche der Zukunft liegt. Aber so wenig die Geschichte Material dazu bietet, so stark ist doch die Ueberzeugung fast aller Parteien, daß auf diesem Felde die Probleme der Gesetzgebung zumeist liegen. Denn so wenig die Redensarten früherer Jahrhunderte und moderner Verfassungsurkunden über Kirchenfreiheit zu bedeuten haben, darin sind doch heute die Allermeisten einig, daß in der abendländischen Geistes- und Völkerentwickelung etwas liege, was die möglichste Selbstständigkeit jener psychologischen Potenzen mit Nothwendigkeit fordert, welche als Religionen und Kirchen in die äußere Welt treten, und deren dämonische Gewalt mehr besänftigt als gereizt sein will, wenn sie der ganzen Gesellschaft von Nutzen sein soll. So fest aber auch diese Anschauung begründet sein mag und so sehr sich in derselben die verschiedensten Parteien begegnen, so dürfte es doch in den heutigen Kämpfen zu sagen erlaubt sein, daß wol nichts unzeitiger wäre, als die Furcht, der heutige Verfassungs-Staat möchte oder könnte vielleicht zu viel thun und die Freiheit der Kirchen zu sehr beschränken und bedrücken, oder wol gar in die Zeiten der absoluten Jahrhunderte oder des römischen Kaiserthums zurückfallen.

Ottokar Lorenz.

Georg Herwegh.

Von Karl Gutzkow.*)

— — — Der Matador des Jahres 1842 war in Deutschland Georg Herwegh. Die Anfänge dieses schönen Talentes, seine einfachen natürlichen Weisen kannte ich schon seit Jahren und stand mit ihm in freundschaftlichem Verkehr. Der Reiz seiner Muse lag in ihrer Unmittelbarkeit, ihrem fortreißenden Schwunge. Seine Lieder waren leichter beflügelt als die Gedichte Karl Beck's, der einige Jahre zuvor auf längere Zeit nach Hamburg gekommen war und seltsamerweise von einer „geharnischten" oder „gepanzerten" Lyrik auf eine idyllisch zerflossene, fast weichliche Gesangsweise überging. Beide hatten Aehnlichkeit in ihrer Art des beständigen Grübelns und Versunkenseins in ihre Aufgaben. Immer waren sie zerstreut, zählten Sylben oder suchten ein erhaschtes Bild nicht zu vergessen. Ich muß bekennen, daß ich um solchen Preis, in Gesellschaft stets stumm zu bleiben und an meinen Reimen zu kauen, froh bin, meinen lyrischen Anwandlungen nur selten nachgegeben zu haben. Der jugendlich anziehende Herwegh, mit Augen wie reife schwarze Kirschen, mit einer Hautfarbe wie bei einem Armenier, schwarzen Haares, einem Antinous bis auf die allzustarke Nase nicht unähnlich, war gerade das vollkommene Gegentheil eines „Lebendigen", wie sich der junge Poet in seltsamer Ueberschätzung der Bedeutung Semilasso's, des damals längst „Verstorbenen" (Fürst Pückler), genannt hatte. Man mußte ihm die Worte abkaufen. Ein Kreis von Frauen, hingerissen von dem schönen Gedichte „Ich möchte hingehn wie das Abendroth", nicht minder von des Dichters Persönlichkeit, umstand ihn in Frankfurt in stets getäuschter Erwartung; immer hoffte man, seine buddhistische Versenkung in sich selbst möchte endlich aufhören. Welchen Grund hatte Endymion gerade für sein Schweigen damals in Frankfurt? Zedlitz, der Dichter der „Todtenkränze", gewandter Bearbeiter spanischer Dramen, Lohnpublicist Metternich's, hatte soeben in der „Allgemeinen Zeitung" ein scharfes Epigramm wider Herwegh ergehen lassen, und die Lösung des Räthsels einer Sprechpause, die eine volle Stunde dauerte, wo ich mit drei für ihn „schwärmenden" Damen eine gemeinschaftliche Fahrt von Frankfurt bis Rödelheim machte, um dort in einem Familienkreise zu speisen, war die, daß der bei Alledem innerlich immerfort Arbeitende, als er befragt wurde, warum er denn geschwiegen, in seinem schwäbischen Ton erwiderte: „Ich suchte einen Reim auf den Namen Zedlitz!"

Da ich in Hamburg nach dem großen Brande Mancherlei zu ordnen hatte, so begleitete ich Herwegh auf den Anfang seiner berühmten Triumphreise. Wir nahmen

*) Aus des Verfassers unter der Presse befindlichen „Rückblicken auf mein Leben" (Berlin, A. Hofmann u. Comp.).

den Weg über Mainz und Köln. In Mainz blieb noch Alles bei seinem Erscheinen stumm und still. Erst die neubegründete „Rheinische Zeitung" erbaute die erste Triumphpforte für einen Alexanderzug, der mit einer Gensd'armerie-Escorte endigen sollte. Die Zeit bedurfte eines Ausdrucks für ihre Stimmungen. „Auf Flügeln des Gesanges" trug sich der neue Schwarmgeist von Ort zu Ort. Die Liederkränze wurden die Logen, bei denen die wandernden Propheten, Weisen und — Schalksnarren zuerst einsprachen. Auch mit Hilfe der deutschen Liederkränze wurde Herwegh's Triumphzug in Scene gesetzt. Als die Mode des Feierns der Personen vorüber war (weil der großen Männer nachgerade in Deutschland zu viele wurden), hatte sich nur noch Hoffmann von Fallersleben gemerkt, daß man, um in den kleinsten und den größten Städten von sich reden zu machen, am besten thut, gleich am Thore nach der Adresse des alldortigen Liederkranzes zu fragen.

— — — Zu den wenigen Ausnahmen, die damals in Paris, im März 1846, der „Concierge" zu mir in mein Zimmer lassen durfte (ich wollte im Arbeiten nicht gestört sein), gehörte auch Georg Herwegh, der nur, nach unsrer Eßzeit gerechnet, des Nachmittags kam. Seine Heirath mit der Tochter des Berliner Kaufmanns Siegmund, der dem ihm erzürnten Könige gerade gegenüber wohnte, hatte ihn gesprächiger gemacht. Aber auch in seiner sonstigen innern Wesenheit fand ich ihn eigenthümlich verändert. Vom Musendienst sprach er mit förmlicher Geringschätzung. Sein Studium sei nur noch dem Feuerbach und Proudhon gewidmet. Unsre Aufgabe und Jedes Aufgabe sei die That. Thaten! rief er auf den Boulevards aus, als wir spazieren gingen. Thaten! rief er auf den Saffianpolstern seiner eleganten Einrichtung. Gräfin d'Agoult, die Mutter der jetzigen Frau Richard Wagner, gehörte, in der Regel die Cigarette im Munde, das Feuer im Kamin schürend, zur Gemeinde des Hauses; Bakunin, eine angenehm männliche Erscheinung, nicht minder. Ein galonirter Diener servirte den Thee. Die überraschende Kunde blieb dieselbe: Der Cultus des Wortes, die faule Versmacherei, das poetische Schlaraffenleben war abgeschafft! Nur noch Philosophie ist zu treiben! Und dann handeln, handeln, wenn nicht mit Revolutionen, mit — „Putschen!" Da war nichts mehr zu ändern. Die muthige Frau des Dichters von der Berliner Schloßplatz- und Breitenstraßenecke besaß ganz den bekannten Heroismus der Berliner Jüdinnen, der sich jetzt, seitdem sie nicht mehr wie Rahel schwärmen, auf die Frauenloosfrage und das verwaiste deutsche Originallustspiel geworfen hat. Erschöpft von der anstrengenden Ausarbeitung leidenschaftlicher Scenen, die ich damals schrieb (Acosta), sah ich nur mit wehmüthiger Gelassenheit, und ganz neutral dem Untergang der Ilias und der Shakespeare'schen Dramen zu, sah das selbstverständliche Zusammenbrechen Rußlands, des eisernen Kolosses mit thönernen Füßen, sah den wie ein Frühstück zu verzehrenden, unglücklichen gelieferten Bundestag und hörte die „Arbeiterbataillone" heranrasseln, die ohne viel Mühe Deutschland in eine Republik verwandeln würden, wie ja dann auch etwas dem Aehnliches später über Waldshut und Lörrach im Badischen versucht worden ist. Ich begriff Alles vollkommen, blieb aber doch stumm und staunte und trauerte nur — um die verlassenen Musen. Eben der Zusammenhang dieser Dinge mit der Hegel'schen Philosophie, mit der Cigarre und dem Thee war mir das elegisch Störende. Hegel wurde beständig citirt, theils affirmativ, theils negativ. Die Linke der Hegelingen war immer noch linker getreten, bis sie zuletzt ganz vom Brett hatte springen müssen. Ich bewunderte, wie die Griffe im Webstuhl der Zeit dem sich spät Abends noch mehrenden Kreise so sicher von der Hand gingen, und wie ein Chaos von Begriffen in diesen Köpfen so wohlgeordnet beieinander lag. Gräfin d'Agoult war angestrahlt wie von Auroren, die sie für alle Fragen des Jahrhunderts aufsteigen sah. Nachts in meine Cité Bergère heimkehrend, wo ich den Tag über in Jamben dichtete und dachte, kam mir wol über den armen Freund, den das Wohlleben bequem und träge gemacht hatte, der böse Gedanke: „Er schmäht die Früchte, die ihm zu hoch hängen!"

Das Gastspiel der Meininger in Berlin.

Berlin, Anfangs Mai 1875.

Das erneute Gastspiel der Gesellschaft des herzogl. Meiningen'schen Hoftheaters hat am 16. April in den Räumen des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters mit der Aufführung der „Herrmannsschlacht" begonnen. Man mußte erwarten, daß die zum Theil recht leidenschaftlichen Parteikämpfe, welche im vorigen Sommer hier für und wider die Meininger stattgefunden, bei dem erneuten Erscheinen dieser Gesellschaft sich wiederholen würden. Ja, der Umstand, daß man diesmal die Vorstellungen mit einem Drama eröffnete, welches erst wenige Monate zuvor im hiesigen königl. Schauspielhause einen geradezu sensationellen Erfolg errungen hatte, wäre ganz geeignet gewesen, den Parteieifer noch zu erhöhen. Es scheint aber, als ob auf beiden Seiten eine ruhigere Anschauung Platz gegriffen hätte. Soweit es sich um das Ausstattungsprincip handelt, bestehen die Gegensätze noch, und sie werden auch noch für's Erste fortbestehen. Aber in der allgemeinen Würdigung der Leistungen jener Gesellschaft hat man von beiden Seiten sich einander ein wenig genähert. Man kann immerhin zugestehen, daß mit der „Herrmannsschlacht" ein Vergleich zwischen beiden Theatern herausgefordert war; aber man beurtheilt die Rivalität auf solchem Gebiete von dem richtigen Gesichtspunkte, daß die Interessen der Kunst dadurch unter allen Umständen nur gewinnen können.

Da die Redaction der „Deutschen Rundschau" mich mit dem Ersuchen beehrt hat, über die Meininger Aufführungen meine Ansichten an dieser Stelle mitzutheilen, so möge man mir's nicht verübeln, wenn ich dabei genöthigt bin, auch über das, was meinen bescheidenen Antheil an der „Herrmannsschlacht" (in der in Rede stehenden theatralischen Form) betrifft, ein paar Worte zu sagen. Ich habe stets empfunden, wie mißlich es ist, mit einer bedeutenden poetischen Schöpfung, wie diese Kleist'sche, so zu verfahren, wie ich es um der damit erstrebten theatralischen Wirkung willen für nöthig erachtete. Aber ein solches Werk für die deutsche Bühne zu gewinnen, ein Werk, welches neben den darin uns verletzenden und abstoßenden Elementen doch die dramatische Gewalt des Dichters am entschiedensten offenbart, und welches so reich an poetischen Schönheiten allerersten Ranges ist, das galt mir mehr, als jenes principielle Bedenken. Vielleicht würde der unglückliche Dichter selbst mir ebenso dafür Pardon gewähren, wie er ihn seinem „Prinzen von Homburg" für dessen eigenmächtiges Verfahren in der Schlacht ertheilte. Auch diese „Herrmannsschlacht" ward gewonnen, und die Sieges-Trophäen lege ich mit freudiger Genugthuung auf das einsame Grab des Dichters.

Die Meiningen'sche Theaterleitung hatte bei ihrer Aufführung ebenfalls meine Bearbeitung als Grundlage benutzt, aber mancherlei Aenderungen mit derselben vorgenommen, wobei sie in den meisten Fällen auf die Original-Dichtung zurückging, in anderen Fällen aber wieder von derselben abwich, wo ich solches nicht für geboten erachtete.

Daß auch hinsichtlich der scenischen Darstellung des Drama's die Meininger Aufführung von der Berliner erheblich abweicht, war durch die Grundsätze bedingt, von welchen jene Theaterleitung bei der Inscenirung derartiger Stücke ausgeht, und welche den Aufführungen derselben schon im vorigen Jahre eine so ungewöhnliche Aufmerksamkeit des Berliner Publicums zugewendet hatten.

Sofern es sich hier nur um ein einfaches Für und Wider in der allgemeinen und sehr wichtigen Principienfrage handelte, um das bloße Maß des Antheils, den das scenische Element an den dramatischen Darstellungen zu nehmen hat, so würde ich von vornherein mich zu den Gegnern der Meininger Richtung bekennen müssen. Schon vor zwei Jahren, also noch ehe die Meininger in Berlin bekannt waren, hatte ich in einem Artikel der „National-Zeitung" speciell über die Scenirung Shakespeare'scher Dramen auf der modernen Bühne mich in diesem Sinne ausgesprochen.

Wollen wir aber dem großen und allgemeinen Kunstprincip, welches durch diese Frage berührt wird, das ihm zukommende Ansehen erhalten, so ist es vor Allem nöthig, daß wir bezüglich der Meininger Frage die zwei Seiten derselben bestimmt von einander unterscheiden und daß wir das Verdienstliche jener interessanten Erscheinung entschieden und freudig anerkennen, die liebevolle Sorgfalt nämlich, welche man der dramatischen Dichtung zuwendet, den unermüdlichen Fleiß, der auf die Herstellung eines lebendigen Zusammenspiels gerichtet ist, auf sinnreiche Arrangements, welche den Eindruck der Wahrheit zu fördern geeignet sind, und welche den poetischen Intentionen des Dichters entsprechen sollen.

Die andere Seite der Scenirung wäre in der bloßen Aeußerlichkeit alles decorativen Elements zu erkennen, sofern solche Aeußerlichkeit — möge sie auf genaue und complicirte Herstellung der Localitäten oder möge sie auf Glanz und historische Treue der Costüme und Requisiten gerichtet sein — ein Uebergewicht über den geistigen Gehalt der Dichtung erlangt. Mein hochgeschätzter Freund Karl Frenzel, den ich hier zu vertreten habe*), hat sich wiederholt über diese Frage in einem meinen Anschauungen entgegengesetzten Sinne geäußert. Die Frage ist aber für die dramatische Kunst von solcher Wichtigkeit, daß ich sie hier nicht unerörtert lassen kann. Wenn man von beiden Seiten mit redlichem Ernste daran geht — und die Meininger Theaterleitung selbst verfolgt ihr Ziel mit vollstem künstlerischem Ernste —, so wird, wenn auch noch lange nicht eine definitive Entscheidung, so doch ein gewisser Ausgleich zu ermöglichen sein.

In den verschiedensten Epochen der dramatischen Kunst ist immer die Dichtung aus der Vorstellung der besondern Bühneneinrichtung ihrer Zeit hervorgegangen. Gleichviel aber, ob wir für die altgriechische Tragödie die Scene der antiken Bühne herstellen oder für die Dramen Shakespeare's die einfache altenglische Bühne anwenden wollten, oder endlich ob wir's mit dem modernen Drama in unserm gegenwärtigen Decorations- und Coulissen-Theater zu thun haben, so wird doch unter allen Umständen in der dramatischen Darstellung das dichterische Wort der gebietende Factor bleiben, dem sich alles Andere unterzuordnen hat. Wenn in der Zeit der größten Unvollkommenheit des neuen Dramas, in der Zeit der Mysterien und Passionsspiele des Mittelalters, die realistische Aeußerlichkeit in der Darstellung gegen den geistigen Gehalt das Uebergewicht hatte, wenn dadurch das Auge mehr beschäftigt wurde, als das Ohr, so lehrt uns auch ein Blick in die weitere Entwickelungsgeschichte des Schauspiels, daß, je höher die dramatische Dichtung in ihrem künstlerischen Werthe stieg, sie um so mehr des äußerlichen Apparates entbehren konnte. Wenn es im Wesen jeder Kunst begründet ist, daß sie mehr oder weniger die Mitwirkung der Phantasie Derjenigen in Anspruch nimmt, auf die sie wirken soll, so ist dies in höchstem Maße bei der dramatischen Kunst der Fall. Das Drama setzt allerdings plastische Erscheinung und Bewegung der poetischen Gestalten

*) Unser werther Mitarbeiter Dr. Karl Frenzel befindet sich augenblicklich auf einer Reise durch Italien. Die Red.

voraus, ja man kann sagen, daß sein erster Zweck die Erscheinung ist. Die dramatische Dichtung — auch ohne Rücksicht auf die theatralische Darstellung — geht zunächst über die Grenzen des Epos dadurch hinaus, daß sie die verschiedenen Gestalten, die sie verlebendigt, auch selbst reden läßt. Bei der bloßen Lectüre eines Dramas wird uns durch die dialogische Form die Vorstellung der verschiedenen Gestalten erregt. Der eigentliche Zweck des Dramas verlangt aber wirkliche plastische Erscheinung der dichterischen Schöpfungen. Die dramatische Darstellung kommt also unserer Einbildungskraft wesentlich dadurch zu Hilfe, daß wir nicht nur die dichterischen Worte vernehmen, sondern daß wir die Gestalten auch in körperlicher Erscheinung vor uns haben, daß wir sie gehen und agiren sehen. Sollte aber mit dieser Bedingung zugleich auch die äußerste Grenze der dramatischen Darstellung erreicht sein, so würde die Frage eintreten müssen: ob nicht schon das Costüm, d. h. die dem historischen Stoffe stets entsprechende Tracht der Darsteller, eine Entfremdung vom streng künstlerischen Zweck des Dramas wäre. Das läßt sich absolut nicht behaupten. Das historische Costüm ganz zu verbannen, ist weder möglich, noch ist es geboten. Das Costüm ist schon wünschenswerth, um die agirenden Personen äußerlich leichter von einander zu unterscheiden. Und daß man von den ersten Anfängen auf diesem Wege immer mehr zu Vervollständigungen geneigt war und noch heute ist, liegt in der Natur der Sache begründet. Wir wissen allerdings, daß in früherer Zeit, speciell in Deutschland in der Zeit der höchsten Blüthe der dramatischen Kunst, von einem streng historischen Costüm nicht die Rede war. Es genügten bloße Andeutungen, die sich namentlich auf die Standesunterschiede bezogen. Wir wissen sogar, daß einst Caroline Neuber, als sie mit Gottsched verfeindet war, ein römisches Drama von ihm in römischem Costüm darstellen ließ, um damit — den Verfasser der Lächerlichkeit preiszugeben! Heutzutage würde der lächerliche Eindruck gerade durch das gegentheilige Verfahren bewirkt werden, und wir sehen daraus nur, wie solche Dinge unter der Herrschaft des wechselnden Zeitgeschmackes stehen. Aber auch bezüglich dieser Seite der dramatischen Darstellung werden wir uns auf allgemeine Andeutungen beschränken können; denn wir werden uns zu erinnern haben, daß das Schauspiel keine bloße Copie der Wirklichkeit sein soll und sein kann, sondern daß seine Tendenz und seine Wirkung gerade in der Symbolik liegt. Die dramatische Dichtung selbst ist durchgehends durch Symbolik bedingt. Man wählt zunächst für die Sprache in der Tragödie höhern Stils die Versform; man läßt die Personen, sobald sie mit sich allein sind, auf der Bühne ihre innersten Empfindungen und Gedanken laut aussprechen. Eine Handlung, welche in Wirklichkeit mehrere Tage, Monate, Jahre dauert, läßt man innerhalb drei Stunden geschehen; und ebenso wechseln wir die Oertlichkeiten mit denselben Personen ohne jedes Bedenken mit zauberähnlicher Geschwindigkeit. Der dramatische Dichter hat also nicht nur das Recht, sondern er ist auch verpflichtet, von der mathematischen Genauigkeit des wirklichen Lebens abzusehen, indem er diese Wirklichkeit des Lebens in eine poetische Sphäre zu rücken hat. Der dramatischste aller Dichter, Shakespeare, besaß als solcher auch am meisten die Gewalt, Charaktere und Handlungen auf einen geringen Raum zu concentriren und durch die momentane Wirkung, die er damit auf unser Gemüth ausübt, uns alles kleinliche Nachrechnen über die Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit bezüglich der Zeitdauer u. s. w. zu ersparen. Schon durch diese hervorragende Eigenschaft der Shakespeare'schen Poesie muß gerade das Shakespeare'sche Drama jede Ueberschreitung gewisser Grenzen in der Herstellung alles Aeußerlichen in der scenischen Darstellung zurückweisen; denn alle Bemühungen, die in dieser Beziehung auf Erreichung genau historischer Wahrheit und getreu dargestellter Wirklichkeit gerichtet sind, müssen — je mehr diese Bemühungen auf die geringsten Details sich erstrecken — mit dem vorwiegend symbolischen Element der Dichtung collidiren.

Nachdem nun allerdings die geschichtliche Entwickelung des Theaters zu unserer seit lange bestehenden Decorations-Bühne geführt hat, müssen wir diese hinnehmen und als solche verwerthen. Auch der Dichter der Gegenwart componirt sein Drama

in der unwillkürlichen Vorstellung derselben, und der Versuch einer rückgängigen Bewegung in dieser Beziehung wäre daher ebenso aussichtslos wie unberechtigt. Wol aber wäre es an der Zeit, bei dem heftigen Drängen nach immer weiter gehender Vollständigkeit, historischer Treue und Complicirtheit der scenischen Darstellung, die Frage aufzuwerfen, ob nicht das innerste Wesen der „Kunst" eine gewisse Grenze darin gebiete?

Die eifrigsten Anhänger des Ausstattungs-Princips, um mit diesem Wort die extreme Richtung zu bezeichnen, wenden bei der Bekämpfung ihrer principiellen Gegner gern das Mittel an, daß sie die von diesen geforderte Einfachheit der Scenerie mit Dürftigkeit verwechseln. Es braucht wol nicht nachgewiesen zu werden, daß zwischen Einfachheit und Unzulänglichkeit ein bedeutender Unterschied besteht. Eine einfache Scenerie kann doch sehr sinnreich sein, und man wird schwerlich bestreiten wollen, daß eine einfache Scenerie, welche sinnreich ist, einen ungleich größeren künstlerischen Werth hat, als die durch unbeschränkte Entfaltung reicher Mittel gehobene Aeußerlichkeit. In Decorationen und Costümen kann mit wenigen, aber richtig gewählten Mitteln viel geschehen, die Stimmung des betreffenden Dramas zu fördern. In beiderlei Hinsicht kann historische Farbe walten, ohne daß man mit peinlicher Genauigkeit auch die unwesentlichsten Einzelheiten behandelt. Wenn wir in dieser Hinsicht uns nicht mit allgemeinen Andeutungen des Richtigen begnügen, so werden wir mit dem Streben nach historischer Genauigkeit niemals zu einem vollkommen befriedigenden Resultat gelangen, ganz abgesehen davon, daß zuletzt die Geldmittel keines Theaters genügen würden, um allen entstehenden Forderungen gerecht zu werden. Für den Eindruck eines Dramas scheint mir's auch genügend zu sein, wenn in der decorativen Einrichtung der Bühne, im Costüm oder in irgend welchen zur Verwendung kommenden Requisiten, nicht auffällige Verstöße vorkommen, wenn dem bestimmten Zeitalter oder der Nationalität in den allgemeinen Grundzügen Rechnung getragen wird. Man sagt, auch in den geringsten Details seien diese Aeußerlichkeiten geeignet, die poetische Stimmung zu fördern. Sehr wol, aber auch die Stimmung der Dichtung selbst und in Uebereinstimmung mit dieser das Spiel der Darsteller muß unsere Theilnahme derart in Anspruch nehmen, daß wir keine Aufmerksamkeit für wirklich unwesentliche Dinge übrig haben. Wieviel Gelegenheit ist aber bei alledem einer verständnißvollen Regie geboten, durch ein richtiges Arrangement der Bühne, bezüglich der Decoration und der in Anwendung kommenden Versetzstücke, durch richtiges Verhältniß der Ein- und Ausgänge, der Stellung und der Bewegungen der Personen zu einander u. dgl. m., für den lebendigen und der poetischen Intention entsprechenden Eindruck eines Dramas zu wirken!

Und gerade in dieser Beziehung können die Meininger Aufführungen allen Theatern als Muster aufgestellt werden; die Rivalität mit der Berliner Hofbühne ist eine zufällige, und ich kann es deshalb auch nicht für gerechtfertigt halten, gerade diese als Sündenbock für die mancherlei Gebrechen des ganzen deutschen Theaters zu nehmen. Das Nachahmenswerthe der Meininger Aufführungen erkenne ich aber nicht in dem Verschwenderischen der Ausstattung. Ich will ausdrücklich zugestehen, daß man nicht einen sinnlosen Pomp entwickelt, sondern daß Alles, was geschieht, von sorgfältigem Studium, von Geschmack und feinem Gefühl für das Malerische zeugt. Aber auch in solchem Sinne kann des Guten zu viel geschehen; und es geschieht zu viel, wenn eine so übermäßige Beschäftigung des Auges die Wirkung des dichterischen Wortes beeinträchtigt. Die Vorzüge wie die Nachtheile des Meininger Verfahrens traten gerade bei der Aufführung der „Herrmannsschlacht" mit besonderer Schärfe hervor. Gleich die erste Scene, das Zusammenkommen der deutschen Fürsten nach der Jagd, war trefflich arrangirt. Auch das Innere der fürstlichen Wohnung zeigte eine reiche Fülle bei trefflicher Charakteristik der Zeit und Nationalität. Höher aber als den Reichthum an schönen Fellen schätze ich hier das sehr geschickte und der poetischen Situation angemessene Arrangement der Scene Thusnelda's mit dem römischen Legaten. Der ganze zweite Act war ein Meisterstück scenischer Darstellung,

vom ersten bis zum letzten Auftritt. Hier kamen auch namentlich die Vorzüge in der Behandlung der kleinen Rollen und der Massen zur vollsten Entfaltung. Kein Schritt wurde gethan, keine Bewegung gemacht, die nicht genau zur Harmonie des ganzen Bildes gepaßt hätte. Und diese Harmonie wurde nicht wenig gefördert durch den, die dramatische Action auf's glücklichste unterstützenden decorativen Theil der Scene. Man wird bei diesem Decorations-Arrangement der Meininger wahrnehmen, wie sie die Fläche der Bühne durch die Complicirtheit der Decoration sehr einengen. Vielleicht ist dabei die Rücksicht mitbestimmend, daß man dadurch mit geringern Massen leicht den Eindruck großer Fülle erreicht. Ich vermuthe aber, daß auch ein künstlerisches Motiv dafür bestimmend ist, indem nicht, wie es bei unseren Theatern meist vorkommt, der ganze Bühnenraum für sich selbst abgegrenzt wird, um einen freien Platz abzugeben, der die Aufschrift tragen könnte: Hier wird Comödie gespielt. Es ist nun allerdings sehr fraglich, ob es nöthig sei, einen solchen Eindruck fern zu halten, da ja doch die Zuschauer wissen, daß auf dem vor ihnen befindlichen freien und durch die Coulissen bestimmt begrenzten Raum das Drama vor sich gehen soll.

Und gerade in dem über die statthaften Grenzen hinausgehenden Streben nach dem Schein der Wirklichkeit, der möglichsten historischen Wahrheit, werden wir's am entschiedensten erkennen müssen, wie wenig man auf solchem Wege dem vorgesteckten Ziele näher kommt. In was für Widersprüche man nebenbei dadurch gerathen kann, dafür geben uns die Meininger ein schlagendes Beispiel in der wilden Volksscene des dritten Actes. Diese ganze Scene, welche mit hastigem Fragen, schreckvollem Zusammenlaufen des Volks beginnt, in welcher dann der entsetzte Vater in wildem Schmerz sein eigenes Kind durchbohrt u. s. w., diese ganze Scene gibt man in gedämpftem Ton; warum? Weil die römischen Cohorten in dem Platze lagern und von dem Aufruhr Kunde erlangen könnten. Wenn aber der Dichter selbst ein solches Bedenken nicht haben konnte und nicht zu hegen brauchte, weil sonst überhaupt fast jedes Drama unmöglich würde, so meine ich, braucht auch die Regie sich mit so übergroßer Vorsicht nicht Sorge zu machen. Daß aber im dichterischen Geiste diese ganze Scene nicht so intendirt ist, sagt uns ihr ganzer wilder Inhalt, das rollende Crescendo, welches bis zum Schlusse sich steigert, bis Herrmann verkündet, daß der zerstückte Leib der Getödteten „in Deutschland Rache werben wird, bis auf die todten Elemente" —! u. s. w. Und diese ganze Scene, welche mit dem Rufe des Volkes: „Empörung! Rache! Freiheit!" schließt, wird in gedämpftem Tone durchgeführt, — weil die Regie (nicht der Dichter) Rücksicht auf die im Platze lagernden Römer nimmt. Mir fällt dabei ein, daß der gute Zettel im Sommernachtstraum einmal versichert, er wolle „leise brüllen"; aber selbst dem Genie dieses braven Künstlers traue ich die Lösung dieser Aufgabe nicht zu. Jene Ausführung der Volksscene ist mir aber interessant, da dieser Fall auf's eclatanteste beweist, wie im Drama mit einem so peinlich berechnenden Streben nach „Wahrheit" nicht durchzukommen ist; denn in der hier ganz unnöthigen Sorge um die erhöhte Wahrscheinlichkeit ist man zur Vorführung einer psychologischen Unmöglichkeit gelangt. Trotzdem fand die Scene in dieser Darstellung durch die an sich ganz musterhafte Genauigkeit und durch das Eigenthümliche dieser gedämpft sprechenden Volksmassen bei der Mehrheit des Publicums ungleich größern Beifall, als im Königlichen Schauspielhause. Es war eben ein Bravourstück der Regie, und eben weil man es als ein solches berechnet hatte, macht man nach dieser Scene, abweichend von Kleist wie auch von meiner Bearbeitung, Actschluß. Wenn man beim Schlusse des ersten Actes von meiner Bearbeitung abgewichen ist, indem man die erste Scene des zweiten Actes (bei Kleist dritter Act) noch dem ersten Acte angefügt hat, so läßt sich vom ästhetischen Gesichtspunkte nichts dagegen sagen. Daß man aber mit jener Volksscene den dritten Act schließt, ist ästhetisch nicht gerechtfertigt; denn jene Scene ist nur ein verbindendes Glied für die nächste Scene, die Auseinandersetzung Herrmann's mit Thusnelda und Herrmann's Aufbruch. In der Theilung des

fünften Actes (im Original) sind die Meininger meiner Einrichtung gefolgt, indem sie mit dem Aufbruch zum Kampfe, nach dem Barden-Chor, den vierten Act schließen. Sie haben aber in diesen beiden Acten zwei Scenen wieder nach dem Kleist'schen Original hergestellt, von denen ich die eine (die Gefangennahme und Wegführung des Septimius Nerva) ganz wegfallen ließ, während ich die andere, die langsame Abschlachtung des Varus, ganz umgestaltet habe. Ich weiß wol, daß diese Scenen für den politisch-patriotischen Radicalismus des Dichters sehr charakteristisch sind; die versuchsweise Wiederherstellung derselben war auch insofern dankenswerth, als damit ein apartes literarisches Interesse erweckt wurde. Aber nach dem Eindruck, den diese Scenen bei der Meininger Aufführung gemacht haben, wird man zu Gunsten einer sympathischern Gesammtwirkung des Dramas von dieser theilweisen Wiederherstellung des Originaltextes hoffentlich wieder abstehen.

In der scenischen Darstellung war auch in diesen letzten Acten vieles Schöne und höchst Zweckmäßige. Für die Römer-Scene im Teutoburger Wald hatte man nicht das Dickicht des Waldes gewählt, sondern eine etwas lichte Stelle im Walde, von ganz bestimmter Physiognomie. Die Decorationen (von Brückner in Coburg) müssen überhaupt durchgängig als vortrefflich bezeichnet werden; ganz besonders war auch in der letzten Scene des Dramas („Teutoburg in Trümmern") das Werk der Zerstörung höchst anschaulich gemacht. Trotz alledem kann man nicht in Abrede stellen, daß der Eindruck der beiden letzten Acte ein erheblich schwächerer war, als bei den Aufführungen im Berliner Königlichen Schauspielhause.

Was nun die Leistungen der einzelnen Darsteller betrifft, so muß man bei ihrer Beurtheilung auf die Größe der Aufgabe billige Rücksicht nehmen. Es ist schon viel, daß man in Herrn Nesper einen Darsteller besitzt, welcher der schwierigen Aufgabe beinahe durchgängig gewachsen war. Im Uebrigen auch war in der Darstellung der mehr oder minder bedeutenden Rollen manches Gute neben manchem Unzulänglichen. Aber gerade in den kleinsten Rollen und bei den geringern Talenten fühlt man überall die schaffende Thätigkeit der Regie. In den Rede-Accenten wie in der gesammten mimischen Thätigkeit macht ein gewisser Uebereifer, eine allzu bewußte und absichtliche Deutlichkeit sich vorwiegend geltend. Die geringern und geringsten Darsteller, denen die Kraft eigenen künstlerischen Schaffens fehlt, sind eben willige Werkzeuge in der Hand der Regie. Diese kann naturgemäß mit solchen Mitteln nur — so zu sagen — im Groben arbeiten; aber die Art der Darstellung hat offenbar für die Menge der Zuschauer etwas Anregendes; wenn dem Publicum auch nicht Alles gefällt, was ihm aus dieser Sphäre dargeboten wird, so nimmt man doch wenigstens an Allem gewissen Antheil, weil diese Antheilnahme energisch herausgefordert wird. In dem geschilderten Verfahren liegt die Eigenartigkeit der Meininger Schule — soweit sie die schauspielerische Thätigkeit betrifft. Diese Methode mag — unter Voraussetzung bestimmter Verhältnisse — ihre Berechtigung haben. Sie ist nicht überall anzuwenden, und auch da, wo sie am Platze ist, kommen naturgemäß Fehlgriffe vor.

Nächst der „Herrmannsschlacht" brachte man an Einem Abend Molière's „Gelehrte Frauen" und das Fragment „Esther" von Grillparzer zur Aufführung. Mit der Molière'schen Komödie konnte man den Eindruck der vorjährigen Aufführung vom „Eingebildeten Kranken" nicht erreichen. Man hatte in der allerliebsten Einrichtung des Zimmers alles Mögliche gethan, den Zuschauer in eine frühere Zeit zurückzuversetzen, damit für die Dichtung selbst der historische Standpunkt festgehalten werde. Auch in der Darstellung griff man in der Carikirung der typischen Figuren sehr herzhaft zu, um uns stets zu erinnern, daß wir's hier nicht mit fein ausgeführten Individualitäten zu thun haben. Dennoch ist die Situation in dieser Komödie in allen vier Akten eine zu gleichmäßige, als daß man lange Gefallen an der Carikatur haben könnte.

Ungleich bedeutender war der Erfolg des Esther-Fragments. Man ist einem solchen Fragmente gegenüber dankbarer, als bei einem vollständig ausgeführten

Werke, weil unsere Ansprüche von vornherein ganz andere sind. Die aufsteigende Linie ist für den Dichter meist der leichtere Theil seiner Aufgabe. Wie es leichter ist, ein interessantes Problem aufzustellen, als es zu lösen, so wird man auch mit der Exposition eines Dramas leichter Interesse erregen können, als dies Interesse und die Befriedigung daran von der Peripetie bis zum Abschlusse erhalten. Die große Schlußscene dieses zweiaktigen Bruchstückes gehört in der That zum Reizvollsten, was Grillparzer geschrieben hat. Sie enthält eine solche Fülle poetischer und zugleich psychologisch feiner Züge, daß man sie der großen Scene zwischen Hero und Leander an die Seite stellen kann. Bei einer überaus schönen Scenirung, welche hier wirklich geeignet war, den poetischen Eindruck des Ganzen zu erhöhen, war auch die Darstellung in fast allen Rollen eine vortreffliche.

Ueber die Aufführung von „Fiesko" und was sonst noch von den Meiningern geboten werden soll, muß das Referat für das nächste Heft aufgespart bleiben.

Das Königl. Hoftheater hat sich nach dem Vorgang andrer Bühnen entschlossen, eine Reihe von Schauspiel-Vorstellungen zu bedeutend ermäßigten Preisen zu geben. Der erste dieser Abende brachte die „Herrmannsschlacht" bei überfülltem Hause, und es folgten seitdem noch „Viel Lärm um Nichts", „Maria Stuart" und „Was ihr wollt" bei stets sehr großer Betheiligung des Publicums. Leider scheint besonders die Aufführung der „Maria Stuart" bestimmt gewesen zu sein, die bedenklichen Lücken in dem gegenwärtigen Schauspiel-Personal recht fühlbar zu machen. Vielleicht werden noch andere dieser Extra-Vorstellungen einen erfreulichen Anlaß geben, auf die sonst so dankenswerthe Einrichtung, für welche schon vor einigen Jahren München mit rühmlichem Beispiel vorgegangen ist, zurückzukommen.

Rudolph Genée.

Rubinstein's „Maccabäer" und Schluß der musikalischen Saison in Berlin.

Berlin, Anfangs Mai 1875.

Von den drei Opernnovitäten, welche uns die Königliche Bühne im Verlauf der gegenwärtigen Saison dargeboten, ist die letzte, Anton Rubinstein's „Maccabäer", die weitaus bedeutendste gewesen. Sie wurde mit besonderer Spannung erwartet; gehört doch der Name ihres Autors zu den allerklangvollsten innerhalb der heutigen Künstlerwelt. Schon als Knabe hat sein Träger in unseren Concertsälen Triumphe gefeiert, um welche dem kleinen Hexenmeister auf den Tasten mancher ausgewachsene Pianist beneiden mochte. Und was das Wunderkind vor dreißig Jahren versprochen, sollte der Mann in seltenem Maße erfüllen, das künstlerisch geartete Claviervirtuosenthum in ihm einen seiner glänzendsten und charakteristischsten Vertreter finden. Aber auch als Schaffender sieht er bereits auf eine lange, thatenreiche Vergangenheit zurück. Von der Sinfonie und dem Oratorium bis hinab zum kleinen Clavier- und Gesangstück gibt es keine Gattung, die er nicht emsig gepflegt hätte. Manche unter seinen Liedern und Duetten sind längst Gemeingut des ganzen Musik übenden und genießenden Publicums geworden. Zwei ältere Opern Rubinstein's, „Die Kinder der Haide" und „Feramors", haben in Wien, Dresden und wol auch anderwärts das Licht der Lampen erblickt. Die Berliner Hofbühne gewährt ihm dagegen jetzt zum ersten Mal einen Platz in ihrem Repertoire.

Den „Maccabäern" (Mosenthal ist der Verfasser des Libretto) liegt Otto Ludwig's gleichnamiges Drama zu Grunde. Fast so alt wie die Oper selbst ist das Herkommen, für ihre Zwecke von den Werken hervorragender Bühnendichter Besitz zu ergreifen. Dasselbe gewährt zunächst den Vortheil, daß es sich hier nicht mehr darum handelt, von vorn anzufangen, sondern lediglich einen bereits den Bedingungen und Gesetzen des Dramas gefügigen Stoff nur noch im Einzelnen für das musikalische Bedürfniß herzurichten. Schon ein beträchtliches Stück der Arbeit findet der Verfasser des Textbuches gethan; um eine planvoll entwickelte Handlung, lebensfähige Charaktere und wirksame Situation braucht er nicht mehr zu sorgen, alle diese schätzenswerthen Dinge fallen ihm mühelos zu, und wenn das Glück gut ist, darf er selbst einzelne Wendungen des Ausdrucks, treffende Schlagworte, oft sogar ganze Scenen ohne wesentlichen Zuschuß oder Abzug in seinem Nutzen verwenden. Um so schwerer wiegt aber dieser Vortheil, je seltener eine wirkliche Dichterhand nach dem kargen Lorbeer der Librettopoesie sich auszustrecken pflegt. Und von nicht geringerem Belang ist der folgende Punkt. Der Componist, welcher den Schmuck der Töne zu einem anerkannten Werk des Genius bringt, genießt den Vorzug, daß die Gestalten, die er auf seine Bühne ruft, in der Liebe und dem Verständniß des Publicums bereits eine Heimath haben. Die dramatische Poesie aller Völker und Zeiten sehen wir daher der Oper tributpflichtig. Nachdem ihr fast ein Jahrhundert hindurch die griechischen Tragiker

beinahe ausschließlich den Bedarf geliefert, kamen Shakespeare, Calderon, Schiller und Goethe, Beaumarchais, Goldoni, Kotzebue und wer nicht sonst Alles an die Reihe.

Auf Schritt und Tritt ist Mosenthal der Ludwig'schen Dichtung gefolgt. Da ich die Bekanntschaft mit der letzteren bei meinen Lesern voraussetzen darf, erlassen sie mir wol die umständliche Angabe des Inhalts. Viele unter den Vorzügen des Originals, freilich auch einige bedenkliche Momente in seinem poetischen Gefüge, sind in die Oper übergegangen. Zu den ersteren zähle ich die Fülle von Leben und Bewegung, die sich hier allenthalben ausbreitet, den großen Zug in der Anlage der Handlung und Personen, den reinen Glanz, in welchen sie der hochgestimmte Idealismus des Dichters getaucht. Dagegen wird man das dem gesunden Gefühl unverständliche Sabbathmotiv wie den vom Zaun gebrochenen Schluß nimmermehr gutheißen können. Die biblische Ueberlieferung berichtet, daß auf den Antrag der Maccabäer die dem Feinde nur Vorschub leistende Feiertagsruhe für die Dauer des Kriegs bei Seite gesetzt worden. Allein strenger als selbst die alten Juden dachte über diesen Punkt der moderne christliche Poet. Widerstandlos müssen sich bei ihm Juda's siegreiche Krieger hinschlachten lassen, blos weil ihnen ein Ritualgesetz geboten, den Sabbath durch keine Arbeit zu entweihen. Otto Ludwig hat uns wenigstens den Anblick des Blutbades erspart. In der Oper ist der Massenmord auf die Bühne verlegt, wodurch die Sache nur noch schlimmer wird. Zuletzt triumphirt die Tugend über das Laster, nicht durch den thatkräftigen Heldenmuth, den sie ihren Vertretern einflößt, sondern durch ein fast handgreifliches Wunder, mit der ganzen, diesem innewohnenden Gleichgiltigkeit gegen das psychologische Causalitätsgesetz. Den Antiochus stürzt der Gedanke an die von ihm begangenen Grausamkeiten in Wahnsinn, während des Königs gefügiges Werkzeug, der abtrünnige, verrätherische Eleazar, sich plötzlich in einen Märtyrer verwandelt. Eine andere Ungehörigkeit hat das Libretto aus eignen Mitteln hinzugefügt. Boas, Noëmi's Vater, und nicht ihr Oheim Simei fällt hier unter dem Schwert ihres Gatten Judah. Dennoch bleibt die Blutthat ohne jeden Einfluß auf das eheliche Glück der Beiden. Das Ludwig'sche Drama gönnt, bei allem Reichthum des Stimmungsgehaltes, der Romantik der Liebe keinen Raum. Aus dem allmächtigen Zuge von Mann zu Weib und umgekehrt schöpft aber der Strom der Töne seine üppigste Nahrung. Es ist nichts weniger als ein Zufall, sondern in der Natur der Sache begründet, daß der Zwiegesang der Liebe recht eigentlich den Kern alles Opernwesens bildet. In Rücksicht darauf, namentlich auch, um die an das Oratorium gemahnende Schwere des Stoffs etwas zu mildern, hat Mosenthal Eleazar's Verführerin, das schöne syrische Königskind, das im Original nur hinter den Coulissen geschäftig ist, uns leibhaftig gegenüber gestellt. Er that wohl daran, obgleich er den Uebelstand nicht beseitigen konnte, daß die holdeste unter sämmtlichen Leidenschaften nur ganz beiläufig an der Handlung sich betheiligt. Die letztere setzt bei dem Empfangenden eine Gemüthsverfassung voraus, deren tiefer Ernst für das heutige, an die Entfaltung der üppigsten sinnlichen Reize gewöhnte Opernpublicum wenig Verlockendes hat.

Nur eine freie, kühne, durchaus männlich geartete Künstlernatur konnte sich zu dem Wagniß getrieben fühlen, die Geschichte der Maccabäer auf die Gesangsbühne hinüber zu tragen. Wie schon in der Wahl des Stoffs alle jene Eigenschaften sich verrathen, so haben sie auch der Gestaltung im Einzelnen ihren Stempel aufgeprägt. Aus dem einträchtigen Zusammenwirken eines reichen Talentes, schlagfertigster technischer Gewandtheit und eines gefesteten künstlerischen Willens ist die Partitur hervorgegangen. Stets zeigt sich die Musik von ihrem Gegenstand erfüllt. Der Sache gänzlich hingegeben, frisch und kräftig zugreifend, verschmäht sie alle kleinlichen Künste gefallsüchtiger Berechnung und nicht minder die grauen Nebelgebilde der grüblerischen Reflexion. Mißlich ist es, ihren Charakter mit wenigen Worten zu schildern. Im Ganzen und Großen betrachtet, gemahnt sie an den Zuschnitt der Meyerbeer'schen Opern, im Einzelnen bekennt sich aber der Ausdruck weit mehr zu der Weise Mendelssohn's. Gegen die von Richard Wagner vertretene Richtung legt sie unzweideutigen

Protest ein. Nirgends überwuchert die Farbe die Zeichnung, der Schwerpunkt liegt immer in den Singstimmen und nicht in dem malerischen Beiwerk des Orchesters. Jene huldigen der gegliederten Melodie, das letztere ist überaus schlicht und prunklos behandelt, und mit Leitmotiven gibt es sich gar nicht ab. Ungleich schwerer als alles polemische Gerede wiegt aber, wie mich dünkt, die thatsächliche Kritik, welche hier ein hochbegabter Musiker an dem Kunstwerk der Zukunft geübt hat. Zwei Eigenthümlichkeiten treten in der Rubinstein'schen Oper auf den ersten Blick zu Tage: die Bevorzugung des Chors und das orientalische Localcolorit. Ich kenne kein anderes der Bühne gewidmetes Werk, in welchem die Gesammtpersönlichkeit des Volkes mit solchem Nachdruck in den Vordergrund gestellt wäre. Fast überall erscheinen die handelnden Personen von einer aufgeregten Menge umwogt. Weitaus die meisten Scenen sind solche, wie sie von unseren dramatischen Tondichtern für ihre Finales begehrt werden. Die Oper enthält keine einzige Arie und nur drei Duette. Trotz der bunten Mannigfaltigkeit der in Bewegung gesetzten Kräfte eint sich Alles zum fest und sicher gefügten, klar und übersichtlich gruppirten Ganzen. In eminentem Maße besitzt der Componist die Fähigkeit, aus dem Munde der Massen zu uns zu reden. Auch nach dieser Seite hin steht er im schärfsten Gegensatz zu Wagner, in dessen späteren Werken der Chor gänzlich verstummt. Die Romantik des Orients hat stets auf die Phantasie Rubinstein's ihren bestrickenden Zauber geübt. Immer wieder zog es seine Muse unter die Palmen und Cedern. Manche duftige Rose des Ostens grüßt uns aus seinen Liedern, und im „Feramors" entfaltet sich ein echtes Stück orientalischen Lebens. Der durch den Stoff gebotene Localton hat offenbar dazu beigetragen, die Wahl des Componisten auf die Maccabäer zu lenken. Dazu kommt, daß in Rubinstein's Wesen ein dem biblischen Geiste verwandter Zug nicht zu verkennen ist, welcher sich lebhaft von den alttestamentarischen Stoffen angesprochen fühlt, wie dies auch aus seinen Oratorien, dem „Verlorenen Paradies" und dem „Thurmbau von Babel", hervorgeht.

Ich darf nicht der Versuchung nachgeben, die Musik zu den „Maccabäern" Nummer für Nummer durchzumustern. Blos auf die drei stolzesten Gipfel des Werks will ich noch mit ein paar Worten hinweisen. Zu jenen muß vor Allem der Schluß des ersten Finale gezählt werden. Dramatisch wirksam, aber doch in hergebrachtem Opern-Decorationsstil beginnend, erhebt es sich allmälig zu immer höheren, reineren Regionen. Der Feldherr des Antiochus ist mit seinen Schaaren vor Modin erschienen. Er läßt einen Altar errichten, das goldene Bild der Athene aufstellen und gebietet den Juden, der Göttin zu opfern. Ein Marsch im Dreiviertel-Tact gibt den syrischen Kriegern das Geleit. Den griechischen Priestern ist ein durchaus orientalisch gefärbter Gesang in den Mund gelegt. Viel eher möchte man glauben, daß ihr Gebet dem Baal oder einem anderen finster blickenden Gott der Barbaren, als der blauäugigen Tochter des Zeus, gilt. Aber in den kräftigsten Zügen schildert die Tonsprache die widerstreitenden Gefühle, welche der Vorgang im Herzen des Volks und seiner Führer wachruft. Eine beträchtliche Anzahl von Einzelstimmen und der in verschiedene Gruppen getheilte Chor verbinden sich zu einem hochdramatischen, an Gegensätzen überreichen und doch einheitlich gehaltenen Gesammtbild. Trotzigster Muth, unerschütterliches Vertrauen, zornmüthiger Glaubenseifer ringen Brust an Brust mit Verrath, Feigheit und Selbstsucht. Boas eilt gehorsam zum Bilde der Göttin, Judah streckt ihn zu Boden und verkündet auf den Trümmern des zerschlagenen Altars, daß kein anderer Gott ist als Jehovah. Frohlockend umdrängt das Volk seinen Helden. Mit begeistertem Jubel fällt es in die schwungvolle Weise ein, die gleichsam die Fahne ist, unter der es sich zum Kampfe schaart. Nicht minder ergreifende Eindrücke spendet uns die Hauptscene des zweiten Acts. Leah hat den durch den Verrath der Simeiten herbeigerufenen Feind zurückgeworfen. Die Cymbeln schlagend, feiert sie das Siegesfest. Es ist vermuthlich eine uralte Synagogenmelodie, die ihr der Componist in den Mund gelegt. So mochte einst Miriam an den Ufern des Schilfmeeres den Herrn gepriesen haben, dessen starker Arm das Heer des Pharao vernichtet. Aber Unheil

kündende Mahnung unterbricht den Gesang der Leah. Mit stolzer Zuversicht bietet sie ihr Trotz und beginnt von Neuem ihr Lied. Da vernimmt sie, daß Judah entflohen, daß der Abtrünnige, den sie sammt seinem ganzen Geschlecht verflucht, ihr Zweitgeborener, Eleazar, ist. Dennoch will sie noch einmal den Sieges-Hymnus anstimmen, aber die Cymbeln entfallen ihrer Hand, und sie sinkt, von Schmerz übermannt, in die Arme der beiden jüngsten Söhne. Aus dem dritten Act hebe ich das so ergreifende Gebet des in Jerusalem eingeschlossenen Volkes hervor, ferner den Freudenruf, der den wiedergefundenen Retter begrüßt, und das von warmer Empfindung gesättigte Duett zwischen Judah und Noëmi.

Den „Maccabäern" ist ein fester Platz in unserem Repertoire gesichert; nach dem glänzenden Erfolg, den sie sich in der ersten Aufführung gewonnen und in der folgenden behauptet, kann man nicht daran zweifeln. Die erste Aufführung wurde vom Componisten in Person geleitet. Fräulein Brandt bewährte in der Rolle der Leah, vielleicht der umfangreichsten und anspruchsvollsten, die je einer Altistin beschieden gewesen, die ganze Kraft ihres dramatischen Gestaltungsvermögens. Zwar konnte die Stimme nicht überall die Anstrengung verbergen, zu welcher sie die Wucht der Aufgabe nöthigte, aber die geistige Macht des Vortrags bot dafür den mannigfaltigsten Ersatz. Fräulein Grossi brachte zu ihrer Cleopatra süßen Reiz des Tons, Adel und Innigkeit des Ausdrucks. Die Partie der Noëmi fand in Fräulein Lehmann eine gewandte Vertreterin. Zur Darstellung des Judah hatte der Baryton des Herrn Betz seine strahlendste Rüstung angelegt.

Ein sorgfältig gearbeiteter, recht handlicher, auch dem Auge gefälliger Clavierauszug ist bereits erschienen.*) Wer sich in ihn vertieft, wird die Mühe nicht bereuen, denn das Werk gehört keineswegs zu denjenigen, die, lediglich auf den Glanz der äußeren Wirkung berechnet, die nähere Bekanntschaft und eingehende Prüfung zu scheuen haben; vielmehr erfordert es eine solche und wird sie reichlich belohnen.

Auch in Berlin hat Richard Wagner in der letzten Aprilwoche eine Gastrolle gegeben. Unter seiner Leitung gelangten dieselben Bruchstücke aus der „Götterdämmerung" zum Vortrag, über die Eduard Hanslick aus Wien schon im Maiheft der „Deutschen Rundschau" berichtet. Trotz der außerordentlichen Höhe des Eintrittsgeldes war im Concerthaus kein Platz leer geblieben. Die Aufführung wurde am anderen Tage zu ermäßigten Preisen wiederholt. Ich war nur das erste Mal zugegen, und es überraschte mich, daß der Abend ohne jede zudringlichere Demonstration verlief. Kein Applaus pflegt so kräftig instrumentirt zu sein, als der von den Händen der Wagnerianer gespendete, denn er möchte nicht allein Freudensalven zu Ehren des Herrn und Meisters, sondern zugleich auch niederschmetternde Breitseiten gegen Diejenigen abfeuern, die aus Dummheit oder Bosheit vor der strahlenden Herrlichkeit des göttlichen Propheten nicht die Knie beugen. Der Dichtercomponist wurde zwar bei seinem Erscheinen wie auch später bei jeder einzelnen Nummer beklatscht, es fehlte aber allen diesen Huldigungen der schärfere polemische Beigeschmack. Am darauf folgenden Tage soll es allerdings weit geräuschvoller hergegangen sein. Wagner ergriff selbst das Wort, dankte für die ihm bereitete Aufnahme und lud für das nächste Jahr die Freunde nach Bayreuth. Daß diese Concerte mit seinem künstlerischen Princip unvereinbar sind, liegt auf der Hand. Für ihn hat die Musik bekanntlich nur Werth als Begleiterin von dramatischen Vorgängen, diese deutend und von ihnen gedeutet. Oft genug ist es ferner von ihm ausgesprochen, daß jedes seiner Werke ein in sich geschlossenes Ganzes ausmache und durch das Herauspflücken von einzelnen Stücken die zu Grunde liegende Idee nur mißhandelt und entstellt werde. Wer wollte indessen noch ein Wort darüber verlieren, wenn in dem Kampf zwischen finanzieller Bedrängniß und den aus einem ästhetischen System sich ergebenden Consequenzen diese den Kürzeren ziehen. Das Bayreuther Unternehmen verschlingt

*) Die Maccabäer von Anton Rubinstein. Vollständiger Clavierauszug mit Text, vom Componisten. Preis: 15 Mark. Berlin, Ed. Bote u. G. Bock.

Hunderttausende, Geld muß herbeigeschafft werden, und der Zweck heiligt das Mittel. Der ganze Vorgang hätte aber schlechterdings keinen vernünftigen Sinn, sobald die Oper selbst in der Gestalt, die sie von Wagner empfangen, dem Anspruch ernstlich entsagte, ein vorzugsweise musikalisches Kunstwerk zu sein. Nach den ebenso beredten wie erschöpfenden Bemerkungen meines Wiener Collegen, die mir allen kritischen Stoff vorweg genommen, darf ich auf jede weitere Betrachtung der zu Gehör gebrachten Fragmente aus der „Götterdämmerung" verzichten. Wer den „Tristan" und „Die Meistersinger" kennt, wird aus diesen Scenen kaum etwas Neues erfahren. Verlegung des musikalischen Schwerpunktes aus dem Gesang in das Instrumentale, die Stimmen der höchst möglichen realistischen Deutung des Textes nachjagend und deshalb ohne Rast und Ruhe umher getrieben auf dem uferlosen Meere der unendlichen Melodie, eine in den schärfsten Würzen der Chromatik und Enharmonik schwelgende Modulation, völlig entfesselte Rhythmen, dazu das wogende Farbengetümmel im wilderregten, mit fieberhafter Geschäftigkeit seine Leitmotive verspinnenden Orchester — alle diese und ähnliche durch die Ueberspannung des charakteristischen Princips bedingte Eigenthümlichkeiten kehren in sämmtlichen auf den „Lohengrin" folgenden Schöpfungen Wagner's wieder. Wer das Textbuch in der Hand der Tonsprache ihre Geheimnisse abfragt, kann gewiß einer reichen Ausbeute an geistvollen Einzelheiten gewärtig sein. Um in dem Wirbel schwingender Gefühlsatome sich zurecht zu finden, bedarf es der peinlichsten Achtsamkeit auf jedes Wort, wobei das nachlesende Auge das Verständniß ergänzen muß. Ich frage aber, ob das ein gesundes und naturgemäßes Verhältniß zur Kunst ist, in welchem der Reflexion des Empfangenden unausgesetzt die Rolle der Vermittlerin zufällt. In der, Sinn und Gemüth erfrischenden Wirkung des stimmungsvollen Trauermarsches wie des, Siegfrieds wohlgemuthe Hornfanfare so freundlich figurirenden Instrumentalsatzes nach dem Zwiegesang der Liebenden trat wieder der Segen der geschlossenen Form recht überzeugend zu Tage.

Die Sinfonie-Soiréen der Königlichen Kapelle sind vom vollen Frühling überrascht worden, bevor es ihnen vergönnt gewesen, ihr Pensum zu absolviren. Seitdem diese Concerte in den Saal des Opernhauses übergesiedelt, kämpfen sie buchstäblich um ihr Dasein. Oft monatelang genöthigt, einen freien Abend abzuwarten, und dann wieder ein paar Aufführungen unmittelbar hinter einander improvisirend, haben sie die feste Grundlage alles fröhlichen Gedeihens, die äußere Ordnung und Regelmäßigkeit, preisgeben müssen. Sie leiden zudem an mancherlei inneren Mängeln und Schäden. Ein lebensmüdes, eigensinniges, greisenhaftes Wesen gewinnt in ihnen immermehr die Herrschaft. Wol erfreuen sie sich noch bis zu dieser Stunde eines vollzähligen Publicums, es ist aber zumeist die süße Macht der Gewohnheit, welche die geschlossene Gemeinde der Abonnenten zusammenhält. Der erfrischenden Berührung mit der Production der Gegenwart möchten sie sich am liebsten gänzlich entziehen. Daß der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in der Pflege der classischen Meisterwerke liegen muß, versteht sich gewiß von selbst, allein man sollte das Eine thun und darum das Andere nicht lassen. Die Lebenden haben ein unbestreitbares Recht, mit dem Besten, das sie geschaffen, zu Gehör zu kommen. An ungewohnten Aufgaben wächst den Spielern die Lust und das Vermögen. Endlich bedürfen auch die Hörer, wollen sie nicht anders alle geistige Spannkraft zusetzen, des anregenden Reizes, welchen jede neue Bekanntschaft übt. Doch statt meiner mögen lieber zwei der Ersten und Größten das Wort ergreifen. Daß beiden nichts ferner gelegen als revolutionäres Wesen, dafür leisten ihre Namen wie ihre Thaten vollgültige Bürgschaft. Bei Gelegenheit eines Leipziger Gewandhausconcertes bemerkt Moritz Hauptmann: „Eroica, Meeresstille und glückliche Fahrt, Es-dur-Concert von Beethoven — Alles gut ausgeführt, vortreffliche Sachen — aber gar gut eingewöhnt — man weiß jede Note, jedes Nötchen, jeden Effect voraus. Ich möchte manchmal zuerst etwas Anderes, etwas noch nicht Gekanntes, sei es Vergangenheit oder Gegenwart, nur um das Gekannte in einer Umgebung zu sehen. Auch nicht immer höchste Spitzen, ohne Thäler und Hügel. Auch für's Publicum wär's gut, daß es nicht immer nur Bekanntes hörte. Die Leute

verstecken sich in einer dumpfen Bewunderung ohne alles Urtheil, etwas Anderes wird ihnen unbequem, weil sie nicht wissen, was sie dazu sagen sollen." Und ganz ähnlich äußert sich Mendelssohn in einem an Hiller gerichteten Brief vom 15. Juli 1838: „Ich mag so gerne einiges Ungewisse, das mir selbst und dem Publicum Raum zu einer Meinung gibt — im Beethoven, Händel, Bach weiß man es schon vorher, was man daran hat; das muß dabei bleiben, aber es muß noch Anderes dazu kommen." Immer unverständlicher werden die Gesichtspunkte, welche in den Sinfonie-Soiréen über die Zusammensetzung des Programms entscheiden. Das allein Richtige wäre, wenn neben den Schöpfungen der classischen Vergangenheit, die, wie gesagt, stets die Hauptsache bleiben, jeden Abend auch einen der hervorragendsten Componisten neueren oder neuesten Datums die Reihe träfe. Beschränkte man sich dagegen lediglich auf die Darbietung des Althergebrachten, so wäre zwar ein solches Verfahren kurzsichtig, engherzig, in seinen letzten Consequenzen kunstfeindlich zu nennen, aber es hätte doch wenigstens Methode. Allein weder das Eine, noch das Andere geschieht, sondern wir sind dem unberechenbaren Factor der rein persönlichen Laune und Willkür gegenüber gestellt. Sämmtliche neun Concerte der Saison hatten nur für eine einzige Novität Raum. Außer der Raff'schen D-moll-Sinfonie überschritten zwar auch noch vier Ouverturen zum ersten Mal die Schwelle des Opernhaussaales, sie waren aber dem Berliner Publicum aus anderweitigen Aufführungen bekannt. Lediglich mit einem Werk ist Brahms bisher im Repertoire der königlichen Capelle vertreten gewesen! Im vorigen Winter gelangten seine Variationen über ein Originalthema zum Vortrag. Von den Lachner'schen Suiten hat blos die erste, von den Volkmann'schen Serenaden für den Streicherchor noch keine einzige Berücksichtigung gefunden. Wie man auch über den Werth der Berlioz'schen Schöpfungen denken mag, in der neuesten Entwickelung der Instrumentalmusik spielen sie gewiß ihre Rolle. Dennoch sind sie bis zu dieser Stunde von dem ersten Orchester unserer Stadt völlig ignorirt worden. Seine Bekanntschaft mit Schumann's C-dur-Sinfonie ist erst drei oder vier Jahre alt. Dagegen wurden längst verschollene Reliquien, wie die Ouverture zum „Hausirer" von Onslow und zum „Beherrscher der Geister" von Weber, sorgfältig conservirt; noch in jüngster Zeit sind sie wieder an die Reihe gekommen. Ich muß endlich noch einen anderen Punkt zur Sprache bringen. Ist es nicht seltsam, daß die beiden Capellmeister, denen der Dienst in der Oper obliegt, Jahr für Jahr von der Leitung der Sinfonie-Soiréen ausgeschlossen bleiben; daß die regelmäßigen Führer des Orchesters, die mit ihm alle Werkeltagsarbeit theilen, gerade an seinen Ehrenabenden die Hände in den Schooß legen müssen? Es wäre nicht allein gerecht und billig, sondern aus gebieterischen sachlichen Gründen geradezu nothwendig, daß im Concertsaal der Tactstock zwischen den Herren Taubert, Eckert und Radecke hin und her ginge.

Nicht weniger als fünf Händel'sche Werke sind durch unsere verschiedenen Gesangsgenossenschaften im Verlauf der letzten Saison dem Publicum dargeboten worden. Die Singakademie brachte den „Israel", der Stern'sche Verein den „Messias", die königliche Hochschule den „Herakles" und „Saul", der von Holländer geleitete Cäcilienverein die „Semele". Nur die beiden zuletzt genannten Aufführungen fordern mir noch einige Worte ab, aller übrigen wurde bereits früher gedacht. Die „Semele" war bisher in Berlin noch nie öffentlich zu Gehör gekommen. Irgend welches neue Material zur Würdigung ihres Autors liefert sie nicht. Viel zu fest und fertig war dessen Wesen, um für solche, die einen beträchtlichen Theil seiner Schöpfungen sich schon zu eigen gemacht, in den ihnen noch unbekannt gebliebenen besondere Ueberraschungen bereit zu halten. Nach seinen Lehr- und Wanderjahren ist bei ihm von weiterer Wandlung und Entwickelung kaum mehr die Rede. Ruhig und sicher handhabte er die Formen, die ihm aus der Verschmelzung des deutschen und italienischen Kunststils sich ergeben. Je nach der Bedeutung der Aufgabe, die er gerade ergriff, wuchs oder sank ihm das Vermögen. In der „Semele" begegnet uns sehr viel Steifes, rein Conventionelles, längst hinfällig gewordenes

Tonwesen, daneben aber auch eine Reihe von Chören und Einzelgesängen, die noch immer zu Mustern ihrer Gattung zählen. Mit dem einen Arm die Vergangenheit umfassend, mit dem anderen in die Zukunft deutend, ist Händel der unmittelbare Vorläufer von Gluck und Mozart. Auf seinen starken Schultern stehen beide, herrlich haben sie weiter geführt, was er begonnen. Die Vereinigung nordischer Kraft und Tüchtigkeit mit der Formenschönheit des Südens, die innige Durchdringung und Ausgleichung kirchlicher und weltlicher Elemente ist sein Werk gewesen. Und wie er unsere großen modernen Meister recht eigentlich auferzogen, so bleibt er bis auf den heutigen Tag der beste Lehrer und Bildner der Jugend. Die königliche Hochschule thut deshalb wol daran, ihre Zöglinge an diesen Leitstern zu weisen, durch den unausgesetzten Verkehr mit den Schöpfungen des Meisters die jungen Seelen zu läutern und zu kräftigen. Selbst die weniger hervorragenden Werke, zu denen auch der „Saul" gehört, sind für solchen pädagogischen Zweck trefflich geeignet. In den ersten beiden Abtheilungen dieses Oratoriums ist nicht viel übrig, das vom Einfluß der Zeit verschont worden; die dritte zeigt uns dagegen den Componisten in der ganzen Macht und Fülle seiner Töne. Auf's frischste und freudigste griffen der Chor und das Orchester zu. Nur die straffe Zucht einer Schule vermag so unfehlbare Sicherheit und Einhelligkeit zu erzielen. Das Streichquartett spielte, wie wenn dieselbe Hand sämmtliche Bogen führte. Durch Frau Joachim war das Altsolo in glänzendster Weise vertreten. Herr Henschel trübte dagegen das Bild des Saul durch zu unruhige und vordringliche Kleinmalerei des Ausdrucks.

Das musikalische Füllhorn der Saison ist jetzt so ziemlich erschöpft, und ich darf, ohne mein kritisches Gewissen mit schwereren Unterlassungssünden zu belasten, von der „Deutschen Rundschau" bis zum nächsten Herbst mich verabschieden.

Otto Gumprecht.

Wiener Theater.

Wien, Anfangs Mai 1875.

Es wird aufgeräumt bei den hiesigen Theatern. Man ist nämlich überall damit beschäftigt, die Theaterkrisen abzuwickeln. Von den sieben Haupttheatern haben fünf mit dieser unangenehmen Beschäftigung alle Hände voll zu thun. Der Director des Josefstädter hat sich kurzweg entschlossen, dies Theater ganz aufzugeben, weil er darin immer so viel zusetzt, als er in seinem Prater-Theater erwirbt. Nur zwei Theater sind ganz frei von dieser Krisis: das Burgtheater und das Carltheater. Das Burgtheater ist durch seine innere Stellung gefeit gegen finanzielle Unglücksfälle: es hat neben 80,000 Gulden Dotation ein altherkömmliches Abonnement von über 200,000 Gulden, es besitzt also gegen 300,000 Gulden Einnahme, ehe es eine Thür aufmacht. Da muß es doch wunderlich hergehen, wenn noch ein Deficit ermöglicht werden soll. Und diese Wunderlichkeit hat man im Ausstellungsjahre zu Stande gebracht, weil man da den Mitgliedern unter hohen Kosten den Sommerurlaub abgekauft hatte und dann den entsprechend zahlreichen Besuch nicht fand. Die deutschen Fremden wendeten sich überwiegend dem Stadttheater zu. — Das Carltheater hat durch erstaunliche Rührigkeit sich in den letzten Jahren zahlreichen Besuch verschafft. Pikante Unterhaltung jeglicher Art, frei von jedem ästhetischen Skrupel, ist die Ursache solcher Beliebtheit, und „Madame Angot", die überall populäre Operette, hat immer wieder ausgefüllt, wenn eine sensationelle Lockung versagte. Letzteres ist im vergangenen Jahre wol vielfach der Fall gewesen, und man ist bis zum Elephanten gekommen in den Reizmitteln. Sie haben ja in Berlin selbst diese „Reise um die Welt in 80 Tagen" und wissen, daß solche Tableaux äußerlicher Begebenheiten den Begriff des Dramas veröden, ja am Ende vernichten. Sie mögen am Orte sein, wie bei Ihnen, im Victoriatheater, welches eben Ausstattungsstücke betreibt, im hiesigen Carltheater sind sie im Grunde schädlich.

Vielleicht hat auch der Director des Carltheaters, Herr Jauner, eine Ahnung von der heraufbeschworenen Gefahr dieser übermäßigen Ausweitung des rein äußerlichen Krams, und hat sich dadurch bestimmen lassen, die Direction des Operntheaters zu übernehmen. Er will zwar zunächst das Carltheater an der linken Hand noch fortführen mit einem Compagnon, aber dies wird wol der Uebergang sein zur Direction dieses Compagnons Knaack, eines Buffo-Komikers, welcher allmälig dem Carltheater den alten Stempel lustiger Komödien wieder aufdrücken wird unter Verzichtleistung auf die französischen Demimonde-Stücke grellster Art, z. B. der insipiden „femme de Claude". Mit ungenügendem Personal nahmen sich diese Stücke ohnehin immer kurios genug aus und wurden nur über Wasser gehalten durch eine für dieses Theater ausnahmsweis nachsichtige Kritik.

Das Theater an der Wien kündigt ebenfalls an, daß es sich verändern werde. Es will den Sommer schließen und später anderen Gebietern Platz machen.

Hierbei und bei den Sensationssprüngen des Carltheaters geräth man immer an die alte Frage: ist denn wirklich das alte Wiener Volksstück, das bürgerliche Wiener Lustspiel ganz untergegangen?

In diesen beiden Theatern — dem Wiedner- und Carltheater — wurde es sonst standhaft und ausgiebig gepflegt. Ist die Zeit dafür wirklich abgelaufen, weil allerdings die bürgerlichen Verhältnisse starke Umwandlungen erfahren haben? Ich glaube das nicht. Es fehlen nur die schöpferischen Poeten.

Die Gattung selbst ist sehr der Rede wie der Erhaltung werth, und das Publicum ist trotz der Umwandlung noch zahlreich dafür vorhanden. Das naive heimathliche Lustspiel ist noch jetzt wie ehedem populär. Ist dies doch das heimathliche Schauspiel, ja Trauerspiel, welches Anzengruber wieder erweckt hat, und zwar in hohem Grade. Anzengruber ist ein Beweis, daß ein einfaches, gesundes Volksdrama hier noch unversehrten Boden hat. Vielleicht findet sich auch für's Lustspiel ein Anzengruber.

Es sieht freilich nicht darnach aus. Die älteren Talente scheinen sich verfahren zu haben in der Sucht nach sogenannten „Schlagern", wie man's hier nennt, das heißt in Aufsuchung von Einzelnheiten und Witzen, welche durchschlagen. Darüber ist der Grundgedanke einer Composition und die ehrliche Composition selbst verloren gegangen. Einen Gegenbeweis hat der aus Berlin stammende „Mein Leopold" geliefert: er hat hier sehr gefallen, weil er eben durch Festhaltung eines ansprechenden Grundgedankens und durch ordentliche Führung des Vorgangs an die bessere Zeit des hiesigen Volksstücks erinnerte.

Das neueste, „Die resolute Person" von Berg, für die Gallmeyer geschrieben und in der komischen Oper aufgeführt, hat dies Ziel nicht angestrebt und deshalb wieder nicht genügt. Es laborirt an den „Schlagern" und am losen Aufbau.

Und doch wäre ein Talent wie das des Fräulein Gallmeyer sehr geeignet, dem soliden Volksstücke den besten Vorschub zu leisten. Sie ist voll echten Talentes und hat auch in dieser „resoluten Person" wieder starke Beweise davon gegeben. Männliche Talente für's Volksstück wachsen hier in auffallender Fülle über Nacht aus der Erde, und das Theater an der Wien hat uns immer wieder mit neuen überrascht. Jetzt sind die Martinelli, Schweighofer, Schreiber, Grün vorhanden, welche einem inhaltvollen populären Drama sofort zu Gebote stünden. Wir warten nur auf die Dichter.

Julius Rosen, von welchem soeben ein neues Stück im Stadttheater aufgeführt worden ist, gehört nicht zu dieser Gattung österreichischer Volksdramatiker. Er stammt aus Prag, und seine Domäne ist das hurtige Lustspiel in zwei bis drei Acten. Sein neuestes Stück im Stadttheater hat vier Acte und heißt: „In's volle Leben". Der Titel ist erkünstelt und hat keinen klaren Sinn. Dieser Sinn soll wol sein: „Retten wir uns aus den mühseligen Zuständen allseitiger Krisen in ein frisches Vertrauen auf gesunde Lebenskraft".

Rosen hat im vorigen Jahre, bald nach dem Krach, ein Lustspiel „Schwere Zeiten" im Stadttheater zur Aufführung gebracht, welches gefiel und zahlreiche Wiederholungen erlebte. Jetzt hat er wol eine Fortsetzung dieses Thema's schreiben wollen, welche allenfalls „Noch schwerere Zeiten" heißen könnte. Die Hauptfigur des Stückes nämlich, eingeschüchtert vom Krach, versteckt ihren Reichthum, heuchelt Armuth und trägt dadurch wesentlich bei, die Uebelstände des creditarmen Lebens zu erhöhen, die schweren Zeiten noch schwerer zu machen. Die Aufgabe des Stückes besteht nun darin, diesen Mann zu curiren.

Solche Aufgaben für's Lustspiel, welche die eben herrschenden Verhältnisse abspiegeln und welche gedeihliche Tendenzen fördern wollen, sind gewiß lobenswerth. Rosen hat auch eine recht bewegliche Erfindungskraft dafür, aber nur soweit ihnen die heitere Seite abzugewinnen ist. Wenn er großen Nachdruck auf die ernste Seite legen will, dann paßt sein Talent nicht für die Aufgabe. Er hat gute Laune und

eine sehr hübsche Geschicklichkeit für unscheinbare Herbeiführung komischer Scenen; ernste Verhältnisse dagegen und Figuren sind nicht seine Sache, am wenigsten solche, welche tendenziös auftreten wollen. So ist denn in diesem „vollen Leben" alles Ernsthafte gezwungen, gesucht, fast unmöglich, ja für den Zuhörer belästigend, und deshalb konnte nach einem sehr behaglichen ersten Acte, welcher sehr wol gefiel, der weitere Verlauf des Stückes nicht mehr ansprechen.

Julius Rosen kommt jetzt zu Ihnen nach Berlin an Engel's Theater als Dramaturg und kann da trefflich am Platze sein. Er ist ungemein productiv in Ausbeutung des täglichen Lebens für die Bühne, und solch' eine Fähigkeit ist für ein leichtes Theater ein großer Gewinn.

Also außer der wundervollen Patti keine theatralische Erquickung im Laufe des Monats? Nein. Aber eine Merkwürdigkeit. Der Theater-Mittelpunkt in den Zeitungen war die Shakespeare-Woche im Burgtheater. Wie früher zum Theil in München und später ganz in Weimar hat man sich jetzt auch hier wie auf eine große That darauf gestellt, die Shakespeare'schen Historien sämmtlich innerhalb einer Woche, also in sieben Tagen darzustellen. Das imponirt. Wem? Vielen Leuten, wie es scheint.

Die Zuschauer sollen den historischen Zusammenhang in diesen Theilen der englischen Geschichte erhalten. Erhalten sie ihn? Kaum. Es wird auch ein aufmerksamer Zuhörer am Schluß der Woche schwerlich erzählen können, was da geschichtlich vorgegangen; er wird ein Geschichtsbuch oder das Conversationslexikon zu Hilfe nehmen müssen.

Aber das Schicksal der Könige selbst, von Richard II. an bis Richard III., wird er allerdings erfahren — wenn er gut aufpaßt. Denn unter Heinrich VI. geht's damit undeutlich her, und ein Eduard kann übersehen werden. Die Großen des Reichs, immer wiederkehrend mit denselben Namen, aber in andern Personen, verwirren da leicht die Geschichte, und grimmige Mord- und Schlachtscenen stumpfen da leicht das Gedächtniß ab.

Die Hauptfrage ist und bleibt doch aber, wenn man in's Theater kommt: ist in diesem Wirrwarr, der einen Engländer nicht abschrecken mag, ein ursächlicher dramatischer Zusammenhang ersichtlich? Dieser dramatische Zusammenhang fehlt. Für das Theater also ist das Unternehmen hohl, denn es fehlt der unerläßliche Begriff des Dramas, und unser Theater ist doch nur vorhanden, um das Drama darzustellen. Diese „Historien" bieten nur Scenen, welche nicht zur Form eines Stückes verdichtet sind.

Bietet das Unternehmen aber vielleicht andere Vortheile? Nützt es den Schauspielern? Nützt es dem Publicum? Nützt es unserer dramatischen Literatur?

Den Schauspielern? Einigermaßen, ja. Sie werden genöthigt, schwer verständliche Reden verständlich vorzutragen, starke Leidenschaften in der Geschwindigkeit auszudrücken. In der Geschwindigkeit, da liegt die Gefahr. Weil der organische Zusammenhang des Dramas fehlt, treten die Leidenschaften unvorbereitet ein, unmotivirt; sie müssen gleichsam abstract hervorgepumpt werden, und das ist kein guter Weg für den Schauspieler. Er nöthigt ihn zu heftigen Sprüngen, er führt leicht zur Coulissenreißerei.

Nützt es dem Publicum? Das ist schwer zu entscheiden. Das Publicum sieht sich genöthigt enthaltsam zu sein in seinen Ansprüchen an die unterhaltende Fabel, welche sonst seine Theilnahme für ein Theaterstück aufrecht erhält, und welche in diesen Historien fehlt. Eine Hungerkur also. Die kann vielleicht bis auf einen gewissen Grad empfehlenswerth sein. Noch Eins: die Bestie im Publicum wird auch dadurch gedämpft, daß eine große Autorität wie Shakespeare ihm gegenüber steht und Ruhe wie Geduld erzwingt, woran es dem Publicum nur zu oft fehlt. — Wenn nur die Rache des Publicums nicht auch geweckt wird! Die Rache, welche darin besteht, daß die dreisten Sprecher des Publicums sagen: „Na, da habt Ihr's einmal gründlich erfahren, was es für eine Bewandtniß hat mit den berühmten Autoritäten: sie sind

langweilig zum Sterben. Lassen wir uns nichts einreden, und gehen wir lieber in die unterhaltsamen Possen. Der Shakespeare hilft sich auch damit, und seine Kneipscenen, das einzig Brauchbare in diesen Schlacht- und Mordgeschichten, sind ja wie bei den Clowns im Circus, also noch roher als die lustigen Scenen in unsern Vorstadtpossen."

Nützt es dem Theater sonstwie? Schwerlich. Es nimmt alle Zeit, Thätigkeit und Ausgabe für viele Monate in Anspruch und hinterläßt kein Repertoire. Diese historischen Scenen bleiben Scenen und können keine Repertoirestücke werden. Man frage in Weimar nach, ob und was solche Shakespearewoche für's Repertoire zurückgelassen habe? Die Antwort lautet: Nichts. Es hat sich auch jetzt bei diesem breiten Unternehmen wieder erwiesen, daß für's Repertoire von diesen Historien nur dauernd verbleibt, was wir schon lange haben: Richard III., weil er allein den organischen Gang eines Stückes innehält.

Nur für Heinrich V. ist eine bessere Meinung erweckt worden, als wir bisher von ihm hatten; eine bessere, aber nicht die, daß er sich auf dem Repertoire erhalten könnte.

Diese ganz epische Dichtung, für welche ja Shakespeare selbst zwischen jeden Act einen Prolog einschalten zu müssen glaubte, hat sich um einen Grad günstiger ausgenommen, als man ihm zugetraut, und als nach dem Fiasko, welches der sinnige Schauspieler Dessoir damit erlebt, zu erwarten stand. Die Engländer und Franzosen als Nationen gewinnen den Anschein von persönlichen Figuren, welche die im Einzelnen fehlende Handlung darstellen. Die Herolde vermitteln diese Massenhandlung, die Schlacht bei Azincourt ist die Entscheidung, und das Nachspiel der Brautwerbung, zu guter Letzt die Oasis einer wirklich dramatischen Scene, entläßt uns artig. Wir werden freilich nicht zufrieden gestellt dadurch, daß Nationen die Personen ersetzen sollen, wir lächeln achselzuckend, wenn ein junger Bursch einen Aktschluß monologisch führt, indem er aus dem Prologe englischen Patriotismus verkündet, und wir glauben nicht daran, daß solch' ein epischer Vorgang Fuß fassen könne auf der Bühne, aber als Curiosität wirkte es doch besser auf das Publicum als die beiden Heinrich IV., und angenehmer als die peinlichen Gräuelscenen in Heinrich VI. Wäre der Darsteller Heinrich's V. eine hinreichende Kraft gewesen, dann hätte sich dies dramatische Epos noch besser ausgenommen. Herr Hartmann wird zwar allerwärts in den Kritiken gelobt, aber der Figur Heinrich's V. kann er nicht gerecht werden. Er bildet seinen Redeton falsch und muß deshalb bei jeder bedeutenden Rede Anstrengungen machen, welche stören. Wahrscheinlich aus demselben Grunde versteigt er sich immer in's Pathos, weil ihm die Modulationen der Stimme fehlen, und zwar in ein steifes Theaterpathos. Auch ist er in der Gruppirung einer längeren Rede noch so weit zurück, daß sein großer Monolog im Lager zerhackt wurde und wirkungslos verblieb. Die letzte Scene nur, die Werbung um Katharina, eine Lustspielscene, spielte er hübsch. Es war ihm da von der Inscenesetzung ein Sprung über ein Gitter angeordnet worden, und den vollbrachte er virtuos. Die Rolle dieses Heinrich geht über die Fähigkeit des Lustspielliebhabers hinaus und verlangt einen jungen Helden, der gesetztes Wesen in sich trägt und bei ruhigem Gemüthe Kraft und Tüchtigkeit athmet. Sogar ein junger Charakterspieler kann sich besser für die Rolle eignen als ein Lustspielliebhaber. Wegen der unmittelbaren Aufeinanderfolge der Stücke hat man dieselben Schauspieler beibehalten zu müssen gemeint, wenn auch diese Schauspieler im folgenden Stücke einen entwickelten und dadurch ganz anders gewordenen Charakter darzustellen haben. Das ist ein Uebelstand, welchen solch' unmittelbare Aufeinanderfolge mit sich bringt.

Und nun die letzte Frage: nützt solches Unternehmen der dramatischen Literatur? Da möchte ich rundweg Nein sagen. Was der strebsame Literat aus Shakespeare's Historien, das heißt aus den einzelnen Scenen des genialen Dichters lernen kann, das lernt er aus der Lectüre. Die Darstellung muß ihn vielfach irre führen. Erzwungene und erkünstelte Erfolge mit Unfertigkeiten in dramatischer Form — und

das sind diese Historien — täuschen den Schüler über die Erfordernisse der Kunstform. Er sagt sich dann: es geht also auch mit dieser Lückenhaftigkeit! Warum sich also bemühen um die geschlossene Kunstform?! Bleiben wir bei diesen hundert Verwandlungen, bei diesen Sprüngen, bei diesen unvermittelt aufeinander folgenden Vorgängen!

In Frankreich wäre das von keiner großen Gefahr für dramatische Dichter; dort ist von der classischen Zeit her eine geschlossene Form absolut nöthig, und der Mangel an Composition wird absolut nicht verziehen. Das weiß der jüngste Dichter, und das Schreiben in unmotivirtem Zusammenhange ist nirgends vorhanden. Bei uns aber ist es im Ueberschwang vorhanden, bei uns laboriren neun Zehntheile dramatischer Hervorbringung am Mangel erfüllter Form. Wir sind überschwemmt vom Dilettantenthum in Theaterstücken; bei uns zur Formlosigkeit noch aufzumuntern, ist wahrlich nicht rathsam.

Dies hat sich just während dieser Saison hier in Wien recht nachdrücklich vor Augen gedrängt. Zwei Originalstücke unsrer Literatur sind in diesem Winter Zugstücke geworden, ein Lustspiel und eine Tragödie, Lindau's „Erfolg" und Wilbrandt's „Arria und Messalina". Beide wirken durch ihre talentvolle Composition, das eine durch eine leichte, das andre durch eine bedeutende. Beide sind von einem hiesigen Hauptkritiker als nichtswürdig hingestellt worden, Wilbrandt's römisches Stück besonders hat den giftigsten Spott erleiden müssen. Derselbe Kritiker ist aber erbaut von den unfertigen Historien. Muß das nicht wie Mehlthau auf unsre schöpferische Dramatik fallen?

Vielleicht auch deshalb hegte Grillparzer einen so tiefen Widerwillen gegen die forcirte Aufführung der Shakespeare'schen Historien und nannte das Beginnen eine „dilettantische Barbarei". Sein Widerwille entstand aus echtem Kunstsinn, welchem schlottrige, unerfüllte Form peinlich widerstand.

Wenn also eine Bearbeitung der Historien versucht werden soll, so muß sie, wie ich schon angedeutet, zuerst und zuletzt von dem Gesichtspunkte aus versucht werden, daß ein motivirter Zusammenhang, daß eine dramatische Composition angestrebt wird. Und dieser Gesichtspunkt ist in den Dingelstedt'schen Bearbeitungen kaum zu entdecken.

Er selbst ist wol ein Poet, aber nicht just ein dramatischer. So ist er wol auch auf Herbeiführung eines Zusammenhangs bedacht gewesen, aber in sehr schwachem Grade. Nicht weil er aus Pietät hätte Aenderungen vermeiden wollen, o nein, er hat Zusätze und Ausführungen gegeben. Aber nicht zur Stärkung des Zusammenhangs, und nicht ohne Aenderungen der Charaktere und des Stils, kurz, Zusätze und Aenderungen, die wir nicht brauchen für den Zweck einer Bühnenbearbeitung. Daneben hat er weggestrichen, was wir brauchen, zum Beispiel des jungen Heinz große Entschuldigungsrede vor dem Vater, als er die Krone weggenommen, weil er den Vater für todt gehalten. Heinz spricht da zu seiner Entschuldigung nur ein Paar Zeilen, und der erzürnte Papa entgegnet sofort — er muß den Shakespeare kennen! — „der Himmel gab Dir ein, sie wegzunehmen". Ein Strich, der unbegreiflich, denn hier bedürfen wir ja dringend der Motivirung für den erzürnten Vater. Als ob der Bearbeiter gerade die dramatische Form, welche den Historien fehlt, in zweite Linie stellen und auch da beseitigen wollte, wo sie im Urtexte vorhanden ist.

Die Inscenesetzung selbst war durchweg geschickt und sorgfältig. Auch war es eine glückliche Idee, die Preise herunterzusetzen für die Shakespearewoche. Die Vorstellungen hatten einzeln nur schwachen Besuch gefunden, und da entschloß man sich zu dem ganz ungewöhnlichen Schritte im Burgtheater, ein Extra-Abonnement, also einen wohlfeileren Preis anzukündigen für diese Woche, welche sie in einer Reihe bringen sollte. Noch mehr: aus dem Ministerium des Auswärtigen erschien ein Schreiben in der Zeitung, welches Burgtheater und Shakespearewoche zum Gegenstand hatte. Im Ministerium des Auswärtigen wird die Censur der Stücke ver-

waltet, welche im Burgtheater gegeben werden. Darauf bezüglich sagt nun selbiges Schreiben, daß diese Censur dem Burgtheater große Freiheit gestattet, daß aber auch das Burgtheater diese Freiheit trefflich benutzt habe. Wir sind sehr brav gewesen, und Du bist auch sehr brav gewesen! Eine Anerkennung seiner selbst und des Nachbars auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Oeffentlichkeit. Und nun folgte, wiederum durch die Zeitung bekannt gemacht, eine Danksagung des Directors an die Schauspieler, daß sie das große Werk so brav unterstützt hätten, und in natürlicher Folge eine höfliche Erwiderung der Schauspieler in der Zeitung, daß sie die gewaltige That ja nur der Führung ihres Chefs verdankten. Ist das nicht der directe Weg nach Byzanz? Aber wol geeignet, ein Publicum in Bewegung zu setzen, welches gern sagen möchte: „ich bin auch dabei gewesen und habe die große, klassisch genannte Action mitgemacht."

Unter einem Gesichtspunkt hat übrigens die Direction des Burgtheaters politisch klug gehandelt, indem sie die ganze Saison den „Historien" gewidmet hat. Sie leidet unter dem Vorwurfe, daß ihr Personal arge Lücken zeige in wichtigen Fächern, daß die jugendlich sentimentale und die jugendlich tragische Liebhaberin fehle, daß der tragische Held fehle und der Heldenvater, daß eine genügende Heldenmutter fehle und eine jugendliche erste Salondame, sowie ein erster Komiker, und daß wegen dieser Lücken, trotz zahlreichen Personals, unsre vaterländischen, wirklich classischen Stücke nicht besetzt werden können, also entweder ganz ausbleiben, oder mit Aushilfen unzureichend besetzt werden müssen. Diesem Vorwurfe wird geschickt ausgewichen durch eine „Historien"-Saison. Da wird unter der hohen Firma Shakespeare die classische Lücke zugedeckt, und die Fachlücken können kaum bemerkt werden. Man kennt ja die neuen Rollen in den „Historien" nicht, man kann nicht vergleichen, wie bei einem König Lear, einem Hamlet oder Macbeth, einer Isabella oder Thekla Schiller's, einem Clärchen oder Gretchen Goethe's, und weil so viel Personen vorübergehen in den „Historien", so muß man wenigstens zugestehen: „das Personal ist doch sehr zahlreich". Die mangelnde innere Kraft des Theaters wird freilich nicht geändert durch solch' politisches Strategem.

Die innere Kraft, die wahre Kraft! In den letzten Tagen erst wieder haben wir hier eine traurige Erfahrung gemacht über Verschleuderung und Vernichtung wahrer Kraft. Herr Robert hat als Narciß hier gastirt. Er war zwei Jahre lang am hiesigen Stadttheater und hatte durch strengen Fleiß sich frei gemacht von Geziertheit und Manierirtheit, welche mit Verläugnung innerer Wahrheit wohlfeile Erfolge sucht in äußerlichen Dingen. Er war eine schöne Hoffnung des deutschen Schauspiels, als er vor sieben Monaten von hier schied. Seit der Zeit hat er denn gastirt und gastirt und ist der ewigen Gefahr des wüsten Gastirens vollständig erlegen. Als Narciß hat er sich uns wieder gezeigt in gesteigerter Unkrautblüthe eines gezierten und manierirten Wesens, verlustig jedes Atoms von Wahrheit, welche die Kunst zur edlen Kunst macht. Ich möchte bezweifeln, daß ein solcher Rückfall in frühere Krankheit nochmals zu heilen wäre.

Schließlich habe ich an meinem Artikel des vorigen Monats zu berichtigen, daß die talentvolle Fürstin Metternich, welche sich in den aristokratischen Vorstellungen so ausgezeichnet, nicht Melanie heißt, sondern Pauline. Ich thue dies nicht, weil der falsche Taufname ihrer dramatischen Laufbahn hinderlich sein könnte bei Engagements-Anträgen, sondern aus trockner Liebe zur Richtigkeit.

Heinrich Laube.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. Mai.

In jäher Plötzlichkeit war an das deutsche Volk, welches in betriebsamer Friedensarbeit und mit eingestandenem tiefen Friedensbedürfniß dem inneren Ausbau seiner politischen Einrichtungen, sowie der Wahrung seiner materiellen Wohlfahrt lebte, die Krieg- und Friedensfrage herangetreten. Nicht, als ob es sanguinisch und übermüthig genug gewesen wäre, sich von französischer Seite keines Vergeltungszuges mehr gewärtig zu halten. Aber man hatte sich daran gewöhnt, im Besitz der Festungen Metz und Straßburg hinreichende Deckung zu erblicken gegen einen etwaigen Ueberfall, man meinte die nördlichere Westgrenze durch die von Europa garantirte Neutralität und Unverletzlichkeit des Königreiches Belgien hinreichend geschützt und war im Uebrigen der Ansicht, daß Frankreich wol im Stande gewesen sei, die seinem National-Wohlstand durch den letzten Krieg geschlagenen Wunden schnell und überraschend genug verharschen zu machen, daß aber seine militairische Wiedergeburt Angesichts namentlich seiner fast ganz offenen Ostgrenze noch manches Jahr hindurch gar zu viel zu wünschen übrig lasse, als daß die „Revanche" schon so bald drohe.

Allein der Staatsmann, welcher auf der Hochwacht der deutschen Geschicke steht, schien nicht so beruhigende Ergebnisse seiner Beobachtung zu verzeichnen gehabt zu haben, und die Symptome, welche sich ihm aufdrängen mochten, waren ihm so bedenklicher Natur, daß er es für geboten hielt, durch ein erstes Alarmsignal die Nation aus ihrer Friedenszuversicht zu erwecken, gleichzeitig aber auch dem Gegner zu verstehen zu geben, daß sein falsches Spiel durchschaut sei und er mithin wohl daran thun würde, seinen diplomatischen und militairischen Vorbereitungen zum nächsten Kriege Einhalt zu thun, wenn er nicht wolle, daß ihn der rächende Wetterstrahl treffe, noch ehe es ihm gelungen, seine Arbeiten zu gedeihlichem Ende zu führen.

Diese militairischen Vorbereitungen waren für Niemand, der sich damit beschäftigen wollte, ein Geheimniß geblieben, seitdem — wie man jetzt weiß — Officiere des deutschen Generalstabs sich der Mühe unterzogen hatten, in den größeren Tagesblättern Deutschlands die Folgen und Zwecke der neuen französischen Heeresorganisation, vor Allem aber des in der Stille in Versailles angenommenen Armeecadres-Gesetzes, sachlich und doch gemeinverständlich zu erörtern. Es war den maßgebenden Factoren Frankreichs — als welche in diesem Falle vielmehr die Gambettisten, denn andere politische Elemente anzusehen sein mochten — nicht so sehr darauf angekommen, möglichst gut, als möglichst schnell und möglichst zahlreich gerüstet zu sein. Die Warnungen des greisen Thiers, der sich hier abermals als getreuer Eckart seines Volkes erwies, hatte man unbeachtet gelassen und somit, vorläufig auf dem Papier, eine Heeresorganisation geschaffen, welche nach militairischer Auffassung nahezu einer Mobilmachung glich und in jedem Fall die Effectivstärke der verfügbaren französischen Truppen derjenigen der deutschen Armeen um ein Beträchtliches überlegen erscheinen ließ. Nun ist freilich die militairische Wissenschaft noch gar nicht einig darüber, ob

das in's Unendliche getriebene Princip der Massenhaftigkeit unserer modernen Armeen da, wo es nicht, wie in Preußen-Deutschland, mit sorgsamster individueller Schulung des Materials Hand in Hand geht, wie jede Uebertreibung nicht seine Gefahren und bedenklichen Consequenzen mit sich führen müsse. Allein die deutsche Staatsleitung hatte doch sicherlich nicht zu beurtheilen, ob sich die französischen Rüstungen in ihrer überhasteten Eilfertigkeit auch schließlich als wirksam erweisen würden; ihr lag im Gegentheil nur ob, von der damit bekundeten Gesinnung Notiz zu nehmen und die so zur Anschauung kommenden, auf Friedensstörung gerichteten Absichten des Gegners von allen jenen Umhüllungen loszuschälen, mit denen sie zu umgeben der Widerpart alles Interesse hatte.

Dies geschah denn auch nicht nur blos hinsichtlich der militairischen, sondern auch in Betreff der mit aller erdenklichen Emsigkeit betriebenen diplomatischen Vorkehrungen, in deren Entwerfung und Ausführung der officielle Minister des Aeußeren, Herzog Decazes, Hand in Hand ging mit den nicht officiellen Vertretern des römischen al Gesù, welche danach strebten, Frankreich zum Kriege zu treiben. Wir haben bereits mehrfach an dieser Stelle jener eigenthümlichen Politik des Herzogs Decazes gedacht, welche vornehmlich darin bestand, vor aller Welt die Miene des unschuldig Leidenden, Schwachen, Friedensbedürftigen anzunehmen, um einerseits das Mitleid der übrigen Nationen, sowie andererseits deren Eifersucht und Neid gegen die neue continentale Vormacht, gegen Deutschland, rege zu machen. Der Minister ging in seinen Aeußerungen so weit, selbst die Vorschrift des Evangeliums, vom Backenstreich auf die rechte und linke Wange, als seine angebliche diplomatische Devise hinzustellen und mit Ostentation zu behaupten, Frankreichs Friedensliebe sei so unwiderruflich, daß, wenn Deutschland es mit Krieg überziehen wolle, es gleich vor Beginn der kriegerischen Operationen um Frieden flehend fragen würde, wieviel Milliarden es zahlen, wieviel Quadratmeilen es abtreten solle.

Während so die Lippen von Friedenshonig troffen und die militairischen Rüstungen eifervoll betrieben wurden, war die Gesellschaft Jesu, im Bunde mit dieser französischen Politik, auch nicht müßig gewesen. Für sie war das neutrale Belgien, gerade wegen seiner international so delicaten Stellung, die geeignetste Operationsbasis. Man hat sich mehrfach gewundert, warum der deutsche Reichskanzler gerade die antideutsche Propaganda in Belgien so ernst genommen, da doch die Hirtenbriefe und Adressen belgischer Provenienz, welche den unbotmäßigen deutschen Clerus in seinem Widerstande gegen die Staatsgesetze ermunterten, schwerlich im Stande gewesen sein dürften, das deutsche Reich irgendwie auch nur vorübergehend zu erschüttern. Die Mehrheit der deutschen Presse hat sich diese Frage nicht genügend zu beantworten gewußt, und doch ist es klar, weshalb Fürst Bismarck, um in Paris verstanden zu werden, gerade in Brüssel den Hebel ansetzen mußte. Es galt der jesuitischen Strategik, im Interesse Frankreichs zunächst, Deutschland in den Ruf zu bringen, als denke es an eine Vergewaltigung der belgischen Rechte und Freiheiten, ja der belgischen Existenz. Darum applicirte man von Belgien aus fortwährend seine kleinen Nadelstiche gegen Deutschland, um den Starken und Mächtigen gegen den Kleinen und Schwachen aufzureizen. Auf diese Weise sollten die Rollen vertauscht werden, und das kirchenfeindliche Deutschland mußte schließlich vor Europa, wie vor den Belgiern selbst, jene Stellung einnehmen, welche vor dem letzten Kriege das napoleonische, annexionslustige Frankreich diesem neutralen Königreiche gegenüber eingenommen hatte. Umgekehrt aber erschien jetzt das republikanische Frankreich — und seine Presse ließ es sich angelegen sein, diesen Schein zu erwecken — als der uneigennützige Helfer und Freund, als der Schützer der belgischen Nationalität vor germanischer Vergewaltigung; und im Falle eines Krieges — daran konnte diesmal kein Zweifel sein — wäre die französische Armee, als das Heer des Befreiers, mit offenen Armen in Belgien, trotz oder wegen der bedrohten Neutralität, empfangen worden, und Frankreich hätte somit auf legalstem Wege erlangt, was ihm sonst nur durch einen flagranten Vertrags- und Neutralitätsbruch möglich gewesen wäre, einen ihm

freiwillig eröffneten Durchgang durch Belgien, der ihm gestattete, Metz und Straßburg zu umgehen und rechts liegen zu lassen, den Krieg aber sofort in deutsches Gebiet zu tragen, wodurch auch der Mangel einer genügenden Befestigung der französischen Ostgrenze mehr als hinreichend gedeckt erschienen wäre. Dies war es, was Fürst Bismarck vorhersah, diesen Plan galt es zu durchkreuzen, und aus diesem Grunde hatte seine diplomatische Controverse mit den belgischen Staatsmännern eine so sehr in's Gewicht fallende Bedeutung.

Dieser belgische Zwischenfall, der neuerdings zur deutschen Note vom 15. April und zur belgischen Antwort vom 30. April, sowie zu mehrfachen Interpellationen im englischen Parlamente und zu längerer Debatte in der Brüsseler Kammer Veranlassung gegeben hat, zeigte deutlich in seinem Verlaufe alle die Merkmale jener Intrigue, die wir soeben skizzirten. Das ultramontane belgische Cabinet, bewußt oder unbewußt, gab sich zum Handlanger des jesuitischen Planes her, und man muß eingestehen, daß es seine Position trefflich auszunützen verstand. Es steifte sich darauf, der Schwächere zu sein, und die Betonung dieses Standpunktes reichte wirklich hin, um es in dem von ihm aufgenommenen diplomatischen Kampfe momentan Sieger bleiben zu lassen. Man soll und darf sich darüber nicht täuschen. Die Antwort des Herrn d'Aspremont-Lynden ist so in überlegene Ironie getaucht, verspricht so wenig und ist doch äußerlich so entgegenkommend in der Form, daß sie die deutsche Reichskanzlei für den Augenblick zwang, dem belgischen Gegner vorläufig das letzte Wort zu lassen; sich vorbehaltend, in dem betreffenden Falle, welcher die Strafbarkeit geplanter Verbrechen anbetrifft, erst in der eigenen Reichsgesetzgebung mit gutem Beispiel voranzugehen, welchem alsdann zu folgen Belgien sich, allerdings nur sehr bedingungsweise, verpflichtet hat. Allein der Triumph des Cabinets Aspremont-Lynden-Malou ist deshalb immer doch nur ein halber; denn wider Willen diente sein Auftreten nur dazu, die Pläne aufzudecken, zu deren Gunsten das gegenwärtige ultramontane Cabinet Belgiens die Neutralität dieses Landes mißbrauchen läßt. Man hat in Petersburg wie wol auch in Wien von diesen Vorgängen ohne Zweifel gebührenden Vermerk genommen.

Dennoch sind alle die aufgetauchten Drohungen, man werde deutscherseits schließlich Belgien seinem Schicksal überlassen, entweder die Unterschrift unter dem Garantieprotokoll vom Jahre 1839 ganz zurückziehen oder doch nur auf derselben Linie, wie England, für die Unverletzlichkeit der belgischen Neutralität fortan eintreten, schwerlich mehr als eine „boutade" leitender Staatsmänner. In Brüssel selbst haben sie wenigstens ihren Zweck verfehlt, weil man meint, daß die Existenz Belgiens, als „tampon" zwischen Deutschland und Frankreich, für das Erstere zu wichtig wäre, als daß man nicht stets jede französische Annexionsbestrebung nach dieser Richtung hin, im eigenen und nicht im belgischen Interesse bekämpfen müßte. Auch läßt sich nicht leugnen, daß von allen Garantiemächten es bisher Preußen-Deutschland allein gewesen, welches zu militairisch-wirksamem Schutz der belgischen Unabhängigkeit sich bereit erwiesen. England hatte dafür von jeher nur die verpflichtendsten Redensarten und das klarliegendste Interesse. Für ein Belgien in ultramontanen, deutschfeindlichen Händen aber würde man sich schwerlich noch einmal in der Wilhelmsstraße echauffiren, und nur ein liberale, antiklerikale Bahnen wandelndes Gouvernement in Brüssel könnte voraussichtlich auch fernerhin auf den gewissenhaften Schutz Deutschlands zählen. Allein so nachdrücklich auch die Winke in dieser Richtung ertheilt worden sein mögen, so wenig hat man sie doch in Brüssel zu verstehen für gut befunden, und so bleibt für uns zunächst dieser ganze belgische Zwischenfall nur als Prüfstein wichtig, der uns zeigte, wie viel oder wie wenig die öffentliche Meinung anderer Länder geneigt ist, den Gängen der deutschen Politik vorurtheilslos zu folgen.

In dieser Beziehung muß es dem Beobachter auffallen, daß im Gegensatz zur englischen Regierung, welche eine auffallend beruhigte Auffassung des Notenwechsels an den Tag legte, die englische Presse sich in wenig freundschaftlichem Tone uns gegenüber erging, so daß sie fast unisono mit den französischen Tagesorganen gegen

Deutschland Partei ergriff und mit der Letzteren die Bismarck'sche Politik öffentlich der Vergewaltigung oder doch der geplanten Vergewaltigung an den belgischen Rechten und Freiheiten zieh.

Frankreichs Verhalten diesen Vorgängen gegenüber war nach alledem, was man dort gegen uns empfinden mußte, ein viel natürlicheres. Freilich hatte noch jüngst, wie oben erwähnt, Herzog Decazes geäußert, man möge nur gleich, wenn Deutschland aus Anlaß der „überhasteten" französischen Rüstungen Frankreich mit Krieg überziehen wolle, die Höhe der Entschädigung und die Zahl der Quadratmeilen bestimmen, welche zu leisten und abzutreten wäre; aber alle derartigen Aeußerungen waren und blieben lediglich Glieder der großen Kette jener Politik der Selbstdemüthigung, welche Minister „Espenlaub", wie man ihn in chauvinistischen Kreisen von Paris spottweis nennt, adoptirt und mit ebensoviel Erfolg als Selbstverleugnung durchzuführen begonnen hatte. Seine Anstrengung war vornehmlich darauf gerichtet gewesen, unter dieser Maske des Gedrückten, Aengstlichen, Schwergeprüften sich die Sympathien namentlich des russischen Hofes ebenso zu eigen zu machen, wie er diejenige der höheren St. Petersburger Gesellschaft schon zu besitzen meinte. Allein, nachdem er sich in dieser Richtung mannigfachen Täuschungen hingegeben, nachdem er mit Hülfe der „Times" in extremis gleichsam noch sich dadurch zu helfen getrachtet, daß er vor ganz Europa eine deutsche Kriegspartei, welche in Berlin übermächtig zu werden drohe, feierlich denuncirte, mußte er schließlich — auch in Wien hatte man seinen Bestrebungen an maßgebender Stelle kein intimeres Verständniß entgegengebracht — die Wahrnehmung machen, daß es ihm mit all' diesen kleinen Mittelchen weder gelungen sei, das Dreikaiser-Einverständniß aus den Angeln zu heben, noch „à donner le change" über die eigentlichen geheimen Zielpunkte der von ihm vertretenen französischen Politik.

Einen Augenblick lang mußte man meinen, das Geschick des Kontinentes liege ausschließlich in der Entscheidung Kaiser Alexanders von Rußland. So sehr feierte man gleicherweise in Paris, wie hier in Berlin die friedfertige Weisheit des Czars. Indeß der demonstrative Besuch des russischen Kaisers bei seinem Ohm in Berlin, der, obwol alljährlich wiederkehrend, doch diesmal ganz besonders bezeichnende Kundgebungen der engen Sympathien im Gefolge hatte, welche beide Herrscher verbinden, mußte auch den Sceptiker überzeugen, daß all' der Liebe Müh' umsonst gewesen war, die man aufgewendet hatte, um Zwietracht zwischen beiden Reichen zu säen. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben und ohne den publicistischen Mißklang, dessen wahrscheinlich in einer Absicht, welche dem Verständniß des Laien zu hoch, unsere officiöse Presse sich schuldig gemacht, indem sie mit unvergleichlichem Egoismus in Abrede stellte, selbst jemals Kriegsbefürchtungen an die Wand gemalt zu haben, und lediglich eine „Lügenliga" von Ultramontanen, Revanchepolitikern und Baissespekulanten dafür verantwortlich machte (eine schlechte Copie der famosen „Polen, Juden und Franzosen", welche die Berliner Märztage des Jahres 1848 allein verschuldet haben sollten), ohne diesen Mißton wäre die neuverbürgte Friedensaera sicherlich allseitig mit ungetrübter Genugthuung aufgenommen worden, um so mehr, als sich nun auch voraussehen ließ, daß die bisher erst noch auf dem Papier bestehende französische Armee-Kadres-Organisation wenigstens in ihren wesentlichsten Bestimmungen auch auf dem Papier allein bestehen bleiben dürfte.

Daß bei dieser Gelegenheit sich auch das Verhältniß Oesterreich-Ungarns zur Dreikaiserpolitik als ein vorläufig in keiner Weise noch erschüttertes erwies, konnte nur dazu beitragen, die Friedenszuversicht zu erhöhen, und so darf man schließlich annehmen, daß man für eine geraume Zeit aus der Epoche der permanenten Beunruhigung wieder herausgetreten sei.

Während dieser hochpolitischen Vorgänge, deren Hangen und Bangen manches bürgerliche Interesse bereits empfindlich geschädigt hatte, war der consequent fortschreitenden gesetzgeberischen Entwickelung des kirchenpolitischen Kampfes in Preußen kaum voll und ganz die ihr gebührende Aufmerksamkeit geschenkt worden. Als

schärfsten und empfindlichsten Schlag nach dem Brodkorbgesetze, den die Curie zu verwinden hatte, muß man unstreitig das neue Klostergesetz gelten lassen, welches nach sorgsamer Prüfung durch den Souverän von diesem gebilligt und alsdann dem Landtage unterbreitet worden war. Mit dieser Genehmigung durch Wilhelm I. schwand für die parlamentarische Centrumspartei auch der letzte Schatten jener Legende, mit der man den Thron umwoben, um die fromme Täuschung zu nähren, als befinde der Monarch sich im Unklaren über die eigentlichen Ziele der vom Staate eingehaltenen, vom Ministerpräsidenten eingeleiteten und vom Cultusminister durchgeführten Kirchenpolitik. Es muß bei König Wilhelm die Nothwendigkeit unverrückbar festgestanden haben, sich nun endlich in dem aufgedrungenen Kampfe aller gesetzlich zu Gebote stehenden Hülfsmittel der Staatsgewalt zu bedienen, daß dieser Souverän zur Gutheißung einer so einschneidenden Maßregel, wie die Schließung der Klöster und aller Ordenscongregationen, schreiten konnte, welche nur eine kleine Einschränkung in Bezug auf jene religiösen Genossenschaften erfuhr, die sich den Zwecken der Krankenpflege und des Unterrichts gewidmet. Im Landtage selbst hatte diese Vorlage die Gesammtheit der Nationalvertretung, mit der natürlichen und alleinigen Ausnahme der römischen Centrumspartei für sich, und die Hierarchie fühlt zum ersten Male seit dem Ausbruch des Conflicts, daß dieser Streich sie an der schmerzhaftesten Stelle trifft.

Vergebens versuchte man den Schlag zu pariren, indem man bemüht war, ähnliche Zwischenfälle jetzt auf kirchenpolitischem Grunde zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland herbeizuführen, wie dies allerdings zwischen Brüssel und Berlin aus gleichen Motiven hätte gelingen können. Der Hirtenbrief des Cardinals Rauscher, mit seinen groben Ausfällen gegen das deutsche Reich und den Altkatholicismus, die famose Leitmeritzer Adresse an den Fürstbischof Dr. Förster von Breslau, die galizische Adresse an den „Märtyrer Polens", den ehemaligen Erzbischof von Gnesen, Msgr. Ledochowski, die Flucht Dr. Försters selbst auf österreichisches Gebiet und die kundgegebene Absicht, seinen preußischen Diöcesan-Antheil vom österreichischen Sprengel aus fortzuverwalten, die angedrohte gastliche Aufnahme der auswandernden preußischen Klosterinsassen: alle diese einzelnen Umstände sind und waren lediglich auf eine Trübung des staatlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und Oesterreich berechnet. Aber dieser Calcül scheiterte an dem gleicherweise in Wien und Berlin jetzt herrschenden festen Willen, sich durch derartige ultramontane Machinationen um keinen Preis aus der einmal innegehaltenen Bahn gegenseitigen Einverständnisses herausdrängen zu lassen, und so hatte auch auf diesem Gebiete das al Gesù in Rom nur Niederlagen zu verzeichnen.

Inzwischen hatte Kaiser Franz Joseph seine Rundreise durch Dalmatien, welches seit 1818 kein österreichischer Herrscher mehr betreten, nahezu beendet. Wien rüstet sich, den Kaiser glänzend zu empfangen, und der Anblick der architektonisch so wunderbar ausgestatteten Vaterstadt wird ohne Zweifel dem Souverän ein Labsal dünken, nach all' den Potemkin'schen Dörfern, die man ihm auf seiner Reise zu zeigen beflissen war. Man sagt, daß der fein empfindende Monarch mehr als einmal auf das Peinlichste berührt wurde durch die verhältnißmäßig bedeutenden Kosten, in welchen die zu Tage tretenden Loyalitäts-Gefühle ein Kronland gestürzt, dessen Armuth verdiente, sprichwörtlich festgehalten zu werden. Die Gegnerschaft der slawischen oder nationalen Partei im Innern des Landes mit der italienischen oder autonomen Partei in den Küstengegenden, weit entfernt, durch die Anwesenheit des Kaisers gemildert oder beschwichtigt zu werden, trat nur noch schroffer in die Erscheinung und verpflanzte ihre nicht stets in civilisirten Grenzen verbleibenden Fehden bis selbst in die nächste Nähe der Majestät Franz Joseph's I. Auch politische Fragen, das Verhältniß zur Pforte und zu Montenegro, schlugen im Verlaufe dieser Kaiserreise durch, und die leicht erklärliche Aufregung, welche in den angrenzenden türkischen Provinzen die christlichen Bevölkerungen ergriff, hatte einen unverkennbaren und mächtigen Rückschlag in Konstantinopel im Gefolge.

Man hat den Sturz des Großveziers Hussein-Avnipascha, dieses erklärten Gegners jeder österreichischen Strebung im Orient, mit den verschiedensten Ursachen erklären wollen. Man hat den Vertrag zur Regelung der Finanzen mit der Banque générale ottomane, man hat die mit Hussein's altem Gegner Mahmudpascha in Verbindung getretenen Interessenten des Ausbaues der rumelischen Eisenbahnen, man hat den directen Einfluß des österreichischen Botschafters Grafen Zichy dafür angezogen — aber obwol nicht geleugnet werden soll, daß jeder einzelne dieser Umstände das Seinige dazu beitrug, die Stellung des Großveziers zu erschüttern, so liegen doch mancherlei Anzeichen vor, welche schließen lassen, daß dem Sultan ein Licht über die wahre Natur seiner Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn erst durch die Reflexe der dalmatinischen Kaiserreise aufgegangen sei und daß es Abdul-Aziz von diesem Zeitpunkte an für geboten hielt, einen Mann fallen zu lassen, dessen einseitiger Patriotismus schließlich nur dazu führen mußte, die Existenz der Türkei in Europa zu gefährden und die erhaltenden Tendenzen der Dreikaiserpolitik in Bezug auf die Pforte in verhängnißvoller Weise abzuschwächen.

Vielleicht, daß auch englische Warnungen der plötzlichen Entschließung des Padischah nicht völlig fremd geblieben, von deren Consequenzen man nur für den Anschluß des türkischen Eisenbahnnetzes an die westeuropäischen Schienenwege das Beste erwartet. Es kommt dabei vom handelspolitischen Standpunkte vor Allem darauf an, der österreichischen Industrie und mit ihr wol auch der deutschen, ein neues Absatzgebiet zu eröffnen, welches bisher fast ausschließlich englischen und französischen Manufacten zugänglich gewesen war. Auf den kleinlichen Widerstreit zwischen cisleithanischen und magyarischen Interessen kommt es dabei weniger an; ob der Anschluß, wie ihn die Ersteren wünschen, direct mit der Türkei bei Novi geschaffen würde, um der deutsch-österreichischen Reichshälfte den näheren Verbindungsweg nach dem Orient zu sichern, oder ob, wie die Ungarn wollen, auf einer Verbindung über Serbien und Ungarn selbst, durch den Ausbau der Linie Sophia-Nisch, bestanden wird, kommt bei dem zu erstrebenden Ziele zuletzt wenig in Betracht. Genug, daß dem englischen Handelsverkehr auf jenem Territorium eine Nebenbuhlerschaft geschaffen werden soll, welches derselbe bisher als eine ihm ausschließlich zustehende Domaine zu betrachten pflegte. In England, wo übrigens in neuerer Zeit ein parlamentarisches Interesse — um es nicht ein platonisches zu nennen — an kontinentalen Vorgängen sich energischer als seit Langem kundgab, mußten die Zwischenpausen, welche die Beschäftigung mit der hohen Politik anderer Staaten ließ, mit seltsamen Discussionen über das Verhältniß von Presse und Parlament ausgefüllt werden, die in den eigenthümlichen, wiewol practisch fast außer Gebrauch gekommenen Privilegien dieses letzteren ihren Grund haben. Der Ruf: „Es ist ein Fremder im Hause" ertönte mehrfach im englischen Unterhause, und die Oeffentlichkeit der Parlaments-Sitzungen konnte dem zu Folge auf Minuten unterbrochen werden. Doch sind heutzutage die Parlamente geradezu abhängig von der Publicität, welche ihnen die Presse leiht; und wenn irgendwo, so begreift man in England, daß freie Presse und Parlament zwei sich intim ergänzende Bollwerke bürgerlicher Freiheit bilden, die getrennt gar nicht gedacht zu werden vermögen.

In Frankreich hat unterdessen die innere Politik so ziemlich, nach all' den Aufregungen der vergangenen Monate, der Natur ihren Tribut dargebracht und geschlafen. Gambetta's Rede allein, im Centrum der rothen Demokratie in Belleville, vor einem ziemlich sorgsam präparirten Publicum die Vortheile erörternd, welche der dritten Republik die Errichtung eines Senats verspreche, hat die fast ungewohnte Stille unterbrochen. Gerade die folgerichtig Denkenden unter des Exdictators radikalen Gesinnungs-Genossen, Louis Blanc voran, haben es nicht über sich vermocht, dem den Umständen, für einen so extremen Politiker allerdings in bedenklicher Weise, Rechnung tragenden Tribunen auf dem von ihm empfohlenen Pfade der Käferphilosophie, die aus allen Blumen Nahrung saugt, zu folgen, und in dieser Beziehung ist schwerlich die eingetretene Secession lange zu verheimlichen. Die nun wie-

der beginnende Session der Nationalversammlung, von Thiers sarkastisch „Die Testaments-Session" genannt, wird uns darüber kaum in Zweifel lassen. Der Nationalversammlung harren noch große Aufgaben, die ihr Gelegenheit genug bieten dürften, sich für die lange Ruhe, die sie in den Parlamentsferien genossen, durch glänzende Redeschlachten zu entschädigen. Für nicht Wenige der ehrenwerthen Abgeordneten dürfte diese Session überhaupt den Abschluß ihrer parlamentarischen Thätigkeit bedeuten; sieht man doch meist schon für den nächsten Herbst den Neuwahlen entgegen, eine Berechnung, die freilich bei der zähen Lebenskraft, welche man im Schloßtheater zu Versailles entwickelt, leicht auch um ein volles Semester zu früh gegriffen sein könnte.

Ganz im Gegensatz zu dem scheinbaren innerpolitischen Quietismus Frankreichs im abgelaufenen Monate, warf das parlamentarische Leben Italiens ziemlich hochgehende Wogen, die allerdings auch nur als eine Art Reflexbewegung der von Deutschland aus inaugurirten Debatte über die Stellung des Papstthums betrachtet werden dürfen. Die Anwesenheit des deutschen Kronprinzen, seine Unterredungen mit König Victor Emanuel in Neapel, sein Verkehr mit dem Ministerpräsidenten Minghetti lieferten zu diesen Vorgängen einen lebhaft bewegten Hintergrund. Ist es doch kein Geheimniß geblieben, daß als Resultat dieses fürstlichen Ausfluges die beruhigende Gewißheit eingeheimst werden konnte, Italien werde sich nimmermehr in den Dienst jener ultramontanen Liga begeben, deren Herstellung die unermüdliche jesuitische Propaganda zunächst mit Zuhülfenahme der Völker lateinischen Ursprungs erträumt. Freilich ist diese negative Haltung noch lange kein positives Eingreifen in den Kampf, welcher die Gegenwart bewegt. Aber das im Innern noch wie vor achtzehnhundert Jahren in Glaubenssachen heidnisch-indifferente Italien wird sich nie zu jenem religiösen Kampfesmuthe aufschwingen, welcher in Deutschland der Auflehnung gegen priesterliche Anmaßung ein so ernstes Relief verleiht. Kaum, daß man sich im Verlaufe der parlamentarischen Redestürme dazu verstand, dem Ministerium die stramme Befolgung jenes selben Garantiegesetzes anzuempfehlen, welches dem Papstthume eine vor jeder internationalen Abrechnung so sehr geschützte Stellung sichert. Das witzige Drohwort, man könne wol eine Verständigung zwischen der Kurie und Deutschland durch Wiederherstellung des Kirchenstaates um so eher anstreben, als man dann ja für alle künftigen Fälle ein Executionsobject bei der Hand habe, konnte nur von einigen deutschen Chauvinisten für baare Münze genommen werden, in Italien hat sich Niemand dadurch beirren lassen; und wer dort auch an der Spitze steht, Minghetti, Sella, Nicotera, Keiner wird an der italienischen Auffassung des Verhältnisses zum Papstthum auch nur das Mindeste ändern.

Das große Fest, welches in den Vereinigten Staaten von Amerika zur Erinnerung an die vor hundert Jahren erfolgte Unabhängigkeitserklärung gefeiert werden wird, bereitet sich schon überall vor. Am 19. April begingen die Städtchen Lexington und Concord in Massachusetts unter einer Betheiligung von mehr als hunderttausend Gästen aus allen Theilen des Landes den Tag, an welchem der erste Schuß in jenen Kämpfen abgefeuert wurde, welche zur Lostrennung der großen Republik vom Mutterlande führten. In Nord-Carolina folgte wenige Tage darauf der Kreis Meklenburg mit einer ähnlichen Feier. Zu den officiellen Jubelhymnen über die Segnungen der Republik passen aber schlecht die Illustrationen, welche man in den Zeitungen findet. Niemals noch ist soviel über Corruption geklagt worden, als eben jetzt. Die Anklagen gipfeln in der Beschuldigung, daß bei einer jüngst stattgehabten Wahl in Chicago der Bürgermeister, der Stadtrath und der Polizeisuperintendent, um ihren Amtstermin zu verlängern, durch Wahlrichter, „die sie mit besonderer Rücksicht auf deren verbrecherische Vergangenheit anstellten", Tausende von falschen Stimmen in die Kästen werfen ließen und somit ihren Zweck erreichten. Da die Gerichte eingeschritten sind, scheinen die Anklagen berechtigt zu sein. In den übrigen Wahlen, die seit dem letzten Berichte stattfanden und die mit Ausnahme von Connecticut nur Localwahlen waren, hat fast überall die demokratische Partei gesiegt und wird somit

bei der nächsten Präsidentenwahl über eine wohlorganisirte und gut disciplinirte Macht verfügen. Unser großer Landsmann, Carl Schurz, wird, wie er selbst erklärt, seinen dauernden Aufenthalt in St. Louis nehmen. Augenblicklich weilt er in Europa. Bei seiner Abreise von New-York, die mit dem Dampfer „Pommerania" nur zwei Tage nach der Abfahrt des verunglückten Dampfers „Schiller" erfolgte, wurden ihm von der deutschen und der amerikanischen Bevölkerung großartige Ovationen dargebracht.

Präsident Lincoln und die amerikanischen Eisenbahnen.

An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

Sehr geehrter Herr!

In dem Aufsatz „Die Geographie der Locomotivconstruction" von M. M. von Weber (Aprilheft der „Deutschen Rundschau") wird auf S. 89 dem Präsidenten Lincoln eine Aeußerung in den Mund gelegt, welche diesem humansten der Menschen eine große Ungerechtigkeit zufügt. — Der Verfasser läßt Herrn Lincoln, als Präsident der Union, im Senat eine Rede halten, in welchem er das Opfer von Menschenleben empfiehlt um andrer Zwecke willen, welche durch das rasche Bauen von Eisenbahnen erreicht werden sollen. Ich habe dagegen zu bemerken:

1) Herr Lincoln war niemals, zu irgend einer Zeit, ein Mitglied des Senates der Vereinigten Staaten.

2) Der Präsident der Union hält niemals Reden im Senat, er liest nicht einmal seine eigene Botschaft in Person.

3) Mit Ausnahme der Pacific-Bahn — welche Staatshülfe erheischte — hatte der Senat der Vereinigten Staaten niemals etwas mit dem Bau von Eisenbahnen zu thun.

4) So menschlich und zartfühlend war Herr Lincoln, daß er auf jede Weise bemüht war, während des Bürgerkrieges Menschenleben zu sparen. Lincoln äußerte niemals eine solche Meinung, wie die „Deutsche Rundschau" ihm zuschreibt.

Einmal, in der That, als er gezwungen war, ein massenhaftes Aufgebot von Truppen zu verlangen, begründete er dieses damit, daß dies augenblickliche Opfer von Menschenleben ferneres Blutvergießen verhindern würde, indem es den Krieg zu einem raschen Ende brächte; — eine Aeußerung, welche der mildgesinnte Kaiser Wilhelm und Graf von Moltke vollkommen gebilligt haben würden. Vielleicht war es dieses humane, weise und patriotische Wort, welches dem Verfasser vorschwebte, als er von der unentschuldbaren Vergeudung menschlichen Lebens durch das rasche Bauen von Eisenbahnen sprach.

Uebrigens ist, thatsächlich, der Verlust an Menschenleben auf den amerikanischen Eisenbahnen gegenwärtig geringer, als auf den englischen, und — ich glaube — nicht größer, als auf den deutschen, im Verhältniß zu der Zahl der Reisenden hier und dort. Aber in Deutschland sucht man Eisenbahnunfälle zu vertuschen, während sie in Amerika übertrieben werden. Seien wir gerecht und wahr!

Hochachtungsvoll

Berlin, 21. April 1875. Dr. Jos. P. Thompson.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.3

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY